Presented to

The University of Toronto Library

from the Books of

Professor Velyien Ewart Henderson
M.A., M.B., F.R.S.C.
(1877-1945)

For many years Chairman of
the Library Committee of
the Faculty of Medicine

Deutsche Arbeit in Böhmen.

HG
B12498

Deutsche Arbeit in Böhmen.

Kulturbilder

von

Dr. Friedrich Adler, Prof. Dr. Ad. Bachmann, Dr. Richard Batka, Joseph Bendel, Dr. Rudolf Fürst, Prof. Dr. Joseph Grunzel, Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, Prof. Dr. Alfred Klaar, Prof. Dr. Philipp Knoll, Karl Kostka, Prof. Dr. Victor v. Kraus, Prof. Dr. Gustav C. Laube, Prof. Dr. Joseph Neuwirth, Dr. G. E. Pazaurek, Dr. Ludwig Schlesinger, Heinrich Teweles und Dr. W. Toischer.

Herausgegeben

von

Hermann Bachmann.

Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.

475346
1.6.48

Berlin
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
1900.

Alle Rechte nach dem Gesetz vom 11.½Juni 1870 vorbehalten.
Nachdruck, auch einzelner Aufsätze, untersagt.

Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

Zur Einführung.

Eindringlicher und teilnahmsvoller, denn je zuvor, hat sich in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise des deutschen Gesamtvolkes den Stammesbrüdern in Böhmen und dem wechselvollen Gange ihres nationalen Erhaltungskampfes zugewandt, der bis vor kurzem nur von einer beschämend kleinen Minderheit beobachtet und in seiner ganzen Bedeutung erkannt worden war; zusehends schmilzt die Zahl Jener zusammen, die jede Regung ihres stumpf und träge gewordenen deutschen Gewissens immer wieder mit dem eigens für sie erfundenen Hohnwort von dem böhmischen „Krieg um den Nachtwächter" einzulullen bedacht waren. Solcher gab es selbst in den deutschen Alpenländern Oesterreichs nicht wenige, um wieviel mehr natürlich im Deutschen Reich, dessen öffentliche Meinung den richtigen Maßstab für die Beurteilung der Tragweite der Vorgänge in Böhmen desto schwerer gewinnen konnte, je weniger Notwendigkeit, ja nach mancher Meinung auch nur Rätlichkeit, sich mit ihnen zu befassen, für sie vorzuliegen schien. Hierin ist allmählich ein erfreulicher Wandel eingetreten: überall, wo in Oesterreich Deutsche wohnen, hat nachgerade der Begriff der deutschen Gemeinbürgschaft ins Volksbewußtsein Eingang gefunden und die Erkenntnis sich Bahn gebrochen, daß die Zukunft des gesamten österreichischen Deutschtums auf dem Boden Böhmens sich entscheiden wird, und ebenso ist im Deutschen Reich eine tiefere, ernstere Auffassung des Ringens zwischen Deutschtum und Slaventum an Moldau und Elbe zum Durchbruch gelangt.

Gleichwohl giebt sich hier wie dort nur eine verhältnismäßig sehr kleine Zahl derer, welche den äußern Verlauf des immer aufregendere Formen annehmenden Kampfes mit aufmerksamem Blick verfolgen, klare Rechenschaft darüber, welch reicher, alter

Kulturbesitz für die deutsche Gesamtnation in Böhmen auf dem Spiele steht, welch gewaltige Summe geistiger und materieller Arbeit in dem seit einem Jahrtausend mit deutschem Blut und Schweiß gedüngten böhmischen Boden geborgen liegt, wie groß der Anteil des Deutschtums in Böhmen an der Kulturarbeit des deutschen Gesamtvolks von grauer Vorzeit an bis in die lebendige Gegenwart hin ist und welch befruchtenden Einfluß es auf das neben ihm im Lande lebende Slavenvolk geübt hat, dessen zu stattlicher Höhe gediehene Kultur in Allem und Jedem auf deutschen Ursprung, deutsche Vorbilder, deutsche Lehrmeister hinweist.

Alles dessen ist sich aber auch gar mancher Deutsche in Böhmen selbst nicht voll bewußt; die Tag für Tag sich erneuende nationale Daseinssorge, der unabläßige Abwehrkampf wider das Slaventum, das an unzählbaren Stellen gleichzeitig gegen den deutschen Besitzstand vordringt, lassen manch treuen Hüter deutschen Wesens in Böhmen gar nicht zum Erfassen der großen Zusammenhänge, nicht zur Erkenntnis gelangen, welch hohe Güter er auf dem engumhegten Posten verteidigt, wohin das Schicksal und sein Gewissen ihn gestellt haben.

Darum erschien es als ein nützliches Werk, den Deutschen in Böhmen und den Deutschen außerhalb Böhmens in einer Reihe von Einzeldarstellungen ein Bild zu entrollen, welche Fülle von Tüchtigkeit, unabläßigem Arbeitsfleiß, unerschütterlichem Mut und redlichem Idealismus das Deutschtum aufgewendet hat, um aus der von Wäldern und Sümpfen erfüllten Wildnis zwischen den Hängen des Riesengebirges und den Quellen der Moldau das reiche, blühende Land zu schaffen, das heute die kostbarste Perle in dem Kaiserdiadem der Habsburger darstellt. Dieses Bild kann und will nicht erschöpfend sein, da sonst sein Rahmen ins Ungemessene erweitert werden müßte — es soll nur in den Hauptzügen die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand der deutschen Kultur in Böhmen zeigen, wird aber auch so hoffentlich dazu beitragen, einerseits den Deutschen in Böhmen zur Stärkung ihres nationalen Selbstgefühls zu dienen und zur Anfeuerung ihres Widerstandsmutes gegenüber jedem Versuche, sie aus ihrem altererbten, täglich neuerkämpften Heimatboden zu entwurzeln und am eigenen Herd zu Fremdlingen zu

machen, andrerseits bei den Deutschen außerhalb Böhmens das Verständnis für den nationalen Erhaltungskampf ihrer hartbedrängten Volksgenossen zu vertiefen und die Teilnahme an deren Geschicken zu beleben.

Allerdings erschöpft sich hierin nicht der Zweck dieses Buches, das keine auf Augenblickswirkungen berechnete national-politische Streitschrift sein will. Heiße, innige Liebe zur deutschböhmischen Heimat hat den Gedanken einer umfassenden Schilderung der in Böhmen verrichteten Kulturarbeit des Deutschtums entstehen lassen und eine Schar erlesener Mitarbeiter zu gemeinsamem Wirken zusammengeführt, aber diese Liebe hat der Sachlichkeit, Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit der Darstellung keinen Eintrag gethan. Strenger wissenschaftlicher Ernst, der keiner Selbsttäuschung, keiner Selbstgefälligkeit, keiner Ueberhebung Raum gewährt, hat jedem einzelnen dieser Mitarbeiter die Feder geführt, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die sachliche Unanfechtbarkeit der Schilderung ist jedem einzelnen Abschnitte dieses Buches aufgeprägt, das so geworden ist, als was es gedacht war: nicht ein Panegyrikus, sondern ein von redlichem Wahrheitsmut erfüllter Rechenschaftsbericht des Deutschtums in Böhmen als Kulturmacht, eine zuverlässige Quelle für jeden, Freund wie Feind, der, um diesem Deutschtum gerecht werden zu können, es da suchen will, wo es nach Julian Schmidt's bekanntem Wort in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, bei seiner Arbeit.

Neben Liebe und Wahrhaftigkeit ist auch Gerechtigkeit diesem Buche zu Paten gestanden — Gerechtigkeit nicht allein gegenüber dem Deutschtum, sondern auch gegenüber den Slaven in Böhmen. Der nationale Haß, der seit mehr als einem Menschenalter das öffentliche Leben in Böhmen vergiftet und verwüstet, ist eine Note, die an keiner Stelle dieses Buches angeschlagen wird. Der heilige Zorn über die unablässige Bedrohung der kostbarsten nationalen Güter des Deutschtums in Böhmen, die gerechte Erbitterung ob der sich stetig erneuenden und verschärfenden Unbilden, denen dieses sich ausgesetzt sieht, diese nur allzu berechtigten Empfindungen klingen nur ganz vereinzelt, und auch da nur ganz gedämpft in dieses Buch hinein, das an mehr als einer Stelle der

Begabung, Strebsamkeit und Tüchtigkeit der Tschechen und ihren Leistungen auf verschiedenen Gebieten des menschlichen Fortschritts volle Gerechtigkeit angedeihen läßt. Wie könnte das freilich auch anders sein in einem Buche, das von deutscher Kulturarbeit in Böhmen berichtet, da doch im Grunde alle Kultur, die in Böhmen vorhanden ist, auch die der Tschechen, in dem großen Hauptbuche der Menschheit für das Deutschtum gebucht steht und gewissermaßen die Marke „made in Germany" trägt? Das ist eine Thatsache, gegen die nur ein künstlich überhitzter Chauvinismus sich auflehnen, der sich aber niemand wirklich verschließen kann, der die durch die geographische Lage Böhmens bedingte Geschichte dieses Landes auch nur in ihren Hauptzügen kennt und der urewigen Grundgesetze eingedenk ist, nach denen alle menschliche Entwickelung sich vollzieht und denen Völker und Staaten nicht minder unterworfen sind, als jeder Einzelne. Erfahrungsgemäß vermag das Bewußtsein kultureller Zusammengehörigkeit zwar nicht politische und wirtschaftliche Gegnerschaften zwischen verschiedenen Nationen aus der Welt zu schaffen, aber doch die Formen, in denen sie sich geltend machen, allmählich zu mildern. Könnte das vorliegende Buch nach der tschechischen Seite hin auch nur ganz vereinzelt in diesem Sinne wirken und zur Sänftigung der überschroffen gegnerischen Kampfessitten beitragen, dann wäre dies ein gar wertvoller Erfolg.

Allein die Hoffnung hierauf ist nur sehr gering. Wohl ist die Zahl derer unter den Tschechen im Wachsen, die sich immer besorgter fragen, ob mit der fortgesetzten Verschärfung der Angriffe auf das Deutschtum denn wirklich den Interessen der tschechischen Nation gedient werde oder nicht vielmehr nur dem Vorteil jener Gruppe feudaler Adelsgeschlechter, deren politische Macht in demselben Augenblicke, wo Deutsche und Tschechen zu einer dauernden friedlichen Verständigung gelangten, zu einem Schatten dahinschwinden müßte und die darum die Rolle des Mittlers zwischen den beiden entzweiten Nationen, die sie für sich in Anspruch nimmt, immer wieder zur Vereitelung jedes Verständigungsversuches benützt. Aber noch ist diese Erkenntnis bloß auf Einzelne unter den Tschechen beschränkt, und diese Wenigen tragen Scheu, auf offenem Markte ihre Stimme zu erheben und sich dadurch den Angriffen jener verblendeten Fa-

natiker preiszugeben, die in völliger Verkennung der in der europäischen Politik wirkenden Kräfte die Aufrichtung eines selbstständigen tschechischen Staates im Herzen Europas, an den Grenzen des deutschen Reiches, für möglich und für das Ziel halten, an dessen Erreichung die tschechische Nation den letzten Hauch setzen müsse. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß es den Deutsch-Böhmen noch für lange hinaus nicht gegönnt sein wird, von dem ihnen seit mehr denn einem Menschenalter aufgezwungenen Kampfe um die Erhaltung ihrer nationalen Eigenart und die Anerkennung ihres Selbstbestimmungsrechtes auf dem eigenen Heimatboden auszuraften und im Frohgefühl endgiltiger Sicherheit ihres Volkstums all ihre reiche Kraft unzersplittert den Werken friedlicher Arbeit für geistigen und materiellen Fortschritt zuzuwenden. Wenn man sich vor Augen hält, welche Fülle erfolggekrönter Arbeit auf allen Gebieten der Kultur der deutsche Stamm in Böhmen mitten in jahrzehntelangen, eine Unsumme der besten Volkskräfte bindenden und verbrauchenden Kämpfen um die Wahrung seiner nationalen Güter zu vollbringen vermochte, dann eröffnen sich für die Friedenstage, die endlich kommen müssen und werden, blendende Perspektiven: welche Leistungen sind von diesem hochbegabten, von leidenschaftlichem Fortschrittsdrang beseelten, ebenso zähen, wie thatkräftigen und arbeitsfrohen Volk erst zu erwarten, wenn es, unbehindert durch nationale Daseinssorgen, mit ungeteilter Kraft in friedlichem Wetteifer mit seinen slavischen Landesgenossen seine Fähigkeiten entwickeln und bethätigen darf! Für Poesie, Wissenschaft und Kunst, für Gewerbe und Handel wird an dem Tage des nationalen Friedensschlusses in Böhmen eine Blütezeit anbrechen, deren Segen den Tschechen nicht minder zu gute kommen wird, als den Deutschen, und wieder, wie vor Jahrhunderten, wird Böhmen zu den reichsten, regsamsten und glücklichsten Provinzen der gesitteten Menschheit zählen.

Schier mit den Händen zu greifen ist diese verheißungsvolle Zukunft, und doch liegt sie aller Berechnung nach noch in weiter Zeitenferne. Sie heraufzuführen giebt es nur ein Mittel: die gesetzliche Anerkennung der durch keine Sophistereien und Berufungen auf ein nebelhaftes, seinen eigenen Anwälten ganz unklares „Staatsrecht" aus der Welt zu schaffenden Thatsache

eines geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Böhmen, auf dem über zwei Millionen Deutsche ganz oder nahezu unvermischt mit Slaven seit Jahrhunderten ansässig sind. Auf diesem ihrem alten Heimatboden verlangen sie deutsche Verwaltung und deutsche Rechtsprechung. Von dieser Forderung, deren Gerechtigkeit unanfechtbar ist und die auch von tschechischer Seite nicht mit sachlichen, sondern nur mit „staatsrechtlichen" Einwänden bekämpft wird, können und werden die Deutsch-Böhmen nicht ablassen, da ihre Erfüllung allein ihnen für alle Zukunft sichere Gewähr gegen Störungen ihres nationalen Eigenlebens zu bieten vermag, nur auf dieser Grundlage ist eine Dauer verheißende Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen denkbar. Schon einmal, vor einem Jahrzehnt, gewann es den Anschein, als sei der Frieden vor der Thür; das war damals, als auf Einladung des Grafen Taaffe in Wien eine deutsch-tschechische Ausgleichskonferenz zusammentrat und eine Reihe von Punktationen vereinbarte, die auf die nationale Abgrenzung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke, die Errichtung nationaler Kurien im böhmischen Landtage und andere, die Reibungsfläche zwischen Deutschtum und Tschechentum verringernde Maßnahmen hinausliefen. Dieser Ausgleich, auf den Deutsche, Tschechen und Feudaladel sich in feierlicher Form verpflichtet hatten, kam dennoch zum Scheitern, da Tschechen und Feudale ihn im Augenblick der Durchführung im Stiche ließen; nichts ist davon übrig geblieben, als die noch rechtzeitig unter Dach und Fach gebrachte Teilung des Landesschulrates und des Landeskulturrates in nationale Sektionen. Das damals abgebrochene Verständigungswerk muß früher oder später wieder aufgenommen werden, und es wird gelingen, sobald die Tschechen sich auf ihren wahren Vorteil besinnen und allgemein darüber klar sein werden, daß einzig und allein der Feudaladel aus der Fortdauer des Nationalitätenzwistes in Böhmen Nutzen zieht. Aber ehe diese Erkenntnis reift, wird noch manche Welle die Moldau hinabrinnen, und die Deutschen in Böhmen müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, noch für lange hinaus Mann für Mann auf den Schanzen stehen zu müssen.

Von Natur aus starkmütig und zäh, durch eine überaus

wechselvolle Geschichte, durch Drangsale und Widrigkeiten aller Art gestählt, des Kampfes nicht froh zwar, aber gewohnt, trügerischem Optimismus bezüglich dessen, was ihnen im Falle schwächlichen Verzagens und selbstvergessener Nachgiebigkeit bevorstünde, nachgerade unzugänglich geworden, sind die Deutschen in Böhmen innerlich wie äußerlich wohlgerüstet, ihr gutes Recht, für das sie nun schon so lange Jahrzehnte streiten, auch noch durch weitere Jahrzehnte zu verfechten, so lange, bis es sich zum Siege durchgerungen haben wird. Im Besitze klug ersonnener, unablässig vervollkommneter Organisationen zur Erhaltung und Befestigung des Deutschtums an den Sprachgrenzen, sind sie imstande und sorgsam bedacht, wirtschaftlich schwache nationale Positionen planmäßig zu kräftigen und so den Nachteil, den die ungleichmäßige Verteilung des durchschnittlich recht hohen Volkswohlstandes auf die einzelnen Gaue Deutsch-Böhmens mit sich bringt, zu mildern. Das materielle und geistige Berieselungssystem, wie die von einer ganzen Reihe von Vereinigungen für nationale Kleinarbeit entfaltete Thätigkeit einmal genannt worden ist, hat sich in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren zu solcher Vollkommenheit entwickelt, daß es heute kaum noch ein Fleckchen deutschen Bodens in Böhmen giebt, das außer seinem Bereich geblieben wäre. In dieser bis ins Kleinste durchgeführten nationalen Organisation der Deutschböhmen liegt die zuverlässigste Gewähr dafür, daß sie, wie alle bisherigen, auch die ihrer noch harrenden Schicksalsprüfungen im großen Ganzen unversehrt überdauern und sich durch alle Stürme und Bedrängnisse hindurch behaupten werden. Und dies nicht nur dort, wo sie in dichtgeschlossenen Massen bei einander wohnen, sondern auch auf den vorgeschobenen Posten an den Sprachgrenzen, auf den Sprachinseln und in einzelnen gemischtsprachigen Städten des Landes, wo sie als Minderheit tschechischen Bevölkerungsmehrheiten gegenüberstehen. Gerade auf solchen weit in die slavische Flut hinausgeschobenen Posten tritt am sinnfälligsten in die Erscheinung, welche Fülle sittlicher, geistiger und materieller Kraft dem Deutschtum in Böhmen innewohnt. Das gilt nicht allein von Prag, dem in diesem Buche ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, sondern auch von manch anderem Punkt, wo das Deutschtum infolge wirtschaftlicher Vorgänge mehr und

mehr in die Minderheit gedrängt wird, und sich dennoch aller Entwurzelungsversuche mit zäher Kraft erwehrt und eine nationale Lebensführung in stattlichem Stile aufrecht hält. So, um nur ein Beispiel anzuführen, in Pilsen, wo kaum zehntausend Deutsche, auf welche die fünf- bis sechsfache Zahl der Tschechen einen schonungslosen politischen Druck ausübt, ein blühendes, reichgegliedertes Schulwesen besitzen, in zahlreichen Vereinen wissenschaftlichen, künstlerischen, geselligen, wirtschaftlichen und politischen Zielen nachgehen, über ein prächtiges Theater, ein deutsches Vereinshaus, eine Turnhalle, alles Schöpfungen eigener Kraft, verfügen, und in Industrie, Bergbau und Großhandel noch immer weitaus den Vorrang behaupten. Aehnliches gilt auch von Budweis, wo die Ueberzahl der Tschechen bisher freilich noch durch die wirtschaftliche, geistige und soziale Ueberlegenheit des Deutschtums paralysiert wird, das aber auch als die „nationale Herzkammer Südböhmens" eine ganz besondere Stellung unter den deutsch-böhmischen Städten einnimmt.

Seine schwersten Einbußen hat das Deutschtum in Böhmen dem Umstande zu danken, daß es ihm bis vor wenigen Jahrzehnten an einem einheitlichen Stammesgefühl gebrach, eine Folge davon, daß die Besiedelung Böhmens mit Deutschen weder gleichzeitig noch durch einen einzigen deutschen Stamm, sondern in beträchtlichen Zeitabständen und von verschiedenen Teilen des Mutterlandes her geschehen war. Von einem nationalen Solidaritätsbewußtsein des Riesengebirglers mit dem Böhmerwäldler, des Egerländers mit dem Elbthaldeutschen war bis weit in das vorige Jahrhundert hinein nichts zu merken. Erst „mit ihrem heiligen Wetterschlag die Not", die plötzlich zu gleicher Zeit gegen alle deutschen Stellungen in Böhmen andringende slavische Gefahr, rief die Erkenntnis der politischen Interessengemeinschaft und nationalen Zusammengehörigkeit aller in Böhmen ansässigen Deutschen wach und schuf den Begriff „Deutsch-Böhmen", der seither mit erstaunlicher Schnelligkeit in das Volksbewußtsein gedrungen ist und darin feste Wurzel gefaßt hat. Im Kleinen vollzog sich da innerhalb weniger Jahre ein ähnlicher geistiger Prozeß, wie ihn im Großen die deutsche Nation innerhalb einiger Jahrhunderte durchgemacht und vor nun dreißig Jahren äußerlich zum Abschluß gebracht hat. Seit

die Deutschen in Böhmen sich als „Deutsch-Böhmen", als Angehörige eines allerdings aus verschiedenartigen Stammeselementen zusammengewachsenen eigenen „deutsch-böhmischen Stammes" fühlen, hat sich der nationale Abbröckelungsprozeß an den Sprachgrenzen außerordentlich verlangsamt. Jedes noch so kleine Häuflein deutscher Bürger oder Bauern hat Anlehnung an die Gesamtheit des Deutschtums in Böhmen und damit jenen festen Rückhalt gewonnen, dessen Fehlen allein es verschuldet hat, wenn in früherer Zeit Städte wie Neuhaus und Taus und ganze breite Striche längs der Sprachengrenze fast ohne Widerstand der Slavisierung anheimfallen konnten.

Auf die Vertiefung und immer festere Verankerung des deutsch-böhmischen Stammesgefühls hinzuwirken ist eine der wichtigsten Pflichten, von deren gewissenhafter Erfüllung durch jeden Einzelnen für die Zukunft des Deutschtums in Böhmen viel, wenn nicht alles abhängt, ganz besonders in Zeiten politischer Zerklüftung dieses Deutschtums, wie der gegenwärtigen. Kaum ein Mittel aber kann diesen Zweck wirksamer fördern, als die unablässige Erinnerung an die seit langen Jahrhunderten gemeinsam verrichtete Kulturarbeit der verschiedenen Bestandteile des Deutschtums auf dem böhmischen Boden, der Hinweis auf die reichen Ergebnisse dieser nur zu oft durch Blut geweihten Arbeitskameradschaft, die unter der Einwirkung äußerer Verhältnisse, für deren Herbeiführung die Deutsch-Böhmen keine Verantwortung trifft, zu einer politischen Kriegskameradschaft geworden ist.

In diesem Sinne zu wirken ist eine der Absichten dieses Buches, das, wie schon eingangs angedeutet wurde, sich ebenso an die Deutschen in Böhmen wie an die Deutschen außerhalb Böhmens wendet. Die erste Anregung zu seiner Herausgabe ist einem treubewährten Freunde der deutschen Sache in Böhmen, Karl Emil Franzos in Berlin, zu danken, der schon vor Jahren den Spuren deutschen Kulturwaltens auf slavischem Boden feinsinnig nachgegangen ist; er gewann dem Buche auch den Verlag. Eine sehr wesentliche Förderung dankt das Buch dem freundlichen Entgegenkommen der Prager „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Litteratur und Kunst in Böhmen", die einen beträchtlichen Teil der Herstellungskosten auf

sich nahm. Vor allem aber ist das Zustandekommen des vorliegenden Bandes einer Anzahl deutscher Gelehrten und Schriftsteller zu danken, die der an sie ergangenen Bitte um ihre Mitarbeiterschaft aufs bereitwilligste entsprachen und jeder an seinem Teile mit freudigem Eifer ans Werk gingen. Aus der Art, wie das Buch entstanden ist, erklärt es sich, daß einige der darin zusammengefaßten Schilderungen sich untereinander in einzelnen Punkten berühren; dies zu verhüten hätte Aenderungen nötig gemacht, die mit der inneren Einheitlichkeit der davon betroffenen Artikel nicht vereinbar gewesen wären und darum auf die Gefahr gelegentlicher Wiederholungen hin unterlassen wurden. Allen Mitarbeitern an dem Buche hier den wärmsten Dank zu sagen ist mir ein Herzensbedürfnis. Zwei dieser Männer, Ludwig Schlesinger und Philipp Knoll, weilen nicht mehr unter den Lebenden. Beide hatten sie mit dem ganzen nationalen Enthusiasmus, der sie ihr Leben lang beseelte, den ihnen vorgelegten Plan dieses Buches begrüßt und als die ersten unter allen Mitarbeitern die von ihnen übernommenen Aufsätze eingesandt. In rascher Folge hat der Tod sie dem deutschen Volke in Böhmen, dem all ihr Fühlen und Denken und die ganze Arbeit ihres Lebens geweiht war, erbarmungslos entrissen. An ihren Gräbern, die jedem Deutsch-Böhmen Weihestätten sind, sei mit trauervollem Herzen der Dank für ihr Verdienst um dies Buch niedergelegt.

Berlin, im September 1900.

Hermann Bachmann.

Inhalt.

Zur Einleitung. Vom **Herausgeber** V

Deutsch-Böhmen. Landeskundlicher Umriß. Von **Prof.** Dr. **Gustav C. Laube** 1

Die Ansiedelung der Deutschen in Böhmen (1197—1306). Von Dr. **Ludwig Schlesinger** 39

Böhmens staatsrechtliche Beziehungen. Von **Prof.** Dr. **Ad. Bachmann** 75

Das deutsche Volkstum in Böhmen. Von **Prof.** Dr. **Adolf Hauffen** 107

Deutsche Litteratur in Böhmen.

I. Die ältere Litteratur bis 1750. Von Dr. **W. Toischer** 133

II. Die neuere Litteratur (1750—1850). Von **Prof.** Dr. **Alfred Klaar** 156

III. Die neueste Litteratur (1850—1900). Von Dr. **Rudolf Fürst** 188

Deutsche Kunst in Böhmen.

I. Die ältere Kunst. Von **Prof.** Dr. **Joseph Neuwirth** 207

II. Die neuere Kunst. Von Dr. **Friedrich Adler** . . 237

Deutsche Tonkunst in Böhmen. Von Dr. **Richard Batka** 246

Deutsche Bühnenkunst in Böhmen. Von **Heinrich Teweles** 262

Deutsche Wissenschaft in Böhmen. Von **Prof.** Dr. **Philipp Knoll** 280

Das Schulwesen Deutsch-Böhmens. Von **Prof.** Dr. **Victor von Kraus** 294

Deutsche Industrie in Böhmen. Von **Prof.** Dr. **Joseph Grunzel** 317

Das deutsche Kunstgewerbe in Böhmen. Von Dr. **G. E. Pazaurek** 351
Handwerk und Hausindustrie in Deutsch-Böhmen. Von **Karl Kostka** 368
Adel, Bürger- und Bauernstand in Deutsch-Böhmen. Von **Joseph Bendel** 383
Die Kurorte Deutsch-Böhmens. Von **Prof.** Dr. **E. Heinrich Kisch** 436
Das deutsche Prag. Von **Prof.** Dr. **Alfred Klaar** . . 447

Deutsch-Böhmen.

Landeskundlicher Umriß

von

Prof. Dr. Gustav C. Laube.

Deutsch-Böhmen, der Landstrich, den seit Jahrhunderten eine seßhafte deutsche Bevölkerung in Böhmen innehat, umfaßt in einem weiten, beinahe das ganze Land umspannenden Bogen dessen Inneres. Von jeher fielen seine äußeren Grenzen mit den politischen und natürlichen des Landes zusammen; aber die innere, gegen den Wohnsitz der slavischen Bevölkerung gekehrte, hat zu verschiedenen Zeiten einen anderen Verlauf als heute gehabt, und an ihrer Verschiebung nach auswärts, nach der deutschen Seite hin, arbeitet man seit Jahren von tschechischer Seite mit zäher Ausdauer und — leider müssen wir es gestehen — nicht ohne Erfolg, wo Lauigkeit und Sorglosigkeit noch immer dazu Gelegenheit giebt. Aber wir können auch sagen, daß das allenthalben erwachte und erwachende Stammesbewußtsein der deutschen Bevölkerung in unseren Tagen dem Vordringen der slavischen in unser Gebiet mit größerer Nachhaltigkeit den Weg verlegt.

Die Linie*), welche wir heute zur Abgrenzung des deutschen Besitzes vom tschechischen in Böhmen ziehen, ist noch nicht endgiltig festgelegt, und unter den obwaltenden Umständen ist an ihrem Verlaufe ein weiteres Abbröckeln zu Ungunsten der Deutschen immer noch möglich. Sie läßt sich keineswegs nach geographischen Grundlagen feststellen, sie springt, wie die Bevölkerung eben seßhaft ist, bald vor, bald zurück, aber sie gewinnt immer mehr an Schärfe und Beständigkeit, je mehr die noch vorhandenen gemischtsprachigen Ortschaften sich in einsprachige umwandeln, unter dem Einflusse der Schule die deutsche Sprache hier, die

*) Paul Langhans, Karten der Verbreitung von Deutschen und Slaven in Österreich, Gotha, Perthes 1899, sind zur leichteren Gewinnung einer Übersicht zu empfehlen.

tschechische dort Geltung gewinnt und die Wechselbeziehungen, welche ehedem beide Volksstämme einander näher brachten, infolge der nunmehr schon geraume Zeit bestehenden und wachsenden nationalen Zwistigkeiten immer geringer werden.

Die Linie der Sprachgrenze beginnen wir im Nordosten des Landes, wo ein schmaler, von Tschechen besetzter Streifen von Nachod bis in die Grafschaft Glatz reicht, am Südrande des Braunauer Ländchens. Sie folgt dem Südwestabfall des Faltengebirges bis Bodisch, geht über Matha-Mohren nach Starkstadt und von da am Radowenzer Rücken nordwärts nach Markausch, dann an die Aupa, westlich von Eipel hinab nach Schurz-Gradlitz zur Elbe, von Dubenetz zum Switschinberge und von da auf der rechten Seite der Elbe aufwärts gegen Arnau und Hohenelbe an den Fuß des Riesengebirges. Diesem im Bogen entlang unter Ober- und Nieder-Rochlitz zum Iserthal, von da quer über den Rücken von Hochstadt bei Pasek vorüber nach Swarow unterhalb Tannwald. Sie übersetzt die Kamnitz und folgt auf ihrem rechten Ufer dem hier beginnenden Schwarzbrunnrücken bis unter Gablonz, von wo sie südlich nach dem Kopainberge und ins Mohelkathal ausbiegt, die Städte Liebenau und Böhm. Aicha umzieht und zum Westfuße des Jeschkengebirges zurückbiegt. Von diesem nimmt sie ihre Richtung südwestlich gegen Hühnerwasser nach Krupai und die Bösigkuppen und geht von diesem hinüber an den Wratner Berg nördlich von Wemschen. Sie erreicht von da das Libocher-Schelesner Thal südlich von Dauba und mit Liboch selbst die Elbe, längs welcher nun bis Theresienstadt ein schmaler Streifen auf der linken Seite die Sprachgrenze bildet. Bei der letztgenannten Stadt läuft sie nun südlich von Lobositz vorüber nach Trebnitz, umzieht das Mittelgebirge auf der Südseite bis Weberschan bei Laun und setzt bei Priesen unterhalb Postelberg über die Eger. Weiterhin nimmt unsere Grenzlinie ihre Richtung über Malnitz und Kaunowa zum Saazer Land, das sie östlich über Kolleschowitz, Pschoblik, Petrowitz umrandet, um südlich von Jechnitz über Hochlibin nach Scheles und weiter westlich nach Manetin zu streichen. Sie wendet sich dann nach Süden gegen Tuschkau westlich und Dobrzan südlich von Pilsen, von da an der linken Seite der Radbusa gegen Bischofteinitz und springt dann von Blisowa nördlich von Taus bis nahe an die bayerische

Grenze bei Furth i. W. zurück. Nur die jenseits des Tscherchow gelegenen Orte Fichtenbach, Vollmau und Deutsch-Kupitzen stellen den Zusammenhang mit dem jenseits des tschechischen Zwickels von Taus wieder weiter ostwärts bis Braunbusch bei Neugedein reichenden deutschen Sprachgebiete her. Dann geht die Sprachgrenze über Auborschko nördlich von Neuern aus dem Angelgebiet nach Tschachrau, am Sau- und Wassekenberg entlang bei Petrowitz nach Diwischhäuser nächst Schüttenhofen ins Wottawathal und nördlich am Zosumberge bei Bergreichenstein hin dem Gebirge entlang weit nach Süden zurück, bis unmittelbar an die Städte Winterberg und Prachatitz an den Rand des hohen Böhmerwaldkammes in 6 — 700 m Seehöhe, dem sie nun über Kalsching bis nach Krummau und Kaplitz folgt. Die deutschen Sprachinseln von Budweis südlich umgehend, dehnt sich noch ein schmaler Streifen des deutschen Sprachgebietes über Gratzen bis Julienhain aus. Dann folgt die gemischte Sprachinsel Suchenthal und weiter nordöstlich die größere deutsche von Neuhaus-Neubistritz an der Grenze von Niederösterreich und Mähren. Sodann liegt mitten im breiten tschechischen Gebiet die Sprachinsel Iglau-Stecken. Der längs der Mährischen und Glatzer Grenze von Schönbrunn über Landskron nach Gießhübel hinziehende deutsche Landesteil wird durch einen schmalen von Senftenberg nach Hostein ziehenden tschechischen in eine südliche und nördliche Hälfte geteilt.

Auf dieser langen, den tschechischen Landesteil gegen den deutschen abgrenzenden Linie brandet die tschechische Woge am deutschböhmischen Gebiete. Wenn einzelne der kleineren, vielfach eine gemischtsprachige Bevölkerung besitzenden Gemeinwesen, Dörfer und Märkte, durch die andrängende Flut abgespült werden, so sind die in die Linie gerückten zahlreichen deutschen Städte bewährte Wellenbrecher, die dem Wogenschwall kräftig standhalten. Die Bedeutung dieser Städte für den deutsch-böhmischen Besitz, namentlich im Süden und Südwesten des Landes und auf den Sprachinseln, wo nur ein schmaler deutscher Streifen um das tschechische Innenland sich legt oder einfügt, wird hiedurch in die Augen springend. Man sieht übrigens, wenn man den Verlauf der Sprachgrenze verfolgt, daß das deutsch-böhmische Land von Nordosten her über Norden nach Westen hin allgemach

an Breite zunimmt. Hier zwischen der bayerischen Grenze bei Eger und Kolleschowitz über 40 km, erreicht es seine größte Ausdehnung, zieht sich dann immer mehr zusammen und bildet, von Bischofteinitz südwärts, nur noch einen, dem Rande des hohen Böhmerwaldes folgenden schmalen Streifen von 10—15 km, an den sich auf der Ostseite des Landes die erwähnten Sprachinseln anschließen.

In den Bereich des deutsch-böhmischen Landesanteiles fallen somit nicht nur die höheren Randgebirge, sondern überhaupt die gebirgigen Teile Böhmens, das Mittelgebirge, das Duppauer und das Karlsbad-Tepler Gebirge, die von uralten Zeiten her der deutschen Bevölkerung feste Stützpunkte boten, gegen die sie zwar zurückgedrängt, aus denen sie aber nie vertrieben werden konnte. An ihrem Fuße hat sich im Norden und Westen des Landes die deutsche Bevölkerung über einen breiten Streifen des Vorlandes ausgebreitet. Während die kräftigen Wasserstränge, die an den Abhängen der Gebirge gegen die Niederungen hinabfließen, den Gewerbefleiß unterstützen, der in der hochentwickelten deutsch-böhmischen Industrie zur höchsten Blüte gelangt, entfalten deutsche Ackerbauer auf dem Flachlande ihre rastlose Mühe, um es in ein gesegnetes, an edlen Früchten reiches Gebiet zu verwandeln. In den Bergen aber sitzt eine genügsame und betriebsame Bevölkerung, welche in zäher Anhänglichkeit an den angestammten Boden die Mühsale eines kärglichen und beschwerlichen Erwerbes willig erträgt.

Das hercynische Massiv, dessen beckenförmige innere Einsenkung das Land Böhmen einnimmt, tritt auf der Landkarte mit seinen aufgeworfenen Rändern scharf hervor. Ebenso fällt es sofort auf der geologischen Karte durch seinen geschlossenen Bau in die Augen. Die größere südliche Hälfte desselben besteht aus krystallinischen Schiefern, welche von zahlreichen größeren und kleineren Granitstöcken inselartig durchbrochen werden. Von Prag her in südwestlicher Richtung gegen Pilsen schiebt sich zwischen die beiderseits die krystallinische Reihe abschließenden altcambrischen Urthonschiefer die böhmische palaeozoische Mulde ein. Auf ihrem südwestlichen Rand zum Teil und auf die Ränder des gegenüber liegenden Böhmerwaldes breitet sich das Pilsener Steinkohlenbecken aus. Das ist, abgesehen von einigen beschränkten Ab-

lagerungen dyadischen und oligocänen Alters in der Gegend von Budweis und Wittingau, die einzige Unterbrechung der Einförmigkeit des südböhmischen, sog. Urgebirges.

Vom nördlichen Rande des Böhmerwaldes zieht ein mächtiger, südwärts geöffneter Bogen als Gebirgsrand um das Flachland im Innern von Böhmen herum, der sich in das Fichtel- und Erzgebirge, das Lausitzer-, Iser- und Riesengebirge gliedert, durchwegs alte krystallinische Gesteine. Am östlichen Abfall des Riesengebirges schiebt sich die Waldenburger Steinkohlenmulde zwischen dieses und das Eulengebirge ein, mit welchem der krystallinische Gebirgszug der Sudeten beginnt, der im böhmischen Kamm und dem Grulicher Gebirge bis Landskron südwärts zieht und die Umrandung des Landes im Osten vervollständigt.

Den Raum zwischen diesen alten Gebirgen und dem aus der Gegend von Prag anfangs ostwärts streichenden, dann nach Südosten umbiegenden Rand des südböhmischen krystallinischen Schiefer- und Granitgebirge füllen jüngere Bildungen, Steinkohlen- und Dyasablagerungen, die böhmische Kreide, das Braunkohlen- und das damit gleichalterige Basaltgebirge aus.

In der jüngsten geologischen Periode haben sich darüber weite, oft mächtige Lehm- und Lößmassen ausgebreitet, während die Gewässer des Landes als Zeugen ihrer größeren Ausbreitung und langjähriger aushöhlender Thätigkeit in jener Zeit Schotterterrassen in höheren und tieferen Lagen zurückgelassen haben.

Von den Schätzen, welche der Boden von Böhmen birgt, fallen demnach die der krystallinischen Randgebirge in das deutschböhmische Gebiet, Erzgänge und Erzlagerstätten in diesen. Aber weder das Riesen- und Isergebirge noch der Böhmerwald sind damit reich ausgestattet. Mit Ausnahme der in alter Zeit im letzteren schwunghaft betriebenen Goldwäschereien und des bei Bergreichenstein auf Gold betriebenen Bergbaues, waren in diesem Gebirge keine Bergwerke, im Riesengebirge solche nur von kurzem Bestande, wie die bei Rochlitz und Hohenelbe. Auch der böhmische Anteil des Fichtelgebirges ist erzarm. Dagegen wissen wir, daß das böhmische wie sächsische Erzgebirge seine dichte Besiedelung bis oben auf dem Kamm vorwiegend seinem — allerdings vor Zeiten — hochberühmten Reichtum an Erzen verdankt. Mit Ausnahme des Goldes, dessen Vorkommen zwar angeführt,

aber nicht verbürgt ist, giebt es kaum ein Erz, das nicht in diesem Gebirge in mehr oder weniger reichen Gängen und Lagern aufträte. Aber Ungunst der Zeiten und Verhältnisse haben diesen Landstrich trotz seines gewiß noch nicht erschöpften Erzreichtumes der Verarmung zugeführt. Doch wenden sich jetzt wieder die Blicke nach diesem Gebirge. Man erinnert sich bei dem gegenwärtigen großen Bedarf an Kupfer der im Erzgebirge noch nicht behobenen Kupfererze, und wird sich auch anderen noch vorhandenen zuwenden, sobald die Notwendigkeit dazu zwingen wird.

Von den Steinkohlenschätzen, welche das Innere von Böhmen birgt, fällt nur der südliche Teil des Pilsener Beckens, die zur Waldenburger Mulde gehörenden Kohlenflötze von Schatzlar am Ostabfall des Riesengebirges und das kleine, völlig bedeutungslose Becken von Brandau im Erzgebirge ins deutsche Sprachgebiet.

Dagegen gehören ihm die großen, längs dem Fuße des Erzgebirges gelagerten Braunkohlenbecken ganz an. Sie sind der Nährboden der blühenden Industrie Nordböhmens und versehen auch unsere deutschen Nachbarländer bis hinauf an die See mit ihrer Ausbeute, die nicht allein auf der Elbe hinabgeflößt, sondern auch über den überschienten Rücken des Erzgebirges ausgeführt wird. Trotz der nach Millionen zählenden Tonnen, welche Jahr für Jahr der Erde entnommen werden, ist noch für lange Jahresreihen reichlicher Vorrat von Braunkohlen vorhanden; die Industrie kann sich immer noch höher entwickeln, ohne Besorgnisse hegen zu müssen, ihre wichtigste Stütze aufgebraucht zu haben.

Einen weiteren köstlichen Schatz aber besitzt Deutsch-Böhmen in seinen zahlreichen Heilquellen, zu denen jährlich Tausende aus allen Gegenden der Welt, Genesung suchend, gepilgert kommen, unter denen auch die Geistesfürsten des deutschen Volkes nicht gefehlt haben.

Böhmen gilt als eines der schönsten Länder Europas. Wenn den Reisenden zwar im inneren ebenen Gebiete des Landes eine in dem Bau desselben begründete Eintönigkeit, weit gedehnte, wellige, sonst wenig gegliederte Flächen erwarten, so bieten unbestritten die gebirgigen Teile die schönsten, abwechslungreichsten Landschaftsbilder dar; denn selbst die aus Gesteinen

der archäischen Formation aufgebauten waldbedeckten Randgebirge haben durchwegs ein verschiedenes Gepräge.

Unsere Landesnachbarn, deren Heimat von der Natur weniger reich begabt wurde, wissen dies auch seit langer Zeit besser als unsere eigenen Landsleute zu schätzen, die mitunter recht gleichgiltig über das nahe Gelegene hinweg sehen und dem Fernen zustreben.

Es wäre wohl kaum möglich, und wird auch nicht erwartet werden, daß auf den dem Verfasser eingeräumten noch folgenden Blättern eine auch nur annähernd eingehende Beschreibung des deutsch-böhmischen Landes gegeben werden sollte. Er muß sich vielmehr beschränken, mit wenigen knappen Strichen die einzelnen Landschaften, so wie sie sich der Reihe nach darstellen, zu charakterisieren. So möchte er den geehrten Leser einladen, mit ihm einen flüchtigen Rundgang durch unser Gebiet zu machen, wobei er es versuchen will, wenigstens auf das Wichtigste aufmerksam zu machen.

Unsere Wanderung im Nordosten der Landes- und Sprachgrenze beginnend, betreten wir zunächst das Braunauer Ländchen zwischen dem Ostabhang des Riesengebirges und der schlesischen Grenze. Von Norden gegen Südosten zieht sich das breite freundliche Thal der Steine herab, die bei Halbstadt aus P. Schlesien die Landesgrenze überschreitet und bei Tunschendorf Böhmen wieder verläßt. Den nordöstlichen Rand bildet das Braunauer Porphyrgebirge mit seinen prächtigen Kegelbergen (Spitzberg, 879 m), den südwestlichen das aus Quadersandstein bestehende Faltengebirge, das sich in dem Heuscheuergebirge nach der Grafschaft Glatz hin südöstlich fortsetzt. Ungefähr in der Mitte des Ländchens liegt die alte Stadt Braunau und das gleichnamige Benediktinerstift. Gegen die Thalgehänge hin dehnen sich lang gestreckte Dorfschaften, in ihrer Anlage und ihrer Bauart von eigentümlichem Gepräge, wie denn auch die Bewohner des Ländchens eine besondere Mundart und manchen altererbten deutschen Brauch bewahrt haben.

Auf dem Sandsteinplateau, dessen Rand gegen das Steinethal hin das Faltengebirge bildet, liegen fast in der Mitte die wegen ihrer wunderlichen Formen und der irrgangartigen Durchschluchtungen vielgenannten und vielbesuchten Weckelsdorf-

Adersbacher Felsen, die Felsenstadt und Wolfsschlucht. An ihrem westlichen Rande uns an der Sprachgrenze hinbewegend gelangen wir bald in den Bereich des westlichen, nach Böhmen hereinstreichenden Flügels der Waldenburger Steinkohlenmulde, deren Inneres die Weckelsdorfer Felsen ausfüllen. Hier liegen die Steinkohlenwerke von Schatzlar und Schwadowitz. Schatzlar selbst auf einer rauhen Hochfläche (604 m) am östlichen Abfall des Riesengebirges über dem tief eingeschnittenen Brettgrunde.

Der südliche Teil des Riesengebirges, das wir mit Schatzlar erreicht haben, besteht aus mächtig gelagerten, krystallischen Schiefern, meist Gneißen, die sich an dem langgezogenen granitischen Kern (Granitit) des Gebirges im Riesenkamm, dem entlang die Landesgrenze verläuft, aufrichten. Auf diesem Rücken, welchem die höchsten Erhebungen, das Hohe Rad (1508 m), die Große (1424 m) und die Kleine Sturmhaube (1442 m) u. s. w. aufgesetzt sind, erhebt sich der höchste Punkt die Schneekoppe (1603 m) als eine gewaltige, jenem aufgeschobene Schieferscholle. Von hier verläuft ein südlicher, dem Riesenkamm ziemlich paralleler, nahezu gleich hoher Kamm, dessen höchste Punkte, die Hochwiesen (1555 m), die Kesselkoppe (1434 m), der Kahle Berg (1343 m) u. s. w. sind. Beide Kämme werden durch breite Längsthäler getrennt, in denen sich die Quellzuflüsse der Aupa, Elbe und Iser sammeln. Die Auswaschung, welche diese Thäler gebildet hat, läßt den aus harten quarzigen Schiefern bestehenden Kamm im Ziegenrücken bei St. Peter, in den Harrachsteinen u. s. w. als einen scharfen Felsgrat erscheinen, der gleichwohl durch die sich dahinter sammelnden Wasser der Elbe bei der Spindelmühle, von den Aupawässern im Riesengrund durchbrochen wurde. Vom Kamm streben langgezogene, nur allmählich abfallende Querjöcher gegen Süden aus, in denen einzelne Höhenpunkte, wie der Schwarze Berg bei Johannisbad (1299 m), der Heidelberg (1036 m) bei Hohenelbe, weit nach außen gerückt sind.

Zwischen diesen Jöchern ziehen ebenso lange, tiefe Querthäler gegen den Kamm hinein, sie endigen dort, wie das Aupathal im Riesenkessel, in einem steilwandigen Kahr, oder in engen in steile Felswände eingesägten Rinnen, wie der Elbe- und Weißwassergrund, in deren Hintergrund Wasserfälle die wilde Hochgebirgslandschaft verschönen. So stürzt sich die Aupa von ihren

am Brunnberg gelegenen Quellen in den Riesenkessel hinab, durchströmt den unvergleichlich schönen Riesengrund und vereint in sich die Kleine Aupa, den Kolben- und Traubenbach, ehe sie aus dem Gebirge heraustritt. Die Elbe entspringt aus dem am Joche zwischen der Kesselkoppe und den Vogelsteinen gelegenen Elbbrunnen auf der Elbwiese hart an der Wasserscheide der zur Iser fließenden Mummel. Sie bildet die bekannten Elbfälle im Hintergrunde der Siebengründe, nimmt hinter dem Ziegenrücken das von der Teufelswiese herabstürzende Weiße Wasser, vor diesem das Klausenwasser vom Hochwiesen her auf und durchströmt dann das tiefgerissene Thal nach Hohenelbe. Ihr zur Seite nimmt die Kleine Elbe vom Heuschober und Plattenberg ihren Thalweg, um sich kurz oberhalb Arnau mit der Großen Elbe zu vereinigen. Westlich von der Elbe sammelt die Kleine Iser ihre Quellzuflüsse unter der Kesselkoppe, und führt sie längs des Wolfskammes in einem zum Elbthal parallelen Querthal nach Süden der großen Iser zu. Abweichend hievon fließt die Mummel von ihrem der Elbquelle nahen Ursprung ostwärts nach Harrachsdorf-Neuwelt hinab, um sich unterhalb Wurzelsdorf mit der Großen Iser zu verbinden.

Die höchsten Erhebungen des Riesengebirges ragen über die Baumgrenze als kahle Felskuppen empor, um welche sich Wiesen- und Moorgründe, unterbrochen von Krummholzbeständen, ausbreiten. Der rasch nach dem Warmbrunn-Hirschberger Kessel abfallende Riesenkamm gestattet infolgedessen herrliche Fernblicke über das sich dahin breitende deutsche Flachland. Südwärts ist der Blick durch die vorliegenden Bergzüge gehemmt, aber die vorgeschobenen Bergkuppen gewähren prächtige Aussichtspunkte nach Böhmen. Alle aber übertrifft die Rundsicht von dem Gipfel der Schneekoppe, zu deren Füßen im Süden sich der mit Hochgebirgsgepräge ausgestattete Riesengrund aufthut, über welchen hinweg der Blick über Böhmen hin bis an die fernen Berge des Mittel- und Erzgebirges und die Höhenzüge von Prag schweift. An den kräftigen Wasserströngen ranken sich weit ins Gebirge hinein die menschlichen Siedelungen. Die langgedehnten Ortschaften des Aupathales machten, um eine Uebersicht zu gewinnen, die Teilung derselben in mehrere Abschnitte notwendig. Ueberall bis weit hinauf hat sich die Industrie die Wasser dienstbar gemacht,

Spinnereien, Webereien, Papierfabriken u. s. w. reihen sich aneinander. Weiter hinauf aber in die Berge wird das Gebirge menschenleer. An die Stelle geschlossener Siedelungen treten die über die Hänge und Rücken hingestreuten Bauden, größere, kleinere, aus Holz aufgeführte Gehöfte, deren Anlage dem hier betriebenen Wiesenbau und der Viehzucht angepaßt ist, und die ihre Eigentümlichkeiten ebenso bewahren wie der egerische Bauernhof.

Als Vorland des Riesengebirges breitet sich auf dem Fuß desselben ein breiter Streifen Rothliegendes aus. An die Stelle der krystallinischen Schiefer treten rote, zu dem dunklen Saum der darauf liegenden Nadelwälder eigenartig abstechende Sandsteine an den Thalwänden. Der Aupa abwärts folgend gelangen wir über Freiheit, in dessen Nähe der freundliche, am Fuße des Schwarzen Berges gelegene Kurort Johannisbad zum Verweilen einladet, an immer dichter sich reihende Fabrikanlagen nach Trautenau, dem Mittelpunkte des Riesengebirgs-Gewerbefleißes. Ueber die freundliche Stadt ragt der Kapellenberg und die Gablenzhöhe mit ihren Denkmälern an ruhmreiche Kämpfe im unglücklichen Jahre 1866 gemahnend.

Südlich von Trautenau dehnt sich das deutsche Gebiet über den sogenannten Königreichwald hinab bis in die Umgebung von Gradlitz, Kukus und nach Königinhof an der Elbe aus. Von hier wandern wir den Fluß aufwärts in die zweite Riesengebirgsstadt, nach dem altertümlichen Arnau an der vereinigten Großen und Kleinen Elbe, von wo aus wir der ersteren folgend nordwärts nach dem schön am Fuße des hohen Riesengebirges gelegenen, industriereichen, freundlichen Hohenelbe gelangen.

Immer am Fuße der Berge entlang führt uns der Weg an der Sprachgrenze hin um den Wolfskamm in das lang gedehnte Ober- und Nieder-Rochlitz, wo uns Halden unter dem wild zerrissenen Wachstein an den ehedem hier betriebenen Bergbau erinnern. Das von der Kesselkoppe und dem Wolfskamm am Plechkamm entlang ziehende Thal öffnet sich in das Iserthal und führt uns so aus dem Bereiche des Riesen- in das des Isergebirges.

Das Isergebirge bildet zusammen mit dem Riesengebirge ein geologisches Ganzes. Nur der westliche, auf der

rechten Seite der an der Tafelfichte entspringenden, nach Süden herabfließenden Iser gelegene Teil desselben gehört nach Böhmen, ein großes, flachkuppelförmiges, nach allen Seiten hin abfallendes Granit(Granitit)-Massiv, dessen höchste Punkte, der Sieghübel (1120 m) und das Taubenhaus (1069 m), sich über eine mit dichten Fichtenwäldern und weit ausgedehnten Mooren bedeckte Hochfläche erheben. Zu letzterer gehört die ehemals als Fundort von Edelsteinen vielgenannte Iserwiese.

Zahlreiche auf der Gipfelfläche entspringende Wasserläufe haben die Ränder der Südwest- und Nordseite tief eingekerbt. Die letztere fällt in der Haindorfer Lehne steil, fast mauerartig ab, über deren felsigen Kamm Gießbäche herabstürzen. Von Norden gesehen bietet sie dem Beschauer eine Ansicht von alpinem Gepräge. Oestlich von Haindorf legt sich dann nach Norden und Westen abfallend der Wolische Kamm mit der Tafelfichte (1122 m) das Ende des in Preußen entwickelten Iser- oder Flinsberger Kammes an. Die Iser, welche an der Tafelfichte ganz nahe an der Wasserscheide der Ostsee entspringt, windet sich durch Hochmoorstrecken, bis sie bei den Iserhäusern in eine enge Schlucht eintritt. Bei Wurzelsdorf vereinigt sie sich mit der Mummel und der von der Iserwiese kommenden Kleinen Iser und erreicht hier das schöne, malerische und tiefe Iserthal, in dem sie bei Jablonetz die Sprachgrenze überschreitet.

Westlich von ihr, durch das weit nach Süden vorstrebende Joch des Polaun-Hochstädter Rückens getrennt, sammelt die vom Taubenhaus herabkommende Kamnitz die Wässer der Weißen und Schwarzen Desse und der Darre. Sie verläßt bei Swarow unterhalb Tannwald die Sprachgrenze und fließt bei Eisenbrod in die Iser.

Bei Morchenstern erreichen wir die Wasserscheide der Ostsee. Die von Johannisberg herabkommende Neiße sammelt nun alle Wasserstränge auf der Süd- und Westseite des Gebirges, während die Gewässer von der Nordseite der vom Wittighaus zwischen Sieghübel und Tafelfichte in einer tief gerissenen wilden Schlucht herabkommenden, mit ihren Quellzuflüssen nahe an die Iser reichenden Wittig zufallen.

Zum Isergebirge gehört auch noch der von Swarow nach

Langenbruck hin ostwestlich streichende Granitkamm des Schwarzbrunnberges (873 m), an welchen sich zwischen dem Kamnitz- und Iserthale das Eisenbroder Schiefergebirge anlegt, von dem der westliche Teil von Reichenau bis herab nach Bösching um Liebenau deutsch ist.

Von der engen Mohelkaschlucht, nördlich von Liebenau, verschmälert sich das Eisenbroder Schiefergebirge in den nordwestwärts ziehenden Jeschkenkamm, in dessen Mitte die Felspyramide des Jeschken (1010 m) thront, einer der herrlichsten Aussichtspunkte im Lande. Vom Gebirgsstocke des Isergebirges trennt ihn das breite beckenförmige Thal der Neiße von Reichenberg, die sich von Machendorf nach Kratzau den Weg durch seinen Rand in engem Rinnsale erzwingt. Um das Isergebirge schlingt sich vom Iserthal angefangen ein dichtbevölkerter Landstrich, der sich in den Thalungen weit hinauf bis an den Gebirgsrücken erstreckt, es ist der große Gablonz-Reichenberger Industriebezirk. Eine Fabrikanlage stößt, könnte man sagen, an die andere, Spinnereien, Glashütten, Webereien begegnen wir nacheinander von Wurzelsdorf über Polaun nach Tannwald und von dort herunter nach Morchenstern in das breite Neißethal. Hier Gablonz selbst, ein Hauptsitz der böhmischen Glasindustrie und der Erzeugung der über die ganze Welt verbreiteten Gürtler- und Bijouteriewaren. Bis weit hinauf in das Gebirge reihen sich an den Bächen Glasschleifereien, -Druckereien und ähnliche Anlagen aneinander. Auch die südlich von Gablonz gelegenen Ortschaften nehmen ihren Anteil an dieser Fabrikation, der Industriebezirk schließt auch Liebenau und Böhmisch Aicha unter dem Jeschken ein.

Etwas weiter westlich betreten wir dann zwischen dem Jeschken- und Isergebirge das Industriegebiet von Reichenberg, das sich von Langenbruck und Maffersdorf ohne Unterbrechung, wiewohl in zahlreiche Ortschaften gegliedert, weit nordwärts über Reichenberg hinauf erstreckt, und von dem sich der Neiße entlang ein Seitenzweig nach Kratzau und Grottau hin ausstreckt. Mitten drin auf einer Berghalde liegt Reichenberg mit seinen stattlichen Bauten, die über einen Wald von Dampfschloten hervorragen. Das mißfarbig gewordene Wasser der Neiße läßt erkennen, daß es hundertfältig in Anspruch genommen worden ist, und wer die Straßen der volkreichsten Stadt des deutsch-böhmischen Landes

betritt, wird bald gewahr, daß hier das Herz seiner Industrie schlägt.

Nordwärts vom Isergebirge und der Tafelfichte streckt sich zwischen der sächsischen und preußischen Lausitz und Schlesien ein ohrförmiger Lappen von Böhmen vor, ein flaches in die norddeutsche Ebene verlaufendes Hügelland. Am Fuße der Tafelfichte liegt der als Bergstädtchen von dem Herrn von Rädern gegründete jetzige Industrieort Neustadtl, unter dem Haindorfer Lehne die freundlichen Fabriksorte Haindorf, Raspenau und der stille Kurort Liebwerda. Etwas westlich hinausgeschoben die Stadt, an welche sich Albrecht von Waldsteins Gedächtnis unvergänglich knüpft, Friedland, überragt von seinem auf einem aus Säulenbasalt aufgebauten Hügel thronenden, weithin sichtbaren Schlosse.

Im Süden der Zittauer (Lausitzer) Bucht wird der nordböhmische Gebirgsrand durch eine Reihe von Einzelbergen angedeutet, welche von dem mit dem Paßkamm (950 m) südlich von Grottau endigenden Jeschkenzuge einem gemeinsamen, vielfach zerschlitzten Quadersandsteinsockel aufgesetzt sind, der Hochwald (748 m), der Plissenberg (659 m), die Lausche (791 m), Finkenkuppe (789 m) und der Tannenberg (770 m) bei Kreibitz. Sie sind die Ausläufer des hier aus Südwesten herantretenden böhmischen Mittelgebirges. Nordwärts legt sich der zum Lausitzer Gebirge gehörende Teil von Böhmen vor, zugleich trennen diese Mittelgebirgsausläufer das nordböhmische Quadersandsteingebiet in das des Polzengebietes und den zum Elbesandsteingebirge gehörenden Anteil.

Der böhmische Teil des Lausitzer Gebirges, der nach Sachsen einspringende nordwärts gerichtete Lappen, ist eine aus Granit bestehende Hochfläche (500 m), die mit zahlreichen basaltischen Einzelkuppen besetzt ist, Wolfsberg (588 m), Rauchberg (511 m), Jricht (533 m), während sich in die Niederungen der Granitfläche, namentlich von der Lausitzer Bucht her, quartäre Ablagerungen einschieben, die sich als Randbildungen der großen mitteleuropäischen Gletscherbedeckung während der Eiszeit zu erkennen geben.

Von der in der Mitte hinziehenden Wasserscheide fließen die Mandau und Lausc ostwärts der Zittauer Neiße zu, westwärts nehmen die Wässer Kirnsch und Kreibitz ihren Weg durch das Quadergebirge zur Elbe.

In die flachen Thäler schmiegen sich lang gezogene Ortschaften ein, die alle mehr oder weniger untereinander zusammenhängen und schließlich auch mit den dazwischen liegenden Städten zusammenfließen. Diese langen Häuserzeilen machen auf den Beschauer, der von der Lausche herab sieht, einen ganz eigentümlichen Eindruck, namentlich der breite von Rumburg über Seifhennersdorf in Sachsen nach Warnsdorf und von hier ostwärts nach Zittau hinziehende, mit zahllosen Dampfschloten besetzte, über seine Ränder quellende Häuserstrom. Das ist das nordböhmische Industriegebiet, dessen Vororte eben genannt wurden. In diesem sind weiter auch Georgswalde, Schluckenau, Hainspach im Norden, St. Georgenthal, Kreibitz, Schönlinde im Süden und Westen gelegen.

Der böhmischen Nordbahn folgend, welche sich von Kreibitz durch das Gebirge aufwärts um den Abhang des Tannenberges windet, gelangen wir südwärts in das vom Polzen durchströmte Gebiet zwischen den Abhängen des Jeschken im Osten, dem Lausitzer Höhenzug im Norden und der Wasserscheide im Süden, welche vom Kamm (506 m) bei Wemschen (Mscheno) über Dauba zum Mittelgebirge verläuft.

Wer von der Lausche seinen Blick nach Süden und über das Polzenthal landeinwärts richtet, sieht ein wunderbares fremdartiges Bild vor sich; Hunderte von einzelnen Kegelbergen sind über die weite Fläche hin gebreitet, einzelne darunter, wie der Rollberg bei Niemes (694 m), die beiden Bösige (605 m, 577 m), der Glais (755 m) bei Haida, der Ortelsberg (550 m) bei Bürgstein u. s. w. von stattlicher Höhe. Sie alle erheben sich über dem zur böhmischen Kreideformation gehörenden Quadersandstein, der sich aus dem Innern Böhmens von Prag her bis an die Landesgrenze im Norden und über diese hinaus ausbreitet. Steilwandige, oft labyrinthisch gewundene Thäler, aus denen hie und da einzelne Klötze herausgenagt sind, die mitunter, wie der Habstein und Einsiedlerstein bei Bürgstein, vor alten Zeiten als natürliche Festungen benützt wurden, geben ihm sein eigenartiges Gepräge. Fast in der Mitte erhebt sich zwischen Leipa und Hühnerwasser das kleine Kummergebirge (Hoher Berg 385 m). Zwischen diesem, den Bösigen und dem Daubaer Gebirge liegen die großen Teiche von Hirschberg und Habstein, von denen namentlich der

von dichten Tannenwäldern umgebene Großteich ein prachtvolles Landschaftsbild gewährt.

Der Polzen kommt vom Westabhang des Jeschken, fließt durch die Niederungen von Wartenberg, zwängt sich zwischen dem Roll- und Limberg hindurch, wendet sich gegen Niemes und von da in einem flachen sumpfigen Bett in unzähligen Windungen nördlich am Kummergebirge vorüber nach Leipa. Etwas westlich von hier tritt der Fluß bei Sandau in den Bereich des Mittelgebirges, das er in einem engen meist schluchtartigen Thale durchbricht, um bei Tetschen in die Elbe zu fließen. Auf seinem Laufe nimmt er die zahlreichen, vom nördlichen Gebirgsrande herabkommenden Zuflüsse, weiterhin unterhalb Leipa auch die Abflüsse der großen Teiche auf. Ziemlich in der Mittellinie des Gebietes liegen in fast gleichen Abständen voneinander, das freundliche, emporstrebende Niemes am Fuße des Rollbergs, dann Reichstadt mit dem kaiserlichen Schlosse und Parke, von dem Napoleon I. Sohn den Herzogstitel führte, und endlich die auf breiter Fläche am Polzen sich ausbreitende Schulstadt Böhm. Leipa, Dr. Franz Schmeykal's Geburts- und letzte Ruhestätte. Nördlich davon am Gebirgsrande liegen die hübschen wohnlichen Städtchen Haida und Zwickau, mit dem hohen und mehr gegen das Mittelgebirge hin gelegenen Steinschönau, die Hauptsitze des böhmischen Glashandels und der in ihrer Umgebung betriebenen Glasraffinerie.

Die im Norden des Polzenlandes verstreut liegenden Kegelberge und Kuppen schieben sich im Westen und Nordosten mehr und mehr zusammen, mit ihnen beginnt das in südwestlicher Richtung streichende, bis Postelberg an der Eger sich erstreckende *böhmische Mittelgebirge*, das mit einem breiten Rande im Norden an das Elbsandstein- und das Erzgebirge heranreicht. Aus den Klüften und Spalten einer hinabsinkenden Gebirgsscholle quollen in der Mitte der Tertiärperiode schmelzflüssige Gesteinsmassen hervor, die sich in Kuppen, Decken und Strömen übereinandertürmten und erstarrt Basalt- und Phonolithgesteine ähnlichen Aussehens, aber von verschiedener Beschaffenheit lieferten. Durch unzählbare Jahre, die seit ihrem Hervortreten bis in die Gegenwart verflossen sind hat die Verwitterung an ihrer Abtragung gearbeitet, so daß von den einstmaligen vul-

kanischen Bildungen nur noch Ruinen übrig sind, die zu enträtseln selbst dem Geologen schwer werden. Im allgemeinen besteht das Mittelgebirge aus einer Menge dicht aneinander geschobener, zum Teil aus den alten Decken und Strömen heraus modellierten Kuppen, darunter der Geltschberg bei Lewin (725 m), Wostray a. d. E. (585 m), Zinkenstein (684 m) u. s. w. Nur in dem südwestlichen Teile desselben von Aussig gegen die Eger hin tritt eine durch eine Reihe Kegel markierte Kammlinie hervor, die von der gleichmäßig wallförmigen des gegenüberliegenden Erzgebirges stark absticht. Ueber sie erhebt sich stolz der weithin sichtbare, wegen seiner wundervollen Rundsicht vielbesuchte Milleschauer oder Donnersberg (832 m). Rund um das Gebirge liegen vereinzelte oder in Reihen gestellte Kuppen als Ausläufer, darunter die mit dem Biliner Borschen (538 m), dem schönsten Felsberg Böhmens, beginnende Reihe der auffallend hervortretenden Brüxer Kegelberge.

Als eine Folge der eigentümlichen Bauart des Mittelgebirges und des Umstandes, daß die ergossenen Gesteinsmassen sich auf einer locker gefügten Unterlage, Braunkohlenschichten und Tuffen ausbreiteten, ist es anzusehen, daß mitten hindurch Flußläufe ihren Weg finden konnten. Außer dem Polzen, der sich von Böhm. Leipa nach Tetschen durchdrängt, ist es die Biela, die von Brüx bis Aussig ihr Bett in den Rand des Gebirges eingeschnitten hat; vor allem aber ist es die Elbe selbst, durch deren Thal das Gebirge zwischen Lobositz und Tetschen in zwei, diesseits und jenseits des Stromes gelegene Hälften geteilt wird.

Von Südosten her, vom Liebocher Grunde, der von Dauba herab zur Elbe führt, legt sich noch ein breiter Rand von Sand- und Kalksteinen der Kreide an das Mittelgebirge an. Mit den Höhen längs der Elbe von Liboch an bis nach Leitmeritz beginnt das deutsch-böhmische Weinland und das weiter aufwärts nach Auscha sich erstreckende Rothopfengebiet. Von Wegstädtel windet sich die Elbe in breitem Gerinne an den Rand des Mittelgebirges, den es zwischen der ehemaligen Festung Theresienstadt und der malerisch auf einer Stufe über dem Flusse unter den steilen Abhängen des Gebirges liegenden alten deutschen Schul- und Bischofstadt Leitmeritz erreicht. Dann krümmt sie bei dem freundlichen Städtchen Lobositz plötzlich ihren Lauf nach Norden, das Elbe-

thal, das wegen seiner Naturschönheit mit Recht als Böhmens Paradies gepriesen wird, nimmt sie nun auf. Rebenbesetzte Hügel, Obstbaumwälder, schmucke Ortschaften und anmutige Landsitze unter den waldbedeckten Bergen, an deren Rändern malerische, oft eigenartig geformte Felsen, wie der Worksch bei Wannow vorspringen, reihen sich aneinander.

Trotzig erheben sich die Trümmer der Burg Schreckenstein auf einem zum Fluß senkrecht abstürzenden Felsklotz. Dem Denkmal des finsteren Mittelalters gegenüber breitet sich, wo die Biela auf der linken Seite der Elbe einmündet und das Gebirge am Ausgange der großen Braunkohlenmulde durchbrochen ist, Aussig, die mächtig aufstrebende Handels- und Industriestadt aus, durch ihre günstige Lage der Brennpunkt des Elbehandels, insbesondere der Verschiffung der Braunkohlen nach Deutschland.

Weiter hinab durch stets wechselnde anmutige Landschaften gelangt die Elbe an der Vereinigung des Mittel- und Elbesandsteingebirges in einen weiten Thalkessel, in welchem unter hochgetürmten Sandsteinwänden die Schwesterstädte Tetschen und Bodenbach, zwei durch ihre Lage nahe der Landesgrenze nicht minder wichtige Handels- und Industrieplätze, gelegen sind.

Im Bereiche des Mittelgebirges liegen, außer den schon genannten an seinen Rändern, nur die Industriestädte Bensen im Polzenthal, Böhm. Kammitz an der Grenze zum Elbesandsteingebirge und Wernstadt gegen das Polzengebiet. Um so zahlreicher sind die in demselben zerstreuten Dörfer, welche namentlich um die Elbe schwunghaft Obstbau betreiben, mit dessen Erträgnissen ganz Norddeutschland versehen wird.

Bei Tetschen tritt der Strom in das Elbesandsteingebirge ein, in welches er sich in einer nach Jahrtausenden zählenden Arbeitszeit sein von steilen, oft wunderlich zernagten Felswänden eingefaßtes Gerinne sägte. Bei Herrnskretschen verläßt er Böhmen. Ein breiter Streifen des Gebirges zu beiden Seiten des Flusses gehört zum Inland. Ostwärts erstreckt es sich zwischen dem Mittel- und Lausitzer Gebirge bis an die Zittauer Bucht, westwärts dehnt es sich bis auf den Abfall des Erzgebirges hin aus. Auch hier treten über dem gegen die Elbe hin immer mächtiger werdenden, von vielverschlungenen engwandigen Thälern durchzogenen Quadergebirge, dem man den Namen „böhmische

Schweiz" beigelegt hat, einzelne Baſalt und Phonolithkegel, namentlich gegen die Lauſitz hin, auf und erhöhen die maleriſche Schönheit der waldreichen Gegend.

Ueber dem im Süden von der tiefgeriſſenen Eulauſchlucht begrenzten, weniger gegliederten Teile des Quadergebirges auf der linken Seite der Elbe erhebt ſich der ringsum ſteil abfallende Tetſchener Schneeberg (717 m), wie eine ſtehengebliebene Höhenmarke der durch die nie raſtende Thätigkeit von Wind und Wetter abgetragenen dereinſt vorhandenen Gebirgsfläche. Von ſeinem Gipfel genießt der Beſchauer eine wundervolle Rundſicht über das Quader- und Mittelgebirge und auf die Windungen der Elbe.

Weiterhin werden unter den Königswälder Wänden die Gneiße des Erzgebirges ſichtbar. Mit den vielzernagten, an die Weckelsdorfer Felſen erinnernden Tyſſaer Wänden endet weſtlich das Quadergebirge am Zuſammenſtoße mit dem Mittel- und Erzgebirge zwiſchen Königswald und Kulm.

An dem einſt vielbegangenen, in uralten Zeiten ſchon bekannten Paß von Nollendorf, über den die Vorhut des franzöſiſchen Heeres 1813 den Einbruch nach Böhmen verſucht hatte, aber in den Gefechten von Kulm und Arbeſau von den Oeſterreichern und Verbündeten ſiegreich zurückgeworfen worden war, löſt ſich das Erzgebirge vom Mittelgebirge ab, um als Grenzwall in gleichmäßigem ſüdweſtlichen Streichen bis zum Anſchluß an das Fichtelgebirge zum Egerlande hinzuziehen.

Obgleich wie das Rieſengebirge aus kryſtalliniſchen Schiefern, vorwiegend Gneißen aufgebaut, welche zwei mächtige Durchbrüche eruptiver Geſteine, der Porphyrzug zwiſchen Graupen und Niklasberg und der Neudeker Granitſtock, wie Strebemauern durchdringen, hat es doch ein von jenem Grenzgebirge vollkommen verſchiedenes Gepräge.

Von keilförmigem Querſchnitt kehrt es ſeine ſchmale, ſteile Seite gegen Böhmen und wendet die breitere, flachere gegen Sachſen. So iſt der Gebirgskamm nahe an den Südoſt gerichteten Abſturz gerückt, während ſich nordwärts allgemach eine Hochfläche hinabzieht. Die Kammlinie verläuft äußerſt gleichmäßig in etwa 6—700 m Höhe und ſteigt nur ſehr allmählich zu ihrer höchſten Erhebung in der Gegend von Joachimsthal, im Keilberg, (1244 m) an, von wo ſie ebenſo wieder nach Weſten hin abfällt.

Einzelne dem Kamm aufgesetzte Kuppen, wie der Mückenberg bei Graupen (806 m), der Stürmer bei Niklasberg (896 m), der Wieselstein (956 m), Bernstein (921 m), Beerhübel (914 m), Wirbelstein (1092 m), Peindlberg (974 m) u. s. w. treten, von Böhmen aus gesehen, als stattliche Berge hervor, indessen sie von Norden her fast verschwinden. Die Landesgrenze verläuft nicht auf dem Kamm, sondern etwas weiter jenseits desselben, so fällt noch der höchste Teil des Gebirgsrückens nach Böhmen.

Der Abfall des Gebirges ist von unzähligen zum Kamme aufstrebenden Querthälern eingekerbt. Einzelne derselben reichen tief hinein bis über die Wasserscheide hinüber. Durch sie wird die bis oben hinauf mit Hochwald bedeckte Lehne des Gebirges außerordentlich malerisch ausgestaltet. Meist tiefgerissen, schluchtartig haben sie einen ernsten, oft düsteren Charakter, viele sind von großer Naturschönheit, wie der Seegrund bei Eichwald, der Rauschengrund bei Oberleutensdorf. Zahlreiche an den Fuß geschmiegte Städte und Ortschaften, Ruinen alter Grenzburgen und stattliche Herrensitze an den Vorbergen erhöhen wesentlich die landschaftliche Schönheit dieser Seite des Gebirges.

Die von demselben mit starkem Gefälle abfließenden Gewässer sammelt bis nach Komotau die Eger, weiter hin die Biela. Dagegen sticht der eine breite Hochfläche darstellende Rücken des Gebirges, der mit weiten Waldstrecken und dazwischen verstreuten Ortschaften bedeckt ist, überdies namentlich in den höchsten Teilen große, einsame Moorstrecken beherbergt, durch das hiedurch gewonnene nordische, eintönige, fast melancholische Gepräge außerordentlich ab.

Diesen Eindruck gewinnt man, zumal von einem der vielen Aussichtspunkte, die den Ausblick nach der einen Seite in das gesegnete, sich am Fuße des Gebirges ausbreitende Gelände und nach der anderen über die weit gedehnte, rauhe Hochebene gestatten.

Dereinst als böhmischer Grenzwald nur auf wenigen schwer gangbaren Steigen überschreitbar, hat der Ruf seines Reichtums an Erzen aller Art, namentlich zu Ende des 15. und im 16. Jahrhundert zahlreiche deutsche Ansiedler herbeigelockt, welche nacheinander schnell zu Bergstädten aufblühende Niederlassungen gründeten. Diese bestehen heute noch, doch der einstige Bergsegen

ist längst verschwunden, selbst Joachimsthal treibt nur noch Notstandsbau. So wurde das Erzgebirge bis auf seine Höhen hinauf dicht bevölkert und nicht nur mit größeren und kleineren Dorfschaften, sondern auch von Städten, Zinnwald, Niklasberg, Katharinenberg, Sebastiansberg, Sonnenberg, Kupferberg, Preßnitz, Weipert, Gottesgab, der höchsten Stadt des Kontinentes (1028 m), Abertham, Platten, Bärringen u. s. w. besetzt. Ihre Einwohnerschaft betreibt gegenwärtig zu ihrem Unterhalt vielerlei Hausindustrie, Spielwarenerzeugung, Knopf- und Handschuhmacherei, Posamenterie und Spitzenklöppeln u. dgl. Infolge der Besiedelung wird auch auf dem Erzgebirge allenthalben Feldbau, selbst bei dem hochgelegenen Gottesgab, betrieben, dessen Erträgnis freilich im Verhältnis zur Höhenlage und Klima steht. Die auf dem Fuß des Gebirges gelegenen Städte, von denen viele dereinst auch der Bergbau nährte, haben sich durch ihre günstige Lage am Rande der Braunkohlenmulde und durch ihre Aufnahme in den Verband des modernen Verkehrs in beachtenswerte Industriestädte verwandelt. So Graupen mit Mariaschein, Klostergrab, Ossegg, die Stadt um das altehrwürdige Cisterzienserstift, Oberleutensdorf, Görkau, Komotau, Klösterle, Schlackenwert, Neudek, Graslitz, und andere mehr.

Zu Füßen des Erzgebirges liegt die Schatzkammer Deutsch-Böhmens, die Braunkohlenmulden und eine lange Reihe von Gesundbrunnen und Mineralquellen von Weltruf.

Ein uralter Grabenbruch, der von der Elbe bis hinauf ins Fichtelgebirge sich erstreckt, in welchem ein Teil des Erzgebirges in die Tiefe sank, bot in der mittleren Tertiärzeit in weiten Süßwasserbecken zwischen stehen gebliebenen Horsten die geeignete Stätte zur Ablagerung reichlicher pflanzlicher Massen, die anfänglich vertorfend, sich im Verlaufe der Jahrtausende in den kostbaren Braunkohlenschatz verwandelten, der hier zu Nutz und Frommen unserer Zeit ausgebeutet und gehoben wird.

Von Aussig an der Elbe zwischen den Ausläufern des Mittelgebirges und diesem selbst und dem Fuße des Erzgebirges bis Klösterle an der Eger zieht sich das Braunkohlenland dahin, gegliedert in die Aussig-Teplitzer, Dux-Ossegger, Brüx-Komotauer Mulde. Weiter folgt jenseits des Horstes, der zwischen Klösterle und Schlackenwert den Grabenbruch überspannt, bis zu

jenem von Maria-Kulm, der den Kaiserwald mit dem Erzgebirge verbindet, das zweite große, das Falkenauer Becken, an welches sich das minder wichtige des Egerlandes reiht.

Das von Thonen und Sanden, darunter der berüchtigte „Schwimmsand", begleitete Flötz folgt der Tiefenlinie des Grabens und ist hier am mächtigsten (bis 37 m). Es breitet sich aber auch über dessen Ränder flach nahe der Erdoberfläche aus, wie in der von Dux nach dem Mittelgebirge bei Bilin hinziehenden Bucht. Hier wird die Kohle in ausgedehnten Tagebrüchen abgebaut, während großartige Schachtanlagen dieselben aus dem bis 200 m erreichenden Muldentiefsten fördern.

Seitdem die Schätze der Mulde erschlossen, hat sich die Bevölkerung der Gegend gegen früher rasch verzehnfacht, die sonst getrennten Ortschaften fließen ineinander, einst unbedeutende Städte wie Brüx und Dux, die stille Badestadt Teplitz sind große Industriestädte geworden, der kleineren dazwischen liegenden Fabriksorte nicht zu gedenken. Von Dux her nach Teplitz und hinab über das Blachfeld von Karbitz, auf dem 1426 die Aussiger Hussitenschlacht geschlagen und 1813 bei Kulm Vandamme mit seiner Armee gefangen worden war, zieht ein zusammenhängender Häuserstrom bis nach Aussig; man könnte daran denken es sei die Zeit nicht mehr ferne, wo diese Orte alle ein riesenhaftes Gemeinwesen bilden werden.

Die Falkenauer Mulde ist beschränkter, als die östliche, aber auch hier wachsen die Städte und Ortschaften in schnellem Zeitmaß infolge der sich seßhaft machenden Großindustrie, es sei nur die von Siemens geschaffene Glasfabrik von Neusattel genannt, die für sich allein ein Gemeinwesen vom Umfange einer mittelmäßigen Landstadt darstellen könnte. Mit der Zunahme der Industrie im Braunkohlengebiete wächst noch immer die Bevölkerung und der Wohlstand; aber ein ganz harmloser Nachbar ist der Braunkohlenbergbau doch nicht. Das haben die Katastrophen bewiesen, welche im Jahre 1879 und später die Teplitzer Warmquellen zum Versinken brachten, deren Wiedergewinnung viele Mühen und Opfer forderte. Auch das schwere Unheil, welches am 19. und 20. Juli 1895 über die Stadt Brüx hereinbrach, die einen neuen und schönen Stadtteil urplötzlich in die Tiefe sinken sah, wurde durch ihn verursacht. Noch einen weiteren

Beleg dafür bieten die ausgedehnten Landstrecken, die durch zu Bruche gegangene Abbaue aus fruchtbarem, gesegnetem Ackerboden in wüste, sumpfbrüchige Gegenden verwandelt werden.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß der Bergbau im Braunkohlengebiete und die ihm nachfolgende Industrie die andersprachigen Minoritäten mit sich in dieses deutschböhmische Gebiet brachte, welche nun den willkommenen Anlaß geben, die Bevölkerung als eine gemischtsprachige zu bezeichnen und den einheitlich deutschen Charakter des Landstriches in Abrede zu stellen.

Am Innenrande der Braunkohlenmulde zieht die lange Kette von Mineralquellen dahin, von denen die Mehrzahl einen Weltruf genießen. Sie danken ihr Dasein gleichfalls dem tiefgehenden Bruche, auf dessen nicht durch aufgelagerten Braunkohlenschichten verstopften Klüften, die insgesamt als böhmische Thermalspalte bezeichnet werden, heiße Dämpfe und Gase aus dem Innern der Erde entströmen. Sie erwärmen und durchtränken die unter der Erdoberfläche kreisenden Grundwässer und wandeln diese zu Warm- und Mineralwässern um, die nach der Art des durchströmten Gesteins verschieden sind. Die Reihe beginnt mit der Bodenbacher Eisenquelle, darauf folgen die Teplitzer Warmquellen und der Biliner Sauerbrunn. Eine Anzahl minder hervorragender Quellen geleitet zur Fortsetzung der Reihe von Klösterle über Krondorf, Gießhübl zu den heißen Quellen von Karlsbad, daran schließt sich das Egerland mit Franzensbad, obwohl nicht mehr im Bereiche des Erzgebirges, doch noch im Thermalspaltenzug gelegen. Zu den altberühmten Kurstädten Teplitz, welche das Wesen der Industrie mit der Badestadt zu vereinigen strebt, Karlsbad, an dessen Gesundbrunnen die Sprachen aller Völker sich mischen, und dem parkumgebenen Franzensbad auf weiter Fläche sind neuerer Zeit noch die Kurorte Bilin im malerischen Biela- und Gießhübl im schattigen Egerthal hinzugekommen.

Von der Sprachgrenze, die vom Mittelgebirge über die Eger zum Schbanwald und von hier weiter um die Jechnitzer Granithöhen gegen Manetin zieht, zum Duppauer Gebirge breitet sich das Saazer Land aus. Seine nördliche Hälfte bis an eine vom Schbanwald nach Flöhau streichende Linie ist mit Gebilden der Braunkohlenformation bedeckt, die aber flötzarm

sind. Ueber die südliche breitet sich von Osten her aus dem Schlan-Rakonitzer Becken das Rotliegende aus. Die erstere ist eine kahle, wenig gegliederte Fläche, in deren lockeren leichtbeweglichen Untergrund die Eger, welche von Kaaden her in dieselbe eintritt, ein breites Gerinne gegraben hat, in dem sie sich in großen Mäanderzügen schlingt. Etwas abwechslungsreicher und landschaftlich schöner ist die Gegend um Jechnitz. Aus den bei Pladen gelegenen Teichen entspringt der Goldbach, der bei Trnovan in die Eger fällt, nach welchem das von ihm durchflossene Land auch das Goldbachland genannt wird.

Vom Saazer Land hat die Landwirtschaft Besitz genommen, hier gedeiht der berühmte Hopfen, dessen Anlagen das Egerthal von Saaz bis Postelberg erfüllen und die auch allenthalben anderwärts ins Auge fallen. Von der Hopfenhalle in Saaz wandert seine Frucht zu allen bierbrauenden Völkern der Erde. Die Industrie, welche auch hier Eingang gefunden hat, hat sich der Landwirtschaft angepaßt; große Brauereien wie in Saaz, Michelob, Libotschan, Zuckerfabriken, Mälzereien verarbeiten die Erträgnisse des Bodens.

Im Westen vom Saazer Land liegt das Duppauer Gebirge, wie das Mittelgebirge aus basaltischen Gesteinen, die sich in mächtigen Decken und Strömen übereinander legen, aufgebaut, aber doch auffällig verschieden davon. Es bildet einen nach Süden, Osten und Norden abfallenden Gebirgsstock, der sich im Westen eng an das Karlsbader Gebirge anlehnt. Von den in der Mitte gelegenen, durch ein kurzes Joch verbundenen Gipfelpunkten dem Burgstadtl (932 m) und Oedschloßberg (923 m) laufen nach allen Seiten durch Thalrisse getrennte Höhenrücken mehr oder weniger weit aus, wodurch die Vorstellung wachgerufen wird, sie seien stromartige, von den genannten Bergen entspringende Ergüsse, was der Wirklichkeit nicht durchwegs entspricht. Wenn auch thatsächlich im weiten Umkreis die Ueberbleibsel derartiger Ströme vielfach angetroffen werden, sind anderseits die ausstrahlenden Jöcher durch die Gewässer aus den Gesteinsdecken heraus modelliert worden. Zwei Thäler, welche sich an der Wasserscheide östlich vom Burgstadtl bei Gäßing vereinigen, führen bis ins Innere des Gebirges. Das eine, in welchem einsam unter den Abhängen des Oedschlosses die kleine

Stadt Duppau liegt, wendet sich anfangs nordwärts und biegt dann scharf nach Osten um. Es wird vom Aubach durchflossen, der bei Libotschau in die Eger fällt.

Das andere, das Wiesenbachthal, zwischen dem langgestreckten Waltscher Rücken und dem Goldberg, mündet in den freundlichen Kessel von Lubenz am Rande des Goldbachgebietes.

Das Duppauer Gebirge ist rauh und dicht bewaldet, im Innern wenig bevölkert. In seinen nördlichen Abfall, den es bis auf den Fuß des Erzgebirges schiebt, hat sich die Eger von Eichenhof, zwischen Karlsbad und Gießhübl, bis Kaaden ihr Bett gegraben, ein reich mit Naturschönheiten ausgestattetes Thal. Bei Kaaden erhebt sich rechts von der Eger aus den Basalt-Decken herausgenagt der festungsartig nach allen Seiten abfallende, in vorgeschichtlicher Zeit befestigte Purberg. Kaaden, wohl eine der ältesten Städte des Landes, von der vor alter Zeit der Kaadener Steig über den „Böhmischen Wald" führte, versah von seinem Markte bis in die neueste Zeit das Erzgebirge über den Paß am Reischberge mit Getreide.

An das Duppauer Gebirge schließt ein Hochland an, dessen nördlicher steiler Abfall gegen das Falkenauer Becken dem Erzgebirge zugekehrt ist, das aber auch auf seiner Westseite steil abdacht, wo eine ähnliche, nur weniger tiefe Grabensenkung zwischen diesem und dem gegenüber gelegenen westl. Böhmerwalde südwärts verläuft. Der Teil zwischen dem Duppauer Gebirge und der Tepl wird das Karlsbader, jener zwischen dem Tepl- und Egerthale Kaiserwaldgebirge genannt, die sich daran schließende nach Süden und Osten abdachende Hochfläche heißt das Tepler Hochland, sein dem Böhmerwald gegenüber liegender Teil der Tepler Rang. Man kann das Gebirge als einen Gegenflügel des Erzgebirges betrachten, der von diesem durch den Grabenbruch des Falkenauer Beckens getrennt wurde. Thatsächlich setzen sich von jenseits die Granite und krystallinischen Schiefer fort und der von der Eger durchbrochene Mariakulmer Horst stellt die Verbindungsbrücke beider Gebirge her. Aber auch die den Böhmerwald aufbauenden Schiefergesteine lassen einen Umbug ihres Streichens und eine Fortsetzung ihrer Ausdehnung im Tepler Gebirge wahrnehmen; und so hat man

dieses Hochland wohl als die Vereinigung des Böhmerwaldes mit dem Erzgebirge im geologischen Sinne aufzufassen.

Im wesentlichen besteht sein nördlicher Teil aus Graniten, denen Gneiße und Hornblendschiefer als die Reste einer ehemaligen Umhüllung aufgelagert sind, dann folgt ziemlich in der Mitte ein vom Duppauer Gebirge gegen den Tepler Rang herüber ziehender breiter Streifen Hornblendeschiefer, denen bei Einsiedel größere Serpentinmassen eingelagert sind. Darauf weiter nach Südosten von Plan über Theusing nach Luditz und Buchau Gneiße und Glimmerschiefer, an welche sich zwischen Chiesch und dem Granitstock von Tyss Urthonschiefer legt. Sie gewinnen nach Süden und Südwesten an Ausdehnung und bilden hier die westliche und südliche Umrandung des Pilsner Steinkohlenbeckens. Nördlich davon ist ihnen das kleine Kohlenbecken von Manetin eingelagert. Zum Rotliegenden gehörende Ablagerungen reichen in einzelnen größeren Inseln bis nach Luditz und Lubenz hinauf. Größere Granitstöcke, wie die Jechnitzer östlich, der Kladrauer südlich, treten hervor. Einzelne Basaltkuppen und -rücken, zuweilen auf einer tertiären Unterlage, Ueberreste alter, vom Duppauer Gebirge ausgegangener Ströme, und Phonolithkegel sind über den Gebirgsrücken verstreut. Eine Basaltkuppenreihe folgt dem westlichen Bruchrande, darin die Glatze bei Königswart und der Wolfsberg bei Tschernoschin. Im Kaiserwalde war ehedem lebhafter Bergbau, bei Schlaggenwald auf Zinnerze, bei Michelsberg auf Antimon, um Plan Silberbergbau. Im Urthonschiefergebiet bei Mies ist noch Bleierzgewinnung im Schwunge.

Das Gebirge ist am Abfall des Kaiserwaldes vielfach von Thalrissen eingekerbt, einzelne Thäler wie das von der Tepl durchströmte, an dessen Eingang Karlsbad liegt, das sich von der Eger bis hinauf nach Tepl erstreckt, der Zechgrund von Elbogen nach Schönfeld, das Lobsthal bei Falkenau reichen weit herauf und sind, namentlich das erstgenannte, reich an Naturschönheit. In einem kesselartig erweiterten Thale der Westseite liegt der schönste Kurort Böhmens, Marienbad. Im übrigen ist das Hochland wenig gegliedert, und nur durch die Gerinne der Wasserläufe, die von dem höchsten Teile ausgehen, durchfurcht.

Der Kaiserwald erhebt sich im allgemeinen bis zu 700

bis 800 m. Zu seinen höchsten Punkten gehört die Glatze bei Königswart (978 m), der Knock bei Lauterbach (856 m), der Spitzberg bei Schönfeld (825 m), der Krudum (835 m) bei Schlaggenwald u. s. w. Sie sind alle nahe dem Gebirgsrande aufgesetzt.

Die Tepler Hochfläche erreicht mit etwa 700 m ihre größte Erhebung zwischen Tepl und Theusing, ihre höchsten Punkte sind der Tschebon (821 m) und der Podhorn bei Marienbad (846 m). Von hier nehmen die Gewässer ihren Ablauf. Nach Osten die Schnella, welche die vom Karlsbader Gebirge kommenden Wasserläufe aufnimmt und bei Chiesch am Westrande des Tysser Granites nach Süden umbiegt, nach Norden die aus den Tepler Teichen kommende Tepl, nach Süden der Auschowitzer und Neumarkter Bach. Wo die Abdachung des Gebirges allmählich in das Vorland des Böhmerwaldes und ins Pilsner Becken übergeht, bricht sich die aus dem Böhmerwald kommende Mies ein viel geschlungenes, enges Bett, aus dem sie bei Tuschkau in breites Wiesenland tritt. Am Nordabfall schneidet die Eger am Rande des Falkenauer Beckens ein vielgewundenes Thal in den Granit, an dessen Eintritt die alte schöne Stadt Elbogen liegt; es führt bei Karlsbad vorbei und berührt dann das Duppauer Gebirge.

Das Kaiserwald- und Tepler Gebirge ist in seinen höher gelegenen Teilen rauh. Wie der Name besagt, ist jener von weiten Waldstrecken bedeckt, nur auf der Abdachung südlich vom Duppauer Gebirge um Buchau, Ludiz, Chiesch wird wenig erträglicher Ackerbau betrieben. Die Industrie hat im Hochlande noch keinen Eingang gefunden, doch ist dasselbe vom Goldbachthal nach Petschau, von Karlsbad nach Marienbad überschient, andere Linien sollen folgen, und damit hofft man, wird es zu einem Wandel der Dinge kommen. Zahlreiche kleine Städte, die über das Gebirge verstreut sind, Buchau, Ludiz, Chiesch, Theusing, Tepl, die alten Bergstädte Schlaggenwald, Schönfeld und auf dem Südabfalle Weseritz und Neumarkt gewärtigen davon eine fortschrittliche Entwickelung, wie sie den günstiger an den Rändern gelegenen schon zu teil geworden ist. Der Kaiserwald verdankt seine Städte vorwiegend dem einst vorhanden gewesenen Bergsegen; um die

Besetzung des Gebirges mit deutschen Ansiedelungen im weitesten Umkreis hat sich das Prämonstratenser-Stift Tepl, das sich abseits von der gleichnamigen Stadt in beschaulicher Einsamkeit zwischen Teichen und Wäldern stattlich erhebt, dereinst ein noch heute anzuerkennendes Verdienst erworben.

Wo Kaiserwald, Erzgebirge, Böhmerwald und Fichtelgebirge zusammentreffen, liegt kein hochragender Gebirgsknoten, sondern ein breiter Thalkessel, das Egerland. Auf der Sohle des Beckens sind Glieder der Braunkohlenablagerungen ausgebreitet, doch nur am Ostrande, bei Königsberg, wird Kohlenbergbau betrieben. Mächtige Anhäufungen von Geschiebeschotter an seinen nördlichen Gehängen deuten an, daß das Land zur Quartärzeit noch zum großen Teile ein Landsee war. Die Mitte wird von Mooren bedeckt, in diesen entstehen an Stellen, wo sie wie bei Franzensbad von darin aufsteigenden Mineralquellen durchdrungen werden, die in der Heilkunde geschätzten Mineralmoore.

Auf einem Glimmerschieferrücken sitzt zwischen Eger und Franzensbad wie ein zwerghafter letzter Nachkomme eines ausgestorbenen Riesengeschlechts, der kleine Vulkankegel Kammerbühl. An ihn, der eine herrliche Rundsicht auf den Bergkranz und das davor ausgebreitete Egerland bietet, knüpft sich unvergänglich das Gedächtnis Goethes.

Die von Westen, vom Ochsenkopf im Fichtelgebirge kommende Eger tritt bei Markhausen über die Grenze, fließt in einem anmutigen felsigen Gerinne bis unterhalb Eger, dann in sumpfigen Niederungen bis zu ihrem Durchbruch im Mariakulmer Rücken. Sie nimmt von Südwesten her die Wondreb, von Nordwesten den Schlada-, von Norden den Fleißenbach aus dem Fichtelgebirge und das aus dem Erzgebirge kommende Leibischwasser auf.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Egerer Beckens sind die vielen Säuerlinge, welche demselben entquellen. Hierher gehören nicht nur die Mineralquellen von Franzensbad, sondern auch zahlreiche, namentlich in der Mitte des Beckens gelegene Dörfer erfreuen sich dieser als gesunden Trinkwassers.

Auf dem Abhange eines weit vorgeschobenen Ausläufers des Fichtelgebirges liegt Eger, die alte, von Friedrich Barbarossa gegründete Stadt, die in ihrem Innern — die Neuzeit hat sie

mit einem breiten Gürtel stattlicher Neubauten umgeben — noch ihr altertümliches reichsstädtisches Wesen bewahrt hat. Die Ruinen der alten Staufenburg und das Stadthaus erinnern an das tragische Ende, das Albrecht von Waldstein und seine Freunde hier fanden.

Eger, die „Stadt" des Egerlandes überhaupt, ist nicht nur die Gerichtsstadt des Kreises, sondern auch seit alter Zeit Schul- und Garnisonsstadt und durch die Vereinigung von vier, bezw. fünf großen Bahnlinien ein Hauptknotenpunkt des Verkehrs geworden.

Außer Eger liegen an den Rändern des Egerlandes nur noch die kleinen Städtchen Haslau, Wildstein, Königsberg, Sandau und Franzensbad, die 1835 selbständig gewordene Tochterstadt Egers. Um so größer ist die Zahl der Dörfer, die zumeist nur aus wenigen aber meist großen Wirthschaften bestehen.

Die alten aus Holz in charakteristischer Bauart aufgeführten Gehöfte machen allerdings mehr und mehr feuersicheren Ziegelbauten Platz, wie denn überhaupt die Anforderungen der Neuzeit so manches zum Verschwinden brachten, was sonst Land und Leute dieses Gebietes gekennzeichnet hatte. Seiner Lage und Beschaffenheit nach ist es vornehmlich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen, die hier gezüchtete Rinderrasse, „Braunvieh", ist ein sehr geschätzter, weit über die Grenzen hinaus bekannter Schlag.

In neuerer Zeit haben in Eger, Wildstein und Königsberg auch verschiedene Industriezweige Fuß gefaßt.

Nordwärts vom Egerlande liegt zwischen Bayern und Sachsen eingekeilt auf und an einem Rücken des Fichtelgebirges, das sonst nur wenig über die Grenzen von Böhmen herüberreicht, das Ascher-Gebiet, ein rauhes und unwirtliches Hochland (700 m), dessen Bewohner sich vom kärglichen Erträgnis des Bodens und durch Hausindustrie kümmerlich fortbringen. In einem vom Aschbach durchströmten engen Thale zwischen dem bewaldeten Hain- (752 m) und kahlen Selber Berg (633 m) liegt eng zusammengedrängt die Industriestadt Asch.

Im Süden des Egerlandes bildet der sich weit vorlegende nach Ost und West gleichmäßig abfallende Tillen (939 m) den Schlußstein des Böhmerwaldes, den man vom Tillen bis zum Quellgebiete der Cham in den westlichen, auch Pfälzer Wald

genannten, und von hier in seiner weiteren Erstreckung als südlichen oder eigentlichen unterscheidet*).

Vom Tillen strebt ein östlicher Ausläufer, der Maiersgrüner Rücken, zum Kaiserwald und scheidet als Horst das Egerland von einer Grabensenkung, die zwischen dem östlichen Abfall des Böhmerwaldes und dem westlichen des Kaiserwaldes und Tepler Gebirges südwärts hinab zieht. Allmählich verschwindet der letztere und die Senkung verstreicht wie das Tepler Gebirge im Vorlande des Böhmerwaldes. Es ist eine bezeichnende Eigentümlichkeit, daß auch dieser Bruch an beiden Seiten, besonders aber an der Ostseite, mit zahlreichen Säuerlingen und Mineralquellen, zu denen wir jene von Königswart und Marienbad zu rechnen haben, bis hinab nach Tachau besetzt ist. Ebenso charakteristisch ist ein bei Vollmau an der bayerischen Grenze beginnender, an der Böhmerwaldseite nordwärts streichender mächtiger Quarzgang, bekannt unter dem Namen „der böhmische Pfahl", der bis ins Egerland, ja bis gegen Asch, zu verfolgen ist.

Der Westliche Böhmerwald ist nur ein schmaler, 5—10 km breiter Streifen des in Bayern weit ausgedehnten Waldlandes. Die vorliegende Senkung kann man ihm zuzählen, da sie, wie der Verlauf der Wässer zeigt, von ihm zum Tepler Gebirge abfällt.

In seiner ganzen Ausdehnung besteht derselbe fast ausnahmslos aus ostwärts geneigtem Gneiß, der in der Tachauer Gegend von einigen Granitstöcken durchbrochen wird. Nördlich von Tachau stoßen die kristallinischen Schiefer an den Granit des Kaiserwaldes. Bereits im Bereiche der Senkung lagert auf ihnen ein im Süden breiter werdender, nach Norden sich allmählich verschmälernden Streifen Hornblendeschiefer. Ein Süd-Nord streichender, mächtiger, durch seine Länge gangartiger Granitstock füllt die Mitte der Senkung in ihrer ganzen Ausdehnung aus. Oestlich davon wird die Reihenfolge der Schiefer durch die

*) Gegen den von A. Gukassian (Beiträge zur Geographie des mittleren Deutschlands, herausgegeben von F. Ratzel 1899, S. 265) gemachten, ganz überflüssigen Versuch, zur Bezeichnung des südlichen Böhmerwaldes den von den Tschechen entlehnten Namen „Sumawa" einzuführen, muß entschiedenste Einsprache erhoben werden.

Phyllite des Tepler Hochlandes und seines südlichen Abfalles vervollständigt.

Vom Steinrang am Tillen zieht ein 6—700 m hoher Rücken gegen Süden, zwischen welchem und der Landesgrenze ein Längsthal gelegen ist.

Der Rücken wird bei Tachau durch die dortigen Granitstöcke unterbrochen, hebt aber südlich von diesen im Klitscherberg (734 m) wieder an und strebt dem stark vortretenden Pfraumberg (837 m) zu. Von hier beginnen die steil aufgerichteten Gneiße einen scharfen Kamm von 7—800 m Höhe zu bilden, der bis in den Tscherchow (1030 m) bei Furth i. W. fortsetzt, und bei Weißensulz, Stockau und Klentsch durch Pässe eingeschnitten ist. Gipfelpunkte darin sind außer den genannten der Niklasberg (796 m) bei Weißensulz, der Lysa (860 m), Hirschstein (876 m) und Schauerberg (886 m) bei Ronsperg. Ein zum Kamme paralleler niederer Bergzug an der Landesgrenze wird durch lange, bald süd- bald nordwärts gerichtete Längsthäler getrennt, aus welchen die von den Thalwasserscheiden abfallenden Gewässer bald nach Osten bald nach Westen abfließen und darnach einerseits in das Gebiet der Nordsee, andererseits in das des Schwarzen Meeres gehören. Aus dem nördlichen Teile fließen sie in der bei Tachau heraustretenden Mies zusammen und in dieser zur Moldau. Von der Südseite des Schönbacher- (Klitscher) und der Westseite des Pfraumbergrückens sammeln sich die Zuflüsse der Pfreimt und fließen in der Cham und Naab zur Donau. Weiter hinab tritt aus dem Paß von Weißensulz die Radbusa nach Osten hervor; nach Westen zur Cham gehören wieder die Schwarzachwässer und von den Höhen des Tscherchow die Warme und Kalte Bastritz.

Die Cham selbst kommt bei Neumarkt aus dem großen Teich und von den nördlichen Abhängen der Gewintzig in einer sumpfigen Niederung zusammen und tritt bei Eschelkamm über die bayerische Grenze.

Der westliche Böhmerwald ist ein wenig bevölkertes Waldgebiet, dessen Thalgründe mit weiten Moorgründen belegt sind. Seine Bewohner sind auf kärglich lohnende Waldarbeit angewiesen. Auf die einst hier betriebene Glasindustrie deuten noch die häufig auf „Hütte" ausgehenden Ortsnamen, doch sind die

Glashütten, durch die sie entstanden sind, alle verschwunden. Nur Spiegelschleifereien haben sich an den zum Betriebe geeigneten Wasserläufen bei Tachau, Ronsperg, Fichtenbach u. s. w. erhalten. Das mit Waldstrecken, vielen Teichen und Sümpfen besetzte Gesenke ernährt in seinem nördlichen Teile die an seine Ränder gerückten Dörfer recht kümmerlich. An der Böhmerwaldseite liegt die alte Stadt Tachau, nunmehr in den Bahnverband aufgenommen im Aufschwung begriffen, schräg gegenüber unter dem Tepler Gebirge die gleichfalls sehr alte Stadt Plan.

Weiter hinab unter den weit aus dem Lande sichtbaren Ruinen der uralten Grenzveste gleichen Namens das Städtchen Pfraumberg (700 m) auf dem Böhmerwaldkamme.

Das darunter ausgebreitete Land mit den Städtchen Haid und Neustadtl ist zwar für den Ackerbau etwas günstiger ausgestattet, als das südwärts folgende Vorland, mit den Städten Hostau und Ronsperg, doch ist das Gebiet von Tachau hinab bis Taus allem Verkehr entrückt, wenig wohlhabend und ohne Industrie. Schon seit langer Zeit hofft man dort sehnlichst, durch eine Bahnlinie in bessere Verhältnisse geführt zu werden.

Auch das von der Radbusa um Bischofteinitz zur Mies hin ausgebreitete Hügelland ist mit weiten Waldstrecken besetzt und der wenig fruchtbare Boden bietet dem Ackerbau geringes Erträgnis. Besser gestalten sich die Verhältnisse gegen Pilsen zu; aber auch im Gebiete des Steinkohlenbeckens um Nürschan und Staab kann noch nicht von reichen Geländen gesprochen werden.

Der südliche Böhmerwald in seiner Erstreckung von der Neumarkter Senke bis zu jener, welche bei Gratzen nach Niederösterreich hindurchtritt, kehrt seine steilere Seite der Donau zu, während er allgemach nach dem Innern von Böhmen hin verläuft. Dem deutsch-böhmischen Gebiete fällt ein ungefähr 20 km breiter, der Landesgrenze folgender Streifen anheim, der somit die höchste Erhebung des Gebirges umfaßt, daher auch der „obere" Wald im Gegensatze zum „unteren," d. i. bayerischen Walde genannt wird.

Zur kristallinischen Südhälfte des Landes gehörend, ist dieses Gebirge in seinem geologischen Aufbau ebenso eintönig,

wie dessen westlicher Teil. Der Hauptsache nach herrscht Gneiß vor, dem sich Granit hinzugesellt. Nur das sogenannte Künische Gebirge zwischen Neuern und Eisenstein besteht aus Glimmerschiefern, und im südlichen Teile zwischen Prachatitz, Krumau und Budweis breiten sich inselartige größere Gebiete von Granulit aus. Dem Glimmerschiefer begegnen wir noch einmal im Südosten auf der Strecke von Hohenfurth und Kaplitz gegen Welleschin. Der Granit tritt im westlichen Gebiete in einzelnen z. T. mächtigen Gangzügen und größeren und kleineren Stöcken durch die Schiefer. Am Kamme schieben sich letztere immer mehr zusammen und bilden vom Lusen angefangen ein zusammenhängendes, immer mächtiger werdendes Massiv, das den Süden Böhmens bis an die Gratzener Senke und jenseits derselben weiter nach Osten und Nordosten hin zwischen Ober- und Niederösterreich und Mähren umfaßt. An dem Umfange des Plansker Waldes fügen sich dem Granulit einige größere Serpentinlager ein.

Die tertiären Ablagerungen, Sande und Thone, welche die Niederung um Budweis und Wittingau ausfüllen, reichen südwärts bis in unser Gebiet. Die ausgedehnten Moore (Filze) desselben gehören der jüngsten geologischen Zeit an.

Die Oberflächengestaltung ist in diesem Randgebirge wesentlich anders als in den übrigen. Zwar wird durch die höchsten Erhebungen, welche der Landesgrenze folgen, eine Kammhöhe angedeutet, sie tritt jedoch infolge der allmählichen Abdachung weniger scharf hervor. Aus derselben sind einzelne, sich zumeist mehrfach gabelnde Gebirgszüge herausgemodelt, zwischen denen sich charakteristische weite trog- und beckenförmige Thäler ausbreiten. Tiefgerissene, schluchtartige Thäler sind minder zahlreich, sie führen zumeist von dem Abfall in eines der Flachthäler des hohen Gebirges hinauf, deren Sohle gewöhnlich mit Moorfilzen bedeckt ist. Eine Eigentümlichkeit des hohen Böhmerwaldes, die er mit dem Riesengebirge gemein hat, sind die an der Kammlinie auf böhmischer und bayerischer Seite gelegenen Kahrenseen, bekannt als der Schwarze-, Teufels-, Laka-, Mittag- (Stubenbacher) und Blöckensteiner See.

Von der Neumarkter Senke erhebt sich allmählich mit südöstlichem Streichen das Künische (königliche, nach den einst hier

seßhaften königlichen Freibauern) Gebirge zu einem der Landesgrenze entlang laufenden Kamme, auf welchem die aus weiter Ferne sichtbaren Felsenhörner des Osser (1128 m) und weiter hin die Seewand (1343 m) hervortreten. Parallel dazu, durch das naturschöne Angelthal getrennt, streicht der Brennerrücken (1070 m) mit dem Brückl- (1234 m) und Panzerberg (1152 m) durch das Spitzbergjoch (1199 m), der Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meere, mit der Seewand verbunden. Zu beiden Seiten derselben liegt nördlich der Schwarze, südlich der Teufelsee in tiefen und steilwandigen Cirkusthälern.

Beide Gebirgszüge vereinigen sich südlich vom Eisensteiner Kessel im Lakaberge (1339 m), von welchem die Kammlinie weiter zu dem auf bayerischer Seite bleibenden Rachel (1419 m) über den Steinel (1307 m) und Mittagsberg (1314 m) zum Lusen (1372 m) und Moorkopf (1328 m) hinzieht.

Hier schließt sich der allmählich zum Dreisesselberg (1330 m) und Blöckenstein (1387 m) aufsteigende Gebirgszug, dem weiter hin das Gebirge von St. Thoma (960 m), der Hochwald (1044 m) und der Ochsenberg (885 m) folgen.

Eine Reihe von Bergrücken, vom Kamme nördlich, der Hochruck (1077 m) und Wasseken (950 m) bei Hartmanitz, der Zosum (1063 m) bei Bergreichenstein, der Kubany (1362 m) mit dem Schreiner (1263 m) bei Winterberg, der Libin bei Prachatitz (1091 m), der Spitzwald (1210 m) bei Oberplan, der Plansker Wald mit dem Schöninger (1084 m) bei Krumau, mit der Kammlinie und untereinander verjocht, trennen das Gebiet der Wottawa und Wolinka von dem der Moldau und dieses von der Maltsch.

An der Sprachgrenze unter dem Künischen Gebirge vereinigt sich die von St. Katharina kommende Chodenangel mit dem aus dem Schwarzen See und von der Spitzbergwasserscheide kommenden Angelbach zum Angelflusse. Jenseits der Wasserscheide entspringt am Joch zwischen Brenner- und Lakaberg der zur Donau fließende Regen, er erhält durch den Eisenbach das Wasser des Teufelsees. Aus dem Gebiete zwischen dem Brenner Kamm und Hochruck und dem vom Moorkopf zum Antigl (1253 m) streichenden Rücken erhält die Wottawa ihre Quellzuflüsse. Die Wollinka entsteht bei Winterberg aus dem Helm- und Ernstberger

Bach. Weiter östlich kommt vom Langen Berg die bei Oberplan und Sablat vorüberfließende Planitz.

Von der Wasserscheide gegen die Wottawa zwischen dem Schwarzen Berge und Hochbretter entspringt die sogen. Schwarze Moldau, welche bei Ferchenhaid die Kleine aufnimmt und nun die Warme Moldau heißt. Bei Eleonorenhain vereinigt sich mit ihr die von Kuschwarda kommende Grasige und endlich bei Schönau die im Dreisesselgebirge entstehende Kalte Moldau. Schon vorher hat der Fluß weite, die Sohle und das Flußgerinne bedeckende Moorstrecken — die Filzau unterhalb Wallern — durchzogen, diese dehnen sich bei Unter-Wuldau noch mehr aus und lassen hier ein ehemaliges, sich weit in das Thal des Olserbaches gegen Ogfolterhaid erstreckendes Seebecken annehmen. Bei Friedberg wird das Gerinne wieder ein enges Thal. Der Fluß zwängt sich dann beim Stifte Hohenfurth unter der Teufelsmauer durch eine wilde, malerische Schlucht, um nun seinen bisher südöstlichen Lauf plötzlich nach Norden umzubiegen. In einem mit Naturschönheit reich ausgestatteten Engthal fließt die Moldau an der alten Stadt Krumau unter dem weithin schauenden Schöninger in vielen Krümmungen Budweis zu.

Parallel dazu läuft die aus Oesterreich stammende Maltsch von Unter-Haid kommend an Kaplitz vorüber nach Norden zu ihrer Vereinigung mit der Moldau in Budweis.

Der Böhmerwald ist bis auf den Kamm bewaldet, nur die Gipfelpunkte desselben ragen als kahle, mit Knieholz bewachsene Felskuppe darüber hinaus und gewähren über die unendlichen Waldstrecken freie herrliche Fernsichten, namentlich nach Süden, wo der Blick bei klarer Luft die Alpenkette erreicht.

Ebenso ist das Gebirge bis hinauf, wenn auch spärlich, bewohnt. Die höchste Ortschaft ist Buchwald unter dem Hochbretter in 1162 m Seehöhe gelegen.

Der Feldbau hält sich in tieferen Lagen an der Sprachgrenze, im höheren Gebirge wird nur Wiesenbau und Viehzucht betrieben. Der Wald ist der Ernährer seiner Bewohner, die vorwiegend von Waldarbeit leben. Er versieht einen großen Teil des Landes und darüber hinaus mit Brenn- und Nutzholz, das auf den Bächen und Flüssen und weit ausgedehnten Kanal-

anlagen hinabgeschwemmt, neuerer Zeit auch durch die ins Gebirge hineingeführten Zweigbahnen verfrachtet wird.

Auch die keineswegs unbedeutende Industrie des Böhmerwaldes fügt sich seinem Haupterzeugnis an. Mancherlei Holzverarbeitung, Dreherei, Resonanzboden-, Kisten- und Schachtelfabrikation wird im Großen und Kleinen betrieben, Zündhölzer, Holzstoff werden erzeugt, zwei Fachschulen, zu Bergreichenstein und Wallern, dienen der Hebung der Holzverarbeitung und Tischlerei. Hierzu kommt noch die Vorzügliches leistende Glasindustrie und Papierfabrikation. In Neuern und Umgebung hat auch die Großerzeugung von Weißwaren Fuß gefaßt. Der Vorort des Böhmerwaldes ist die alte Schul- und Bischofsstadt Budweis, der Sitz einer vielgestaltigen Industrie, darunter einer staatlichen Tabakfabrik.

An der Sprachgrenze entlang liegen Neuern am Eingang ins Angelthal, die alten einstigen Gold-Bergstädte Unterreichenstein an der Wottawa und darüber auf hoher Berghalde Bergreichenstein. Weiterhin das gewerbfleißige Winterberg an der Wollinka und unter dem weitschauenden Libin Prachatitz, mit seinen alten bemalten Häusern ein Stück in die Gegenwart erhaltenes Mittelalter. Von hier ging einst der Saumweg hinüber nach Passau, auf welchem schwunghafter Handel mit Getreide hinaus, mit Salz herein betrieben wurde. In seinem Zuge liegt oben im Walde auf weiter Wiesenfläche das alte Städtchen Wallern.

Längs der Moldau folgen einander auf dem Walde die Märkte Kuschwarda, Sallnau, Oberplan, Unterwuldau, Friedberg, das alte Cisterzienserstift und die gleichnamige Stadt Hohenfurth, Rosenberg und endlich Krumau mit seinem stattlichen Herzogschloß, in dessen Nähe der durch die hier aufgeführten Passionsspiele weit bekannt gewordene Markt Höritz. Am Rande des Wittingauer Teichlandes schließt Gratzen die Reihe der Böhmerwaldstädte ab.

An der Landesgrenze uns hinhaltend betreten wir jenseits der Wittingauer Niederung den zwischen Niederösterreich und Mähren einspringenden Bezirk von Neubistritz und die damit zusammenhängende Neuhauser Sprachinsel am Beginn des böhmisch-mährischen Hügellandes, weiterhin die mit dem

Steckner Bezirke nach Böhmen hereinreichende deutsche Sprachinsel von Iglau, beide noch im Bereiche des südböhmischen Gneiß- und Granitmassivs. Am nördlichen Rande desselben zieht ein breiter Streifen Kreidegebilde, Quadersandsteine, aus der Mitte des Landes ostwärts hinab nach Mähren. Diesen überschreitend betreten wir jenseits wieder deutsches Gebiet, durch das wir endlich zu unserem Ausgangspunkte zurückkehren.

Das Quadergebirge legt sich südwärts vom Thale der Stillen Adler östlich vom Wildenschwert und Böhm. Trübau mit einem Steilrand auf einen Streifen Rotliegendes. Hier springt der Abtsdorfer Zwickel nach Mähren ein. Zwischen dem Steilrand des Quaders im Westen und den Ausläufern des Adlergebirges im Osten breitet sich der weite Thalkessel aus, in dessen Mitte der Vorort des östlichen Deutsch-Böhmen, die freundliche Stadt Landskron, umgeben von langgedehnten Dörfern, gelegen ist.

Das Adlergebirge erhebt sich von der Hohen Mense (1083 m) im Norden abzweigend längs der Glatzer und mährischen Grenze und reicht südwärts bis ins Mährische. Es kehrt nach Osten einen steilen, nach Westen einen flachen Abfall. Zu ihm rechnet man auch das zum Spieglitzer Schneeberg streichende, die Wasserscheide zwischen der Glatzer Neiße und der March bildende Grulicher Gebirge. Es besteht in seiner ganzen Ausdehnung aus nach Westen einfallenden Gneißen, Hornblende- und Glimmerschiefern. Diesen folgen, schon außerhalb der Sprachgrenze, im nördlichen Teile des Gebirges Urthonschiefer. Einige Granitstöcke von geringem Umfange brechen hindurch. Das krystallinische Gebirge verengt sich da, wo die Wilde und Stille Adler ihren Weg quer hindurch nehmen, und ein breiter Rand von Quadergesteinen legt sich demselben um Senftenberg vor. Ein Lappen davon liegt am Durchbruch der Wilden Adler auf dem Gneiß.

Der Grulicher Gebirgszug besteht gleichfalls hauptsächlich aus Gneiß. Zwischen ihm und dem Adlergebirge liegt ein breites mit Quader, Lehm, Sand- und Schottermassen erfülltes Thal.

Die Durchbrüche der Wilden und Stillen Adler teilen das Gebirge in eine südliche und nördliche Hälfte. Erstere ist minder

hoch und erhebt sich im Hohen Stein zur größten Höhe. Der mit dem Namen „der böhmische Kamm" belegte nördliche Teil ist höher. Er gipfelt in der Deschnayer Großen (1114 m), Kleinen (1082 m), Johns- (1042 m) und Reiter-Koppe (981 m) und dem Obern Wald (718 m). Zwischen der Wilden und Stillen Adler liegt der Adamsberg (762 m) bei Wichstadtl.

Auf der Ostseite fast ungegliedert wird der westliche Abfall sowohl des südlichen als nördlichen Teiles durch tiefgerissene Querthäler eingekerbt. Besonders tief und lang ist der Geiergraben im böhmischen Kamm.

Der südliche Teil gehört zur Stillen Adler. Sie entspringt am westlichen Gehänge des Grulicher Gebirges, tritt bei Wichstadtl in das Adlergebirge, fließt in diesem südwärts bis Gabel, wo sie in den Bereich des Quaders tritt, in welchem sie einen großen Bogen nach Geiersberg macht und bei Wildenschwert die Sprachgrenze überschreitet.

Die Wilde Adler entspringt im Voigtsdorfer Forst in Glatz, fließt längs der Ostseite des böhmischen Kammes herab, bis sie bei Nesselfleck quer durchs Gebirge bricht. Am Rande des Quaders wendet sie sich südwärts, nimmt dann von Neklow nach Senftenberg mitten durch diesen ihren Weg und gelangt bei Pottenstein über die Sprachgrenze. Ihr fallen die Zuflüsse aus dem nördlichen Teile des böhmischen Kammes zu.

Das Adlergebirge ist wie auch das Grulicher ein Waldgebirge, dessen westliche Abhänge mit zahlreichen Ortschaften bedeckt sind, die sich auch in den Gräben weit ins Gebirge hineinziehen. Der höchste Teil des böhmischen wie auch des Grulicher Kammes ist unbesiedelt.

Gleich den anderen Randgebirgen besitzt auch dieses seine Naturschönheiten — berühmt ist die Rundsicht vom Gipfel der Hohen Mense — ist aber rauh und sein Boden ernährt nur kärglich seine Bewohner, die zumeist von Hausindustrie, Handweberei, leben. Die Städtchen Grulich und Rokitnitz sind die Mittelpunkte dieser entlegenen Industriebezirke.

Der nördliche Teil des böhmischen Kammes bis Nachod gehört nicht mehr ins deutsche Sprachgebiet. Wir sind hier am Endpunkte unserer Wanderung, die wir im Braunauer Ländchen begannen, angelangt. Flüchtigen Schrittes zwar mußte

das ausgedehnte Gebiet, ſelbſt da, wo hohe Naturſchönheit zum Verweilen einlud, durcheilt werden, aber der Führer hofft, daß ſein freundlicher Begleiter auf dem genommenen Wege doch einen Ueberblick davon gewonnen haben wird, was dem deutſchen Volke in Böhmen von dieſem Lande zu eigen gehört, und wie verſchiedenartig ſich die Verhältniſſe und die Bedeutung ſeiner einzelnen Bezirke geſtalten.

Das iſt der durch jahrhundertalten Beſitz geheiligte Boden für deutſche Arbeit in Böhmen. Ihr Brenn- und Mittelpunkt aber, wo alle Fäden der geiſtigen, kulturellen und politiſchen Thätigkeit zuſammenlaufen, iſt und bleibt die alte Hauptſtadt des Landes, Prag, trotz ihrer Lage mitten im tſchechiſchen Gebiet der Sitz der deutſchen Hochſchulen, deutſcher Kunſt und Induſtrie, trotz aller gegneriſchen auf ihre vollſtändige Tſchechiſierung gerichteten Beſtrebungen eine Hochburg des Deutſchtums in Böhmen!

Die Ansiedelung der Deutschen in Böhmen (1197—1306).

Von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Das Deutschtum Böhmens erblüht im XIII. Jahrhunderte zu außerordentlicher Machtfülle und beginnt mit seinen materiellen Kräften wie mit seiner geistigen Überlegenheit allmählich die inneren Zustände des Landes in entschiedener Weise umzugestalten. Es durchdringt die höheren Schichten der Bevölkerung, beherrscht den Przemyslidischen Hof und den einheimischen Adel, gründet und bevölkert die freien königlichen Städte wie die unabhängigen Dörfer, gebietet im Handel und Gewerbe, im Bergbau und in der Industrie und lenkt durch seine Welt- und Kloster-Geistlichkeit nicht nur das religiös-kirchliche Leben, sondern auch die Schule, die Wissenschaft und die Kunst. Die Deutschböhmen, die bis jetzt nur in vereinzelten Ansiedelungen vertreten waren, setzen sich nunmehr durch die großartig in Schwung gebrachte Kolonisation in zusammenhängenden Massen fest, führen die in Besitz genommenen weiten Strecken des Landes einer höheren Kultur zu und ziehen einen immer breiteren Gürtel um die Landesgenossen slavischer Zunge, deren Gebiet sie durch die vielen, oasenartig in der Mitte des Landes gegründeten Städtekolonien siebartig durchbrechen. Es vollzieht sich eine folgenschwere vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande. In politischer Beziehung beglückt der Deutschböhme sein neues Vaterland mit den kostbaren Geschenken des freien Bürger- und Bauernstandes und ringt im Vereine mit der ihm gewogenen Regierung gegen den alle freiheitliche Bewegung unterdrückenden Feudaladel des Mittelalters. Wenn das XIII. Jahrhundert zu den glänzendsten der Geschichte Böhmens gerechnet wird, so muß den

Deutschböhmen der Ruhm zugestanden werden, an dem Wohlstande, dem Glanze und der Verherrlichung ihres Vaterlandes in vorderster Reihe mitgewirkt zu haben.

Der Hof und das Residenzleben in Prag nahm unter den letzten Przemysliden einen ausgeprägt deutschen Charakter an. Die deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutsche Tracht, deutsche Spiele und Vergnügungen fanden immer mehr Anerkennung und Verbreitung. Wohl waren die böhmischen Fürsten in politischer Hinsicht selbständiger geworden, aber sie blieben dessenungeachtet deutsche Reichsfürsten und Reichsmundschenke, die sich an der Wahl der Kaiser, an den deutschen Hoftagen und an deutschen Kriegen fortwährend beteiligten. Der diplomatische Verkehr des böhmischen Königs mit dem deutschen Hofe und einzelnen deutschen Fürsten wurde um vieles reger, und noch immer führten die Przemysliden zumeist Frauen aus deutschem Geblüte als Gemahlinnen heim. So war Ottokar I. mit Adelheid von Meißen, Wenzel I. mit Kunigunde der Stauferin, Ottokar II. mit Margarethe von Babenberg und Wenzel II. mit Guta, der Habsburgischen Prinzessin, vermählt. Ottokar I. beförderte mit großem Eifer die deutsche Kolonisation, die hohe Wichtigkeit derselben nicht einen Augenblick verkennend. König Wenzel I., vermählt mit der edlen Kunigunde, war durch und durch deutsch. Er liebte die deutsche Sprache, die ritterlichen Spiele und die Künste und Wissenschaften der Deutschen. An seinem glänzenden Hofe fanden sich viele deutsche Edelleute ein; daselbst wurde nach deutscher Weise das edle Turnierspiel mit Leidenschaft gepflegt, und die einheimischen Ritter übten sich eifrig in den Vergnügungen des Tjost und Buhurt. Der deutsche Ritter Oger von Friedberg, ein bevorzugter Liebling und Ratgeber des Königs, war der Vergnügungsmeister am Hofe und leitete die Spiele, die Turniere und die großartigen Hofjagden. In gleicher Weise begünstigte Wenzel die Ansiedelung der deutschen Ordensleute, die Einwanderung der deutschen Bürger und Bauern. — In König Ottokar II. erhielt sich seines Vaters Vorliebe für das Deutschtum; in ihm lebte seiner deutschen Mutter Sinnesart und Natur. Sein einflußreichster Ratgeber in der äußeren und inneren Politik war der aus deutschem Grafengeschlechte stammende hochbegabte Bischof Bruno von Ol-

mütz, der selbst als der vornehmste Förderer des Deutschtums in Mähren sich dauernden Ruhm erwarb. Keiner der Przemysliden erkannte die Wichtigkeit der deutschen Kolonisation so klar und betrieb dieselbe in so planmäßiger Weise und in so großartigem Maßstabe, wie dieser Fürst.

Die Regierung des Markgrafen von Brandenburg war den Deutschen insbesondere wegen der vielen Zuzüge, die aus dem Mutterlande herbeiströmten, günstig. Der Chronist sagt, die Zahl der damaligen Einwanderer habe die „Zahl der Mücken übertroffen", und es hätte den Anschein gehabt, als ob das Reich ganz deutsch werden sollte. — Wenzel II. genoß eine durchaus deutsche Erziehung, hatte eine deutsche Gemahlin, die wackere Guta, die Tochter Rudolphs von Habsburg, und ließ sich vom deutschen Könige, so lange dieser lebte, willig raten. Er schätzte die guten Eigenschaften und Vorzüge der deutschen Nation, liebte die deutsche Sprache und deren Litteratur und versuchte sich selbst als deutscher Minnesänger. — An Wenzels Hofe befanden sich fast nur deutsche Ratgeber, so der Meißner Propst Bernhard von Kamenz, der Tempelritter Berthold von Geppenstein aus Schwaben, Dietrich, Abt von Waldsassen, Arnold, Bischof von Bamberg, und später Peter von Aspelt, der nachmalige Kirchenfürst von Basel und Mainz. Propst Bernhard verwaltete durch viele Jahre das Land, während der Templer Berthold wegen seiner neuen und nützlichen Anordnungen besonders gerühmt wird. Die meisten Verdienste aber, und zwar namentlich um die Einrichtungen am Hofe, der immer mehr nach dem Muster deutscher Hofhaltungen umgestaltet wurde, erwarb sich Arnold von Bamberg, welcher eigens zu diesem Zwecke auf Anraten Dietrichs von Waldsassen berufen worden war.

Es ist natürlich, daß der Adel der deutschfreundlichen Richtung des Hofes sich nicht ganz entziehen konnte; er ergötzte sich in der Residenz an den glänzenden Spielen und Turnieren, trug deutsche Ritterstracht, übte sich in der deutschen Sprache, sowie in der höfischen Sitte und dem Minnedienst nach deutscher Rittersart. Die einzelnen Adeligen ließen sich besonders nach dem Mongoleneinfall eine Menge fester Burgen auf Bergvorsprüngen und Felsen errichten, beriefen hiezu deut-

sche Baumeister und gaben diesen Burgen in der Regel deutsche Namen. Nach und nach übergingen diese deutschen Burgnamen auf die Besitzer selbst als deren Familiennamen, wodurch die älteren slavischen Benennungen allmählich verdrängt wurden und in Vergessenheit gerieten. So entstanden noch in den vierziger Jahren des XIII. Jahrhunderts die adeligen Namen der Löwenberge, Rosenberge, Sternberge, der Riesenburge und Lichtenburge, und etwas später tauchten die Namen Schwamberg, Riesenberg, Waldek, Wartenberg, Waldstein, Falkenstein u. a. auf. Zudem bemerken wir, daß bereits in dieser Zeit ausländische, rein deutsche oder wenigstens frühzeitig germanisierte Adelsfamilien Besitzungen in Böhmen erlangt haben, so die von Schönburg, Seeberg, Biberstein, Ileburg, Klingenberg u. a. Wenn auf diese Art der böhmische Adel seines slavischen Charakters sich immer mehr entkleidete, so stellte er sich doch in den heftigsten Widerspruch zu der von den Königen so begünstigten deutschen Kolonisation. Nicht etwa angeborene oder anerzogene Abneigung gegen das deutsche Volk an sich war es, welche die Feindseligkeit des Adels gegen die neuen Ansiedler hervorrief, sondern die Eifersucht auf den neuen sich bildenden freien Bürgerstand, der ihm allmählich zum ebenbürtigen Stande heranwuchs und überdies die kräftigste Stütze der Krone abgab. Wohl leuchtete auch dem Adel der Nutzen ein, der ihm aus der Ansiedelung der deutschen Bauern und der deutschen Industrie auf seinem Besitze entspringen mußte, und es finden sich Beispiele, daß einzelne Herren ihre Güter mit Kolonisten bevölkerten: aber im Ganzen und Großen milderte dies nur sehr wenig den schroffen Gegensatz, der hier wie allerorts zwischen einem freien Volke und dem Feudaladel zu Tage trat.

Der Klerus Böhmens war zum großen Teil deutsch, wenn nicht seiner Abstammung nach, so wenigstens durch seine Bildung. Wohl hörte mit der vollständigen Christianisierung der böhmischen Diöcese die Einwanderung der bairischen und allemannischen Missionäre allmählich auf, wohl finden wir auch in der Leitung des Bistums, in dem Domkapitel u. s. w. immer mehr Einheimische, aber denn doch alle mehr oder weniger durchdrungen vom lateinisch-germanischen Geiste. Uebrigens bleibt die Zahl deutscher Priester immerhin noch eine erkleckliche. Die

Hofkapelläne gehören durchwegs dieser Nation an, und unter den Mitgliedern der Kapitel finden sich noch immer der Mehrzahl nach deutsche Namen. Die Oberaufsicht über das gesamte Kirchenwesen Böhmens stand dem Erzbischofe von Mainz zu, der die Könige krönte, die böhmische Diöcese durch bestimmte Visitationsreisen zu beaufsichtigen hatte, und vor dessen Richterstuhle die kirchlichen Streitigkeiten entschieden werden mußten. — Die Klöster erhielten viel länger ihren rein deutschen Charakter als das Weltpriestertum Böhmens; die bereits bestehenden und die neu gegründeten, von den Przemysliden so sehr begünstigten Mönchsorden wirkten namentlich in diesem Zeitraume mit außerordentlichem Erfolge für die Ausbreitung deutscher Bevölkerung und Kultur. Die Cisterzienserklöster, die geistlichen Ritterorden, und selbst die Bettelorden zählten zumeist deutsche Mitglieder; ihre Schulen, die mitgebrachten Handwerker, ihre regen Verbindungen mit dem Auslande konnten nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung im Lande bleiben.

Während die Bettelmönche durch ihr vorzügliches Predigen und durch ihren Eifer im Beichtstuhle, insbesondere in den Städten, das Deutschtum pflegten und unterstützten, kolonisierten die mit großen Gütern ausgestatteten Klöster auf dem Lande ruhig und ununterbrochen und verwandelten ihre weiten dunklen Wälder allmählich in herrliche Auen und Fluren durch die zähe Arbeitskraft der herbeigerufenen deutschen Bauern.

Die Anlage deutscher Dörfer in Böhmen mit einem freien Bauernstande bildet eine der anziehendsten und folgenreichsten Erscheinungen in der Geschichte dieses Landes. Wie in andern slavischen Ländern drängten auch bei uns wirtschaftliche Ursachen die Großgrundbesitzer, voran die Landesfürsten und Klöster, zu eifrigster Förderung der Aussetzung von Dörfern nach deutschem Rechte. Die einheimische hörige landwirtschaftliche Bevölkerung bot dem Grundherrn nebst persönlichen Diensten meist nur Abgaben in Naturalien, die schwer zu verwerten waren. Die gehobenen kulturellen Verhältnisse und die verfeinerte Lebensführung aber rief bei den höheren Klassen das Bedürfnis gesteigerter Einkünfte, insbesondere an Bargeld, immer dringlicher hervor. Geldzinsungen sollten an die Stelle der Naturalabgaben treten. Das war aber nur mit Hilfe deut-

scher Ansiedler möglich. Es galt auch minder einträglichen oder ganz ertraglosen Ackerboden, Waldungen, Heide- und Sumpfland einer höher entwickelten Bearbeitung zu unterziehen, als es bisher die arme slavische Bevölkerung im stande war. Die Landesfürsten und die deutschen Klosterleute hatten Gelegenheit gehabt, die außerordentlichen Erfolge deutscher Kolonisation in anderen slavischen Ländern kennen zu lernen. Nicht so schwierig war es, Abzweigungen der noch im Flusse befindlichen Wanderung deutscher Bauern nach Böhmen zu leiten. Der Vorgang bei der Neubesiedelung war einfach und im allgemeinen allenthalben derselbe. Der Grundherr trat mit einem Unternehmer wegen der Übergabe einer bestimmten Strecke Landes zur Aussetzung eines deutschen Dorfes in Unterhandlung. Die zugewiesene Flur wurde in ihren Grenzen abgemarkt, der Grund und Boden wurde in Hufen oder Lahne (gewöhnlich 60, 64 oder 72 Strich) vermessen, in einzelne Lose oder Gehöfte abgeteilt, und die Rechte und Verpflichtungen des Unternehmers, sowie der Ansiedler in besonderen Urkunden (Locationsurkunden) festgestellt. Mit denselben in der Hand war es dem unternehmenden Pflanzer nicht schwer, eine Anzahl deutscher Ansiedler zu gewinnen. Denn die ausbedungenen Lasten schienen nicht drückend und wurde ja vor Allem den Kolonisten der Gebrauch des „deutschen Rechtes" zugesichert. Nach demselben erhielten sie eine oder mehrere Hufen als freies Eigentum, das sie vererben und verkaufen konnten, wurden frei gesetzt von der Gerichtsbarkeit und aller Einflußnahme der Gaubeamten und konnten unter einem eigenen aus ihrer Mitte stammenden Richter nach den aus der Heimat mitgebrachten Sitten und Gewohnheiten leben. Sie waren somit nicht wie die slavischen Bauern unterthänige Leute, die jeden Augenblick von der Scholle entfernt werden konnten, sondern freie Eigentümer derselben, welche hauptsächlich an den Grundherrn zu zinsen hatten.

Bei mühevollen Neuanlagen, wenn Waldrodungen vorgenommen werden mußten, erhielten die Ansiedler das zugemessene Land auf Jahre hinaus *zinsfrei*. War aber der überlassene Ackerboden leicht kultivierbar oder schon im Anbau begriffen, so mußte die Zinsung schon im ersten Jahre erfolgen, ja in manchen Fällen eine Art Anzahlung, „*Anleit*" genannt, ge-

leistet werden. Die Höhe des jährlichen Grundzinses, welcher in der Regel in zwei Fristen zu entrichten war, schwankte je nach der Lage und Beschaffenheit des Bodens zwischen einer viertel Mark oder noch weniger und einer Mark für die Hufe. Neben dem Grundzinse wurden die neuen Ansiedler auch zu gewissen Naturalgiebigkeiten verpflichtet, deren Bemessung sich gleichfalls verschiedenartig gestaltete. Weizen, Korn, Gerste, Hafer und Mohn wurden strichweise meist nach der Ernte, Hühner, Eier, Schinken, Käse, Streu u. s. w. zu gewissen Festtagen in Abfuhr gebracht, welch' letztere die Bauern selbst zu besorgen hatten. Die Verpflichtung zu persönlichen Leistungen findet sich in dieser Periode nur selten; wurde eine solche ausbedungen, so konnte wenigstens in einigen Klosterdörfern eine Ablösung durch Geld Platz greifen und finden wir in einem Falle 8 Arbeitstage mit einer viertel Mark geschätzt. — Den Zehnt an die Geistlichkeit hatten auch die deutschen Bauern zu entrichten und schon aus diesem Grunde sahen der hohe und niedere Klerus die Vermehrung deutscher Dörfer im Lande nicht ungern. Selbstverständlich mußte auch die allgemeine königliche Landessteuer in Abfuhr gebracht werden und wurde von derselben auch der sonst zinsfreie Richter nicht ausgenommen.

Dem Anführer der Kolonisten, der die Unterhandlungen mit dem Grundherrn besorgte und das ganze Unternehmen leitete, wurde als Entgelt für seine Mühewaltung in der Regel eine zins- und abgabenfreie Hufe, mitunter auch die Zinsen von einem Bruchteil der Hufen im Dorfe verliehen. Mit diesem seinem freien Besitze erhielt er zugleich das Richteramt mit der niederen Gerichtsbarkeit und den dritten Teil der Bußgelder und zumeist das ausschließliche Schank- und Mühlenrecht im Dorfe. Sein Amt wurde entweder nur auf eine gewisse Zeit oder auf Lebenszeit mit dem Rechte der Vererbung verliehen. In manchen königlichen Dörfern, wie z. B. in Tschoppern bei Brüx, ging der Richter aus der freien Wahl der Bauern hervor. Zu den Pflichten des Richters gehörte nebst dem Vorsitze im Dorfgerichte die Einsammlung und Abführung der Grundzinse, die Ausübung der Polizeigewalt und der persönliche Waffendienst im Kriege, der übrigens auch durch einen Stellvertreter ausgeübt werden konnte. Der Dorfgerichtsbar-

keit unterlagen alle Fälle mit Ausnahme der Kapitalsachen wie Raub, Mord, Notzucht u. dgl., welche dem Urteilspruche des Grundherrn vorbehalten blieben. In den meisten Dörfern wurde dreimal im Jahre nach besondern Vorschriften über das Verfahren das ordentliche Gericht (das echte Ding, Dreiding) gehalten. Oefter wohnte ein Vertreter des Grundherrn bei. Das Urteil fanden unter dem Vorsitz des Richters die der Mitte der Bauern entnommenen Schöffen oder Geschworenen. Ein Drittel der Strafgelder gehörte dem Richter, zwei Drittel dem Grundherrn.

In großartigem Maßstabe betrieben die Anlage deutscher Dörfer die Landesfürsten selbst, und insbesondere waren es die weit ausgedehnten königlichen Grenzwälder, welche den Kolonisten zur Urbarmachung überwiesen wurden. Ottokar I. war der erste, welcher Ansiedelungen nach deutschem Rechte aussetzte. In einer Urkunde vom Jahre 1213 bemerkt er, daß das „deutsche Recht" eine zwar neue, aber ehrenwerte, bis jetzt in Böhmen und Mähren noch ungewöhnliche und ungebräuchliche Einrichtung sei. Unter ihm begann das große Kulturwerk im Braunauer Ländchen, und wurde dann von seinen Nachfolgern, insbesondere von Ottokar II., auf immer weitere Krongüter ausgedehnt. Dieser größte aller Kolonisatoren nahm insbesondere die Neubesiedelung der mächtigen Waldstrecken im Elbogner, Trautenauer, Glatzer und Landskroner Gebiete in seine bewährte Hand, und ein kräftiger deutscher Bauernstand hat sich in diesen Ländereien bis auf die Gegenwart behauptet. Nach Ottokars II. Tode, in den unglücklichen Jahren bis zu Wenzels II. selbständiger Regierung schwand die Bevölkerung im Lande derart, daß der letztere schon aus diesem Grund sich veranlaßt sah, die so erfolgreich begonnene deutsche Kolonisation in der eifrigsten Weise fortzusetzen. — Nicht minder eifrig widmeten sich die von deutschen Mönchen bevölkerten Klöster des Landes der deutschen Kolonisation, um die durch fromme Schenkungen gewonnenen wüsten Wald- und Heideflächen nutzbar zu machen.

Der wirtschaftlichen Strömung der Zeit und dem eigenen Vorteile entsprechend griffen auch adelige Großgrundbesitzer und wohlhabende Bürger in die Bewegung ein. Mittel-

bar und unmittelbar förderten die deutsche Besiedelung des südlichen Böhmens das mächtige Geschlecht der Witigonen, Wok von Rosenberg, der Freund Ottokars II. und Stifter Hohenfurts, an der Spitze. Im Südosten nahmen am Zustandekommen der Neuhaus-Neubistritzer Sprachzunge die Witigonischen Familienzweige der Herren von Neuhaus und der von Landstein unter Beihilfe der deutschen Ritter den Hauptanteil. In der Iglauer Sprachzunge arbeiteten die reichen Lichtenburger mit den Klöstern und den Gewerkschaften von Iglau Hand in Hand. Im Glatzischen waren die Herren von Lämberg und in der Landskron-Politschkaer Gegend wohl auch schon die Gebrüder Hermann und Ulrich von Dürrenholz thätig. Das mittlere Egerthal bot den Herren von Egerberg, dann denen von Schönburg, das Friedländische den Herren von Biberstein Gelegenheit zur Kolonisation. — Daß zu besonderem Wohlstand gelangte Bürgerfamilien in den freien Städten des Landes sich gerne in den Besitz von Grund und Boden auch außerhalb der Stadtmark setzten, lag ebenso nahe, wie, daß dieselben zur Ausnutzung ihres Eigentums das Mittel der Anlage deutscher Dörfer wählten. Diese Dörfer hatten nach den Rechten der betreffenden Stadt zu leben und mit derselben die gleichen Lasten zu tragen. So erklärt sich der Kranz deutscher Dörfer im Umkreis mancher königlichen Städte, wie z. B. bei Budweis und Iglau.

So zogen sie denn ein, die deutschen Bauern, in die böhmischen Wälder, errichteten sich an der Quelle oder am Bache zunächst ihre Blockhütten und lichteten ganz nach Hinterwäldlerart das undurchdringliche Dunkel mit scharfer Axt, trockneten Sümpfe und Moore, zogen Kanäle und schlugen Brücken, bauten Knüppeldämme und Gehege und rangen im harten Kampfe mit der wilden Natur, mit schädlichem Getier und wohl auch mit dem einheimischen Nachbar, der dem Fremdling nicht traute. Aber der freie deutsche Bauer siegte über alle sich entgegenstellenden Hindernisse und Feinde mit seinem festen Entschlusse, seiner Geduld und seiner zähen Arbeitskraft. Auf den gelichteten Waldblößen gründete er dann Gehöfte um Gehöfte, Dorf um Dorf und drang immer tiefer ins Land, als echter Pionier der Freiheit und des Fortschrittes. Während bei den

slavischen Dörfern die gemischte zerstückelte Feldlage gebräuchlich war, beruhte die Flureinteilung der Kolonistendörfer auf den geschlossenen Hufen, die sich regelmäßig in schmalen, langgestreckten, parallel laufenden Streifen von der Rückseite des Gehöftes aus verliefen. Demgemäß waren die alten slavischen Dörfer in der Runde eng aneinander gebaut (Rundlinge), wogegen es die Deutschen liebten, ihre Höfe weit von einander an den Ufern des Baches dem langgestreckten Laufe desselben folgend anzulegen (Langdörfer). Die deutschen Gehöfte aber übertrafen an Ausdehnung und Stattlichkeit weitaus die slavischen Bauernhütten und wiesen in ihrer vielgestaltigen Stilart auf jene Länder hin, von woher die Ansiedler gekommen waren.

Die deutschen Dorfansiedelungen bewirkten zunächst auf dem Gebiete der Landwirtschaft, dann aber auch in sozialer Beziehung eine segensreiche Umwälzung. Der deutsche, wegen seines Fleißes bekannte Bauer rief für die damalige Zeit wahre Musterwirtschaften ins Leben. Da er mit dem schweren Pfluge arbeitete, nicht mit dem leichten Hacken, wie der slavische Bauer, so konnte er auch in den schwersten Boden tiefer eindringen und denselben vollständiger heben, während der Slave nur den leichten Boden seicht durchfurchen und weniger zu wenden vermochte. Daher ist es erklärlich, daß die Slaven nur die Gegenden mit leichtem Boden aufsuchten und alle Landstriche mit bündigem Boden als Weideland liegen ließen. Wie weit die deutschen Ansiedler in der Bodenkultur voraus waren, erkennt man am besten an dem Landwirtschaftsbetrieb in der Nähe der königlichen Städte. Wir treffen in den Fluren derselben bereits den Anbau von Gemüse, Hopfen, Waid und Wein — Gewächse, deren Anbau schon eine sorgfältigere Bodenbearbeitung und eine unermüdliche Pflege, kurzum eine rationellere Landwirtschaft verlangen. Allmählich aber konnten dem slavischen Bauer die größere Regsamkeit, sowie die vielfachen Verbesserungen im Ackerbau unter den benachbarten Deutschen nicht verborgen bleiben, und Strebsame unter ihnen suchten das Gesehene auch bald zu ihrem Vorteile auszubeuten. Am wichtigsten und wünschenswertesten aber mußte dem unter allerhand Lasten des Gaues und Staates lebenden einheimischen Landmanne die

freie und vielfach unabhängige Stellung der deutschen Dörfer erscheinen. Daher entstand bald unter den slavischen Bauern ein Drängen nach Freibriefen, wie sie die Deutschen besaßen, oder nach Aussetzung ihrer Dörfer nach deutschem Rechte. Da auch die Grundherren durch diesen Vorgang nur gewinnen konnten, so vollzog sich die von den Bauern angestrebte Umänderung ihrer Lage ziemlich rasch, so daß binnen einem Jahrhundert eine sehr große Anzahl böhmischer Dörfer nach deutschem Rechte ausgesetzt erscheinen. „Lhota," die so häufig vorkommende slavische Ortsbenennung, bedeutet nichts anderes, als ein nach deutschem Rechte ausgesetztes Dorf.

Die Geschichte der Slaven kennt weder ein eigentliches Städtewesen, noch ein freies Bürgertum; beide Errungenschaften der fortgeschrittenen Entwicklung verdanken die slavischen Völker ihren deutschen Nachbarn oder vielmehr den von dieser Nation ausgeschickten Sendboten der Bildung und Kultur. Wenn man in Böhmen von Städten vor der deutschen Einwanderung spricht, so kann man darunter nur die Burgvororte, Dörfer am Fuße einer Burg oder befestigte Ortschaften verstehen, die zu Sammelplätzen der Krieger dienten. Die Bewohner derselben aber waren in der Gerichtsbarkeit und Verwaltung von der Landbevölkerung nicht geschieden und standen unter dem Gaubeamten und lebten in einem bestimmten Hörigkeitsverhältnis.

Der erste Grund zu einem städtischen Gemeinwesen in Böhmen ist durch den Wratislavischen oder Sobieslavischen Freiheitsbrief im Prager Burgflecken Porschitsch gelegt worden. Wir haben bereits gesehen, wie diese deutsche Niederlassung, begünstigt durch ihre Gerechtsame und durch die Gunst der Fürsten, schon im XII. Jahrhunderte zu bedeutender Blüte und zu immer größerer Ausdehnung und Macht gelangt war. Unter dem Schutze der letzten Przemysliden entwickelte sich aus der Anfangs so kleinen Kaufmannskolonie bei St. Peter die Stadt „Prag", die somit nicht nur der Macht, sondern auch der Zeit nach die erste Stadt des Landes genannt zu werden verdient. Bereits unter Ottokar I., welcher den Sobieslavischen Freiheitsbrief bestätigte, hatte sich die deutsche Gemeinde über die Gründe der heutigen Altstadt Prags ausgebreitet, sei es durch Kauf

oder durch Verleihung vom Könige. Die St. Peterskirche bildete schon nicht mehr den Mittelpunkt der erweiterten Gemeinde; man hatte dieselbe dem deutschen Ritterorden überlassen, und die reichen deutschen Kaufherren errichteten auf dem geräumigen Boden der späteren Altstadt neben ihren stattlichen Häusern auch neue prachtvolle Kirchen, unter welchen als ansehnlichste die zum heiligen Nikolaus erscheint. Wie natürlich galten auch für die neuerworbenen Gründe die alten Gerechtsame und Freiheiten. Gerade unter Ottokar I. mögen denn auch immer mehr slavische Bewohner des Burgfleckens getrachtet haben, auf irgend eine Weise in die deutsche Gemeinde aufgenommen zu werden, um die vorteilhafte Stellung eines freien Bürgers zu erlangen. Selbstverständlich begünstigte und beschützte auch Wenzel I. die deutsche Gemeinde; er bestätigte ihr gleich in seinen ersten Regierungsjahren den alten Freiheitsbrief und vermehrte denselben durch folgende höchst wichtige Punkte: „1. Die Deutschen sollen alle gekauften, verpfändeten oder von dem Fürsten geschenkten Güter, die sie drei Jahre und drei Tage inne haben, frei ohne irgend ein Hindernis und in Ruhe besitzen. 2. Niemand soll in die Häuser und Straßen der Deutschen, in welche Schuld sie auch verfallen seien, weder im Burgflecken, noch in den Dörfern mit freventlicher Kühnheit einzubrechen wagen, oder aber gewaltsame Hand an dieselben zu legen versuchen, sondern bloß Bürgen stellen und vor Uns oder Unserem Kämmerer erscheinen. 3. Die Steuer, welche „Mir“ (Friedenssteuer) genannt wird, und andere Auflagen, die die Einwohner des Landes zu entrichten haben, sowie die Nachtherbergen, die ihnen vom Anfange an geschenkt waren, sehen wir ihnen für alle Zeiten nach.“ Es geht aus diesen Bestimmungen hervor, wie mächtig schon das Deutschtum in Prag geworden, und wie es bereits in den umliegenden Dörfern der Hauptstadt Besitzungen an sich gebracht hatte. Wenzel wahrt feierlich diesen Besitz, so wie das Hausrecht gegen gewisse Ausschreitungen, die wohl vorgekommen sein mögen. Wenzel will überhaupt die Rechte und Freiheiten der Deutschen aufs strengste beobachtet wissen, wenn er am Schlusse seines Privilegiums sagt: „Wer aber vielleicht Unsere Begnadigung zu verletzen wagen und die genannten Deutschen

in ihren bewilligten Rechten angreifen sollte, der soll des Verbrechens der verletzten königlichen Majestät schuldig erkannt und bestraft werden, und überdies soll ihn der ewige Fluch des allmächtigen Gottes treffen, gleichwie Dathan und Abiram." Fortwährender Zuzug aus dem Mutterlande und Aufnahme einheimischer Elemente verstärkten alsbald die deutsche Gemeinde der Altstadt derart, daß noch unter Wenzel I. in dem Prager Burgflecken eine neue städtische Ansiedelung begründet werden konnte, welche wahrscheinlich die Gegend des jetzigen Obstmarktes, der Rittergasse und des Kohlmarktes umfaßte. Es war dies die sogenannte „Neustadt bei St. Gallus", zu deren Gründung der königliche Münzmeister Eberhard mit einigen Mitbürgern die Bewilligung sowie den vollen Genuß städtischer Freiheiten erlangt hatte. Indem König Wenzel diese Neustadt bei St. Gallus mit der Altstadt durch eine Mauer, welche von der Moldau bis wieder zur Moldau im Halbbogen gezogen wurde, befestigte, vollendete er die vollkommene Umgestaltung des Prager Burgfleckens am rechten Moldauufer in die eigentliche „Prager Stadt". Die Bürger der Stadt, meist Kaufleute, genossen allseitig hohes Ansehen, was unter anderm auch aus dem Umstande zu ersehen ist, daß unter Wenzel I., wie bereits teilweise schon unter Ottokar I., die deutschen Namen derselben in Urkunden als Zeugen neben hochgestellten weltlichen und geistlichen Personen erscheinen. Der erste uns dem Namen nach bekannte Richter der Deutschen in Prag ist „Siffrid", der zum Jahre 1234 erwähnt wird. Ottokar II., der größte Beschirmer der Deutschen Böhmens, schenkte dem Gedeihen der Prager Stadt seine vollste Aufmerksamkeit. Er bestätigte nicht nur die alten Freiheiten und Begnadigungen, die die Deutschen von seinen Vorgängern erhalten hatten, im allgemeinen (26. Nov. 1274), sondern in einer eigenen Urkunde noch insbesondere das Privilegium der Neustadt bei St. Gallus. Da sich aber auch die letztgenannte Stadt als unzureichend für den von ihm in jeder Weise unterstützten Andrang deutscher Bürger erwies, gründete er auf dem linken Ufer der Moldau eine neue königliche Stadt, „die neue Stadt unter der Prager Burg" oder „die kleinere Stadt" genannt, und befestigte sie von drei Seiten mit Mauern und Gräben, während sie von der

vierten Seite durch das Schloß geschützt wurde (1257). Die allda bis jetzt seßhaften unterthänigen Eingeborenen mußten auf Befehl Ottokars den Platz räumen und bekamen wahrscheinlich irgendwo anders Wohnsitze angewiesen, was die Chronisten dem großen Könige sehr übel vermerkten. Die Baugründe aber übergingen in das freie Eigentum der eingeladenen deutschen Kolonisten. Mächtig zu großem Wohlstand und Reichtum wuchs die so von der Regierung begünstigte Bürgerschaft der Prager Städte heran. Unter dem Markgrafen von Brandenburg bildeten sie dessen Bundesgenossen und erfreuten sich seines Schutzes eben so sehr, wie der Begünstigungen Wenzels II., zu dessen Aufsehern eine Zeit lang einige Prager Bürger gehörten. Schon unter Wenzel I. scheint sich die Gemeinde bei St. Gallus mit der Altstädter zu einer einzigen verbunden zu haben. Das alte Privilegium Sobieslavs wurde dahin umgeändert, daß des Richters Gewalt sich auch auf Diebstahl und Mord erstreckte, seine Ernennung aber vom Könige ausging. Allmählich entwickelte sich in der Altstadt ein eigenes Recht, „das Prager Recht" genannt, dessen erste Anfänge im Sobieslavischen Privilegium zu suchen, und für dessen weitere Ausgestaltung die grundsätzlichen Bestimmungen des Nürnberger Rechtes herangezogen wurden. Dagegen hatten die Bürger auf der Kleinseite des Magdeburger Rechtes sich zu bedienen, nach welchem ihre Stadt ausgesetzt worden war. Neben dem Richter tritt die Körperschaft der Ratmänner auf und entwickelt sich bald ein vollständig geordnetes, autonomes Gemeindewesen. Gewisse mächtige Patricierfamilien, die durch Reichtum und Ansehen hervorragten, übten den größten Einfluß auf die Stadtverwaltung aus; als die mächtigsten werden genannt: Tausentmark, Friedinger, Stuck, vom Thurme, vom Steine, von den Hähnen, Tafelrunge, Geunacher, Watzinger, Pusch, Wölfel, Wolfram, Kornbuhel, Rokzaner u. a. Wenzel II. ließ sich die Hebung des Prager Gemeindewesens sehr angelegen sein. Er nennt dasselbe schon „die Hauptstadt des Landes" und sorgte unter anderm für die Aufrechthaltung der inneren Ordnung durch Einsetzung eines besonderen Gerichtes, das zugleich über billige Preise der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse zu wachen hatte. Als in der Nacht des 4. April 1291

die Stadt durch eine wütende Feuersbrunst zum großen Teile in Asche gelegt worden war, gewährte der mildthätige König den Bürgern auf mehrere Jahre hinaus Steuerfreiheit und traf alle Veranstaltungen, damit die Stadt wieder aufgebaut werde und zu ihrem alten Wohlstande gelange. Und in der That, die Stadt blühte rasch wieder auf und erreichte im folgenden Jahrhunderte einen seltenen Glanz.

Wie in den Prager Burgflecken, so wurden in der Zeit der letzten Przemysliden auch auf dem *Lande* eine stattliche Reihe von *landesfürstlichen oder königlichen Städten* mit Hilfe deutscher Unternehmer und Ansiedler ins Leben gerufen. Am zweckmäßigsten erschien es zunächst, die Vororte königlicher Burgen in städtische Gemeinwesen umzuwandeln; diese befanden sich an militärisch wichtigen Punkten, bildeten seit lange die Standorte der Verwaltung für größere Gebiete und hatten sich als gewisse Vereinigungsplätze des stärkeren Verkehrs eingelebt. Zudem stand bei denselben königlicher Grund und Boden zur Verfügung, und mußten, wenn es nicht anders anging, die unfreien Bewohner den neuen freien Ansiedlern weichen, wie es z. B. bei der Gründung der Stadt auf der Kleinseite Prags der Fall war. In zweiter Reihe erst wählte man auch andere gut gelegene Plätze zur Anlage von Städten oder wandelte bereits bestehende Marktflecken in solche um.

Der Vorgang bei der *Gründung einer Stadt* unterschied sich nicht sehr von der Art und Weise der Errichtung eines deutschen Dorfes. Königliche Beamte bestimmten den Standort der künftigen Stadt und maßen eine bestimmte Landfläche als Stadtmark — 100 bis 120 Hufen ist das häufigst vorkommende Ausmaß — ab und traten dann mit einem erfahrenen und verläßlichen Unternehmer in Verhandlung, welcher das eigentliche Gründungswerk durchzuführen hatte. Mit diesem, dem Locator, wurde ein genauer Vertrag abgeschlossen. Dem zu bildenden Gemeinwesen wurden der königliche Schutz, die volle Selbständigkeit in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit, den Ansiedlern, „Bürgern" genannt, die Freiheit der Person und des Besitzes, sowie der Gebrauch der mitgebrachten Gewohnheiten und Rechte zugesichert. Der Unternehmer nahm die Ver-

pflichtung auf sich, die Kolonisten heranzuziehen, die Verteilung der Hufen vorzunehmen und nach bestimmten Vorschriften den Bauplan der neuen Anlage durchzuführen. Als Kaufpreis hatte der Locator für eine Hufe in der Regel 10 Mark an die königliche Kammer zu entrichten, d. i. 1000 bis 1200 Mark für die ganze Anlagefläche; daraus geht schon hervor, daß nur ein kapitalskräftiger Unternehmer, dem allerdings auch Terminzahlungen gewährt wurden, an das Werk sich wagen konnte. Bei der Verteilung und Vergebung der Hufen an die Ansiedler hatte der Unternehmer freie Hand. Der so in den freien Besitz des Landes gelangte Bürger aber verpflichtete sich, einen bestimmten Jahreszins an die königliche Kammer, für eine bereits kultivierte Hufe in der Regel eine Mark, zu steuern. Für noch nicht bebaute Hufen wurden wie bei den Dorfgründungen Freijahre bewilligt. Dem „ehrbaren" Locator winkten beim Gelingen seines Unternehmens große Vorteile. Abgesehen von dem etwaigen Gewinn bei der Weitervergebung der Hufen an die einzelnen Ansiedler erhielt er für sich 2 bis 4 abgabenfreie Hufen, meist das erbliche Amt des Richters, den dritten Teil der Gerichtsgefälle, eine oder mehrere freie Brot- und Fleischbänke, eine Badstube, das Mühl- und Schankrecht und selbstverständlich eine Hausstätte in guter Lage der Stadt. Genaue Vorschriften herrschten über den Lagerplan und die so wichtige Befestigung der neuen Anlage. Ein Marktplatz „Ring" wurde im Rechtecke ausgesteckt; in seine vier Ecken mündeten die Hauptstraßen, die den Ring nicht durchschneiden, sondern in gleicher Richtung mit seinen vier Seiten hinlaufen sollten. Nur dem Kaufhause, dem späteren Rathause und der Stadtkirche wurde ein besonderer Raum auf dem Marktplatze vorbehalten.

In den Gründungsurkunden werden die allen Städten zukommenden Hauptgerechtsame der Bürger, die Freisetzung derselben von der Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Gaues, die Freiheit der Person und des Besitzes, die volle Selbstverwaltung und das eigene Stadtgericht, sowie der Gebrauch der mitgebrachten Rechte und Gewohnheiten erwähnt, das freie Marktrecht besaßen die königlichen Städte gleichfalls von allem Anfang. Andere bürgerliche Freiheiten wurden den Städten in der Form von königlichen Einzelprivilegien nach

und nach und in ganz verschiedener Reihenfolge verliehen. Auch erhielten nicht alle Städte die gleichen Gerechtsame, die einen größere, andere geringere. So wurden besonders von Ottokar II. und Wenzel II. einzelnen Städten freie Viehweiden oder Waldungen eingeräumt, das Marktrecht wurde erweitert, die Errichtung von Brot-, Fleisch-, Schuster- und Schneiderbänken bewilligt und die Einkünfte von der Stadtwage gewährt. Von großer Bedeutung für die Entwicklung der Städte zeigte sich die Verleihung der Bannmeile und des Niederlags- oder Stapelrechtes. Durch die Bannmeile sollte das bürgerliche Gewerbe, durch das Niederlagsrecht der Handel und Verkehr in der Stadt gehoben werden. Innerhalb des Umkreises von einer Meile um die Stadt durfte nämlich kein Handwerk ausgeübt werden und keine Schänke bestehen; den Bürgern allein kam das so wichtige Recht des Mälzens und Bierbrauens zu und mußte innerhalb der Meile das Bier nur von ihnen bezogen werden. Ferner wurde bestimmt, daß nur in der Stadt Verkaufs- und Kaufabschlüsse vorgenommen werden dürfen. Vermöge des Niederlagsrechtes wurden alle fremden Händler und Kaufleute, welche Straßen berührten, die zur Stadt führten, gezwungen, ihren Weg durch die Stadt selbst zu nehmen, daselbst Zoll zu entrichten und ihre Waren einige Tage zum Verkaufe anzubieten, worauf sie erst weiter reisen durften. Wie eifrig die Fürsten bestrebt waren, den Bevölkerungszuwachs in den Städten zu fördern, geht aus einer Bestimmung des von Ottokar II. der Stadt Saaz 1266 verliehenen Privilegiums hervor, demzufolge jedweder Unterthan eines Herrn, wenn er den Weglaßbrief besaß, frei und unbehindert in eine Stadt übersiedeln durfte.

Daß man anfing, die Bürger als wirklichen neuen Landesstand anzuerkennen, beweist die Zulassung der Vertreter derselben zu den Landtagen, so im Jahre 1280 und 1306.

Als eifrigster Städtegründer in Böhmen ragt Ottokar II. hervor, der mit vollem Verständnis und ganz planmäßig vorging und sich wohl bewußt war, welch' große wirtschaftliche, finanzielle und militärische Vorteile der Krone aus einem aufblühenden Städtewesen erwuchsen und welch' mächtiges politisches Gegengewicht das Königtum in den freien kräf-

tigen Bürgerschaften gegen den widerspenstigen Adel gewann. Eine große Anzahl städtischer Gemeinwesen, von denen die meisten heute noch in voller Blüte stehen, verdanken dem großen Könige ihre Entstehung. König Wenzel II. befolgte das rühmliche Beispiel seines Vaters und ließ sich die Förderung des deutschen Städtewesens insbesondere durch Heranziehung neuer Ansiedler in die während der Brandenburger Periode stark entvölkerten Städte angelegen sein. Da der Adel in dem Aufkommen des neuen Standes eine Kräftigung des Königtums und eine Schädigung der eigenen Klasseninteressen mit sicherem Auge erkannte, nahm er von allem Anfang an gegen die freien Bürgerschaften der königlichen Städte eine feindselige Haltung ein, und es kam in Folge dessen zu fortwährenden Reibungen zwischen Stadt- und Landherrn. Wenzel II. suchte Abhilfe zu schaffen und erließ auf Wunsch aller Bürger des Landes über das Verhältnis des Adels zu den Städten allgemein giltige Anordnungen, welche später, wohl nicht ganz zutreffend, als erste Städteordnung des Landes bezeichnet wurden (24. Mai 1285). Der König betont in der Einleitung zu seinen Verfügungen in feierlicher Weise, daß die Bürger lediglich der Krone unterstehen und einzig und allein dem Könige Treue und Gehorsam schuldig sind. Er fordert die Bürger auf, gegenseitig Gerechtigkeit zu üben und den Frieden im gemeinschaftlichen Verbande zu wahren. Sodann bestimmt er: 1. Wird einer Stadt Schaden zugefügt, so sollen die Bürger beim Könige Klage führen. Verweigert der Schuldige gegen den Befehl des Königs Genugthuung zu leisten, so können die Bürger mit Hilfe anderer Städte den Verklagten gewaltsam und auch durch Gefangennahme zur Schadloshaltung zwingen. 2. Wenn ein Herr, Ritter oder deren Diener eine Stadt mit Raub oder Brandlegung heimsuchen, so werden dieselben auf begründete Klage der Bürger vom Könige zur Schadloshaltung verhalten werden. Wenn sie sich aber dessen weigern, so ist den Bürgern nach eingeholter königlicher Erlaubnis gestattet, den Friedensstörer so lange festzunehmen, bis er für sein Verbrechen und für die Rechtsverweigerung Genugthuung geleistet hat. Die Bürger anderer Städte haben einen solchen Verurteilten, wenn er in ihre Stadt kommt, gefangen zu nehmen. Deswegen seien die Namen aller Ade-

ligen und deren Diener, welche vom Landesgerichte verurteilt worden sind, den Richtern und Ratmannen aller Städte bekannt zu geben. 3. Wenn ein Bürger gegen einen Adeligen beim Provinzialgerichte nach dem Landrechte prozessiert und ihm das Recht zuerkannt wird, so darf er den Adeligen, wenn er sich nicht fügen will, nach eingeholter königlicher Erlaubnis in welcher Stadt immer festnehmen. 4. Begiebt sich ein Bürger in die Dienste eines adeligen Herrn, so muß er auf Mahnung des Richters die Stadt verlassen. 5. In Streitigkeiten der Bürger einer Stadt untereinander, die vor Veröffentlichung dieser Verordnung ausgebrochen sind, sollen die Bürger zweier anderen Städte einen gütlichen Vergleich herstellen. Fügen sich die Streitenden nicht, so wird der König nach Recht und Billigkeit gegen sie verfahren. Für zukünftige Streitigkeiten aber behalte sich der König die Entscheidung vor. — Zum Schluß giebt der König noch seinen ernsthaften Willen kund, daß die Bürger nach ihren alten genehmigten Rechten und Gewohnheiten leben dürften, und droht die schwere Bestrafung derjenigen an, welche diese Verordnung verletzen würden.

Mit dem Ausgange des XIII. Jahrhunderts läßt sich urkundlich der Bestand folgender königlicher Städte erweisen: Prag Altstadt, Prag Kleinseite, Aussig, Beraun, Brüx, Budin, Budweis, Bidschow, Chrudim, Elbogen, Hohenmauth, Hirschberg, Jaromiersch, Kaaden, Kaurschim, Klattau, Kolin, Königingrätz, Kuttenberg, Landskron, Laun, Leitmeritz, Melnik, Mies, Nimburg, Pisek, Pilsen, Politschka, Politz (?), Rakonitz, Saaz, Schlan, Tachau, Tschaslau und Taus. (Politz und Landskron wurden bald Klosterstädte.) Die Einführung des deutschen Städtewesens in Böhmen erfolgte, wie überhaupt in den slavischen Ländern, lediglich durch den Willen der Landesfürsten und vollzog sich in überraschend schnellem Verlaufe. Entwicklungs- und Verfassungskämpfe, wie sie die freien Städte Deutschlands mit ihren Grundherrn zu bestehen hatten, blieben unseren Städten erspart. Das in Deutschland oft mühsam und auf langwierigem Wege zu stande Gekommene wurde einfach als eine fertige und bewährte Errungenschaft ins Land übertragen. Die unmittelbare Stellung unter den König, die Freisetzung von der Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Gaues, die Freiheit der Person und

des Eigentums und die volle Selbstverwaltung bildeten die Grundgerechtsame, die den Städten schon bei der Aussetzung verbürgt wurden. Auch das städtische Oberhaupt wurde sofort bestimmt in dem in den meisten Fällen zum Erbrichter eingesetzten Unternehmer. Wenn es ferner in den Gründungsurkunden heißt, daß die Bürger nach ihren mitgebrachten Rechten und Gewohnheiten leben dürften, so kann damit nur verstanden werden, daß sie nach bereits bestehenden und ihnen bekannten Städteverfassungen die innere Einrichtung ihrer Gemeinwesen in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit vornehmen konnten. So wurden, wenn nicht gleich bei der Gründung, so doch nicht viel später den Städten in Böhmen bestimmte deutsche Stadtrechte übertragen. Maßgebend waren das von Magdeburg entlehnte sächsische und das von Nürnberg oder Regensburg auf dem Wege über Oesterreich und Mähren übernommene bairische Stadtrecht. Das Magdeburger Stadtrecht fand in den slavischen Ländern die weiteste Verbreitung. Nach Böhmen gelangte es unmittelbar aus dem Mutterlande desselben oder mittelbar von Schlesien und Mähren her. Es ist zuerst nachweisbar in Leitmeritz (1237). Ottokar II. bestätigte im Jahre 1262 den bisherigen nur nach der Ueberlieferung ausgeübten Gebrauch des Magdeburger Rechtes ausdrücklich, und am 25. März 1282 fertigten die Magdeburger Schöffen auf Ansuchen der Leitmeritzer Bürger eine wortgetreue Abschrift ihrer Rechte aus und stellten sie der Stadt Leitmeritz, „welche nach Magdeburger Recht gegründet worden sei," zur Verfügung. Der Schöppenstuhl dieser Stadt bildete sich bald zum Oberhof aller anderen nach Magdeburger Recht lebenden Städte des Landes aus. Für die Städte, welche sich nach bairischem, beziehungsweise Nürnberger Rechte einrichteten, entwickelte sich die Altstadt Prag als Oberhof, deren Stadtrecht in den Sobieslavischen Gerechtsamen wurzelte und seine weitere Ausgestaltung durch Nürnberger Stadtrechtssatzungen fand. Mit bairischem Rechte ausgesetzt erscheinen unter andern Beraun, Hirschberg, Pisek, Saaz u. a. Der Unterschied zwischen beiden Städtegruppen tritt weniger in den Verwaltungseinrichtungen als vielmehr in der Handhabung des Privat- und Strafrechtes hervor.

Nur der König hatte die Obergewalt über die Städte. Er

gab die Gesetze, verlieh die Privilegien, ordnete die Streitigkeiten zwischen ihnen und andern Ständen und verlangte die Leistungen zum Kriegsdienste. Die Rechte der Krone vertrat allen königlichen Städten, Prag Altstadt ausgenommen, gegenüber der Unterkämmerer, der vordem nur ein Hilfsbeamter des obersten Landeskämmerers war, nunmehr einen der wichtigsten Verwaltungszweige zu führen hatte. In Rechtsangelegenheiten entschied im Namen des Königs, an welchen die letzte Berufung erfolgte, ein besonderer rechtskundiger Beamter, der „Hofrichter der königlichen Städte". Derselbe war dem Unterkämmerer untergeordnet und beteiligte sich in wichtigen Fällen an dessen Reisen in die Städte, wo dann unter Vorsitz des Unterkämmerers in Gemeinschaft mit den Ratmannen die Entscheidungen getroffen wurden.

Ein jeder König setzte seiner Gemahlin ein bestimmtes Leibgedinge aus, das im Falle seines früheren Ablebens der Witwe zum Nutzgenusse diente. Die Einkünfte gewisser königlicher Städte wurden bald ein sehr beliebtes Ausgedinge für königliche Witwen, und diese Städte selbst wurden königliche Leibgedingstädte genannt.

Auch die geistlichen und adeligen Großgrundbesitzer suchten des Vorteiles städtischer Anlagen auf ihren Herrschaften teilhaftig zu werden. Sie betraten jedoch nur selten den Weg der Kolonisation durch deutsche Ansiedler, sondern verliehen ihren unterthänigen Marktflecken gewisse städtische Gerechtsame und Einrichtungen, ja auch das Magdeburger (Raudnitz) oder Prag-Nürnberger Recht (Deutschbrod, Leitomischl). Es konnte dies selbstverständlich nur mit königlicher Bewilligung geschehen. Jedoch nahmen die Bürger der geistlichen und adeligen Städte keineswegs jene nur der Krone untergeordnete Stellung ein, wie die Bürger der königlichen Städte, da sie ja immer im nächsten Abhängigkeitsverhältnis zum Grundherrn verblieben. Das Bestreben des Adels, sich in seinen Städten ähnliche militärische Bollwerke und reichfließende Geldquellen zu schaffen, wie sie die Landesfürsten in den königlichen Städten besaßen, lag nicht im Interesse der Krone. Die Befestigungen dieser Städte mußten leichter gehalten werden, so bei Böhmischbrod nur mit dem Graben und hölzernen Planken.

Ottokar II., der Burgenbrecher, trat denselben mit allem Nachdrucke entgegen.

Der eigentliche Städter trieb die Landwirtschaft nur nebenbei; er widmete seine Zeit und Kraft viel lieber dem Handel und den Gewerben. War ja doch auch aus einer Kaufmannskolonie die Stadt Prag hervorgegangen, und auch die stolzen Altstädter Bürger trieben vorzugsweise Handel, wie ihre Vorfahren am Porschitsch, wenn auch in erweitertem Maßstabe und mit weitaus größeren Mitteln. Der reiche Prager Patricier war Großhändler, der weitläufige Geschäftsverbindungen besaß, aus fernen Ländern seine Waren im Großen bezog und im Großen wieder verhandelte. Diese Großhändler zogen mit ihren Dienern selbst auf die Reise, um den Ein- und Verkauf zu besorgen; sie führten bereits eine ausgedehnte Handelskorrespondenz und hielten sich hierzu eigene Schreiber. Manchmal trieben sie auch den Kleinhandel; in der Regel überließen sie aber denselben den „Krämern", Apothekern, Eisenhändlern, Salzhändlern u. s. w. Häufig erwähnt finden wir die Gewandschneider (Tuchschneider), welche Tücher aller Art und andere Zeuge auf die Elle oder in „Säumen" und in „Stücken" zum Verkaufe brachten. Lebhaft war der Verkehr mit Deutschland, Flandern, den Niederlanden, dann nach Polen, Rußland und Ungarn; mit den erstgenannten Ländern stand der deutsche Kaufmann in Böhmen in genauer Beziehung durch seine Abstammung; er holte aus dieser seiner ursprünglichen Heimat und später auch aus Venedig jene Artikel, die er für den einheimischen Bedarf brauchte oder auch in die östlichen Länder zu schaffen beabsichtigte. Die Bürger in den Landstädten betrieben nur seltener den Großhandel, sondern sorgten für die Verbreitung der Kaufmannswaren und der gewerblichen Erzeugnisse unter dem Landvolke. Ihre Hauptabsatzquellen waren die „Jahrmärkte", womit eine jede Stadt bewidmet wurde, und deren Abhaltung in der Regel eine große Menge kauflustiger Landleute herbeilockte. Die Anlage eines geräumigen Marktplatzes (Ringes), dessen Ausdehnung uns manchmal gegenwärtig lächeln macht, sowie der Bau von Lauben (Tuchlauben), Fleisch- und Brotbänken waren deshalb wesentliche Erfordernisse für die Blüte einer Stadt, und es wurde schon bei der Gründung der-

selben darauf weise Rücksicht genommen. Bedeutungsvoll bleibt, daß die fremden Kaufleute sich immer in eine Genossenschaft, eine enge Einigung „Gilde", zusammenscharten und, als solche vom Landesfürsten privilegiert, den Grund zu einem fest abgeschlossenen Gemeinwesen legten. Stapelrecht, Straßenzwang, Mauthen und Zölle engten zwar nach unseren Anschauungen die freie Handels- und Verkehrsbewegung ein, bildeten aber nach mittelalterlichen Verhältnissen die wirksamsten Mittel, das Aufblühen der privilegierten Städte zu fördern und der königlichen Kammer baares Geld zuzuführen. Als die wichtigsten Handelsartikel werden uns im Beginne des XIV. Jahrhunderts zunächst die Produkte der Landwirtschaft angeführt. Getreide erzeugte das Land immer in Genüge; daneben werden auch Handelspflanzen erwähnt, besonders Hopfen, dessen vorzüglichste Kultur schon damals der Saazer Kreis betrieb. Wein kultivierte die Leitmeritzer Gegend bereits seit dem XI. Jahrhundert, während Eger vorzüglichen Meth lieferte. Die Viehzucht brachte in hinreichendem Maße allerhand Vierfüßler und Geflügel in den Handel. Häute bildeten einen starken Ausfuhrartikel. Unter den Fischen waren Karpfen und Hechte die wichtigsten einheimischen Gattungen; Häringe und Hausen wurden dagegen in großer Masse auf der Elbe aus dem Auslande eingeführt und in Tonnen „Lagen" oder „Maisen" verkauft. Leitmeritz und Melnik waren für den Fischhandel wichtige Niederlagsorte und hierfür mit eigenen Privilegien ausgestattet. Salz bezog Böhmen auf der Wasserstraße der Elbe aus dem Meißnischen und aus Sachsen, sowie auf dem goldenen Steig über Passau, Prachatitz aus Baiern. Südfrüchte und Gewürzsorten, in jener Zeit mehr als jetzt verbraucht, holte man aus Venedig; edle Metallwaren, Scharlachtuch, feinste Linnen, Safran wurden von Regensburger Kaufleuten in großen Ladungen eingeführt. In großer Blüte stand der Tuchhandel. Den weitaus vorzüglichsten Ruf behaupteten die feinen flandrischen Tücher, insbesondere aus Gent, Tournay, Ypern, Popring, Löwen, Brüssel und Mecheln. Auch die Aachener Tuchwaren in grüner, blauer, roter und schwarzgrauer Farbe waren beliebt; die polnischen und einheimischen, meist grauen Tücher waren von geringerer Feinheit und deswegen auch viel wohlfeiler. Gröbere Leinwand erzeugte das

Inland; daneben kamen aber auch bairische und welsche Sorten in den Handel. Einträglich war ferner der Handel mit Wachs, Talg, Oel, mit Metallen und anderen Mineralien, rauhen Waren, Wolle, Flachs und Hanf. Im Uebermaße lieferten die böhmischen Wälder, die jetzt vielfach ausgerodet wurden, Brenn- und Bauholz, sowie Holzkohle, ein damals beliebtes und häufiges Brennmaterial. Unter den ausländischen Weinen fanden großen Absatz die welschen (Rivoli, Bozen), ferner elsässer, fränkische und österreichische Sorten; besondere Beliebtheit hatte eine Weingattung, die unter dem scherzhaften Namen „Schabernack" vorkommt, deren Erzeugungsort nicht recht bekannt ist. Die Anfänge zu einer Art Handelsgesetzes sind in der Bestätigung der Statuten der Prager Kaufleute und deren Gültigkeitserklärung für alle Handelsplätze Böhmens durch König Wenzel II. im Jahre 1304 zu finden. Durch dieselben wurde das Niederlagsrecht genau geregelt, den Bürgern das Verkaufsrecht eingeräumt, Scheinkäufen und dem Zwischenhandel vorgebeugt und für den Kommissions- und Speditionshandel besondere Bestimmungen getroffen.

Schon die Klöster hatten durch Herbeiziehung von geschickten Handwerkern für die Hebung der Gewerbe manches gethan; allein einen höheren Aufschwung nahm das gewerbliche Leben doch erst in den neugegründeten Städten. Der eingewanderte Handwerker war ein freier Mann, nicht bedrückt durch die Lasten des Herrendienstes und Hofrechtes. Er betrieb sein Gewerbe, wie er es in seiner Heimat erlernt hatte, nur mit dem Vorteile, daß er sich hier nicht erst durch heiße Kämpfe das volle Bürgerrecht erwerben mußte, wie in seinem ursprünglichen Vaterlande. Er schuf im Lande neue Erwerbszweige und überflügelte in den bereits bestehenden mit seiner größeren Geschicklichkeit, sowie auch durch sein größeres Betriebskapital die Einheimischen. Die letzteren, „unterthänige", auch Hofhandwerker genannt, bestanden zwar fort; aber da sie Nichts zu den städtischen Lasten beitrugen, so genossen sie auch keine besonderen Rechte. Allmählich erst erlangten sie den Zutritt zu den „Innungen", „Zünften" und „Brüderschaften", welche die freien bürgerlichen Gewerbsleute, wie sich mit Sicherheit annehmen läßt, bereits im XIII. Jahrhunderte zum Schutze der

gemeinsamen gewerblichen Interessen vereinigten. Das Meilenrecht und andere Privilegien schützten die Städteindustrie gegen gefährlichen Mitbewerb auf dem Lande; die häufig abgehaltenen Märkte boten den Landbewohnern Gelegenheit zum Kaufe der notwendigen Bedürfnisse aus der gewerblichen Industrie. Die Fleischer, Bäcker und Zeltner (Kuchenbäcker) sorgten für die Herbeischaffung der gewöhnlichsten Lebensmittel und legten dieselben in den Brot- und Fleischbänken zum Verkaufe auf. Die böhmischen Bräuer verstanden es schon in dieser Zeit, aus dem Saazer Hopfen mit Hilfe der „Mälzer" ein gutes Getränke zu bereiten und stellten auch schon Extrasorten zu Gebote, so das (im XIV. Jahrhundert erwähnte) Märzbier (märzisch pier) der Prager. Schneider (auch Frauenschneider), Schuster (mit eigenen Bänken), Kürschner, Hutmacher, Wagner, Töpfer, Kannengießer, Wachszieher, Lohgerber, Schmiede, Riemer, Sattler, Binder u. s. w. bedienten das friedliche Publikum mit ihren Erzeugnissen; Sporner, Helmer, Plattner, Schildmacher oder Puchler und Bogenschmiede standen dem Krieger zu Befehl. Den Baulustigen stellten sich Kalkbrenner, Ziegler, Zimmerleute, Steinmetzen (zugleich Baumeister) zur Verfügung. Ferner werden noch erwähnt als eigene Erwerbszweige die Maler, Bader, Barbiere, Fuhrleute, Wirte und Schänker, welche letztere sich in Wein-, Bier- und Methschänker gliederten. Eine weite Ausbreitung fand das Handwerk der Müller; das Mühlenrecht wurde von den Königen in der Regel den Gründern deutscher Städte und Dörfer verliehen. Die ersten „gelernten" Tuchmacher kamen aus Flandern, dem berühmten Heimatlande der Wollenweberei, nach Böhmen. Sie nehmen unter den Handwerkern eine angesehene Stellung ein und bildeten in allen größeren Städten mächtige Genossenschaften. Die Errichtung der gemeinschaftlichen Walkmühlen erheischte die königliche Genehmigung. Die Prager Goldschmiede, welche namentlich goldene und silberne Kannen und Becher, aber auch kostbare Gurte mit Juwelen verfertigten, standen unter Ottokar II. in hohem Ansehen.

Bis zu den Zeiten Wenzel II. waren die sogenannten Pfennige (Denare) von Gold oder Silber das gewöhnliche Geld; auf einen goldenen Pfennig rechnete man 6 silberne, ein silberner besaß im Jahre 1267 etwa den Wert von 16 Heller

ö. W. Die Verschlechterung und Entwertung des umlaufenden Geldes schädigte Handel und Wandel in empfindlicher Weise, daher eine Reform dringend verlangt wurde. Der Zeit nach treten zuerst Deutsche als Münzmeister auf, so Driloth (1207), Heinrich von Humpoletz, welcher 1252 deutsche Dörfer aussetzte, und Eberlin, der Gründer der Neustadt bei St. Gallus in Prag. Nachdem Wenzel bereits 1286 und 1287 eigene Münzstätten in Böhmen und Mähren mit genauen Vorschriften gegründet hatte, berief er sechs Münzer aus Italien, welche im Jahre 1310 zweierlei silberne Pfennige prägten, die schweren oder großen Pfennige, auch Prager Groschen, und die kleineren, schlechthin Pfennige oder Heller genannt. — Die neuen Münzen Wenzels erlangten bald eine allgemeine Beliebtheit nicht nur in Böhmen, sondern auch im Auslande; die kaufmännische Welt aber war mit Einem Male durch die ihrem Kurse entsprechende Geldsorte von allen Schwankungen und Unsicherheiten, die die früheren Münzwechsel und Münzverschlechterungen mit sich gebracht hatten, befreit.

Seit alten Zeiten wird Böhmen wegen seines Reichtums an Schätzen gepriesen, die im Schoße der Erde verborgen liegen. Die Goldwäschereien bei Eule, Bergreichenstein und anderen Orten scheinen frühzeitig bestanden zu haben; der eigentlich bergmännische Betrieb auf edle Metalle ist erst seit dem XIII. Jahrhundert nachweisbar und bleibt ein unbestrittenes Verdienst deutschen Fleißes und deutscher Unternehmungslust. Die Przemysliden, die das Städtewesen aus Deutschland nach Böhmen verpflanzt hatten, ließen den von den Staufern im Reiche mit Vorliebe und reichem Gewinnste betriebenen Bergbau nicht unbeachtet. Sie verschrieben deutsche Bergknappen und deutsche Bergbeamte, um auf fachmännische Weise die gold- und silberreichen Gänge des Landes auszubeuten. Die deutschen Gewerkschaften von Iglau, das bereits 1227 als Bergstadt erwähnt wird, bildeten die Vermittler. So entstanden die Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod. Der König gab Kuttenberg im Jahre 1300 eine Bergordnung, deren lateinischer Text selbst eine Menge deutscher Bergmannsausdrücke enthält. — In Deutschbrod betrieben die Herren von Lichtenburg seit der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts er-

giebigen Bergbau auf Silber. Ein Urbarer von Brod wird schon 1234 erwähnt. Auch hier sind es deutsche Knappen und Gewerkschaften gewesen, welche das kostbare Metall aus der Tiefe der Erde heraufholten.

Die Beantwortung der Frage nach der ursprünglichen Heimat der deutschen Bauern und Bürger, die sich im XII. und XIII. Jahrhunderte in Böhmen niederließen, wird immer eine sehr schwierige bleiben, da die fraglichen Quellen über die Herkunft der neuen Ansiedler keinerlei sichere Nachrichten, ja nur wenige dürftige Andeutungen enthalten. Immerhin aber wird einiges Licht über den wichtigen Gegenstand verbreitet werden können, wenn wir den Hergang der gleichzeitigen Kolonisation in andern Ländern in Betracht ziehen, für welche die Urkunden und Chroniken schon deutlicher sprechen. Die Anhäufung großer Bevölkerungsmassen im Westen Europas hatte wiederholt zu Rückströmungen nach Osten und Süden Veranlassung gegeben, von welchen unser Vaterland nicht unberührt blieb. Im XII. Jahrhunderte entwickelte sich in den zu hoher Kultur gelangten Niederlanden ein bedenklicher Zustand der Uebervölkerung, der sich um so empfindlicher bemerkbar machte, als wiederholte gewaltige Meereseinbrüche weite Strecken des ohnehin karg zugemessenen Bodens vollständig vernichteten. Ueberschwemmungen des Rheins, der Maas und der Schelde, gräßliche Hungersjahre, Erdbeben und wütende Seuchen steigerten die allgemeine Notlage. Ursache genug zum Drängen und Suchen der Bevölkerung nach einer neuen Heimat. Der Abstoß der überschüssigen Bevölkerung beschleunigte sich durch die große Unzufriedenheit der Bauern und Gewerbsleute über ihr drückendes Abhängigkeitsverhältnis von den Grundherrn, das sie in wiederholten Empörungen nicht abzuschütteln vermochten. So gelangte die folgenreiche Auswanderung niederdeutscher Bevölkerung in Fluß. Sie nahm ihren Weg zunächst nach dem nordöstlichen Deutschland, drang von hier nach Mitteldeutschland und nach Polen vor, zweigte von da nach Schlesien, Mähren und Ungarn ab und entsendete den letzten Ausläufer in das weit entfernte Siebenbürgen. Die Wanderer erscheinen unter den Namen Flandrer, Flammänder, Wallonen, Brabanter, Seeländer, Hol-

länder, Friesen und Westfalen. Die Erwähnung der letzteren beweist die auch anderweitig bezeugte Thatsache, daß die Auswanderung nicht bloß aus den Niederlanden im engeren Sinne des Wortes, sondern überhaupt aus den niederrheinischen Gebieten erfolgte. Die Wandrer kamen nicht mit einem Schlage, auch nicht in großer Anzahl, sondern stoßweise und in kleineren Truppen. Ihre Schritte aber lenkten sie nur in jene Länder, deren Fürsten, wie z. B. die Erzbischöfe von Bremen, Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe, Adolf von Holstein, die Piasten und Arpaden, sie zur Niederlassung unter günstigen Bedingungen einluden.

Dem niederdeutschen Wanderzuge des XII. Jahrhunderts folgte im XIII. Jahrhunderte eine ungemein lebhafte Strömung mitteldeutscher Bevölkerung aus den thüringisch-meißnisch-sächsischen Ländern in die Gebiete der Sudeten und Karpathen. Das Beispiel der pfadfindenden Niederdeutschen und die Erfolge derselben in ihren Neuansiedelungen hatten wohl zu dieser Bewegung in Mitteldeutschland, wo die dicht angewachsene Bevölkerung sich beengt fühlte, den Anstoß gegeben. Doch auch diese Mitteldeutschen griffen nicht eher zum Wanderstabe, bevor sie sich nicht der freundlichen Aufnahme im fremden Lande versichert hatten. Nachschübe aus Niederdeutschland konnten die in den slavischen und ungarischen Ländern kolonisierenden Fürsten und Großgrundbesitzer nicht mehr erwarten, weswegen sie ihr Augenmerk auf den Ueberschuß der Bevölkerung näher liegender deutscher Gebiete lenkten, der denn auch in geschlossenerem und zahlreicheren Massen, als es bei den Niederdeutschen der Fall war, dem ergangenen Rufe Folge leistete.

Auch in Böhmen haben wir es mit einer älteren niederdeutschen und einer jüngeren mitteldeutschen Einwanderung zu thun. Die erstere tritt spärlich auf und hat nur geringe Spuren hinterlassen; die letztere greift weit mächtiger ein und nimmt die vorhandenen Reste der älteren Schichte in sich auf. Der Name „Flandrer" u. s. w. als Ansiedler oder daran anklingende Ortsbezeichnungen im Lande kommen in einheimischen Urkunden und Chroniken nicht vor; auch wird in Böhmen nicht wie in Schlesien und anderswo von „flämischen" Hufen gesprochen. Der Pfarrer zu Busau am Plönsee,

Helmold, Zeitgenosse Heinrichs des Löwen, giebt genaue Auskunft über die Kolonisation der Niederländer im Nordosten Deutschlands und fügt bei: „Aber auch das südliche Elbufer begannen zu derselben Zeit die Holländer zu bewohnen. Sie besaßen von der Stadt Soltwedel an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsemerland (Kreis Halberstadt) und Marscinerland (zwischen Arnesburg und Werben) mit vielen Städten und Flecken bis zum Böhmerlande hin. So wäre durch einen zeitgenössischen zuverläßigen Zeugen wenigstens das Vordringen der niederdeutschen Wanderung bis an die Grenzen Böhmens dargethan. Zu dieser Zeit war aber Böhmen den Niederländern kein unbekanntes Land mehr, sondern es hatten sich bereits vorher Landsleute von ihnen in demselben ansässig gemacht. Zwischen Böhmen und den Niederlanden bestanden seit alter Zeit lebhafte Handelsbeziehungen. Man braucht gar nicht an Samo, der aus dem Hennegau mit mehreren Kaufleuten nach Böhmen kam, anzuknüpfen. In den flandrischen Handelsrollen späterer Zeit wird ausdrücklich des starken Verkehrs zwischen beiden Ländern gedacht und in der Bestätigung der alten Prager Kaufmannsstatuten (1304) durch Wenzel II. werden die Handelsbeziehungen zu Flandern besonders geregelt. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die unter Wratislav sich bildende und durch die späteren Herrscher verstärkte Kaufmannskolonie am Porschitsch niederdeutschen Ursprungs gewesen ist, wie ja ähnliche solche flandrische Kaufmannsgenossenschaften z. B. für Wien oder Iglau nachgewiesen sind. Spricht doch auch für diese Annahme der gewichtige Umstand, daß mehrere Bestimmungen des Sobieslavischen Freiheitsbriefes sich an flandrische Rechtssatzungen anlehnen, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß die in der Urkunde erwähnten „Romani" nichts anderes als französisch sprechende Wallonen gewesen sind. Die Umwandlung der Kaufmannskolonie in ein städtisches Gemeinwesen erfolgte zur Zeit der großen niederdeutschen Wanderung, und liegt die Vermutung nahe, daß gerade damals den Prager Kaufleuten sich Gewerbsleute und Handwerker desselben Stammes zugesellt haben. Wie in Prag, so mögen auch in andern Städten des Landes erste Ansätze niederdeutscher Handels- und Gewerbsleute eingefunden haben, und ist insbesondere an die

Tuchmacher zu denken, deren manche, wie nach Iglau, wohl auch nach Böhmen aus dem klassischen Lande der Wollenweberei gelangt sein dürften. Bemerkenswert bleibt die von einem hervorragenden Rechtsgelehrten hervorgehobene eigentümliche Entwicklung des ehelichen Güterrechtes in vielen Städten Böhmens, indem das zu Grunde liegende flämische Recht, durch eine einheimische slavische Gewohnheit beeinflußt, sich zu dem sogenannten Zweidrittelrecht ausbildete. Erinnert nicht auch das in Städteurkunden vorkommende Gericht „zwischen 4 Bänken" an das „Vierscharre" der Flandrer? Wenn nun Ansiedler in Böhmen mit der ausdrücklichen Namensbezeichnung „Flandrer" u. s. w. weder in Urkunden noch in Chroniken vorkommen, so hat sich doch im Volksmunde eine merkwürdige Ueberlieferung erhalten. In beiden Landessprachen versteht man noch gegenwärtig unter einem „Flammänder" einen wanderlustigen Mann, verbindet aber zugleich damit den Begriff der Leichtfertigkeit, wohl in verkümmerter Erinnerung an den Wandersinn und an den kühnen Unternehmungsgeist der alten Flandrer. In einzelnen Teilen Deutschböhmens spricht man von einem „flämischen" d. h. wilden, fremdartigen Gesicht, welcher Ausdruck sich übrigens auch bei Goethe vorfindet. Das gleichfalls in manchen Gegenden des Landes auftauchende Zeitwort „verflamschen" dürfte wohl auf dieselbe Wurzel, wie das flämische Gesicht, zurückzuleiten sein.

Ansiedlungen niederdeutscher Bauern in Böhmen und Gründung von Dorfkolonien durch dieselben können nicht angenommen werden. Die älteste und genauer bekannte deutsche Dorfkolonisation in den Gebieten von Braunau-Politz, die wahrscheinlich ihren Weg über Schlesien nahm, kennt den in diesem Lande noch vorkommenden Gebrauch der „flämischen" Hufe nicht. Es hatte eben auch in Schlesien die mitteldeutsche Zuwanderung die älteren Ansätze bereits aufgesaugt. Die Ansiedler des großen nordöstlichen königlichen Kolonisationsgebietes von Glatz, Trautenau-Königinhof, Braunau-Politz, Landskron-Leitomischl gehörten zweifellos dem mitteldeutschen Stamme an. Auch in der Iglauer, teilweise noch in der Neuhauser-Neubistritzer Sprachzunge, sowie im nördlichen Böhmen ist nur an mitteldeutsche Zuwanderung zu denken, welche im Norden unmittelbar aus den thürin-

gisch-sächsischen Landen, im Osten wahrscheinlich durch Vermittlung von Schlesien und Mähren erfolgte. Für den mitteldeutschen Charakter der Zuwandrer in allen diesen Gebieten spricht nicht bloß der allgemeine Hergang der Kolonisation überhaupt, sondern auch die Anlage und Bauart der Gehöfte, Sitten und Gebräuche und die diesen Teilen des Landes entstammenden vorhussitischen Sprachdenkmale. Haben doch auch die beiden einheimischen Dichter des XIII. Jahrhunderts Ulrich von Eschenbach und Heinrich von Freiberg sich der mitteldeutschen Mundart bedient. Deutschfeindliche Chronisten aber, wie Dalimil und Neploch sprechen sich über die Kolonisationsthätigkeit Ottokars II. sehr gehässig aus und behaupten, dieser König habe den Meißnern und Thüringern versprochen, er werde, falls er siege, ihnen das ganze Land Böhmen zum ewigen Besitze übergeben.

Anders liegen die Abstammungsverhältnisse der deutschen Einwandrer im Westen und Süden des Landes. Lange vor der großen Kolonisationszeit waren Franken vom Mittelrheine her ins Egerland vorgerückt und hatten die hier vorgefundene slavische Bevölkerung entweder verdrängt oder in sich aufgenommen. Vom Egerlande aus greift nachher fränkisches Volk nach Süden und Osten aus, und liegt es nahe, daß die kolonisierenden Mönche von Waldsassen und Tepl, die Burgherrn im Egerthal, die Städte Kaaden und Saaz, sowie Ottokar II., dieser für den Elbogner Gau, Ansiedler fränkischer Abstammung in Verwendung brachten. „Reut" und „grün" sind die beliebten Endungen der fränkischen Dorfnamen, die freilich erst im nächsten Zeitraume in größerer Anzahl auftauchen. Im westlichen Landesgürtel berührte sich die fränkische Kolonisation mit der bairisch-österreichischen, welche sich über den Südwest- und Südrand erstreckte und im Südosten im Neuhaus-Neubistritzer Gebiete mit der mitteldeutschen Besiedlung zusammenfließt. Für die Krumauer und Neuhauser Witigonen, sowie für die Klöster Hohenfurt und Goldenkron oder die Stadt Budweis lag es eben nahe, für ihre Dorfkolonisationen Bauern aus dem benachbarten Baiern und Oesterreich heranzuziehen. Ob diese Baiuaren, die erst nach harter Waldarbeit ihre Dörfer gründen konnten, deren Namen vielfach auf

„stift" und „schlag" endigen, noch eine Erinnerung daran besaßen, daß einstens ihre markomannischen Vorfahren bereits in Böhmen ansässig waren? Sprache, Sitten und Gewohnheiten der bajuarisch-österreichischen Kolonisten haben sich bei ihren Nachkommen lange rein erhalten, weil gerade ihre Gebiete ursprünglich weitab von slavischer Bevölkerung lagen und sie am wenigsten von den völkerumwälzenden Ereignissen des Landes berührt wurden.

Die Herkunft der Bürger in den neu begründeten deutschen Städten weist auf alle oben genannten Stämme hin, nur treten diese sehr bald in starker Mischung miteinander auf. Kaufleute und Handwerker rückten mehr vereinzelt aus den verschiedensten Handels- und Gewerbeplätzen Deutschlands in die städtischen Gemeinwesen des Landes, während die Dorfbesiedelungen von geschlossenen größeren Massen einheitlicher Stammesart ausgingen. Auf Einzelheiten können wir uns hier nicht einlassen, und mag nur einiges Allgemeine noch bemerkt werden. Nicht immer darf der Gebrauch eines bestimmten Stadtrechtes für die Abstammung der Ansiedler als ausschlaggebend angesehen werden, da die Bewidmung mit gewissen Stadtrechten oft von ganz anderen Umständen abhängig war. Gute Aufschlüsse dagegen erteilen vielfach die Namen der Neubürger, die nicht selten auf bestimmte Länder und Städte hinweisen, sowie die Eigentümlichkeiten des Betriebes der höher entwickelten Handwerke und Gewerbe, deren Ursprungsort oft leicht zu erschließen ist. So erwähnten wir schon, daß die ältesten Kunsttuchweber wohl unmittelbar aus den Niederlanden oder auf dem Weg über Iglau nach Böhmen gekommen sein mögen. So steht es außer Zweifel, daß die fachmännisch gebildeten Bergleute des Landes ihren Ausgangspunkt aus dem Harzer-Freiberger Bergbaugebiete genommen haben und gilt dies insbesondere für die Iglau-Deutschbroder Zunge, in welcher wir ja auch eine Familie kennen lernen, die den Namen der berühmten Bergstadt Meißens trug. Untrügliche Kennzeichen der Abstammung bieten die Mundarten. Doch muß die Warnung ausgesprochen werden, nicht voreilig von den gegenwärtig bestehenden Mundarten und deren Verbreitung ganz bestimmte Schlußfolgerungen auf die Herkunft der ältesten Einwandrer zu ziehen. Es werden da

die späteren Zuwanderungen, die großen volksvernichtenden und volksverschiebenden Stürme des Hussiten- und des dreißigjährigen Krieges, neue Zuwanderungen, besonders nach dem dreißigjährigen Kriege, die Mischung der einzelnen Stämme miteinander und die Einwirkungen der slavischen Nachbarn oder aber auch die Verdeutschung kleinerer Bestandteile derselben in Rechnung gezogen werden müssen. Der gewissenhafte Forscher wird eben nur auf die in der vorhussitischen Zeit im Lande entstandenen deutschen Sprachdenkmale zurückgehen müssen.

Die deutsche Kolonisation übte auf die Umgestaltung der inneren Verhältnisse Böhmens eine derartige tiefeingreifende Wirkung aus, daß sie zu den wichtigsten Ereignissen der mittelalterlichen Geschichte dieses Landes gerechnet werden muß. Die Przemysliden ließen sich bei Berufung der Deutschen in erster Linie von volkswirtschaftlichen Gründen leiten. Die bessere und allgemeinere Bebauung des Landes, Hebung der Gewerbe, der Industrie und des Handels sollten dem Landesfürsten neue Geldquellen eröffnen, wurden von der deutschen Kolonisation erwartet, und man gab sich in dieser Beziehung auch gar keiner trügerischen Hoffnung hin. Die Einkünfte der böhmischen Landesfürsten waren in der älteren Zeit keine absonderlich großen; von dem trotzigen Adel und der armen Landbevölkerung konnten auch für allgemeine Zwecke nur spärliche Geldsummen eingetrieben werden, und die Fürsten sahen sich zumeist auf den Ertrag der allerdings weit ausgedehnten, aber allzuwenig ausgenützten Krongüter angewiesen. Wie ganz anders aber gestaltete sich die Finanzlage der Landesherren mit der Einwanderung der deutschen Bürger und Bauern! Jede neugegründete Stadt wurde eine wahre Goldgrube für den Staatssäckel. Schon der Verkauf des Grund und Bodens warf ein hübsches Sümmchen ab, und der jährliche Zins bildete eine beträchtliche und regelmäßige Einnahme der königlichen Kammer. Der Bürger steuerte bei, um sich gute, unveränderte Münze zu sichern oder um dem Landesherrn die Mittel zu gewähren, die Handelszüge auf den Straßen und Saumsteigen zu schirmen und der Räuberei das Handwerk zu legen. Wie einträglich wurde nicht ferner der blühende Handel der rührigen Kaufleute für den

Fürsten, abgesehen davon, daß die für die Bequemlichkeit des Regenten und dessen Hofhalt früher aus weiter Ferne geholten Artikel nun in unmittelbarer Nähe zu kaufen waren oder auch als Geschenk der reichen Kaufherren an den Hof gelangten. Zoll und Schoß, Mauthen und andere Abgaben füllten die fürstliche Schatzkammer in einem bis dahin nicht gekannten Maße. Dann waren es vor allen andern die Deutschen, welche die Bergwerke auf edle Metalle in Betrieb setzten, deren glänzende Ausbeute dem böhmischen König sehr bald im Auslande den Ruf des reichsten Fürsten verschaffte. Verhältnismäßig gleich große finanzielle Vorteile, wie der Bürgerstand, gewährten dem Landesfürsten die deutschen Bauernansiedelungen. Die großen Grenzwälder wurden zerlegt, an einzelne Unternehmer verkauft und somit augenblicklich eine Summe baren Geldes gewonnen; durch die ausbedungenen jährlichen Abgaben aber wurde auch für die Zukunft ein Einkommen an königlichen Kammerzinsen angebahnt, auf welches mit Sicherheit gerechnet werden konnte. Erst die deutsche Bürger- und Bauern-Kolonisation setzte die Könige Böhmens in die Lage, über reiche Barmittel zu verfügen, einen glänzenden Hofhalt zu führen und einen Kriegsschatz zu sammeln.

Zu den finanziellen traten gewichtige politische Gründe, welche die Przemysliden zu so eifriger Pflege der deutschen Kolonisation trieben. In Böhmen hatte seit alters der Landesfürst einen harten Stand gegenüber dem einheimischen Adel, welcher in seinen selbstsüchtigen Bestrebungen ununterbrochen auf die Schwächung der Krone hinarbeitete. Das unter den Slavnikern und Wrschowetzen angerichtete Blutbad kennzeichnet den grimmigen Streit zwischen dem Herzog und Adel, welch letzterer, wenn auch gedemütigt, seine Pläne immer wieder von neuem aufnahm. Jeder Herzog und später jeder König mußte mehr oder weniger eine Zeit lang die Waffen gegen die stolzen Herren tragen, und der kurzsichtigste Regent mußte allmählich zur Ueberzeugung gelangen, daß seine Machtstellung nur durch die Gewinnung eines kräftigen Bundesgenossen selbst gesichert werden könne. Die Hilfe des deutschen Kaisers immer und immer wieder in Anspruch zu nehmen, ließ sich mit dem Streben nach äußerer Unabhängigkeit nicht gut vereinigen, und

nur ungern und nur, um sich vor innerer Knechtschaft zu bewahren, griffen die kräftigeren Przemysliden zu diesem Mittel. Gab es aber nicht etwa im einheimischen Volke selbst Elemente, aus denen ein dem Adel im Kampfe gewachsener Stand sich hätte entwickeln können? Die Przemysliden verneinten diese Frage. Das einheimische Volk war arm, unfrei, abhängig vom Adel und von diesem gezwungen, für seine eigene Sklaverei zu kämpfen. Die Heranbildung einer freien Bevölkerung aus diesen Kreisen beanspruchte, wenn sie überhaupt möglich gewesen wäre, unter den günstigsten Verhältnissen eine allzu lange Zeit, auf welche die Przemysliden nicht warten konnten. Daher nahmen diese ihre Zuflucht zur deutschen Kolonisation, welche sich ja auch noch aus anderen Gründen dringend empfahl. Vielleicht mochte König Wratislav I., der zuerst das deutsche Bürgertum einführte, die Bedeutung desselben im Kampfe Kaiser Heinrichs IV. gegen den Adel erkannt haben; vielleicht mochte dieser einsichtsvolle König, der gegen seine Junker dieselbe Stellung einnahm, wie der Kaiser gegen die Herzöge, zur Porschitscher Ansiedelung gerade durch die Bemerkung angeregt worden sein, daß Kaiser Heinrich IV. lediglich im Bürgerstande die treuesten Bundes- und Kampfgenossen gefunden hatte. Gewiß ist, daß das deutsche Bürgertum, als es einmal festen Fuß in Böhmen gefaßt hatte, auch hier, wie anderwärts, gegen den feudalen Adel und dessen Bestrebungen Stellung nahm und somit von selbst der willkommene und treue Bundesgenosse des Königtums wurde. So hat sich die Ansiedelung der Deutschen auch als glückliche politische Maßregel bewährt und dem Königtum die besten Früchte getragen. Das Geld der deutschen Kaufherren, die Hufenzinsen der Bürger und Bauern gewährten die Mittel zum Kriegführen, die mit Wall und Graben befestigten Städte boten dem Könige günstigere militärische Bollwerke, als dem Adel seine Burgen, und die deutschen Bürger und Bauern verstanden es trefflich, die Waffen zu führen, namentlich, wenn es galt, die mit der königlichen Macht in inniger Verbindung stehende eigene Freiheit zu verteidigen. Im Frieden aber untergruben die in freier Selbstverwaltung lebenden Deutschen die Grafschaftsverfassung des Landes, die bis jetzt die Grundlage der Macht des feudalen Adels

gebildet hatte. Die alten gesellschaftlichen Verhältnisse wurden gründlich zersetzt, und es schob sich zwischen Adeligen und Hörigen ein unabhängiger Mittelstand ein, der seinen mächtigen Einfluß auch auf die allgemeinen Landesangelegenheiten sehr bald zur Geltung zu bringen wußte.

Aus spärlichen Anfängen, unter mannigfachen Schwierigkeiten errangen sich so die Deutschböhmen während der Przemysliden-zeit eine feste Stellung im Lande, nicht als geduldete Gäste, sondern als vollberechtigte und vielfach begünstigte Landesangehörige, die ihrem böhmischen Vaterlande die eingeräumte freiheitliche Stellung mit reichlichen Zinsen vergalten. Einen neuen Zweig hatte der gewaltige Stamm der deutschen Nation getrieben in den Deutschböhmen an den Marken des Reiches, dort, wo vordem die alten Markomannen als „Wehrmänner" das Reich gegen römische Angriffe zu schützen hatten. Aber es war nicht etwa die Aufgabe des neuen deutschen Stammes im Slavenlande, mit den Waffen in der Hand die andere Nation in engere Schranken zu weisen. Nicht mit bluttriefender Lanze und lodernder Brandfackel, sondern mit den Segnungen der Christuslehre und mit der Leuchte der Wissenschaft und Kunst erschienen der deutsche Mönch und der deutsche Bürger im slavischen Lande, und kraftvolle, fleißige deutsche Bauernhände schufen aus undurchdringlichem Urwald und öder Heide fruchtbare, lachende Fluren. Nicht Verwüstung und Sklaverei, wie sie die Stürme von Osten den Völkern Europas schickten, sondern die köstlichen Früchte der gehobenen Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, vor allen andern aber die goldene Freiheit führte der germanische Kolonist vom Norden und Westen nach Böhmen. Ihm verdankt das Land die Befreiung aus den starren Formen des feudalen Ackerbaustaates und die Ueberführung in den Verband westeuropäischer Gesittung, ihm verdankt die tschechische Bevölkerung den Ruhm, die fortgeschrittenste Nation unter den Slaven zu sein, ihm verdankt die böhmische Krone neue Machtfülle und weithin strahlenden Glanz, das Volk selbst aber eine wohlthätige Selbstverwaltung und Anteil am politischen Leben neben dem Adel, dessen ständische Alleinherrschaft der deutsche Bürger gebrochen hat!

Böhmens staatsrechtliche Beziehungen.

Von

Prof. Dr. Ad. Bachmann.

Die Einwanderung der Tschechen in die Moldau- und oberen Elblande ist nach allem unter der Hoheit der Avaren erfolgt, die nach der Mitte des 6. Jahrhunderts ein mächtiges Reich in Mittel- und Osteuropa aufgerichtet hatten. Eben die Avaren blieben auch, scheint es, die übermütigen Zwingherrn Böhmens, so lange ihre Macht aufrecht stand. In welcher Weise sie aber im besonderen die zahlreichen, unser Land bewohnenden slavischen Stämmchen im Zaume hielten, ist unbekannt. Keime höherer Kultur und staatlicher Ordnungen sind den Untergebenen aus diesem Verhältnisse schwerlich erwachsen. Noch die Zeitgenossen Karls des Großen, die manches von den „Königen" und Fürsten der besiegten Saale- und Elbslaven melden, wissen von einem Reiche oder einem Beherrscher der „Boemani" (Tschechen) nichts zu sagen.

Durch Karl kamen sie aber mit dem mächtigen Frankenreiche selbst in Verbindung. Im Jahre 805 ließ der große Kaiser die Böhmen von drei Heeren angreifen, und zwar unter der Führung seines Sohnes Karl, der durch die Waldmassen der Grenzgebirge in das Innere vordrang und hier seine Scharen vereinigte. Da aber die Tschechen in den Wäldern und Schutzburgen versteckt blieben, mußte man sich mit der Verheerung eines großen Teiles des Landes begnügen. Auch die bayerischen, schwäbischen und burgundischen Scharen, die auf des Kaisers Gebot im Jahre 806 (wohl durch den Böhmerwald) in Böhmen einrückten, thaten nichts anderes. Aber wenn man auch noch 807 am Kaiserhofe die Sachlage im Moldaulande für gefahrdrohend ansah: der Trotz der „Boemani" war bereits gebrochen. Kein Einschreiten der Reichsgewalt ward weiter notwendig und die Verbindung Böhmens mit den fränkisch-deutschen Gebieten

so innig, daß die Hoheit über sie bei der Reichsteilung von 807 eine Rolle spielte, während man die oft besiegten und fest im Zaum gehaltenen nördlicheren Slavenstämme dabei nicht beachtete. Böhmen wurde damals an Kaiser Ludwig des Frommen jüngsten Sohn Ludwig (den Deutschen) gewiesen, dessen Hauptgebiet Bayern war. Auch was wir über die Pflichten der böhmischen Slaven gegen Ludwig und seine Söhne erfahren, beweist, daß das Verhältnis ein enges und festes war. Gerade die schwersten Leistungen, welche die deutschen Könige aus Kaiser Karls Hause und auch ihre Nachfolger von unterjochten slavischen Völkern zu verlangen pflegten, alljährliche Tributzahlung und Geiselstellung, sind bei den Tschechen unzweifelhaft vorhanden. Daneben darf man die Heerespflicht, wenigstens wenn in der Nachbarschaft gekriegt wurde, als sicher annehmen, und wenn wir von einer Einflußnahme des deutschen Königs auf die Besetzung der Fürstenwürde nichts erfahren, so erklärt sich dies leicht. Immer noch gab es wohl zahlreiche Stammeshäupter, aber keinen gemeinsamen Herrscher in Böhmen und dem Einzelnen aus der Reihe der Großen kam natürlich keine besondere Bedeutung zu.

Auch noch nicht einmal die nächsten Wandlungen in den Beziehungen Böhmens zum deutschen Reiche, die baldige Lockerung der so innigen Bande, entsprangen aus dem Emporsteigen des Einheitsstaates in Böhmen; sie waren vielmehr durch die ungünstige Gestaltung der deutschen Dinge selbst verschuldet.

Schwache Herrscher und unbotmäßige Große ließen die feste Ordnung, welche Karl der Große seinen Reichen gegeben hatte, verfallen, während äußere und innere Gegner erstarkten. Namentlich die dem ostfränkischen (deutschen) König unterthänigen Slavenvölker suchten sich unabhängig zu machen, was ihnen, freilich nur nach langen, heißen Kämpfen, auch meist gelang. Auch die tschechischen Stämme Böhmens waren seit dem Frieden von Forchheim (874) nur noch durch das schwache Band formeller Huldigungspflicht mit dem Reiche verknüpft, da Swatopluk von Mähren, dem sie sich angeschlossen hatten, sich solches gefallen ließ.

Aber die mährische Führung ward den Böhmen bald noch widerwärtiger als die deutsche Herrschaft. Nach Swatopluks Tode

schlossen sie sich daher wieder an Bayern an und wußten auch mit dessen Unterstützung sich der Dränger zu erwehren (897—902).

Der Sturz des mährischen Reiches, das den neu zugewanderten Ungarn erlag, und die Niederlage der Bayern im Kampfe mit eben diesen, überlieferte, scheint es, auch Böhmen der Raublust der magyarischen Reitergeschwader, denen erst die Siege Arnulfs von Bayern und des deutschen Königs Heinrich I. (919—936) vorerst ein Ziel setzten. Ob und mit welchem Erfolge man in Böhmen die Magyaren bestritt, ist unbekannt. Als dann die Tage der Ungarnnot vorüber waren, da war auch die Vielherrschaft und das Nebeneinander zahlreicher Häuptlinge in Böhmen vorüber und wenigstens der größere und wichtigere Teil des Landes geeinigt unter der Herrschaft *eines* Fürsten, des Herzogs *Wenzel* von Prag aus dem Geschlechte Przemysls (920?—935).

Auch die Oberhoheit des deutschen Königs über Böhmen wurde bald wieder hergestellt (929) und auch gegen Wenzels Bruder und Nachfolger Boleslaw schließlich behauptet (950). Was die Bedingungen der Unterwerfung Boleslaws betrifft, so erfahren wir nur, daß der Böhmenherzog dem deutschen Könige huldigen mußte und unter die Oberaufsicht des Herzogs Heinrich von Baiern, Bruders des deutschen Königs (Otto I.), gestellt wurde. Auch die Tributzahlung an das Reich und die Heerfolgepflicht (so 955 gegen die Ungarn bei Augsburg und die Wenden) stehen unzweifelhaft fest. Die Gewalt über sein Land erteilte ihm das Reichsoberhaupt wie es scheint schon damals im Wege der Belehnung (s. die Ausdrücke „fidelis atque utilis" für sein Verhältnis zum König). Doch war das tributäre Lehnsfürstentum Böhmen noch *nicht* eigentlich Reichsfürstentum, sondern *Reichsgebiet zweiten Ranges*. Den strikten Verpflichtungen des Herzogs gegen Deutschland standen keinerlei Rechte gegenüber, abgesehen natürlich von jener Schutzverpflichtung, die sich aus der Sicherheit des Reiches selbst und dem Seniorate des Königs dem Herzog gegenüber ergaben. Dafür regierte der Herzog sein Land auch jetzt nach dessen eigenen Gesetzen und Gewohnheiten; die deutschen Herrscher besaßen in Böhmen keinerlei Besitzungen, Gerichtsbarkeit und andere Gewalt und Nutzung, („Regalien"), die ihnen in den eigentlichen

Reichsgebieten als Reste ehemaliger direkter Herrschaft zustanden.

Nach zwei Seiten hin wurde dies bald anders. Zur Zeit der Thronkämpfe unter Otto II. und Otto III. von Deutschland (974—977, 984) und nach Ottos III. Tode (1002) traten die Slavenherzöge (von Böhmen und Polen) mitbestimmend auch in den Angelegenheiten des Reiches auf und gewannen, wenn auch nur als Parteigänger, Anteil an der Erhebung der Gegenkönige, als wenn sie Reichsfürsten wären. Anderseits festigten und verstärkten die Befreiung Böhmens von polnischer Herrschaft durch Kaiser Heinrich II. von Deutschland (1004) und die nachfolgenden gemeinsamen Kriege des Reiches und Böhmens gegen Polen das Uebergewicht Deutschlands im Moldaulande. Von der Gefahr bedroht, eine Provinz Polens zu werden, schloß sich Böhmen innig an das Reich an. Das przemyslidische Haus rettete sich dadurch die Herrschaft, aber es übte sie fortan nicht anders als die übrigen Fürsten des deutschen Reiches. Böhmen erscheint von nun an als deutsches Herzogtum und Reichsfürstentum, d. i. Reichsgebiet ersten Ranges, neben Franken, Bayern, Schwaben, Sachsen, Lothringen und Kärnten, mit den Rechten und Verpflichtungen derselben.

Diese waren beide bedeutsam genug. Der Herzog von Böhmen nahm seitdem teil an der Wahl der deutschen Könige und zwar in der Reihe der Herzöge, der einflußreichsten Fürsten, welche die Wahl unter sich vorberieten. Er hatte Stellung und Geltung im Rate des Königs, auf Hof- und Reichstagen und im Reichsgerichte, wenn er auch zufolge der periphärischen Lage seines Landes naturgemäß seltener in der Umgebung des Reichsoberhauptes weilte, als die Fürsten im Innern des Reiches. Dafür sah aber auch der deutsche König den Herzog von Böhmen als seinen Fürsten, dessen Land als integrierenden Teil Deutschlands an, zu dem es von jeher geographisch gerechnet wurde. Von ihm forderte er die Heerfolge, den pflichtgemäßen Besuch der gebotenen Reichs- und Hoftage (zugleich Gerichtstage), die Mitwirkung beim Fürstengerichte des Reiches und die Pflicht, sich selbst demselben zu unterwerfen, später auch die Anerkennung seines obersten landesherrlichen Rechtes hinsichtlich der sogenannten Regalien, die, auch in Böhmen, ursprünglich

in den Händen des Kaisers, nur durch Begnadung in die Hände des Herzogs, soweit sich seine Gebiete erstreckten, gekommen seien. Dies ward so sehr betont und schließlich von beiden Seiten angenommen, daß 1198 und später stets in Böhmen die Belehnung des Herzogs durch den deutschen König und Kaiser wesentlich auf die Ueberlassung der Regalien gestellt wurde (Privil. v. 26. Sept. 1212: ad nos vel successores nostros accedat, regalia debito modo recepturus). Eine Ausdehnung der Gaueinteilung und Verwaltung in den altdeutschen Gebieten auch auf Böhmen fand nicht statt, aus mehrfachen Gründen. Die Kaiser konnten nicht wohl anstreben, das in dem neuen Reichsfürstentum neu zur Geltung zu bringen, was in den übrigen Landen bereits in Verfall und Mißbrauch stand. Noch wichtiger war aber, daß die Herzöge von Böhmen selbst seit Herstellung ihrer Herrschaft über das ganze Land diesem eine Verwaltungsorganisation nach Bedürfnis gegeben hatten (die Kastellaneiverfassung). Indem sie diese kräftig und lange Zeit mit Erfolg in Geltung erhielten, wahrten sie in ihrem Territorium vielfach sogar eine bessere Ordnung, als dies in den meisten anderen Reichslanden der Fall war. Um so geringer war für den deutschen König der Antrieb, hier einzugreifen und dem Herzoge von Böhmen wohlhergebrachte Rechte in der inneren Regierung seines Landes wegzunehmen, während die anderen deutschen Fürsten mit Erfolg darnach strebten, in ihren Gebieten, einst einfachen Verwaltungssprengeln, mit gleich großer Unabhängigkeit zu walten. — Uebrigens empfing wie überall in den älteren Reichslanden, der Bischof von Böhmen (Prag, seit 975) die Investitur mit seinem weltlichen Besitze nicht vom Herzoge, sondern vom Kaiser. Dagegen galt das Fürstenamt als erblicher Besitz der Familie der Przemysliden, die in der selbständigen Ordnung der Nachfolge vom Reiche nicht behindert ward, so lange das Land einverstanden war und der Erhobene seinen Pflichten gegen Deutschland nachkam.

Das im 11. Jahrhundert begründete Verhältnis Böhmens zum Reiche als eines Fürstenlehens, das aber doch zugleich organisches Glied des engeren deutschen Staatskörpers war, ist im wesentlichen nicht geändert worden, so lange das alte deutsche Kaiserreich bestehen blieb. So oft auch die böhmischen Fürsten

sich im 11., 12. und 13. Jahrhundert gegen das Reich stellten, der Verband wurde stets und wesentlich auf denselben Grundlagen erneuert. Die Zugehörigkeit Böhmens zu Deutschland wegen jener Auflehnungen zu leugnen, geht ebensowenig an, als aus den vielfachen Erhebungen in Lothringen und anderswo im Reiche etwa zu schließen, daß diese Länder mit dem Reiche nichts gemein hätten. Ja, vielfältige Wirren und Kämpfe in Böhmen, hervorgerufen durch die Streitigkeiten der Mitglieder des herzoglichen Hauses um die Fürstengewalt, gaben gerade in Böhmen oft den deutschen Herrschern Gelegenheit, ohne Rücksicht auf die Erbfolgeordnung des Landes (Seniorat) die freie Verfügung über den Thron wenigstens zwischen den przemyslidischen Bewerbern zu üben, und auch in Böhmen kam die Politik des großen Staufenkaisers Friedrich I. Barbarossa, die großen Reichslehen zu zerschlagen, zu gefährlicher Geltung (s. Mähren). Damals (Ende des 12. Jahrhunderts) entschied hier über den Besitz des Fürstenamtes *selbständiger als in irgend einem anderen deutschen Herzogtum der Wille der Kaiser*, und der herzogliche Amtssprengel Böhmen ward aufgelöst in vier Reichsfürstentümer, das Herzogtum Böhmen, die Reichsmarkgrafschaft Mähren und die beiden Reichsbistümer Prag und Olmütz. Daneben unterlagen die Rechte und Pflichten des böhmischen Territorialherrn im und zum Reiche vielfachem Wandel; erstere wurden gemehrt, letztere gemindert.

Die Erwerbung einer neuen Landmark im Osten Böhmens, Mährens (ca. 1030), war für Böhmen und das Reich von besonderer Bedeutung geworden. Die neue slavische Mark, von Böhmen aus gegen die Ungarn und Polen erobert und kolonisiert und mittelst Böhmens vom Anbeginn an gleichfalls ein Zugehör des deutschen Reiches, erhielt zwar selbständige Einrichtung, wie eben alle Land- und Reichsmarken zu jener Zeit, aber sie lag in der Hand des Herzogs von Böhmen, der sie regelmäßig zur Versorgung und Ausstattung von anderen Prinzen seines Hauses benützte. Als solche waren und blieben sie Große des böhmischen Herzogtums und mußten mit ihrer Macht der Gebote des Prager Großfürsten gewärtig sein; auch sicherte die Unterbringung der Nebenlinien der Przemysliden in Mähren lange Zeit das Hauptland Böhmen gegen die so gefährlichen Teilungen zwischen

mehreren Fürsten, obwohl sie sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nicht mehr vermeiden ließen. Das änderte sich aber, als Kaiser Friedrich I. den Kampf zwischen dem mährischen Przemysliden Konrad Otto und dem Herzoge Friedrich von Böhmen benützte (1182), um Mähren von Böhmen loszulösen, es aus einer böhmischen Landmark zu einer Reichsmark zu erheben und Konrad Otto selbst als Reichsfürsten mit dem neuen reichsunmittelbaren Territorium zu belehnen. Die innere Unabhängigkeit Mährens von Böhmen war damit auf alle Zeiten fest begründet; es blieb Reichsfürstentum mit all dessen Rechten und Verpflichtungen an sich und gegen Deutschland (bis 1806). Es änderte daran nichts, wenn schon 1186 Konrad und wieder 1197 Wladislaw Heinrich sich (im Wege privater Abmachungen, die von den Kaisern unbeachtet blieben) den Prager Herzögen unterordneten, und wenn seit Wladislaw Heinrichs Tode regelmäßig der Reichslehnsträger von Böhmen auch zugleich das Reichslehen Mähren erhielt, da das Regensburger Statut von 1182 zu keiner Zeit rechtsgiltig aufgehoben wurde.

Dagegen erlangten die Herzöge von Böhmen durch kaiserliche Privilegien frühzeitig Rechte Polen gegenüber. Als Lohn für hervorragende Dienste und um den Bestrebungen des Polenkönigs Wladislaw I., sich zum Könige der Slavenvölker und sein Reich zum politischen Mittelpunkte des östlichen Europa zu machen, entgegenzutreten, ernannte 1086 der deutsche Kaiser Heinrich IV. auch den Herzog Wratislaw II. von Böhmen zum König (zunächst für seine Person und mit dem Rechte, den königlichen Stirnreif sich an den drei hohen kirchlichen Festtagen des Jahres und den böhmischen Landesfeiertagen von den Bischöfen von Prag und Olmütz oder deren Stellvertretern aufsetzen zu lassen) und übertrug ihm wohl zugleich im Namen des Reiches das Aufsichtsrecht über Polen (rex Bohemiae et Poloniae). So ward Böhmen über Polen gesetzt und jenes, nicht dieses, sollte das Centrum der Slavenwelt sein. Nun intervenierte, so lange dieses Königtum bestand, bei der Belehnung des Polenfürsten durch das Reichsoberhaupt naturgemäß der König von Böhmen. Sie erlangten diese Rechte erblich gelegentlich der Erhebung Wladislaws II. (1158) durch Kaiser Friedrich I., ohne aber auch jetzt diese und die Königswürde selbst behaupten zu

können (schon Sobieslaw II., Wladislaws Nachfolger, ward nur als Herzog mit Böhmen investiert, 1173). Erst die großen Privilegien König Philipps und Kaiser Friedrichs II. lenkten die staatsrechtliche Entwicklung Böhmens in bleibend günstige Bahnen.

Nach Kaiser Heinrich VI. Tode (1197) entzweite, kurz nach Ottokars I. Erhebung in Böhmen, schwerer Kampf um die deutsche Krone das Reich. Gegen den edlen Philipp, Bruder Heinrichs, hatte eine starke Partei den Welfen Otto erhoben. Er war im Nordwesten des Reiches übermächtig, wie der Staufer im Süden. So fand der kluge Böhmenherzog Gelegenheit, seine Parteinahme an König Philipp, mit dessen Vorgänger Heinrich er bereits in Verbindung getreten war, um hohen Preis zu verkaufen. Ottokar I. erlangte von Philipp abermals die Ernennung zum Könige und die Erhebung Böhmens zum Königreiche; auch seine Nachfolger sollten diesen Titel führen, nach den Gesetzen des Landes den Thron besteigen, aber die Belehnung mit den Regalien beim Kaiser nachsuchen, ohne doch zu einem Tribute oder sonstigen Zahlung dafür verpflichtet zu sein („taxfrei"). Das derart begnadete Königreich erscheint in eben diesem Moment erst recht auf den Fuß der übrigen Reichslande gestellt, da nun ausdrücklich die Regalien als vom deutschen Königtume verliehen bezeichnet wurden. Auch die weiteren Verleihungen beweisen wieder, daß es auch hinfort, trotz Milderung der Lasten, ein Glied des Reiches blieb. So bekam der neue König das Recht, die auf irgend eine Weise seinem Fürstensprengel entfremdeten Gebiete wieder heim zu bringen, was auf die Reichsmark Mähren gedeutet werden könnte. Mähren behauptete aber, wie erwähnt, obwohl König Ottokar I. nach dem Tode Wladislaw Heinrichs dort die Herrschaft erlangte (1122), seinen Charakter als Reichsfürstentum. Ebenso wies der deutsche König die Investitur der Bischöfe von Olmütz und Prag an den König von Böhmen, doch sollte er sie gewissermaßen an seiner Stelle vollziehen und die Freiheit und Rechtsstellung der Bischöfe dadurch nicht geändert werden. Es bedurfte auch wirklich langer schwerer Mühen und Kämpfe, ehe es Przemysl Ottokar I. gelang, den Bischof von Prag zum „Landbischof", zu „seinem Kaplan" herabzudrücken.

Die Verleihungen König Philipps für Böhmen und König Ottokar I. wurden von Kaiser Friedrich II. in einem großen Freiheitsbriefe (d. d. Basel, 26. Sept. 1212) wiederholt — unter den Zeugen der Urkunde befindet sich ein Graf Rudolf von Habsburg — und um neue Zugeständnisse vermehrt. Nur die Heerfolge und der Gerichtsstand des Böhmenkönigs vor dem deutschen Reichsgerichte blieben ungeändert, sowie auch das Wahlrecht des Böhmenherrschers bei Erledigung des deutschen Thrones, offenbar als selbstverständlich, keine Erwähnung fand. Daß das Wahlrecht galt und die Heerfolge und die Unterordnung unter das Fürstengericht gefordert werden, erweisen für das fernere die Thatsachen. Die übrigen Leistungen Böhmens an das Reich wurden verringert. So erklärte der Kaiser — für seine Lebzeiten — den Böhmenkönig nur dann zum Besuche der Hoftage verpflichtet, wenn diese in Nürnberg oder Bamberg stattfänden und ordnungsmäßig geboten seien (Einladungsfrist von sechs Wochen); in Merseburg habe der König von Böhmen nur dann bei Hofe zu erscheinen, wenn es eben gelte, einen Polenherzog zu belehnen. Für die Romfahrt des deutschen Königs (expeditio Romana) soll der König von Böhmen hinfort 300 Bewaffnete stellen oder ebensoviel Mark Silbers zahlen. Dazu erhielt der Böhmenkönig wichtige Schenkungen aus dem in der Nähe Böhmens gelegenen Reichsgute. Auch sein Bruder, der mährische Markgraf, ward mit der Ueberlassung zweier Güter, doch unter Fortbestand der bisherigen Abgaben derselben an des Königs Hof, begnadigt.

Die höhere Freiheit und der hervorragende Rang, den der König von Böhmen damit unter den Fürsten des Reiches erlangte, dienten wohl den Plänen der böhmischen Herrscher, aber sie bedeuteten vorerst durchaus nicht den Beginn einer Abwendung vom Reiche. Vielmehr schlossen sich Ottokar I. und Wenzel I. lange Zeit innig an Friedrich II. an, der auch wieder ihren Wünschen entgegenkam; war doch damals, zufolge des wachsenden Einflusses der Fürsten auf die Reichsregierung, die Zugehörigkeit zum reichsfürstlichen Kreise bereits mehr eine Quelle von Rechten als das Kennzeichen besonderer Abhängigkeit von dem Oberhaupte der deutschen Nation. So kam es, daß Przemysl Ottokar I. und Wenzel I., ihres Privilegiums nicht achtend,

an wichtigen Reichs- und Hoftagen auch vielfach an anderen Orten als Nürnberg und Bamberg teilnahmen und möglichst weitgehende Geltung im Reiche, nicht Abkehr von ihm, die Grundlage ihrer Politik bildeten. Den andern slavischen Stämmen galten sie als Vertreter deutscher Interessen. Das war auch die Zeit, in der deutsches Bürgertum und deutsche Bauernschaften in großer Zahl nach Böhmen zuwanderten, zahlreiche deutsche Städte und Dörfer begründet wurden und so das deutsche Wesen, bisher gefördert durch die politische Verbindung mit dem Reiche und die diesem entlehnten staatlich-kirchlichen Einrichtungen, getragen durch deutsche Geistlichkeit und deutschen Adel, siegreich wachsend zufolge der allseitig eindringenden deutschen Kultur, nun auch in weit verbreiteten, wohlhabenden und selbstbewußten Schichten der Bevölkerung, in den Deutsch-Böhmen, seine Vertretung fand. Auf Grund der wirtschaftlichen Prinzipien, nach dem Muster und Beispiel der deutschen Böhmen, vollzog sich erst die materielle Wiedererhebung der tschechisch-slavischen Bevölkerungen des Landes. Deutsche Sitten, deutsche Sprache, deutsches Recht wurden respektiert, für die von den Deutschen geschaffenen Ansiedelungen und Organisationen wurden gern und leicht die ihren Wünschen und ihrer Art entsprechenden Verwaltungsnormen gewährt. Seit Przemysl Ottokar I., d. i. seit nahezu siebenhundert Jahren, steht ein freies, von slavischer Art und Herrschaft unberührtes Deutschtum in seinen böhmischen Landesteilen, die es zumeist in harter Arbeit aus Sumpf- und Waldland zu den reichen Kulturtriften der Gegenwart umgestaltet hat. So wie es aber hinsichtlich der Geltung der deutschen Sprache und deutschen Rechtes damals ward, so blieb es auch ferner. Immer standen die deutschen Gebiete Böhmens, in denen es eben nur deutsche Amtsführung und Sprache gab, in ihrer ursprünglichen sprachlichen Freiheit und Selbständigkeit unangetastet da. Daß daneben auch in der tschechischen Bevölkerung vielfach die Kenntnis der deutschen Sprache sich fand, änderte daran natürlich nichts, ebenso, daß mit den Hussitenkämpfen sich das Geltungsrecht deutschen Rechtes und deutscher Zunge verringerte. Seit den Tagen Ferdinands I. ward das Deutsche alleinige Amtssprache in den deutschen Gebieten, und auch zweite Amtssprache in den tschechischen. So blieb es auch

fernerhin, und erst der letzten Gegenwart war es vorbehalten, unerträgliche Eingriffe in die sprachlichen Rechte der Deutsch-Böhmen zu versuchen.

Auch in Böhmen konnte das stete Sinken der Reichsobergewalt unter Kaiser Friedrich II. und seinen Nachfolgern, namentlich zur Zeit des sogenannten Interregnums (1256—1273), nicht ohne Folgen bleiben. Schon König Wenzel I. trieb seit 1237 selbständige Politik, lediglich das Interesse seines Hauses und Böhmens im Auge, und ohne sich um die Wünsche des Kaisers und den Vorteil des Gesamtreiches viel zu kümmern. Er und sein Sohn Przemysl Ottokar II. gewannen 1251 beide Oesterreich, wozu dann Ottokar noch Steiermark und Portenau (1260), Kärnten, Krain (1270) und Eger (1265/6) erwarb. Siegreich im Felde gegen alle seine Gegner, fühlte sich Ottokar derart im Uebergewicht, daß er lediglich aus egoistischen Gründen König Richard (von Cornwallis) als deutschen König anerkannte und sich von ihm (1262) für die österreichisch-steierischen Gebiete einen Lehnbrief geben ließ. Auch seine Stellung als „Defensor bonorum imperii", die ihm Richard 1265 übertrug, diente nur dazu, seine Besitzungen zu mehren (Egerland). Dabei mußte aber der deutsche König dulden, daß Ottokar die Regierung nicht bloß in Böhmen und Mähren, sondern auch in den südöstlichen Herzogtümern des Reiches durchaus nach seinem Willen einrichtete. Von Fahrt zu Hofe, Heerfolge, Gerichtsstand der Böhmen war in dieser Zeit keine Rede, und auch in den Herzogtümern hörte jede Gerichts-Obergewalt des deutschen Königs völlig auf. Als dann bei der deutschen Königswahl nach Richards Tode gegen König Ottokars Willen die übrigen Kurfürsten ihre Stimmen auf den Grafen Rudolf von Habsburg vereinigten, zeigte Ottokar ungemessene Erbitterung. Er weigerte sich, Rudolf als deutschen König anzuerkennen und versäumte es, von ihm seine Erblehen Böhmen und Mähren zu empfangen. Als das Reichsgericht die Herausgabe alles seit König Friedrichs II. Bannung (1245) heimgefallenen Reichsgutes befahl, wozu unzweifelhaft die südöstlichen Herzogtümer und andere Besitzungen Ottokars gehörten, war dieser soweit entfernt, dem Spruche zu gehorchen, daß er vielmehr Vorbereitungen traf, die Schritte König Rudolfs mit Waffengewalt zu verhindern. Doch

war es auch jetzt nicht die Auflehnung gegen das Reich, sondern eben nur — die Unterscheidung ist seit dem 15. Jahrhundert sehr gang und gäbe geworden — gegen den jetzt dort von der großen Mehrheit der Stände anerkannten König. Nach Ottokars offenen Erklärungen galt seine Widersetzlichkeit nur König Rudolf, weil dieser nicht rechtsgiltig gewählt, also eigentlich nicht König sei; die Herausgabe der österreichischen Herzogtümer aber verweigerte der Böhmenkönig, weil er sie durchaus zu Recht erworben und in den Händen habe. Daß er und seine Lande zum Reiche gehörten, leugnete Ottokar auch jetzt nicht.

Andererseits trat auch der deutsche König gegen Ottokar auf als gegen einen Lehensmann und einen Unterthanen des Reiches: die Reichslehen Böhmen und Mähren, die Ottokar ererbt, ließ er ihm als versäumt absprechen, es sei denn, daß Ottokar einen rechtsgiltigen Grund vorbringe, warum er sie nicht binnen Jahr und Tag nach der Krönung des deutschen Königs empfangen habe; als ungehorsamer Unterthan sah sich Ottokar in einen Strafprozeß verwickelt, der auf dem Augsburger Reichstage (1275) zu seiner Verurteilung und infolgedessen zur Verhängung der Acht und Aberacht des Reiches über ihn führte.

Nach Ottokars Niederlage im Felde und seiner Aussöhnung mit König Rudolf wurden dann nebst der Wiedererreichung der Lehen Böhmen und Mähren auch die anderen Verpflichtungen des Böhmenfürsten gegen das Reich, namentlich hinsichtlich Heerfolge, Romfahrt und des Besuches der Hoftage, neu geordnet resp. ausdrücklich als fernerhin giltig anerkannt. Dagegen erlangte Ottokars Sohn Wenzel II., da sich seit fünfzig Jahren die Abschließung der vornehmsten Königswähler in Deutschland zu einem Kollegium der sieben Kurfürsten vollzogen hatte und auch die Theorie von dem Besitze der Erzämter als der Grundlage der Kurwürde durchgedrungen war, noch von König Rudolf I. die wiederholte Anerkennung seiner Kurwürde und die Bestätigung des Amtes eines Erzschenken des Reiches (1289, 1290). Der Versuch des deutschen Königs Albrecht I., durch die Anwendung der Regalientheorie auf Böhmen sich in den Besitz des Zehnten von den böhmischen Bergwerken zu setzen, war wohl nur ein politisches Kampfmittel (1304) und wurde wieder aufgegeben (1305, zunächst nur für König Albrechts Lebenszeit).

Auch die verschiedenen Zugeständnisse, die König Wenzel II. von den deutschen Königen Adolf und Albrecht I. erhalten hatte, blieben für das staatsrechtliche Verhältnis Böhmens zu Deutschland ohne bleibende Bedeutung. Die Gebietserwerbungen gingen ja schließlich alle wieder verloren, und die Erklärung König Albrechts, daß ein König von Böhmen nicht gehalten sei, dem deutschen Könige mit der Krone auf dem Haupte als Schenk des Reiches zu dienen, hat doch nur formelles Interesse. Eine Urkunde aber, in welcher dem Könige von Böhmen die völlige Unabhängigkeit vom Reiche in der inneren Regierung seines Territoriums und die Freiheit von jeder Art Leistung und Dienstpflicht an das deutsche Königtum zugesichert wird (Wien, 14. März 1298), ist erwiesenermaßen eine Fälschung und höchstens insofern interessant, als sie die Richtung bezeichnet, in der sich die böhmischen Bestrebungen dem Reiche gegenüber damals bewegten. Spricht doch gleich wieder die Urkunde vom 17. November 1298 von dem Falle, in dem der König von Böhmen feierliche Reichstage des deutschen Königs zu besuchen verhalten sei. So wenig als König Rudolf I. von Deutschland nach der Erwerbung der österreichischen Herzogtümer deren Rechte schmälerte, so wenig lag es im habsburgischen Hausinteresse, nach dem Aussterben der Przemysliden und als der Habsburger Rudolf (III.), Sohn Albrechts I., in Böhmen König geworden war, dasselbe fester an das Reich zu knüpfen. So hielt es 1310 auch der deutsche König Heinrich VII. (von Luxemburg). Bis zur goldenen Bulle Kaiser Karls IV. wurde Böhmens Verhältnis zum Reiche nicht mehr wesentlich geändert, und gerade für die Zeiten König Johanns, der im Kriege Ludwigs des Baiern mit Friedrich von Oesterreich um die deutsche Krone mehr als Ludwigs Bündner denn als dessen Unterthan und Vasall auftritt, erweisen die Urkunden die unbestrittene Fortdauer der Verpflichtung des Böhmenkönigs zum Besuche der Hoftage und zur Heerfolge. Inmitten weitgehender Zusagen Ludwigs IV. für Johann findet sich da der Satz, daß der deutsche König Johann nicht gegen seine Privilegien (d. i. die Begnad. v. 1212) beschweren werde (1315), und am 18. September 1323 erklärt Johann sich zur Reichshilfe auch gegen die eben mit ihm in ein Bündnis tretenden Herzöge von Oesterreich ver-

pflichtet. Noch unzweifelhafter bleibt das vasallitische Verhältnis Böhmens zum Reiche aufrecht, und auch für einst von Wenzel II. erlangte, dann verlorene und nun wieder erworbene Gebiete innerhalb des Reiches stellt Ludwig König Johann die Belehnung in Aussicht (cibi concedemus in feudum).

Die weitgreifende organisatorische Thätigkeit Kaiser Karls IV. in Böhmen ließ auch das staatsrechtliche Gebiet nicht unberührt. — Aber so wie es sich bei Karl sonst mehr um die Wiedereinrichtung und Festigung der alten Ordnungen als um grundsätzliche Reformen handelte, so trugen auch seine Verfügungen hinsichtlich des Verhältnisses Böhmens zum Reiche im wesentlichen ein konservatives Gepräge. Es handelte sich dem Kaiser darum, die Privilegiumsbriefe, die Böhmen besaß, „zu konstatieren, und, so weit dies von Interesse sein konnte, zu erneuern", dann auch, „herkömmliche Rechtszustände zu verbriefen" und die gute Gewohnheit in ein unzweifelhaftes Gesetz zu verwandeln. Dasselbe war namentlich in dem großen Reichsgesetze des Kaisers (beschlossen auf den Reichstagen von Nürnberg 1355—1356 und Metz 1356 und in seinen beiden Partien am 10. Januar und 25. Dezember 1356 publiziert) der Fall, da auch dieses im wesentlichen gewisse Rechtsverhältnisse des Reiches auf Grund der bisherigen Entwicklung sicherstellen und der Wiederkehr neuer Unruhen durch Schlichtung schwebender Streitfragen vorbeugen wollte. In Nebenfragen wurden allerdings auch Neuerungen verfügt, und es entsprach der liebevollen Fürsorge Kaiser Karls für sein böhmisches Erbkönigreich, daß selbes dabei nicht vergessen wurde. So hat der König von Böhmen, der sich zur deutschen Königswahl in Person einfinden oder durch Gesandte vertreten lassen kann und gleich den anderen Kurfürsten auch den durch die Majorität der Kurfürsten erwählten König anzuerkennen verpflichtet ist, das Recht, von dem Erwählten sofort, d. i. noch vor Regierungsantritt, die Bestätigung aller seiner Rechte und Freiheiten vom Reiche zu fordern, welche Bestätigung dann nach der Kaiserkrönung erneuert wird, denn er ist „propinquius sacri imperii membrum". Ist der König von Böhmen persönlich am Wahlorte zugegen, so gebührt ihm, es mag welcher König oder Fürst immer zugleich anwesend sein, unbedingt vor allen Laienfürsten der Vorrang. Damit ist die Stellung des Königs als des

„Vorgehers" und „Oberſten" der weltlichen Kurfürſten des Reiches gekennzeichnet, woraus es ſich von ſelbſt ergiebt, daß er auch bei der Königswahl zuerſt ſein Votum abgiebt. Der König ſchreitet bei feierlichen Aufzügen unmittelbar hinter dem Kaiſer und ſogar vor der Kaiſerin einher und hat in öffentlicher Sitzung den zweiten Platz zur Rechten des Reichsoberhauptes, neben dem Erzbiſchof von Mainz oder Köln. Mit der böhmiſchen Kur iſt endlich das Erzſchenkenamt des Reiches unzertrennbar verbunden, und ſoll es der König in der Weiſe ausüben, wie es König Albrecht I. 1298 verfügt hat.

Natürlich hat der König bei all den Zuſammenkünften und Gelegenheiten das Recht, dabei zu ſein und mit zu raten, bei denen ſich die Kurfürſten, die feſte Grundlage und unverbrüchlichen Stützen des Reiches, zur Verhandlung über die Angelegenheiten des Kaiſertums und des geſamten Erdkreiſes zuſammenfinden. Dies gilt namentlich von der Sitzung des Kurkollegs, die jährlich vier Wochen nach Oſtern in einer Reichsſtadt ſtattfinden ſoll.

Aus all dem erhellt, daß dem Böhmenkönig nicht neben oder gar gegen, ſondern in dem deutſchen Reiche die hervorragendſte Stellung neben den geiſtlichen Kurfürſten zugedacht war. Der Kaiſer ſorgte aber für ſein Land und ſeine Nachkommen auch für den Fall, als einmal eine deutſche Königswahl auf einen Fürſten aus anderem Hauſe falle: ſollten die Könige von Böhmen ja nicht Kaiſer ſein, ſo müßte ihnen — kraft des Reichsgeſetzes — wenigſtens die erſte Rolle nach ihnen im Reiche zufallen. Damit dabei das ſlaviſche Idiom der Tſchechen kein Hindernis der ſo innigen Verbindung und Einfügung Böhmens in das Reich bilde, wurde es förmlich zu einer Art Reichsſprache für den oberſten Kreis der Reichsſtände erhoben, indem die Erbſöhne auch die anderen Kurfürſten vom 7. bis zum 14. Jahre neben *deutſch*, *lateiniſch* und *italieniſch* auch ſlaviſch (tſchechiſch) lernen ſollten.

Daß Kaiſer Karl trotzdem ſeinem Böhmen die möglichſt freie Bewegung ſichern wollte, war, wie wir geſehen haben, ein Grundſatz, den ſchon die Politik der erſten Habsburger für ihre Erblande feſthielt. Auch trat ja gerade dadurch, daß jetzt und noch lange hin die deutſche und die böhmiſche Krone *ein* Haupt zierten und ſomit in Böhmen das Dominium directum und das

Lehen in derselben Hand lagen, die Abhängigkeit des letzteren von dem ersteren nach außen wieder hervor. Jetzt konnte von Hofpflicht und Heerfolge an sich nicht erst gesprochen werden; es blieb auch eine bedeutungslose Formalität, wenn Karl IV. und seine Söhne Wenzel (1378—1400) und Sigismund (1411—1437) sich selbst belehnten. Daß wir aber zur Zeit König Ruprechts nichts von Leistungen Böhmens an das Reich erfahren, hat seinen Grund darin, daß ja Wenzel (IV.) sich während jenes ganzer Regierungszeit (1400—1410) selbst immer als rechtmäßigen deutschen König betrachtete und anderseits Ruprecht die Macht fehlte, Wenzel zur Anerkennung seines Königtums und zur Erfüllung der von Böhmen dem Reiche schuldigen Pflichten zu zwingen.

Nach dem Erlöschen des luxemburgischen Hauses kam die alte Verbindung Böhmens mit dem Reiche stets und überall wieder zur Geltung, wo nicht die stürmische Entwicklung jener Tage gewaltsam störend eingriff oder die Schwäche des Reiches einlud, sich über dasselbe hinwegzusetzen. So wie man das Kurrecht der böhmischen Krone respektierte (1438, 1440—1486 waren besondere Umstände, da es zwei Könige von Böhmen gab), so wurde auch wieder die Beschickung der Reichstage und die Heerespflicht gefordert (s. 1459, 1461, 1463, 1471, 1473, 1474, 1479, 1480, 1495), und derselben auch mehrfach von Böhmen her entsprochen. Aber die Fälle, in denen dies nicht geschah, als „contumacia", „Rebellion", zu behandeln, dazu fehlte dem damaligen Reichsoberhaupte durchaus das nötige Ansehen; gab es doch der Reichsstände, auch der kleineren, namentlich im Norden und Nordwesten Deutschlands eine Menge, die ihre Pflichten gegen die Gesamtheit noch weit mehr vernachlässigten als die Könige von Böhmen. Dagegen erlangte für bereitwillige Unterstützung Kaiser Friedrichs (III.) mit ganzer Macht König Georg von Böhmen 1462 nochmals die Besserung der Privilegien seines Königreiches. Der Besuch der Hoftage ward nun bleibend auf jene beschränkt, die in Nürnberg oder Bamberg stattfinden würden; daß dabei die rechtzeitige ordnungsmäßige Ladung vorhergehen müsse, erschien als selbstverständlich. Kein König von Böhmen sollte hinfort verpflichtet sein, sich behufs Empfanges der Belehnung mit dem Königreich weit von dessen Grenzen zu

entfernen, und die Leistung Böhmens für die Romfahrt des Kaisers künftig in der Stellung von nur 150 Bewaffneten oder der Entrichtung von ebensoviel Mark Silber bestehen; endlich wurde verfügt, daß kein Hauptmann eines römischen Königs oder Kaisers sich entgegen den Freiheiten des Königreiches Böhmen in dessen Angelegenheiten einmischen und über dessen Unterthanen eine Gewalt beanspruchen dürfe, — wie dies eben im letzten Reichskriege 1461 von seiten der kaiserlichen Feldhauptleute versucht worden war.

Damit erscheinen die Beziehungen Böhmens zum Reiche bis zur Wahl des Habsburgers Ferdinand I. stabilisiert und ist überhaupt die auf Grund sicherer Rechtsinstrumente sich vollziehende Fortentwicklung derselben nahezu abgeschlossen, auch hier in dem Verhältnis freilich, wie es zwischen allen anderen Gliedern des Reiches und diesem sich darstellt. Immer mehr verlor eben die Centralgewalt an Ansehen und Bedeutung und wuchsen sich die Territorien zu selbständigen Staaten aus, zumal, seitdem die Reformen, die Kaiser Maximilian I. im centralistisch-monarchischen Sinne versuchte, im wesentlichen mißlungen waren. Erhalten blieb davon nur, und das zunächst allein in der Theorie, wo sich das Interesse der Territorialität mit offenkundigen Mängeln der bisherigen Verwaltung begegnete, das Reichskammergericht, dessen Thätigkeit hinfort zum großen Teile die Kompetenz des bisherigen (absoluten) kaiserlichen Hofgerichtes einschränkte, und zugleich die für die Exekutive geschaffene neue Kreiseinteilung des Reiches. Unberührt von beiden blieben jene Reichsteile, wo nach der ganzen Entwicklung der Territorial- und Fürstengewalt auch schon das kaiserliche Kammergericht keine Stellung mehr besessen hatte, darunter auch Böhmen. Hatte auch 1495 auf dem Reichstage zu Worms der Kurfürst von Mainz das Territorium Böhmen als Reichsgebiet und den König als Reichsfürsten reklamiert: in dem Kurfürstentum Böhmen, innerhalb dessen es niemals kaiserliche Landgerichte und immunierte Gebiete gab, das sich des uneingeschränkten Besitzes der Privilegien de non evocando und de non appellando erfreute, gab es, wie vordem nur selten für das Eingreifen des kaiserlichen Hofgerichtes, so jetzt für die Kompetenz des ständischen Reichskammergerichtes überhaupt keinen Platz, und damit entfiel auch die Not-

wendigkeit, dasselbe (etwa als 11. Exekutionsbezirk, Reichskreis) besonders einzurichten. Ein bloßes Recht des Reiches aber, das nicht seine Stütze fand in einem unabweisbaren Bedürfnisse, vermochte damals der Kaiser kaum noch zur Geltung zu bringen. Kaiser Maximilian hatte ja den Schweizern gegenüber die schlimmsten Erfahrungen gemacht: er durfte um so weniger hoffen, damit bei dem König (Wladislaw) von Böhmen durchzudringen, der, einem polnischen Hause entstammend, zugleich noch König von Ungarn war. Der Kaiser hatte aber vielleicht vom Anfange an gar nicht die Absicht dazu. Schon bestanden zwischen Oesterreich und Böhmen, zwischen seinem Hause und dem Jagellonen, der Ungarn jetzt beherrschte, innige Beziehungen, feste Erbverträge, die auf eine bleibende Erwerbung dieser Krone für Habsburg abzielten. Sollte der Kaiser jetzt die Krone Böhmen niedern und beschränken, die einst seine Enkel tragen würden? So erscheint Kaiser Maximilians I. böhmische Politik auch dort klar genug, wo es über ihre Ziele und Absichten an deutlichen Fingerzeigen fehlt.

Mit dem Aussterben der böhmischen Jagellonen im Mannesstamme (Ludwig † 1526, 29. Aug. bei Mohacs) trat in den Verhältnissen Böhmens zum Reiche an sich keine Aenderung ein. Sowie das Oberhaupt des Reiches seine persönlichen Ansprüche als der Senior des habsburgischen Hauses auf seinen jüngeren Bruder Ferdinand übertrug, so unterstützte er ihn auch kraft seiner deutsch-kaiserlichen und lehnsherrlichen Stellung über das Land. Ferdinand I. wurde denn auch, freilich in erster Reihe auf Grund der Wahl durch die Stände Böhmens vom 23. Oktober 1526, König, die Verbindung mit Deutschland aber noch dadurch weiter gefestigt und auf die Lebenszeit Ferdinands wenigstens, wie es schien, inniger gestaltet, daß er am 3. Januar 1531 neben seinem Bruder, dem Kaiser, zum römischen Könige gewählt wurde, und schon vordem als dessen Statthalter thatsächlich das Reich regierte.

Trotzdem gestaltete sich der Gang der Dinge im Reiche im weiteren Verlaufe der Regierung Kaiser Karls V. derart, daß sowohl Ferdinand wie auch sein Bruder, der Kaiser, selbst darauf sannen, die Geschicke ihrer Hauslande möglichst von denen der übrigen Reichsgebiete zu sondern. Die religiöse Bewegung führte zur Spaltung auch unter den Ständen des Reiches, und

alle Versuche des Kaisers und seines Bruders, die innere Einheit herzustellen, mißlangen. Ihnen, die der alten Kirche treu blieben, stand eine religiös-politische Opposition mit wachsender Entschiedenheit und Kraft gegenüber. Für Ferdinand war dies fast noch bedenklicher als für Karl, da auch in seinen Landen die antikirchliche Bewegung weite Verbreitung gefunden hatte, die religiöse Wandlung sich mit der ständisch-territorialen Opposition gegen seine centralistischen Bestrebungen zusammen zu schließen suchte und dabei in dem benachbarten und unter ähnlichen Verhältnissen sich entwickelnden evangelischen Deutschland eine Stütze suchte und fand. Gerade der Schmalkaldische Krieg, in dem Karl V. schließlich die Opposition im Reiche mit Waffengewalt niederwarf, hatte dies gezeigt. Kursachsen bildete den Rückhalt für die gegen Ferdinand frondierenden böhmischen Stände, und die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der Kaiser auch nach seinem völligen Siege bei den deutschen Parteien fand, als er durch provisorische Maßregeln die religiöse Spaltung bis zu ihrer völligen Aufhebung zu beseitigen suchte („Interim"), bewiesen, wie weit man sich vom Ziele befand. Man begreift es daher sehr wohl, wenn die Habsburger gegenüber diesem zerfallenden, in seinen zahlreichen Gliedern durch politische, religiöse und dynastische Interessen verschiedenen Richtungen zudrängenden Conglomerate, das sich deutsches Reich nannte, ihre Erblande um so fester zusammen zu fassen und von jenem nach Möglichkeit zu scheiden suchten. Daher die Sonderstellung, die Karl V. für seinen burgundischen Kreis durchsetzte, und die Erklärung König Ferdinands I. vom Jahre 1548 über die Freiheit des Königreiches Böhmen, mit denen er freilich weit mehr für dasselbe in Anspruch nahm, als demselben zukam. Denn wenn der König auch mit einem gewissen Rechte die Heranziehung Böhmens zu den Reichssteuern ablehnte, so waren die Gründe, die er dafür vorbrachte, doch nichts weniger als stichhaltig. Er durfte sich darauf berufen, daß Böhmen keinen Matrikularbeitrag zur Erhaltung des Kammergerichtes u. s. w. zu leisten habe, da diese Institutionen das Königreich Böhmen nicht berührten, und billig auch nicht zu den Auflagen gegen die Türken herangezogen werde, da es für diese große gemeinsame Sache ohnehin als Glied der habsburgischen Monarchie schwere Opfer brachte, un-

gleich mehr, als ihm je als Reichsstand zugemutet werden konnten. Aber die Behauptung, daß Böhmen zu früheren „Anschlägen" nicht herbeigezogen worden sei und sie geleistet habe, daß der König von Böhmen nie zu einem Reichstage „beschrieben wurde und dort Sitz und Stimme hatte", steht derart mit (den oben berührten) offenkundigen Thatsachen in Widerspruch, daß sie keiner weiteren Widerlegung bedürfen. Die (nachgewiesene) ungenügende Kenntnis der deutsch-böhmischen Rechtsverhältnisse am Hofe des Königs mögen neben dem lebhaften Begehren, das nun als unzweifelhaftes habsburgisches Erbkönigreich auch von den böhmischen Ständen selbst anerkannte Böhmen (erst 1547) in dem Strudel der deutschen Wirren möglichst zu isolieren, Ferdinands Erklärung begreiflich erscheinen lassen. Im Jahre 1708 wußte man dafür bei Hofe sehr gut, wie es mit den Rechtsverhältnissen Böhmens zum Reiche stehe, und Kaiser Joseph I. nahm kraft seines „habenden und undisputierlichen Rechts und Befugnisses" den ihm „als König und Kurfürsten gebührenden Sitz und Stimme im kurfürstlichen Kollegio .. bei allen Ordinar- und Extraordinarzusammenkünften, es sei auf Reichs-, Deputations-, Kollegial- oder anderen Tagen hinfüro wiederum" in Anspruch, wofür er „aber auch zu allen Reichs- und Kreis-Prästationibus und Oneribus publicis, auch anderen Anlagen, für nun wenigstens einen kurfürstlichen Anschlag und 300 Kammergulden zum Kammergericht (seinen privilegiis fori)" übernimmt und „in allen Anlagen" bezahlen lassen wird. Ausdrücklich hebt die österreichische Regierung hervor, daß es sich um eine Refrequentation dieser Sitzungen ꝛc. handelt, während die Kurfürsten von einer Readmission sprachen. Da die Könige von Böhmen zugleich seit Ferdinand I. stets deutsche Kaiser waren und die Reichshülfen für die Kaiser stets als Ergänzung der materiellen Mittel aufgefaßt wurden, die der Kaiser aus den eigenen Erblanden und darunter stetig und in hervorragendem Maße aus Böhmen aufbrachte, so hatte man bisher von dem Anschlage auf Böhmen abgesehen oder war derselbe eben nur rechnungmäßig veranschlagt; seine Leistungen gingen stets direkt an den Kaiser. Nun 1708 lebte die alte Pflicht auf den Wunsch der Reichsstände und mit Zustimmung des Kaisers wieder auf. Dafür übernahm das Reich auch wieder im besonderen die

Obliegenheit, „Ihrer kaiserlichen Majestät Krone und Königreich Böhmen samt allen demselben inkorporierten Landen in des Reiches Schutz, Schirm und Protektion zu nehmen und selbige wie andere Reichslande bei sich ereignenden unverhofften Notfällen wider alle in- und auswärtigen unbilligen Gewalten inhalts der Exekutionsordnung und anderer heilsamer Reichssatzungen kräftigst zu schützen." Daß auch hier nur geschah, was alle deutschen Territorialherren zu thun pflegten: sich an das Reich halten, wenn es Vorteil brachte, sich um selbes nicht zu kümmern, wenn es besser schien, für sich auf eigenem Wege sein Interesse zu verfolgen, liegt auf der Hand. So hatte natürlich der Erbherr der österreichischen Monarchie die großen Rechte, die der westfälische Friede den deutschen Reichsgliedern zuwies, ebenso für die südöstlichen Herzogtümer und Besitzungen wie für seine Reichslehen Böhmen und Mähren vollauf in Anspruch genommen. Uebrigens kamen Aenderungen des 1709 neu stabilisierten Verhältnisses bis zur Auflösung des Reiches nicht mehr vor und unterschied sich die Stellung Böhmens zum deutschen Reiche, abgesehen davon, daß es sich in den Händen des Kaisers befand, der es sich durch Selbstbelehnung erteilte, in gar keiner Weise von der jedes anderen Kurfürstentums zum Gesamtreiche. Nachdem Böhmen 1806 bis 1815 Provinz des Kaisertums Oesterreich gewesen, kehrte es nach Abschluß der deutschen Bundesakte zugleich mit den übrigen einstmals zu Deutschland gehörigen Erblanden und Besitzungen des Kaisers von Oesterreich nochmals in die Gemeinschaft mit den übrigen einstigen Gebieten des deutschen Kaiserreiches zurück (der deutsche Bund), bis das Kriegsjahr 1866 den Austritt Oesterreichs aus jeder Verbindung mit den bisherigen deutschen Bundesstaaten zur Folge hatte.

Zweimal bereits hatten Habsburger die böhmische Krone getragen (1306—1307, 1438—1457) und bereits 1307 war das Haus Oesterreich in legitimer Form von den Großen des Königreichs als erbberechtigt anerkannt worden, als endlich 1526 durch König Ferdinand I. die bleibende Erwerbung Böhmens für das Haus Oesterreich erfolgte. Ferdinand hatte auf Grund der alten Verträge und namentlich zufolge der Anrechte seiner Gemahlin Anna, der Schwester des letzten Königs und alleinigen überlebenden Erbin des in Ungarn und Böhmen regierenden

Zweiges der Jagellonen, die böhmische Krone in Anspruch genommen. Sein Bruder, der Kaiser, und sehr gewichtige andere Faktoren hatten seine Bewerbung unterstützt. Thatsächlich war es 1526 Ferdinand nur möglich geworden, auf Grund der freien Wahl der böhmischen (nicht auch der mährischen, lausitzischen und schlesischen Stände, welche die Erzherzogin Anna sofort als ihre Erbherrin und Ferdinand als rechtmäßigen Herrn und Vormund der Königin annahmen) Stände gegen mancherlei Zusagen an sie König zu werden. Es ist daher schon an und für sich nicht richtig, was von tschechisch-nationaler Seite immer wieder hervorgehoben wird, daß diese Vorgänge bei der Wahl König Ferdinands I., seine Abmachungen mit den böhmischen Ständen, *rechtlich* die Bedeutung eines bilateralen Vertrages besaßen, „dessen Bedingungen sowohl bei Gelegenheit der freien Wahl eines Königs als auch bei der Anerkennung eines jeden legitimen Thronfolgers erneuert", gegebenenfalls auch verändert wurden. Auch die Zusicherungen König Ferdinands, die in den drei Majestätsbriefen enthalten sind, geben sich als rein persönliche Verschreibungen des Königs und haben auch zum Teile, wie z. B. die Verteidigung Böhmens gegen Johann Zápolya von Ungarn, nur Sinn und Bedeutung für die momentanen Verhältnisse. Noch wichtiger aber ist, daß die ganze Basis jener Abmachungen von 1526 später verrückt wurde, daß König Ferdinand 1545 resp. 1547 die Anerkennung des Erbrechtes seiner Gemahlin auf die böhmische Königskrone durchsetzte, eines Anrechtes, das dann auf seine legitimen Söhne und Töchter und deren Nachkommen unbeschränkt überging, ohne daß dabei von einer Erneuerung auch nur der drei Majestätsbriefe vom Dezember 1526 die Rede war und die Rede sein konnte. Ferdinand, der übrigens bereits auf seinem Krönungslandtage (Februar bis März 1527) den Beschluß durchgesetzt hatte, daß er, falls ihm ein erwachsener Sohn zur Seite sei, diesen dem Königreiche zum Nachfolger geben und von den Ständen (ohne Wahl) krönen lassen könne, und auch sonst nichts unterlassen hatte, um das Erbrecht seiner Gemahlin, das noch am 11. Januar 1510 feierlich anerkannt worden war, zu betonen, erreichte denn auch, daß sein Sohn Maximilian (II.) ohne Wahl einfach zum König von Böhmen gekrönt wurde, und ein Gleiches war auch, ohne

daß es zu einer Wahl oder auch nur zu Krönungsartikeln als Bedingung der Erhebung kam, in der Folgezeit der Fall. Die irreguläre Art, wie Mathias König wurde und noch mehr die Wahl des Pfälzers (1612, 1619) vermochten um so weniger ein Präjudiz für das Gegenteil zu schaffen, als schon 1617 Ferdinand II. wieder ohne Wahl zum König angenommen und gekrönt wurde und der revolutionären Erhebung des Winterkönigs die lange Reihe der bedingungslosen Regierungsantritte kraft ererbten und unangefochtenen Rechtes bis heutzutage nachfolgte. Thatsächlich hat Böhmen nicht einmal eine Urkunde von der unanfechtbaren Giltigkeit und relativen Bedeutung, wie sie seiner Zeit etwa Steiermark von den Babenbergern oder Tirol von den Habsburgern erwarb, und duldet sein Recht absolut keinen Vergleich mit jenen feierlichen Zusagen und Verschreibungen, wie sie die ungarischen Stände seit 1608 zu erreichen wußten. Als daher 1720 Kaiser Karl VI. von den böhmischen Ständen die Gutheißung der „pragmatischen Sanktion", der Regelung der weiblichen Erbfolge im Hause Habsburg nach dem Rechte der Primogenitur, wie dies schon früher implicite ausgesprochen worden war, verlangte, da fanden die böhmischen Stände dieses Begehren des Kaisers als durchaus im Einklange mit ihres Königreiches Recht und der bisher darin beobachteten Uebung; sie erkannten sich so wenig ein Anrecht zu, auch nur an die weibliche Erbfolge der Habsburger und ihrer legitimen Erben in ihrem Lande eine Bedingung zu knüpfen, daß sie vielmehr erklärten, ihre Zustimmung zu diesem Gesetze sei überhaupt nicht erforderlich und sie müßten es als puren Ausfluß kaiserlicher Gnade betrachten, wenn man sie dabei erst befrage. Es muß also durchaus geleugnet werden, daß eine auch nach heutigen Anschauungen legitime Vertretung des Landes Böhmen irgendwie ein Recht habe, bei einem etwaigen Thronwechsel in Oesterreich die Annahme des Erben als König an etwaige Bedingungen zu knüpfen, und es stände mit den Rechten und Geschicken des Landes sehr schlimm, wenn der Kaiser von Oesterreich seinem Erblande Böhmen gegenüber keine anderen Verpflichtungen erkennen würde, als jene seinem Ahnherrn König Ferdinand I. mit Unrecht abgenötigten, dann aber von den Ständen selbst in der Hauptsache 1547 aufgegebenen und

1627, 1710, 1722 ff. feierlich derogierten Zusagen dieses seines Ahnherrn.

Die Verbindung, in welche Böhmen zufolge der Erhebung der Habsburger auf den böhmischen Königsthron mit den übrigen habsburgischen Erblanden kam, entsprach durchaus nicht so sehr den besonderen Abmachungen der Stände mit dem neuen Herrscher, die ja ebenfalls gepflogen wurden, als vielmehr dem Zuge der Zeit. Einstmals war bei der Vereinigung bisher selbstständiger Gebiete der Herrscher und seine persönliche Regierung — eine andere gab es ja nicht — allein das zusammenfassende Moment und gemeinsame Bindemittel der Länder gewesen: auch Oesterreich und Steier (1192) wie Mähren und Böhmen (1222 ff.) waren wesentlich nur in der Form der Personalunion verbunden. Aber das XV. Jahrhundert, in dem der moderne Staat sich zu bilden begann, hatte mit einer Fülle neuer Aufgaben auch neue Rechte in die Person des Fürsten gelegt, denen er nur mittelst eines komplizierten Verwaltungsapparates gerecht zu werden vermochte. Schon Kaiser Maximilian I. hatte für die Verteidigung und Rechtspflege, für die politische und finanzielle Administration Organe geschaffen, deren Thätigkeit sich auf seinen gesamten Hausbesitz (vorübergehend hatte er dabei das ganze deutsche Reich im Auge, und nur notgedrungen gab er diesen Plan auf) erstreckte, und Ferdinand I. soeben auf dem Innsbrucker Generallandtag der österreichischen Erblande 1525—1526 deren angemessene Wiedereinrichtung mit den Ständen — und zwar mit deren Wunsch und Zustimmung — zugesagt. Mit der Erwerbung der Krone von Ungarn und Böhmen wurden diese Pläne nicht aufgegeben, sondern vielmehr erweitert.

Neben den Rechtssphären der Landtage von Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitzen und der deutsch-österreichischen Herzogtümer existierte in allen diesen Gebieten von vornherein eine solche des Königs, Erzherzogs, Herzogs, Markgrafen oder gefürst. Grafen von nicht geringem Umfange, die der gemeinsame Landesherr in allen seinen Gebieten gleichmäßig zu handhaben entschlossen und berechtigt war: das ganze große Gebiet der auswärtigen Politik, die Verwaltung und Nutzung des königlichen Kammergutes, die Besetzung des Hofes, alle Gnadensachen u. s. w. gehörten dazu. Aber König Ferdinand

ging viel weiter: sowie er die 1526—1527 erworbenen Länder lediglich als einen Zuwachs zu seinen deutschen Gebieten, zu Altösterreich sozusagen, ansah und nie ein Hehl daraus machte, daraus ein Ganzes zu formen und es womöglich centralistisch zu regieren, so war er alsbald entschlossen, die für die deutschen Erblande bestimmten gemeinsamen Einrichtungen jetzt zu seinen ganzen Besitz umfassenden und auch die innere Einheit mächtig fördernden Institutionen auszugestalten.

Man darf sagen, daß der Monarch keinen Tag damit gezögert hat. Der „Geheime Rat", wenn auch ohne bestimmte administrative Funktionen, aber als Beirat des Monarchen in dessen „geheimen und geheimsten" Sachen errichtet, wurde eine Centralstelle von wachsender Bedeutung, deren Einfluß sich ebenso auf die böhmischen wie auf die anderen Gebiete des Kaisers erstreckte, deren Besetzung aber jedem Einfluß der Länder entrückt war. Ebenso wurde der „stete Kriegsrat" (Hofkriegsrat) für ganz Oesterreich errichtet und die Prager Kammer (böhmische Finanzbehörde) der Wiener Hofkammer unterstellt und ihr befohlen, auf diese „jederzeit ihr Aufsehen zu haben" und sich nach ihr zu richten. Die Hofkammer wurde damit zu einem Finanzministerium für den ganzen Umfang der österreichischen Länder. Aber auch die Justiz- und politische Verwaltung sollte centralistisch sein. Schon am 14. Dezember 1526, also am Tage nach Ausstellung der böhmischen Majestätsbriefe, erklärte Ferdinand in einem Erlasse an seine Innsbrucker Regierung, er beabsichtige an seinem Hofe „einen stattlichen Hofrat aufzurichten", der, wie die Instruktion dafür aufweist, die oberste Verwaltung und Justizpflege aller österreichischen (Ferdinandinischen) Länder führen sollte. Für die Expedition wurde ihm eine Hofkanzlei beigegeben, die zugleich dem geheimen Rate und dem Monarchen selbst zur Verfügung blieb. Da sich hier Schwierigkeiten zeigten, indem sowohl die Ungarn wie die Böhmen die Anerkennung ihrer Landesregierungen als oberste Verwaltungsstellen durchsetzten, so half sich der König in anderer Weise. Der Hofrat verlor seine ursprüngliche Bedeutung und blieb nur Centralorgan für die deutsch-österreichischen und deutschen Angelegenheiten (später als Reichshofrat organisiert), dagegen zog Ferdinand die wichtigsten Befugnisse desselben hinsichtlich

Ungarns und Böhmens an sich und handhabte sie durch den Geheimen Rat und die Hofkanzlei, so daß seine Absicht im wesentlichen doch auch hier erreicht ward, wenn auch die formelle Selbständigkeit der ungarischen und böhmischen Landesstelle neben den Centralbehörden erhalten blieb. Es hing nun naturgemäß von dem Machtverhältnisse zwischen Krone und Ständeschaft ab, ob diese Selbständigkeit in politischen und Justizsachen weitere Bedeutung gewinnen konnte oder nicht. Auch war schon unter Ferdinand I. das Streben ersichtlich, sie zu Gunsten der Centralregierung zu beseitigen, sobald der Herrscher sich dazu die Kraft zutraute. Endlich sahen schon die Ferdinandischen Zeiten die ersten Versuche zur Schaffung eines allgemeinen österreichischen Reichstages, sowie denn 1541 und 1542 Vertreter aller Kronländer zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten in Prag versammelt waren; es gelang aber nicht, sie zu verfassungsmäßigen Institutionen für das Gesamtreich zu erheben. Dafür begann sich in jenen Jahrzehnten ein gesamtösterreichischer Adel, ein gesamtösterreichisches Beamtentum zu bilden, beide wesentliche Elemente der Gleichstellung der Länder der Monarchie untereinander und ihrer Einheitlichkeit nach außen hin, es stellten sich staatswirtschaftliche Wechselbeziehungen ein; wie die Hofkanzlei die Bauern aller Gebiete gegen die Gutsherrn zu schützen suchte, so nahm man Bedacht auf die Gleichheit der Münze (1562), was frühzeitig von den mährischen Ständen selbst angeregt wurde, u. s. w. Es darf auch der wachsenden Macht des Königs und seiner Organe seit 1547, der Demütigung der Stände und der Aufhebung der Kreisversammlung in Böhmen nicht vergessen werden; der König gewann durch die Städte jetzt einen Einfluß auf den Landtag, wie er ihn kaum in den österreichischen Herzogtümern besaß. Nach alledem darf man sagen: schon seit den Tagen König Ferdinand I., also seit mehr als vierthalbhundert Jahren, bewegt sich Böhmen in wesentlichen Momenten seines staatlichen Lebens mit den übrigen österreichischen Erblanden und vor allem den deutschen Gebieten der Habsburger in gleicher Richtung.

Es kamen aber Zeiten, in denen der centralisierende Einfluß der Herrscher nicht bloß größer, sondern nahezu allmächtig ward und auch die Verbindung Böhmens mit den andern öster-

reichischen Provinzen ungleich inniger sich gestaltete, Zustände und Verhältnisse, die zudem in klaren und unbedingt rechtsgiltigen gesetzgeberischen Akten ihren Ausdruck fanden.

Wir kennen heute ziemlich genau, aus welchen Quellen die Bewegung geflossen ist, die 1618 zum Aufstande gegen Kaiser Mathias, zum Kampfe zwischen Krone und Land, zur Katastrophe auf dem Weißen Berge (8. November 1620) geführt hat. Wir wissen, welches Unheil mit der Reaktion über das unglückliche Böhmen kam, und verkennen nicht, inwieweit neben Racheverlangen, Unduldsamkeit und Leidenschaft auch gewichtige politische Momente zu den Maßnahmen der Sieger und Gebietenden geführt haben. Die Gesellschaft, deren Treiben hierzulande am 8. November 1620 ihr Ende fand, verdient unser Mitleid nicht. Sie stritt nicht für die Rechte des Volkes, sondern für engherzige ständische Interessen; sie hatte die 1609 ff. erworbenen großen Rechte und Freiheiten gebrandmarkt durch Akte politischen, religiösen und nationalen Fanatismus — man denke nur an die famosen Beschlüsse des Jahres 1615, die jeder Wahrheit und Billigkeit Hohn sprachen —, sie hatte zur Unduldsamkeit und Herrschsucht nach unten den Hochverrat dem angestammten Herrscherhause gegenüber hinzugefügt und mit alledem so völlig auch im Lande selbst abgewirtschaftet, daß die einstündige Schlacht auf dem Weißen Berge das ganze Gebäude ihrer Herrlichkeit über den Haufen warf.

Mit der „vernewerten Landesordnung" vom 10. Mai 1627 wurde der geistliche Stand, zugleich wieder als erste Kurie, in den Landtag eingeführt, wurden dessen wesentliche Kompetenzen vernichtet und trat an ihre Stelle das Recht der Krone und die Rücksicht auf die übrigen Erblande. Der Kaiser nahm nun das Recht der Gesetzgebung ganz an sich und erst 1640 wurde von König Ferdinand III. den Ständen die legislatorische Initiative, aber sehr beschränkt und in geradezu demütigender Form, wieder eingeräumt. Der Kaiser (Ferdinand II.) behielt sich vor, sowohl das private Recht im Lande, das von mehreren Nationen und Zungen bewohnt wird, nach Bedürfnis zu korrigieren, als auch namentlich „solche unsere Landesordnung zu mehren, zu ändern und zu bessern" und „was in ihr etwa nicht begriffen sei, per constitutiones regias zu entscheiden". Bei der Erhebung der

Steuern versprach Ferdinand zwar ein Einvernehmen mit den Ständen zu pflegen: aber daß damit kein eigentliches Steuerbewilligungsrecht gemeint war, erhellt nicht bloß aus der nachfolgenden Praxis, die Steuern einfach auf Grund von „gedruckten Mandaten" in Böhmen (wie in den deutschen Erblanden) einzuheben, sondern wurde gelegentlich auch ganz nackt und dürr ausgesprochen (Kaiser Leopold I. an den geistlichen Stand in Böhmen 1695). Nur insoweit, als die getroffenen Ordnungen damit im Einklange ständen, wurden im Jahre 1628 die Privilegien des Königreichs wieder bestätigt. Es ist leicht erkennbar, daß damit in Böhmen für alle Entschließungen der Krone in der nachfolgenden Epoche bis 1860 der feste Rechtsboden geschaffen war.

Ebenso erhellt aber, wie unrecht jene haben, welche behaupten, daß mit der „vernewerten Landesordnung" an der politischen Verfassung Böhmens nichts Wesentliches geändert wurde. Der absolute Wille des Herrschers galt seitdem fast unumschränkt im Lande, da auch die nachfolgende Bestätigung der Privilegien neuerdings die unbedingte Geltung der Landesordnung statuierte. Wichtig war auch, was damals weiter geschah: Die böhmische Statthalterei, die bisher nur zur Zeit der Abwesenheit des Königs funktionierte, wurde nun ständige Behörde. Die böhmische Kanzlei kam nach Wien und wurde der eben neu eingerichteten österreichischen Hofkanzlei eingeordnet. Das Ernennungsrecht der Krone bei Besetzung der Landesämter wurde nun strikte gehandhabt, der Amtseid geändert, so daß die Beamten nicht mehr dem König, den Ständen und Prager Städten, sowie dem ganzen Königreiche schwuren, sondern dem Könige und seinen Erben, künftigen Königen von Böhmen; sie hießen auch nicht mehr oberste Landesoffiziere des Königreiches Böhmen, sondern königl. oberste Landesoffiziere im Königreiche Böhmen. Auch in der Stellung und Autonomie der königl. Städte und namentlich der Abhängigkeit der Kreishauptleute kam die neue Ordnung der Dinge zur Geltung.

Es lag überhaupt nur an äußeren Umständen, daß die Krone nicht gleich nach 1620 die Fülle der Rechte, die sie an sich genommen, auch durch eigene Organe handhabte und vorerst sich noch des alten Verwaltungsapparates bediente, wenn auch die

Autorität, auf Grund deren er funktionierte, eine thatsächlich ganz andere geworden war. Immerhin gewannen allmählich diese Organe, zumal die Kaiser den Adel stets mit höchster Schonung behandelten, wieder Einfluß und der Landtag eine Reihe von Geschäften, namentlich aus seinen außerordentlichen Bewilligungen für die Wehrkraft der Monarchie, zurück. Erst als sich in Tagen schwerer Heimsuchung für das Herrscherhaus das Alte durchaus nicht mehr bewährte, kam es zu Neuerungen, zu den aus dringendem Bedürfnisse erwachsenden Reformen der theresianischen und josephinischen Epoche (1740—1790).

An der vollen Legalität der kaiserlichen Verfügungen, auch für Böhmen kann schon nach dem, was über die „vernewerte Landesordnung" gesagt wurde, nicht gezweifelt werden. Sowie schon 1547 König Ferdinand den böhmischen Ständen offen erklärt hatte, die Bestellung der Landesämter sei seine Sache, „und gebühre also den Ständen darin nichts zu ordnen", so galten seit 1618 die Rechte des Landes als verwirkt und nur soweit in Gültigkeit, als sie der Kaiser auf Grund der unbeschränkten Gewalt, die er sich in dieser Hinsicht in der Landesordnung ausdrücklich vorbehielt, gelten zu lassen für gut fand. Auf dieser Grundlage stand die Verfassungskommission, die Kaiser Joseph I. 1709 ins Leben rief, um die Erinnerung an die böse Rebellion völlig vergessen zu machen, und ruhten die Forderungen dieser Kommission, die zudem nur in nebensächlichen Dingen eine Bedeutung erlangten. Unter Maria Theresia erfolgte somit nur, was schon unter Ferdinand II. zu Recht hätte geschehen können: Die Monarchin entschloß sich, ihre Befugnisse in den Erblanden nicht länger mittelst der althergebrachten ständischen Organe, sondern durch landesherrliche Beamte besorgen zu lassen, und hinsichtlich der Ausgestaltung der Verwaltung endlich zu vollführen, was schon Ferdinand I. angestrebt hatte und nun einem dringenden Bedürfnisse des Gesamtreiches und der Machtstellung nicht nur, sondern der ganzen Zukunft ihres Hauses entsprach. Böhmen wurde (1749—1787) gleich den übrigen deutsch-österreichischen Kronländern, auch Mähren und Schlesien, der Bukowina und Galizien, einfach als österreichisches Verwaltungsgebiet eingerichtet mit der entsprechenden Reihe von Provinzialbehörden, während die Leitung des Gesamtstaates den

Centralbehörden am Sitze des Monarchen in Wien zugewiesen blieb. Die Befugnisse der Landtage wurden erst, soweit sie zu Recht bestanden oder usurpiert waren, allmählich beseitigt und endlich von Kaiser Joseph II. in seinen letzten Jahren (nach Durchführung des neuen Besteuerungsmodus) die Axt an das ganze Institut gelegt.

Er wollte die Stände hinfort nur berufen, wenn ein Bedürfnis dazu vorhanden sei. Daß aber der Kaiser nicht leicht die Stände zu etwas nütze hielt, ist bekannt.

Auch Kaiser Leopold II. erklärte alle Reformen für unantastbar, die vor 1763 (in diesem Jahre war das Wesentliche der theresianischen Einrichtungen bereits da) eingeführt wären. Die Rechte, die dieser Kaiser den Landtagen zuerkannte, wurden ihnen von dem nachfolgenden Monarchen allmählich wieder entzogen. Die Landtage sahen sich weder bei Steuerbewilligung noch bei den wichtigsten gesetzgeberischen Akten gefragt; sie waren überhaupt, wie einmal der Oberstburggraf Graf Wallis den böhmischen Ständen sagte (9. September 1805) nur da, um die Anordnungen der Regierung „zur Wissenschaft zu nehmen" und auch den leisesten Wünschen des Kaisers zuvorzukommen. So blieb es bis zur konstitutionellen Aera unter Kaiser Franz Joseph.

Kann nun, wie unbedingt anerkannt wird, als historisches Recht eines Landes nicht etwa ein Rechtszustand bezeichnet werden, der irgend einmal in der Vergangenheit dort bestand oder der etwa für die Gegenwart und Zukunft dort wünschenswert wäre, sondern nur jenes Recht, das in ungestörter Continuität von der Vergangenheit noch in die Gegenwart hineinreicht und von dem Bewußtsein seiner Beteiligten getragen ist, so ist heute das böhmische historische Staatsrecht bis 1860 gleich Null und konnten die Tschechen 1840—1860 von einem wirklichen historischen Recht nichts wissen, sowie ihnen ein solches mit meritorischem Inhalt heute notwendig nicht bekannt ist. Was es wirklich enthält, ist auch heute noch, so sorgsam man nach allem forschen mag, nichts, als der Landtag von 1847 mit dem Rechte, zu den Propositionen der Regierung „ja" zu sagen, in der That, wie einer der Führer der Jungtschechen sich drastisch

ausdrückte, nicht eine Pfeife Tabak wert. Es steht in absolut keinem Vergleich mit den Rechten, welche die Dezember-Verfassung nicht etwa bloß dem allgemeinen österreichischen Reichsrate, sondern auch dem böhmischen Landtage zuwies. Freilich wollen die Tschechenführer heute das echte historische Staatsrecht selbst nicht, und sie haben es niemals gewollt, soweit sie wußten, wie es mit ihm steht. Die Forderung nach dem historischen Staatsrecht ist nur Agitationsmittel; der Hinweis auf Ungarn, wo aber die Verhältnisse grundverschieden sind, da dort thatsächlich ein reichgegliedertes und umfangliches historisches Recht die Grundlage für den staatlichen Neubau seit 1867 bilden konnte, dient dazu, ihm Inhalt zu verleihen und die nationale Begehrlichkeit anzustacheln.

Dabei wird aber frivolerweise die Fackel der Zwietracht in die Bevölkerungen geschleudert und die deutsche Bevölkerung in ihrer altangestammten Selbständigkeit aufs ärgste bedroht. Doch das kümmert die Herren nicht. Sie rechnen auf die Unkenntnis, den Leichtsinn, die Unbeständigkeit der Regierungen, um allmählich ihre unberechtigten Wünsche dennoch durchzusetzen, und die Erfolge seit 1879 können sie dabei wahrlich nur ermutigen.

Aber auch die Gesamtmonarchie, in der es ohnehin an Streitfragen von Haus aus nicht fehlt, wird aufs ärgste in Mitleidenschaft gezogen: Die Tschechen verweigern dem Ganzen gleichgiltig, was sie für unantastbares heiliges Recht des Teiles erklären, sie leugnen kühn die deutsche Staatssprache, die in gewissem Maße seit König Ferdinand I., unbedingt und unbeschränkt aber zum mindesten seit Maria Theresia auch in Tschechisch-Böhmen bestand, und nehmen für das Tschechische in ganz Böhmen eine Geltung in Anspruch, von der die Deutschen seit nahezu 700 Jahren, so lange sie in geschlossener Menge in Böhmen ihre Heimat haben, nichts wissen.

Es scheint, als ob gegenwärtig eine bessere Einsicht, als noch vor kurzem, auch die Centralverwaltung beherrscht. Aber möge sie sich stellen wie immer: Die Deutschen Böhmens können und werden die staatsrechtlichen Fiktionen der Tschechen niemals gelten lassen. So groß auch ihr Friedensbedürfnis ist, so sicher

sie anderseits wissen, daß schon zufolge der geographischen und materiellen Verhältnisse der Wettstreit im Lande nie ganz aufhören kann, die Beilegung der politischen Kämpfe in Böhmen auf dem Wege zum „Staatsrecht" und Föderalismus zu suchen, erscheint für immer völlig aussichtslos und wird von ihnen als ein Angriff auf ihre Rechte, ja ihre nationale Existenz jederzeit auf das entschiedenste bekämpft werden.

Das deutsche Volkstum in Böhmen.

Von

Prof. Dr. Adolf Hauffen.*)

Die $2^1/_5$ Millionen Bewohner des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Böhmen stellen nicht einen einzigen, in sich gleichartigen, von den übrigen deutschen Stämmen abweichenden Volkstypus dar, so daß nicht etwa von einem besonderen deutsch-böhmischen Volksstamm mit einer eigenen deutsch-böhmischen Mundart die Rede sein kann, sondern wir finden hier eine Reihe von tieferen Unterschieden in mehrfacher Hinsicht, die uns nötigen, das deutsche Volkstum in Böhmen nach seinen verschiedenen Elementen zu gliedern und die einzelnen ethnographischen Gruppen (samt deren Beziehungen zu deutschen Stämmen außerhalb Böhmens) gesondert zu charakterisieren.

Diese Unterschiede sind nicht allein durch die verschiedenartigen Lebensverhältnisse bedingt. Es ist ja allerdings begreiflich, daß der behäbige Hopfenbauer des gesegneten Saazer Gaues, der mit tüchtiger Schaffens- und Lebensfreude seinen unerschöpflich fruchtbaren Boden bebaut, einen anderen Volkstypus darstellen wird, als der abgehärtete, genügsame Häusler im Adlergebirge, der in rauhem Klima auf kargem Grunde trotz der fleißigsten häuslichen Weberarbeit, trotz der größten Sparsamkeit zeitlebens aus Hunger, Not und Sorge nicht herauskommt. Begreiflich auch, daß die künischen Freibauern des nördlichen Böhmerwaldes, die seit Jahrhunderten wie stolze

*) Diesen Versuch, ein Bild von der Eigenart des deutschen Volkstums in Böhmen zu geben, habe ich nur auf den besonderen Wunsch des Herrn Herausgebers jetzt unternommen. Es ist nur eine vorläufige Skizze, denn eine tiefer eindringende Charakteristik werde ich erst nach Jahren entwerfen können, bis ich die große Masse der von mir gesammelten deutsch-böhmischen Volksüberlieferungen (vgl. darüber meine sechs Berichte in den „Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen Nr. III., V., VII—IX., XI.) verarbeitet haben werde. Die Litteratur über den hier behandelten Gegenstand findet man in meiner „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde" 1896 und in meinen jährlichen Bibliographien in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde".

Adelsgeschlechter auf altererbten stattlichen Gütern sitzen, andere Lebensanschauungen und Sitten sich bewahren werden, als die freizügigen, heimatlosen, in täglichem Fluß befindlichen Arbeiterscharen der nordböhmischen Industrie- und Bergbaubezirke. Doch die Verschiedenheiten der einzelnen ethnographischen Gruppen des Deutschtums in Böhmen erscheinen in noch höherem Grade durch die verschiedene Herkunft und Stammeszugehörigkeit verursacht. Dies soll nachstehend in einer kurzen Uebersicht gezeigt werden.

Das heutige deutsche Sprachgebiet in Böhmen, das fast das ganze Land in einem bald schmäleren, bald breiteren Streifen umspannt, ist seinem Kern nach im XII. und XIII. Jahrhundert von Deutschen aus grüner Wurzel besiedelt worden. Es hat durch die Hussitenstürme namentlich in Ostböhmen Einbuße erlitten, ist aber durch die (nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges wieder notwendig gewordenen) großen Kolonisationen im XVII. und auch noch im XVIII. Jahrhunderte (namentlich im Westen und Norden) wieder bedeutend vergrößert worden. Das besonders seit dem Jahre 1848 sehr erfolgreiche Vorgehen der tschechisch-nationalen Bewegung hat zwar dem Deutschtum im Lande erheblichen Schaden zugefügt, doch die Sprachgrenze nur wenig zu Ungunsten der Deutschen verschoben.

Das heutige deutsche Sprachgebiet, das also im wesentlichen dieselbe Ausdehnung hat, wie im XVIII. Jahrhundert, umfaßt ungefähr 354 Quadratmeilen, also nahezu 38% der Gesamtfläche Böhmens, was der Verhältniszahl der deutschen Bevölkerung 37,199% (nach der Zählung von 1890 stehen in Böhmen 2 159 011 Deutsche 3 644 188 Tschechen gegenüber) gut entspricht. Dieses Gebiet muß als ein völlig geschlossenes bezeichnet werden, denn von 7063 Ortsgemeinden Böhmens sind nur 88 gemischtsprachig. Stärkere tschechische Minoritäten finden sich nur in den Gegenden mit Kohlenbergbau und in Stadt und Umgebung Budweis.

In diesem deutschen Gebiete Böhmens ertönen nun eine große Zahl verschiedener Mundarten, die auf größeren beisammenliegenden Gebieten einander ähnlich, doch im Ganzen von Ort zu Ort sich weiter von einander entfernen, meist in

allmählichem Uebergange, vielfach auch von breiteren Streifen, sozusagen Mundarten-Inseln abweichender Sprechweisen unterbrochen.

Diese verschiedenartigen Mundarten zeigen klar, daß das deutsche Volkstum in Böhmen verschiedenen Stämmen angehört. Freilich ist es nicht leicht möglich, die Herkunft der Deutsch-Böhmen für jedes einzelnes Gebiet genau anzugeben. Die alten geschichtlichen Quellen schweigen zum Teil völlig darüber, zum Teil sind sie noch nicht auf diese Frage hin durchforscht worden, die darum vorläufig nur in den Hauptumrissen beantwortet werden kann.

Wir wissen, daß in älterer Zeit auch aus entfernteren Landschaften des deutschen Mutterlandes Zuwanderer nach Böhmen gekommen sind, aus den Rheinlanden, Schwaben, Hessen und Westfalen, von den durch große Meeresüberflutungen bedrohten niederländischen und flandrischen Gestaden. Missionäre, Mönche, Kaufleute, Bergknappen, Handwerker kamen aus allen Teilen Deutschlands. Doch die große Zuwanderung der Bauern im XII. und XIII. Jahrhunderte, sowie noch später, erfolgte aus der unmittelbaren Nachbarschaft Böhmens, aus Oberösterreich, Baiern, Franken, den thüringisch-meißnischen Ländern und Schlesien. Die älteren Splitter des niederdeutschen und westdeutschen Volkstums sind von der großen Masse dieser nachrückenden Stämme aufgesogen worden.

Aus den heute in Deutsch-Böhmen gesprochenen zahlreichen Mundarten können wir trotz aller Mannigfaltigkeit im Ganzen vier große Gruppen, vier verschiedene Hauptdialekte erkennen, die alle keine besonderen deutsch-böhmischen, sondern Unterabteilungen größerer deutscher Dialektgruppen darstellen. Diese Erscheinung beweist, daß die Deutschen in Böhmen vier verschiedenen deutschen Volksstämmen angehören und zwar jenen Stämmen, die die unserem Lande unmittelbar benachbarten Gebiete Oesterreichs und des deutschen Reiches bewohnen, nämlich den Baiern, Oberpfälzern, Obersachsen und Schlesiern, deren über das Grenzgebirge vorgeschobene „ethnographische Vorposten" sie gleichsam darstellen. Den südwestlichen Teil Böhmens bewohnen demnach die Baiern, das übrige Westböhmen die Oberpfälzer (oder der nordgauische Stamm), im mittleren Nord-

böhmen wohnen die Oberſachſen, in Oſtböhmen und den nach Mähren führenden Sprachinſeln die Schleſier.

Dieſe Anordnung muß ſeit den Forſchungen von Weinhold und Gradl wohl im Großen und Ganzen als Thatſache betrachtet werden. Ueber die Einzelheiten aber, namentlich über die ſehr ſchwierige Feſtſtellung der Grenzen und der Unterabteilungen der einzelnen Mundarten darf man ſich inſolange nur mit allem Vorbehalt äußern, bis nicht die geplanten Einzelerforſchungen der Anſiedelungsgeſchichte und der Mundarten es ermöglichen werden, das ethnographiſche Bild des deutſchen Volkstums in Böhmen in genauer, wiſſenſchaftlich begründeter Ausführung zu zeichnen.*)

Die Gebiete der einzelnen vier Stämme ſind untereinander nicht gleich groß. Von dem geſamten Deutſchböhmen entfallen ungefähr $^2/_6$ auf das nordgauiſche, $^2/_6$ auf das oberſächſiſche, je $^1/_6$ auf das ſchleſiſche und das baieriſche Stück.

* * *

Das Gebiet der Baiern im ſüdlichen Böhmen erſtreckt ſich von der an Oberöſterreich ſtoßenden Landesgrenze bis herauf zur Linie Eiſenſtein-Schüttenhofen. Hierher gehört alſo der größte Teil des Böhmerwaldes, die von Niederöſterreich hereinreichende Sprachhalbinſel von Neubiſtritz und die Umgebung von Budweis, im Ganzen mit über 200 000 Bewohnern. Da-

*) Die vom Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen unter der Leitung H. Lambels in Angriff genommene Durchforſchung der deutſchen Mundarten Böhmens iſt ſoeben mit dem erſten Bande (Schiepek: Der Satzbau der Egerländer Mundart I) glücklich und vielverſprechend eröffnet worden. Erſt nach der Beendigung aller dieſer Arbeiten wird eine genauere Ausführung und Berichtigung der obigen Skizze, ſowie die Zeichnung einer Mundartenkarte Böhmens möglich ſein. Die neueſten allgemein-deutſchen Mundartenkarten (Brockhaus, Konverſationslexikon 5, S. 29; Meyer, Konverſationslexikon 4, S. 838) halten ſich im allgemeinen an die von Gradl angedeuteten Grenzen, bezeichnen aber die Mundarten des mittleren Nordböhmen: das Erzgebirgiſche und das Nordböhmiſche als Übergangsmundarten vom Meißniſchen zum Schleſiſchen. Behaghel (in Pauls Grundriß der germaniſchen Philologie ^{2}I zu S. 790) ſcheidet nur das oberdeutſche vom mitteldeutſchen Gebiet. — In der Hauptſtadt Prag trafen naturgemäß die verſchiedenen deutſchen Stämme Böhmens zuſammen und konnten hier früh die Beſonderheiten ihrer Mundarten aneinander abſchleifen. Die Prager Umgangsſprache zeigt darum ſchon im XV. Jahrhunderte in ihrem Lautſtande eine Vermittelung zwiſchen den Extremen der nieder- und oberdeutſchen Mundarten. Sie eignete ſich darum ganz beſonders zur kaiſerlichen Kanzleiſprache, zu der ſie bekanntlich Karl IV. erhob, und wurde ſo eine wichtige Grundlage zur Entwickelung unſerer neuhochdeutſchen Schriftſprache.

selbst herrscht die sogenannte baierisch-österreichische Mundart, die freilich nicht auf dem ganzen Gebiete gleichartig gesprochen wird. Einzelne Ortschaften, deren Ansiedler aus entfernteren baierisch-österreichischen Gegenden, aus der Steiermark und anderwärts hergekommen sind, zeigen abweichende lautliche Erscheinungen. So ist die Mundart von Wallern besonders altertümlich und eigenartig und würde eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung verdienen. Es sind über die Abstammung der Wallinger ganz abenteuerliche Vermutungen ausgesprochen worden. Die Eigenheiten ihrer Mundart und ihrer Sitten erklären sich aber auch dadurch, daß die Wallinger, die früh, schon zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, zu bürgerlicher Freiheit und Wohlhabenheit gelangt sind, lange jeden vertrauteren Verkehr, sowie Eheschließungen mit den nächsten Nachbarn aus Stolz vermieden haben. In dem Gewirr der verschiedenartigen orts- und thalüblichen Sprechweisen, die die Annahme einer besonderen Böhmerwaldmundart unmöglich machen, sind zwei größere Gruppen deutlich erkennbar: die Mundart des Unterlandes von Hohenfurth und Gratzen angefangen bis gegen Wallern zu, die der Mundart der Ennsherzogtümer nahe steht, und jene des Oberlandes von Wallern bis nach Hartmanitz und Eisenstein, die der Mundart des bairischen Waldes gleicht.

Statt weiterer theoretischer Erörterungen über die Mundarten des Böhmerwaldes seien lieber zwei Proben, die unmittelbar dem Volksmunde entstammen, aus verschiedenen Gebieten angeführt.

Das erste, ein Märchen aus Glöckelberg (in der Nähe von Oberplan, der Heimat Stifters), ist leicht als eine kurze und selbständige Fassung des Märchens vom Machandelboom, das die Brüder Grimm in niederdeutscher Mundart erzählt haben, zu erkennen.

V a n V o a (n) l z o u m k l a u (b) m.*)

(Vom Zusammenklauben der Beiner, d. h. Knochen).

Amol is a Voda gwe(i)n (gewesen) und a Muada. Döi ho(b)m zwoa Kinna ghot, an Buam und a Mensch (Töchterchen). Da Voda is amol nit dahoam und d' Muada hot ausgruacht. Hiatzt hot d' Muada, döi is a Stiaf-

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Johann Micko. — Vgl. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 47 und die Anmerkungen hierzu im 3. Bande, die erweisen, wie weit verbreitet dieses Märchen ist. — Die eingeklammerten Konsonanten klingen nur leise mit. Anlautendes b ist als Tenuis zu sprechen.

muada gwe(i)n, 's Menſch zan Brunn um a Wossa g'ſchickt und in (dem) Buam hots g'ſogt, er ſull van der Düln (Diele) aus da groißn Truchn d' Seihpfoun (Seihpfanne) ohatrogn. Wia da Bua d' Truchn afgmocht hot und hot ahi gſchaut, is d' Stiafmuada gſchwind nochi, hot in (den) Truchnde(i)kl zuaghaut und hot in Buam in Koupf ozwickt. Aft (darnach) hot's 'n varoumt (auf die Seite geſchafft) und hot in Bodan gſoat, da Bua is davo gonga. Donn hot's in Buam zerichni(t)n, hot'n bro(t)n und da Boda hot'n ge(i)ßn und hot ulli Boa(n)l ſauwa ognogn (alle Knochen ſauber abgenagt). S' Menſch hot's owa kennt (gekannt), daß die Boa(n)l van ihrn Bruadrn ſan, hots zſoum klaubt und hots in Freidhouf eigro(b)m. Donn is ulli Tog a kloa(n)s Ve(i)grl am Bam nemam (neben) Haus gſe(i)ßn und hot uwal (allweil) gſunga:

Mei Muada hot mi drſchlogn,
Mei Boda hot mi ognogn (abgenagt),
Mei Schwe(i)ſta hat d' Boa(n)l zſomklaubt
Und hots im Freidhouf eigrobm.

'S Weib is außigonga und hot's Ve(i)grl ſinga gheart, hiazt is daſchre(i)kt, wal's afkema is, daß 's in Buam drſchlogn hot.

Aft is de(i)s Ve(i)grl zan an Vaguldr (Goldſchmied) gflougn, is afs Fe(i)nſtr gſe(i)ßn und hot uwal gſunga:

Mei Muada hot mi zwickt,
Mei Boda hot mi gſchlickt,
Mei Schweſtrl dos kloa(n)
Klaubt zoma die Boa(n),
Trogt's in Freidhouf zua.*)

Aft is dr Vaguldr auſſeke(i)ma und hot gſogt: Ve(i)grl ſings nou mal. 'S Ve(i)grl hot gſunga wia früher. Dan hots Ve(i)grl gſogt: „Woans mir di ollerſche(i)nſten Uhrketn ge(i)bts." Aft ho(b)ms ihm's ge(i)bm. Hiazt is 's Ve(i)grl zan Schuaſtr afs Fe(i)nſtr gflougn und hot wieder gſunga wia früher. Aft han ulli außekema, hots Ve(i)grl gſogt: „Ge(i)bts ma die ollerſche(i)nſten Stiefletten!" Ho(b)m's im's ge(i)bm. Aft is 's Ve(i)grl zan Müllrn afs Fe(i)nſtr gflougn und hot gſunga,, wia früher. Hiazt han wieder ulli außekema und der Müller hot gſoat: „Ve(i)grl ſings nou a mol." Aft hot's Ve(i)grl gſoat: „Woans ma den ollergre(i)ſten Mühlſtoa(n) ge(i)bts. Ho(b)m d' Leut gſogt: Ko(u)nſtn nit datrogn. 'S Ve(i)grl gſoat: „I koun a ſchon datrogn." Aft ho(b)m hundrt Monn in Mühlſtoa(n) brocht. 'S Ve(i)grl hot gſunga wia früher.

Aft hots in Mühlſtoa(n) und die Stiefletten und die Ke(i)tn gnumma und is in ſei(n) Hoamat afs Doch gflougn und wida gſunga wia früher. Aft is d' Schwe(i)ſtr auße kemma, hot recht gwoa(n)t, hot affi gſchaut, wia's Ve(i)grl gſunga hot, aft hot's ihr d' Stiefletten oha gwoarfm. Dan is ſie eini und hot gſoat: „Boda gehts außi, kriagts a wos." Hiazt is ar außi und 's Ve(i)grl hot wieder ſou gſunga wia früher. Hiazt hots eahm die gulden Uhrke(i)tn oha gwoarfm. Aft is a ahi und hot gſoat: „Muada ge(i)h außi, kriagſt a wos." D' Muada is außi und's Ve(i)grl hot wieder ſou gſunga wia früher. Aft hots affi gſchaut, hots Ve(i)grl in gro(i)ßn Mühlſtoa(n) oha gwoarfm, daß d' Muada in dr Eard drin gſte(i)ckt is. Aft hots Ve(i)grl wieder a Bua gwe(i)n und aft ho(b)ms recht glückli zſomm gle(i)bt. „'S Marl (Märchen) is aus, dort rennt a bluaroidi (blutrote) Maus. Schau gſchwind, daß du 's no fiagſt."

*) Von allen den Varianten dieſer Verſe, die die Brüder Grimm a. a. O. anführen, kommt keine dem von Goethe nach dem Volksmunde im Fauſt V. 4412 ff. zitierten Liedchen ſo nahe, wie unſere Faſſung. Vgl. beſonders: „Mein Schweſterlein klein, Hub auf die Bein, An einem kühlen Ort."

Ich schließe einen Bericht des Holzhauers Anton Gschwendtner in Eisenstein von seinen Erlebnissen mit der Drud (dem Alpdrücken) an.*)

O jo, a Drud gibts! Dahoam, wenn i in d' Gsodkomma (Futterkammer) bin schlofa gonga, ist's ole Nocht kuma. Do ist's af mi wi(r) a Taubm so weit afekraxelt, daß i ihran Obm (Atem) hon gspürt und druckt hots mi a so, daß i koan Obm hon kriagt. Jez amol bin i aso an da Seitn gle(g)n, do hear i d' Thür knorren und sie kummt eini af mi. Sie wolt mi hintri druckn, oba zwunga hot's me net; i hob mi sakrasch gwehrt. Und do's net recht gonga is, mi umzkehrn, eza is's nocha gonga. Wie(r) i d' Thür hob schebern hörn, bin i afsprunga, hon an Stecka gnoma und bin ihr nochgrent. Nochegfeuert und nochepulvert hob i grod, wos Plotz gholten hot, und gschimpft und gscholten hob i mer's grod gnue(r), weil i von dem Luada (Luder) in da Nocht koa Rueh(r) hob ghobt. Oba von der Fürt aus (Zeit an) ist's nimma kumma; do hob i's denast vatriebm.

Die Unterschiede der einzelnen Mundarten des Böhmerwaldes werden erklärt durch die Geschichte der Besiedelung. Das Unterland wurde, wenn wir von vereinzelten älteren Kolonien absehen, im großen bevölkert, seit die Cisterzienser von Wilhering in Oberösterreich 1250 das Kloster Hohenfurth (eine Schenkung Woks von Rosenberg) und jene von Heiligenkreuz in Niederösterreich 1263 das Kloster Goldenkron (eine Schenkung Ottokars II.) gründeten und Scharen engerer Landsleute zur Rodung der Wälder mitbrachten. In das Gebiet zwischen Moldau und Maltsch zog ferner das in Südböhmen reich begüterte Geschlecht der Rosenberge Kolonisten aus seinen angrenzenden österreichischen Besitzungen Eibenstein, Sumerau und Kerschbaum.

Das Oberland hingegen wurde vom XI. bis XIII. Jahrhundert von Baiern aus besiedelt, wahrscheinlich auf Veranlassung des benachbarten Geschlechtes der Grafen von Bogen, von denen mehrere Vertreter mit den böhmischen Herrschern verschwägert und verbündet waren.

Auch an dem uralten „Goldenen Steige", auf dem von Passau über Prachatitz hauptsächlich Salz nach Böhmen verfrachtet wurde, setzten sich auf den Gütern des Wyschehrader Kapitels: Wallern, Gans und Prachatitz schon früh deutsche Ansiedler fest. Auf den Vorbergen von Innergefild bis Neuern sitzen die künischen, d. h. königlichen Bauern. Ihre älteste Geschichte ist nicht aufgeklärt, doch muß angenommen werden, daß

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Andreas Löffelmann.

sie wahrscheinlich (nicht wie ihre Nachbarn die größtenteils slavischen Choden bei Taus als Hüter der Grenzen, sondern) zur Urbarmachung der Wildnis angesiedelt wurden und für ihre Verdienste in dieser Aufgabe große Vorrechte erhalten haben. Sie waren dem Könige unmittelbar unterthan, Freisassen, kannten nie einen Frohndienst, hatten ihre eigenen (acht, später neun) Freigerichte, an deren Spitze ein Oberrichter alle gemeinsamen Angelegenheiten leitete. Diese Privilegien, die zuletzt noch von Kaiser Franz II. bestätigt wurden, bestehen heute natürlich nicht mehr, doch sind die meisten künischen Bauern noch jetzt große, wohlhabende Besitzer, die treu an ihren alten Sitten und oft recht prunkhaften Festbräuchen, sowie an ihrem alten Adelsstolze — viele künische Bauernfamilien sind ja thatsächlich adelig — festhalten.

Die deutschen Bürger der um 1265 von Ottokar II. gegründeten Stadt Budweis sorgten auch für die Neuanlage und Neubesiedelung von Dörfern in ihrer Umgebung, die später wiederholt (namentlich im XVI. Jahrhundert) durch starke Zuzüge (zumeist aus baierisch-österreichischen Landschaften) gekräftigt, eine größere deutsche Sprachinsel bilden. Die Stadt erlag auch in der Hussitenzeit nicht dem tschechischen Einfluß, ist aber seit den letzten Jahrzehnten samt den umliegenden Dörfern in ihrem nationalen Bestande schwer gefährdet. Die Sprachhalbinsel von Neubistritz wurde im XIII. und XIV. Jahrhunderte zunächst durch die auf den Herrschaften Neuhaus und Landstein sitzenden Zweige des Witigonenhauses und später auf Veranlassung des deutschen Ritterordens durch österreichische und thüringische Bauern besiedelt.

Das ganze südliche Böhmen hat in den Hussitenstürmen und dem dreißigjährigen Kriege furchtbar gelitten. Die verwüsteten Strecken aber sind im XV. Jahrhundert durch die Rosenberge, im XVII. Jahrhundert durch die Eggenberge mit Baiern, Oesterreichern und Steirern von neuem besiedelt worden. Auch die seit dem Mittelalter nachzuweisende Glasindustrie des Böhmerwaldes hat viele deutsche Arbeiter herangelockt und Orte wie Altenhütten, Birkhütten, Mühlhütten verdanken diesem die Wälder rodenden Fabrikbetriebe ihre Entstehung. Auch heute bildet die mannigfaltige Ausnützung der (zum größten Teil dem

Fürsten Schwarzenberg und anderen Feudalherren gehörigen) Wälder die Hauptnahrungsquelle der Bewohner.

Zwei Böhmerwaldsöhne Adalbert Stifter und Josef Rank haben, der eine die eigenartigen landschaftlichen Reize der Heimat, der andere den Charakter ihrer Bewohner anschaulich geschildert. Beiden strebt ein größerer Kreis von Erzählern und Schilderern, die jetzt in Johann Peters Zeitschrift „Der Böhmerwald" einen Mittelpunkt gefunden haben, nach, so daß die Eigenart dieser abgeschiedenen Welt weit und breit bekannt geworden ist.

Die Böhmerwäldler sind in der Regel von mehr als mittlerer Größe, kräftig, mit scharf gezeichneten Gesichtszügen (Adlernasen sind nicht selten), mit braunem Haar und braunen Augen. Sie haben wie alle Gebirgsbewohner viel ursprüngliches: sie sind gerade, offen und redlich, heiteren Gemüts, wohl auch etwas derb und Fremden gegenüber scheu. Ihr Bildungsgrad ist im allgemeinen geringer, als bei den übrigen Deutsch-Böhmen. Das Raufen, Schmuggeln und Wildern, einst ihre Leidenschaft, wird heute von Seiten der Behörden immer mehr eingedämmt. Wie sie ihrer engeren Heimat in treuer Liebe zugethan sind, so halten sie auch an ihren altüberlieferten Anschauungen und Bräuchen fest, so am Pferdewettrennen des Pfingstmontags, an den lebensvollen Lustbarkeiten des Faschings und des Frühlingsbeginnes, an den mit sinnigen Sprüchen und Liedern verbrämten vielgestaltigen Hochzeitsgebräuchen, an der uralten Sitte, zum Andenken teurer Verstorbener eigene mit malerischem (meist sinnbildlichen) Schmuck und warm empfundenen Reimen versehene Totenbretter anzufertigen und am Wege zum Friedhof aufzustellen oder hinzulegen.

Vieles erinnert an die Lebensverhältnisse der deutsch-österreichischen Alpenbewohner: die Erntebräuche, die Volkstracht, die sich noch hie und da erhalten hat, die aus grob geschroteten Balken zusammengefügten mit steinbeschwerten flachen Dächern bedeckten Blockhäuser, die Freude an Musik und Tanz, das poesieverklärte Liebesleben (mit dem bekannten „Fensterln"), das Singen von Juchezern und von fröhlichen Schnaderhüpfeln. In allen deutschen Gebieten des südlichen Böhmens sind diese Blüten volkstümlicher Spruchweisheit oft mit wörtlichen An-

klängen an Vierzeiler der Alpenwelt zu finden. Auch hier erweisen sie gelegentlich in ihrem Inhalt (ihrer ursprünglichen Bestimmung nach) die enge Beziehung zu Tanzweisen:

Musikonten spielts auf
Loßt's d' Saiten klinga
Hon a schens Moidrl draußt
Will's eina (herein) bringa.
(Stubenbach.)

Andere sprechen Liebesgefühle aus oder herben Spott:

Mei(n) Herz mueß an Fehler hobm
Des is' scho gwiß
Sobald i a Madel siech
Gibt's mir an Riß.
(Tieberschlag.)

Dos Dirndl is sauber
Vom Fueß bis zum Kopf
Om Hols hots an Tiprl
Dos heißt mon an Kropf.
(Gatterschlag.)

Doch auch uralte Motive des Volksgesanges tauchen hier überraschender Weise in neuer Form auf:

Mein bester Kumerod.
Is im Keller druntn
Hot a hölzerns Gwond on
Is mit Reifen bundn.
(Stubenbach.)*)

Besonders reich ist der Böhmerwald an Volksschauspielen. Es haben sich zahlreiche ältere und neuere Handschriften von Spielbüchern erhalten mit Schauspielen, die von schreibkundigen Leuten aus dem Volk nach alten Ueberlieferungen ihrem besonderen Geschmack entsprechend bearbeitet, nach Volksbüchern und beliebten Erzählungen populärer Schriftsteller (z. B. Christof von Schmid) dramatisiert worden sind: Weihnachts-, Dreikönigs- und Passionsspiele, biblische Stücke (Adam und Eva, Josef von Aegypten), Legenden (Genovefa, Alexius, Eustachius), doch auch Stücke profanen Inhalts (Schinderhannes, baierischer Hiesel). Für das ganze XIX. Jahrhundert bis in die Gegenwart sind zahlreiche Aufführungen dieser Stücke in den verschiedensten Oertlichkeiten des Böhmerwaldes belegt. Gespielt wurde teils von den Einwohnern der betreffenden Ort-

*) Die Stubenbacher Vierzeiler wurden mir mitgeteilt von Herrn Oberlehrer Joh. Schramek. Zu dem letzten vergleiche das alte Trinklied: Den liebsten Buhlen, den ich han usw.

schaft, teils von heimischen oder baierischen wandernden Spielgesellschaften. Weitesten Kreisen bekannt ist das Höritzer Passionsspiel. Es wurde im Jahre 1816 von einem fleißigen Spielbuchschreiber, dem Leinwebermeister Paul Gröllhesl auf Grund älterer Texte und wahrscheinlich auch mit Benützung des Lebens Christi von P. Martin von Cochem (1682) zusammengestellt, und unter seiner Leitung sowie später bis 1887 wiederholt von den Höritzern in schlichter Darstellung aufgeführt. Dann wurde es von dem bewährten Forscher J. J. Ammann (Professor in Krummau, der jetzt auch die Volksschauspiele des Böhmerwaldes in einer Auswahl und mit wissenschaftlichen Untersuchungen veröffentlicht) den Zwecken einer Aufführung im großen Stile entsprechend umgearbeitet und ergänzt und so zu Höritz von einheimischen Darstellern Sommer 1893 in einem neuerbauten prächtigen Theater vor einer großen, aus aller Welt zusammengeströmten Zuhörerschaft oft und erfolgreich aufgeführt. In den nächsten Jahren folgten Darstellungen einer Bearbeitung des Passionsspiels durch K. Landsteiner und von Volksscenen aus dem Böhmerwalde. Die Leitung und Durchführung des gesamten Unternehmens hat der Böhmerwaldbund übernommen, der seit seiner 1884 erfolgten Gründung überhaupt die wirtschaftlichen und nationalen Bestrebungen der Deutschen Südböhmens nach Kräften fördert.

Im nördlichsten Teile des Böhmerwaldes beginnen die Sitze des oberpfälzischen oder sogenannten nordgauischen Stammes, der das ganze breite deutsche Gebiet in Westböhmen bis an den Fuß des Erzgebirges einnimmt. Den alten Kern dieses von mehr als einer halben Million Menschen bewohnten nordgauischen Gebietes bildet das Egerland. Seine Nordgrenze ist nach Gradl eine Linie gedacht zwischen Jechnitz-Kolleschowitz, Lubenz-Rudig, Duppau-Maschau, Schlackenwert-Joachimsthal, Neudeck-Bärringen, Schönbach-Graslitz zur Reichsgrenze. Die nordgauische Mundart, die außer in Westböhmen nur noch in dem angrenzenden Teil Mittelbaierns (gegen Bayreuth und Regensburg zu) gesprochen wird, hat im allgemeinen die gleiche Ausdehnung wie der ehemalige Nordgau (pagus nortgowe). Daher die Bezeichnung nordgauisch, die seit Weinhold in der Wissen-

schaft angewendet wird. Die Mundart hat etwas Breites und Schwerflüssiges. Bezeichnend für sie ist die Vertretung aller alten Längen und Diphthonge durch Zwielaute. Werden so die betonten Silben ganz besonders hervorgehoben, so erscheinen die Nebensilben sehr vernachlässigt und gekürzt. Die auslautenden n und r gehen gewöhnlich in einen dumpfen halbvokalischen Laut über. Dem bairisch-österreichischen steht die Mundart sehr nahe, unterscheidet sich aber von ihr durch eigenartige Lautgestaltungen. Für bairisch ie tritt umgekehrt éi, für ua (altes uo) tritt áu oder óu ein, also: „leiber Bou". Zweifellos muß sie der oberdeutschen Gruppe der Mundarten zugerechnet werden, wenn sie auch (was durch die Geschichte der Besiedelung erklärlich wird) einzelne mitteldeutsche Kennzeichen aufweist. Das nordgauische ist eben keine reine alte Stammesmundart, sondern durch eine Vermengung verschiedener, auch mittel- doch zumeist oberdeutscher Elemente entstanden.

Verwandte Mundarten sind nicht wie fremde Sprachen durch scharfe Grenzen voneinander geschieden. Und so geht im nördlichen Teile des Böhmerwaldes die bairisch-österreichische Mundart ganz allmählich ins nordgauische über. Jene aber gilt im Uebergangsgebiete als die wohllautendere, gebildetere Redeweise. Von Eisenstein bis über Neuern hinauf bedienen sich die besseren Stände mit Vorliebe des Baierischen, das darum siegreich gegen die Nachbarmundart vordringt. An ihren nördlichen und westlichen Grenzen von Bleistadt, Karlsbad, Theusing angefangen, nähert sich die nordgauische Mundart allmählich dem benachbarten Obersächsischen und zeigt z. B. das mitteldeutsche pp für pf im Aus- und Inlaute (Kopp, Erdäppl). Nördlich vom Egerthale in das Erzgebirge hinauf macht die nordgauische Mundart von Jahr zu Jahr Fortschritte; ganz oder gemischt egerländische Volkslieder sind die Vorläufer ihres Siegeszuges.

Die nordgauische Mundart zerfällt in Böhmen abgesehen von zwei durch obersächsische Eigentümlichkeiten ausgezeichnete Inseln (das Bergstädtegebiet um Schlaggenwald, sowie Mies) in zahlreiche (nach Gradl 45) örtlich besondere Untermundarten, von denen besonders das egerländische durch wissenschaftliche Forschungen und durch viele Dialektdichtungen (J. J. Lo-

renz, G. N. Dümmel, Clemens Graf Zedtwitz-Liebenstein u. a.) bekannt geworden ist.

Aus der Fülle des zu Gebote Stehenden möchte ich nur einige wenige für die Mundarten Westböhmens bezeichnenden Proben aus dem Volksmunde geben. Zunächst Rätsel aus Schüttarschen bei Bischofteinitz.*)

Wos göiht üba's Strouh und rauscht niat?
Die Sonne.

Wos kenna drei Rössa nia am Berch affi zöihgn (ziehen)?
Das Zwirnknäuel (weil es sich abwickelt).

Wos is firti und wird allaweil wieda gmocht?
Das Bett.

Zwou Steckn, don draf a Kostn, don a Mühl, don
zwou Rouchfongrla, zwou Löichtschebrla, don a Wold,
drin lebt jung und olt. Wos is dos?
Der Mensch.

(Die Mühle = der Mund, die Rauchfänge = die Nasenlöcher, die Lichtscherben, d. h. Öltöpfchen, Nachtlichter = Augen.)

Ferner einige Liedchen aus dem Egerlande.**)

Wos lait (liegt) mia on an Zwonzga,
Wos lait mia on Göld,
Wos lait mia on an Mäidla,
Gi(b)t 'ra gnouch af dera Wölt.

Steig i affi am Berg
Siah's Egalond liegn
Dou tou i an Guchzschroa (Juchzer)
I glab, dea ko(n) tügn (taugen).

Und das bekannte Egerländer Volkslied vom schmalen Rain.***)

Gäih i üwar an schmoln Rai(n)
Siah(r) i ma Moidel aloi(n)
Siah(r) i ma Moidel aloi(n)
Haut a waiß Töichel u woint.

„Fei(n)s Moidel woi(n) niat sua saia (sehr)
Za dir kumm i nimma mäia,
Za dir kumm i nimma in's Bett,
Un gib nea(r)s Goldringl niat weg.

S' Goldringrl how i dir kaft,
Zwoa Turkltäuwla san draf,
Zwoa Turkltäuwla san schöi(n),
Koa onnara (anderer) schöll (soll) za dir gäih(n)!

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Ottokar Schubert.
**) Mitgeteilt von Oberlehrer Josef Köhler in Mühlessen.
***) Mitgeteilt von Oberlehrer Schreitter in Frauenreuth. Abgedruckt in zum Teil abweichender Fassung in „Egerländer Volkslieder", I., Eger 1898.

Koa onnara schöll di neat hobm,
Des könnt i jo neat vatrogn,
Koa onnara schöll di neat löibm
Schöll jo neat ma Herzel batröibm (betrüben)!"

„Öitza (jetzt) gähst u loßt mi sitzen
Wen soll i z Gfottern beten?
Drei Gfotterrn mou (muß) i scho(n) hobm
Döi wos mi(r) ma Kind ze da Taf (Taufe) trogn.

Is a scho(n) wida Mittoch, Mittoch (Mittag)
How i nu koa Handerl volla Gros."
„Wos wer(d)n den daine Lait sogn,
Wennst wi(r)st koa Gros mäia (mehr) hoim trogn?"

„Maina Lait sogn neat vül, neat vül,
Ko(n) i mochen, wos i nea (nur) wüll,
Ko(n) i mochen, wos i nea mog,
Wal i nea koa Böiwerl (Büberl) mäia ho(b)."

Die deutsche Besiedelung Westböhmens ging zum Teil schon sehr früh vor sich. An den Grenzen hatte zunächst das Regensburger Bistum auf den Besitzungen, die es bei der Abtrennung des Prager Sprengels (974) zum Ersatz erhalten hatte, deutsche Eigenleute ausgesetzt. In dem gar nicht zu Böhmen gehörigen Egerlande, das ursprünglich vom germanischen Stamm der Narisker, dann vorübergehend und nicht in allen Teilen von Wenden — slavische Ortsnamen erinnern noch an sie — besiedelt worden war, begann seit dem Ende des X. Jahrhunderts die vom Mittelrhein und in viel stärkerem Grade von der benachbarten Oberpfalz eindringende Kolonisation die altansässigen germanischen Volkselemente wieder zur Herrschaft zu bringen und deren sieghafte Ausbreitung den Egerfluß abwärts zu veranlassen.

Unter den Markgrafen von Vohburg im XI. Jahrhunderte und unter den Hohenstaufen, den Herren des Landes im XII. Jahrhunderte, sammelte sich im oberen Egergebiete eine solche Fülle deutscher Volkskraft, daß sie sich von hier und von dem benachbarten baierischen Stifte Waldsassen (seit 1132) stromweise ins Innere Böhmens ergießen konnte. Südlich und östlich des Egerlandes waren im XII. und XIII. Jahrhunderte hauptsächlich die reichen Klöster kolonisatorisch thätig. Die Benediktiner zu Kladrau (gegründet 1115), die Cisterzienser zu Plaß (1145), die Prämonstratenser zu Tepl (1193) ließen die ihnen gehörigen Strecken des Grenzwaldes durch (zumeist oberpfälzische) Bauern roden — die zahlreichen Ortsnamen auf -grün und -reuth

weisen noch darauf hin — und durchsetzten außerdem ihre gegen das Landes-Innere zu gelegenen, mit Tschechen schütter bewohnten Besitzungen mit so vielen deutschen Inseln, daß die später nach den großen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges hierher aus Mittel-Baiern nachdringenden Kolonisten im XVII. Jahrhundert leicht die vollständige Germanisierung Westböhmens durchführen konnten.

Die kaiserliche Reichsstadt Eger mit ihrem Gebiete (schon 1061 zum ersten Male erwähnt) kam 1266 unter König Ottokar vorübergehend und erst 1322 unter König Johann und zwar als Pfandherrschaft zu Böhmen. Sie blieb unabhängig von der Verwaltung und dem Gerichte Böhmens; ihre wertvollen Privilegien wurden ihr von allen Herrschern bis auf Kaiser Josef II. herauf bestätigt. Kirchlich gehörte das Egerland bis 1807 zum Regensburger Bistum. Diese politische Sonderstellung des Ländchens, die erst seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts verloren ging, bewahrte auch dem Volksstamme seine stark hervortretende Eigenart und sein kräftiges Selbstbewußtsein. Noch heute sagt man im Egerlande: „drüben" in Böhmen. Der Egerländer ist von hoher Gestalt, tüchtig, eine kernhafte Bauernnatur. Ernster nach außen hin, als der Böhmerwäldler, doch auch ein Freund von Spiel und Sang. Städtische Akten des XV. und XVI. Jahrhunderts geben uns Nachricht, wie reich die ältere Zeit an Festbräuchen und Volksbelustigungen (Pflug- und Schiffziehen, Sommer- und Winterspiel, Schwerttänze, Kirchweih- und Erntefeste) war, wie fleißig Volksschauspiele und Fastnachtsstücke von Zünften, Bürgerssöhnen und Schülern aufgeführt wurden. Auch das umfangreiche dreitägige „Frohnleichnamsspiel" wurde in Eger abgefaßt und daselbst zwischen 1460—1496 zur Darstellung gebracht. Die ganz eigenartige Bauerntracht wird noch in einzelnen Dörfern von Männern und Weibern, doch schon in einer nüchternen Uebergangsform zur bürgerlichen Allerweltskleidung getragen. Unverändert erhalten ist noch vielfach das alte Egerländer Bauernhaus. Es gehört der sogenannten fränkischen Bauart an und ist ausgezeichnet durch das bemalte mit Mauern ausgefüllte Holzfachwerk und durch die Anlage des Hofes, der von dem Wohnhaus und den drei Wirtschaftsgebäuden wie ein Festungsviereck abgeschlossen wird. Die Größe dieser Gehöfte,

der malerische Schmuck der Außenseite und in den Wohnstuben, die reiche Ausstattung an Geschirr und Möbeln erweisen die Wohlhabenheit der Besitzer. In der That konnte auf den fruchtbaren Hochebenen der Gegend trotz der dichten Bevölkerung ein reicher Bauernstand sich entwickeln. Die Landwirtschaft und die Viehzucht stehen im Mittelpunkte der Erwerbsverhältnisse des Egerlandes.

Das urwüchsige Egerer Volkstum mit seinen reichhaltigen Lebens- und Kunstäußerungen hat seit langem Aufmerksamkeit erregt. Schon Goethe hat es freundlich beachtet und die Arbeiten des Egerer Magistratsrates J. S. Grüner über die Sitten und Bräuche seiner Heimat durch fruchtbare Gespräche und aufmunternde Urteile gefördert. Leider ist diese erste und vollständige Aufzeichnung über das Egerländer Volkstum bisher nur in Auszügen gedruckt worden. In jüngerer Zeit haben Gradl, Habermann, Neubauer und viele andere alle Seiten des volkstümlichen Lebens und Dichtens geschildert. Der von Alois John geleitete „Verein für Egerländer Volkskunde" (begründet 1897) ist in reger (und nicht bloß litterarischer) Thätigkeit mit Erfolg bemüht, die Volksüberlieferungen der Heimat zu sammeln, darzustellen und zu erhalten.

Den westlichen und mittleren Teil Nordböhmens bewohnt der obersächsische Stamm, von der westlichen Grenze, die wir schon kennen, bis gegen den Jeschken zu. Im Ganzen rund 900 000 Köpfe. Die Mundart dieses Gebietes ist dem Meißnischen oder Obersächsischen, das man im westlichen Teil des Königreiches Sachsen spricht, verwandt, wird aber von den meisten Forschern als eine Uebergangsmundart zum Schlesischen aufgefaßt. Mit dem Schlesischen gemeinsam gehört es der mitteldeutschen Gruppe an. Es hat wie dieses im In- und Auslaut das alte unverschobene p (also Kop für Kopf, Kupper für Kupfer) und im Gegensatz zum Nordgauischen sehr wenige Diphthonge, ein starkes Vorherrschen der Vokale a, e, i, was der Mundart einen hellen, beweglichen Charakter verleiht. Von kleineren Unterschieden abgesehen, kann man auf diesem Gebiete des obersächsischen Stammes zwei bis drei Untermundarten ansetzen. Erstlich das Erzgebirgische, das auch im königlich sächsischen Teil

dieses Gebirges gesprochen wird. Es hat in Böhmen nur eine geringe Verbreitung: von der Reichsgrenze im Westen bis nach Sebastiansberg und Reizenhain. Sein Kennzeichen ist a für altes ei (klane für kleine). Die Mundart des ganzen übrigen Gebietes: Mitteleger, Elbufer, Rumburgerland, Mittelgebirge, Leipaer Kreis wird als nordböhmisch im engeren Sinne des Wortes bezeichnet. Aber auch hier merken wir noch größere Unterschiede. Im Westen bis zur Linie Rumburg-Zwickau-Hirschberg herrscht ee für altes ei (kleene für kleine). Oestlich davon aber geht die Sprechweise schon merklicher ins Schlesische über und wir hören ej für altes ei, a für altes ë (klejne, racht), so daß manche Forscher dieses dritte Gebiet bereits zum Schlesischen rechnen. Ferner hat das Nordböhmische schon von Katharinaberg und Brüx angefangen gleich dem Schlesischen das häufig angewendete Flickwort ock (aus mittelhochdeutsch ocker z. B. komm ock har = komm her!), während die Deutschen in der ganzen westlichen Hälfte Böhmens dafür das Flickwort nur (ner, na) verwenden.

Als Probe des nordböhmischen Dialektes sei eine launige Geschichte aus Teplitz, also gerade aus der Mitte dieses Uebergangsgebietes angeführt:

Worüm de Schneidr ban redn meckern thun.*)

Ver Zeitn wor uff Klustrgrob emol e Weißgarwr, dar hot 'n Leitn a de ladrnen Husn und Hadschgn gewoschn und wiedr firgericht, wenn se se eppern drackich gemocht hottn, und dar hot a de Machn wiedr harrichtn kinn, wenn's emo(l) nutwendich wore. Wenn do enner aernds uff enner Kaerweih ze viel gefrassn und gesuffn hotte, dar ginge flugs zu dan Weißgarwr uuf Klustrgrob. Dar hot'n verdurwenen Mochn (Magen) rausgenumm, hot'n ausgewoschn, und schien sauwr geblecht, wie mersch mitn drackichn ladrnen Husn und Handschgn mocht, wenn se silln wiedr sauwr warn — und drnou hotr 'nen wiedr 'reingehängt. Dos wor de ganze Kur.

Zu dan Weißgarwr kome a emol e Schneider und hot iwr sann schlachtn Mochn gekloht. Do hotr'n halt a rousgenumm, hot'n noch sanner Ort firgericht und hot dan Schneidrmochn nochr uffn Gortnzaum zun treichn gehängt.

Dr Garwr hotte a eene Werthschoft und Vich und seine Fra hot salwr Buttr gerihrt und Kase gemocht und zun'n Quarchln la(b)m hot se natirlich en Ziechnmochn gebraucht. On dan Toche, wu dr Schneidr zun Garwr kumm wore, hotte se grod en sittn kriecht und a zun treichn uffn Zaum gehängt. Die wußte do gor nischt drvon, doß dar Schneidr grode bein Garwer in dr Kur is; wie se mol nochsieht, ob ihr Zichnmochn schun treiche is und n' wagnamm will, häng(n) ere gor zwee do. Itz wuste se nich, we(l)chs dar rachte

*) Mitgeteilt von Herrn Prof. Dr. Gustav Laube.

wore, weil se odr nochn grüssrn greifn thote, hotte se richtich 'n Schneidrmochn drwischt und hot a glei ihre Quarchln drmit gelabt.

Drweile kimmt aer, dr Garwr, und will 'n Schneidr sann Mochn hulln und do hot 'r itz de Bescherung gefu(d)n. Onstott dan hängt dr Ziechnmochn uffn Zaune! Wos wullt 'r itze mochn. N' Schneidr kunnt'r doch nich uhne Mochn rimlafn lussn, su bliewe nischt iwrich, o(l)j'n Ziechnmochn neinzonehn.

Na, dos hot mei liwer Garwr a gemocht und dr Schneidr hot sich schien bedankt fer de Kur und is henm gangn. Aer hots a gor nich gespirt, doß 'r üm san Mochn kumm wore und en Ziechnmochn drfir kriecht hotte. Nor ke Fleisch hotr meh(r) aessn kinn, dos thut odr e Schneidr su nicht ze uffte uffn Tisch kriechn, dodrfir odr wullt'r og immr racht viel Grinzeich honn, und wenn'r wu spozirn gangn is, hot r immr noch n Lab uff'n Bem(n) und Streichrn geschnoppt. Dos wore oder noch nich 's schlimmsie. S' hot sich'n oder vun dar Zeit on a uff de Stimme gewursn und aer hot ongefangn ban'n redn wie ene Zieche ze meckrn. Und dos hot odr herich dan andrn Schneidrn grode raecht gefolln, und destrwachn honn se sich a olle 's meckern ongewehnt, und drim thun se herich a heintichn Tochs noch meckrn, wenn se redn.

Eine ausgiebige Besiedelung des Erzgebirges und seiner Ausläufer fand erst seit der Eröffnung des Bergbaubetriebes, also seit dem Ausgang des XII. Jahrhunderts statt. Meißner durchbrachen an mehreren Seiten die Grenze und setzten sich hierzulande fest. Um 1160 begann der Bergbau in Graupen; das Kloster Ossegg, das auch an mehreren Stellen schürfte, besiedelte seit seiner Gründung 1191 das Nachbargebiet in weitestem Umkreis, später auch das Duppauer Gebirge. Noch vor 1200 begann auch die Besetzung des Kaadener Gebietes, wo 1196 die Cisterzienser von Waldsassen einen Hof „Neudorf" erhielten. An den westlichen Ausläufern des Erzgebirges rodeten später auch die Nonnen von St. Klara in Eger. Im XIII. Jahrhundert schürften im Erzgebirge die Herren von Plauen, später Karl IV., der Graslitz zur Bergstadt erhob und nördlich von Aussig, Brüx und Kaaden die Wälder zu Gunsten der königlichen Kammer aussetzen ließ, seit dem Ende des XV. Jahrhunderts die Grafen von Schlick. Mit der Entdeckung der Silberstufen 1470 und 1516 begann ein großer Aufschwung dieser Gegend, der zur Gründung zahlreicher Bergstädte (darunter Annaberg, Joachimsthal, Katharinaberg und Weipert) führte. Da man die Orte möglichst in der Nähe der Stolleneingänge anlegte, so gewährt das Erzgebirge an mehreren Stellen das seltene Schauspiel, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung mit der steigenden Höhe der Bergrücken zunimmt. Seit dem Beginn des XVII. Jahrhunderts ist der Bergsegen dieser Gegend erschöpft. Die Schürfung nach Metallen ist heute geringfügig. Da der alte

Wald zum großen Teile abgeholzt und der Ackerbau wenig erträglich ist, so mußten sich die Erzgebirgler nach anderen Erwerbszweigen umsehen. Sie sind heute meist nur kleine Grundbesitzer, die nebenbei Hausindustrie in verschiedenen Formen betreiben. Die Not und angeborene Geschicklichkeit hat sie zu Tausendkünstlern gemacht. Berühmt ist ihre Spitzenklöppelei, die im Jahre 1561 erfunden wurde und in neuerer Zeit unter dem Wettbewerbe des ausländischen Maschinenbetriebes starken Abbruch erlitten hat, ferner die Anfertigung von Musikinstrumenten (besonders in Graslitz), von Büchsen (Weipert), von Spielwaren (Oberleutensdorf). Auch in der Fremde suchen viele ihr Brot, so die Preßnitzer Harfenisten und die Reischdorfer Fuhrleute, die bekannt durch ihren schlagfertigen, derben Witz und ihre charakteristische Tracht, Obst, Getreide und Gemüse von dem Unterlande nach Sachsen besorgen. Die Eisenbahnen haben sie freilich um ihre Bedeutung gebracht. Der Menschenschlag im Erzgebirge ist nach der Schilderung, die Gustav Laube von ihm entworfen hat, mittelgroß, hager und sehnig. Der rein blonde Typus herrscht vor. Der Gesichtsausdruck ist frei und offen, doch liegt in der Miene etwas gedrücktes, wie ein Schatten von der wirtschaftlichen Not. Auch hohle, blasse, von schlechter Nahrung zeugende Gesichter sind nicht selten. Früh welken die Frauen dahin. Zu der Gebundenheit und der schweren Arbeit in den nahen Kohlengruben und in den Fabriken taugen die Erzgebirgler nicht. Doch die häusliche Gewerbethätigkeit, die ganze Familien Tag für Tag an die dumpfe Stube kettet, die oft die Gatten fleißiger Spitzenklöpplerinnen nötigt, selbst das Kochen und Kehren zu besorgen, bringt nur Hungerlöhne ein. Die Erzgebirgler sind treuherzig, genügsam und ehrlich. Aus besseren Zeiten her haben sie eine gewisse Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit geerbt, so daß sie im geselligen Kreise rasch der harten Sorgen vergessen. Viele leben dem Spruche nach, der ihre Häuser als Inschrift ziert: „Nur immer heiter, Gott hilft schon weiter". Zahlreiche Beiträge zur Erforschung ihres Volkstum liefert die von Michael Urban herausgegebene „Erzgebirgszeitung".

Wesentlich verschieden vom Erzgebirge sind die Lebensbedingungen und darum auch der Volksschlag in den fruchtbaren

Ebenen und Hügelstrecken südlich davon. Das Hopfenland im Umkreise von Saaz ist von August Naaff geschildert worden. Die wärmere Luft, die anmutige Gegend, der unvergleichlich fruchtbare Boden haben dem Typus der Bewohner eine eigene Prägung verliehen. Naaff findet, daß der Menschenschlag im Hopfengaue etwas kleiner und gedrungener ist, als im Erzgebirge und im Egerlande; weniger sehnig und kantig, im ganzen Wesen milder. Auch die Mundart hat hier weichere, herzlichere Laute und eine etwas hellere, singende Sprechweise angenommen. Daß aus Saaz berühmte Sänger hervorgegangen sind, ist ja allgemein bekannt. Der tüchtige Betrieb des Hopfen-, Rüben- und Getreidebaues trägt reiche Früchte und verleiht den Bewohnern eine gemütliche Behäbigkeit, die ohne verletzendes Selbstbewußtsein zur Schau getragen wird. Frohsinn und Lebenslust äußert sich nicht nur im Gesange, sondern auch in den freundlichen Volksbräuchen, von denen das Gurkenkönigsfest im Fasching und das Hopfenpflückerfest im Herbste neuestens wieder in Aufnahme gekommen sind.

Die übrigen Teile des mittleren Nordböhmen sind durch die Johanniter, durch die Prämonstratenserinnen des Klosters Doxan (gegründet vor 1150), durch eine Reihe mächtiger deutscher, zumeist meißnischer Adelsgeschlechter bis ins XVII. Jahrhundert immer reicher besiedelt, beziehungsweise in den südlichen Landesstrecken auf friedlichem Wege germanisiert worden. Der lebhafte Verkehr in diesen Gegenden, die ausgedehnten Kohlenbetriebe, die vielseitigen großartigen industriellen Unternehmungen, unter denen die Leinwandweberei im Rumburger Ländchen und die Glasindustrie in der Gegend von Böhmisch-Kamnitz die ältesten sind, haben durch eine starke Heranziehung fremder Elemente die ursprünglichen örtlich eigenartigen Grundzüge der Bevölkerung stark verwischt. Die Volkstrachten sind ganz geschwunden, während die volkstümlichen alten Blockhäuser noch in mehreren Gebieten vorhanden sind. Neben der Industrie fehlt nicht der rationelle, sorgfältig und einträglich betriebene Getreidebau. Die ganzen Elbeufer entlang gedeiht prächtiges Obst, im Gebiete von Auscha und Dauba der Hopfen. In diesen gesegneten, stark bevölkerten Gegenden wohnt ein arbeitsfreudiger, durch Widerwärtigkeiten und Kämpfe man-

nigfacher Art gestählter, bildungsfähiger, beweglicher Menschenstamm, für den auch, wie für die Stammesgenossen im Reiche, der Ausspruch gilt: „Die Sachsen sind helle". Auch das Volkstum dieses Gebietes ist wiederholt und eifrig durchforscht worden. Ein größerer Kreis gesinnungsverwandter Mitarbeiter versammeln die in Leipa erscheinenden, von A. Paudler und F. Hantschel geleiteten „Mitteilungen des nordböhmischen Exkursionsklubs". Diese ganze ergebnisreiche Wirksamkeit gipfelt in dem „Deutschen Buche aus Böhmen", worin Paudler sein an landschaftlichen Reizen und Burgen, an geschichtlicher Erinnerung und lebensvoller, aufblühender Gegenwart reiche nordböhmische Heimat herzerquickend schildert.

Der Osten gehört dem schlesischen Stamme. Seine Westgrenze läßt sich, wie oben gezeigt wurde, wegen des allmählichen Ueberganges aus den Nachbarmundarten nicht genau angeben. Doch ungefähr vom Jeschken angefangen bis nach Iglau umgiebt er in einem langen, aber schmalen und vielfach durchbrochenen Saume die östliche Hälfte Böhmens. Der schlesische Stamm in Böhmen, dem nicht ganz eine halbe Million Menschen angehören, spricht eine Mundart, die unter den verschiedenen schlesischen Sprechweisen der benachbarten Gebiete des deutschen Reiches dem Dialekte der Grafschaft Glatz am nächsten kommt. Auch innerhalb Böhmens zerfällt sie in mehrere Untermundarten. Knothe unterscheidet 1. die Mundart des Isergebirges (Friedland, Reichenberg, Tannwald), 2. die des eigentlichen Riesengebirges, 3. die des Braunauer Ländchens und des Adlergebirges. Mit der letzten verwandt ist die Sprechweise im Schönhengstergaue (Landskron). Hingegen verrät die Mundart der Iglauer Sprachinsel, die mit dem Zipfel von Stecken nach Böhmen hereinragt, merkbare Anklänge an das Bairisch-Oesterreichische. Hier haben sich eben der vor der Hussitenzeit meist mitteldeutschen Bevölkerung in späteren Jahrhunderten österreichische Ansiedler in größerer Masse zugesellt. Rochlitz, das im XVI. Jahrhunderte mit Paul Schürer, dem Begründer der böhmischen Glasindustrie, zahlreiche Meißner aufgenommen hat, ist eine obersächsische Mundarteninsel. Auch sonst zeigen sich örtlich fremde Sprechweisen eingesprengt. Die schlesische

Mundart drückt eine gemütliche Breite, ein bequemes Sichgehenlassen, doch auch einen fleißigen, verständigen Geist aus. Sie stimmt mit dem Charakter der Schlesier überein, wie er uns von Freytag und Weinhold geschildert worden ist. Alle Schlesier sind dem engsten Kreise der Familie und Freunde, sowie der engsten Heimat treu ergeben, der ganze Stamm zeigt Neigung für Poesie. Darum finden wir auch unter den Schlesiern Böhmens zahlreiche Dialektdichter, den Weber Hieronymus Brinke und Wilhelm Oehl im Adlergebirge, F. Siegmund und J. Vatter in Reichenberg, F. Schmidt in Gablonz und viele andere.

Hier seien zwei Proben der schlesischen Mundart in Böhmen nach dem Volksmunde angeführt:

Weihnachtslied.

(Im Braunauer Ländchen beim Spinnen zur Weihnachtszeit gesungen.)

1.

Kleines Kendla, grußer Gott,
Da(r) de Welt ei'n (in den) Hända hot,
Best ju sehr a kleiner Schotz,
Brauchst ju ne aß Moislas Plotz.

2.

Deine Händlan sein sehr kalt
Waścht (wirst) se ju erfrie(r)an bald,
Ich welt der meine Hanschklan (Handschuhe) leih'n,
Steck ock deine Hendlan nei(n).

3.

Kleines Kendla, komm ock rei(n)
Ich wa (werde) der loßa heiza ei(n),
Ich wa der kocha 'n Hirschebrei
On wa der thun viel Butter nei(n).

4.

A Butterschnittla wellt ich der ga(b)n,
On vo der Melch a besta Rahm,
Ich wa dich ei a Bettla le(g)n,
On wa der ach a Hendla näh'n.

Ferner aus dem Adlergebirge eine Teufelssage, die einen alten, vielverbreiteten Stoff erzählt.*)

„Hout amol en Mon, der hout nej gelocht und nej geredt aj dr Karche, wor su frumm und gottesferchtig, wie kejner ajm Dorfe. Emol is a wieder

* Mitgeteilt von Lehrer Erwin Botha in Zöllnei bei Grulich. Der Stoff findet sich schon in zahlreichen mittelalterlichen Beispielsammlungen und ist noch heute in den Volksüberlieferungen verschiedener Länder zu belegen. Vgl. darüber J. Bolte in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, 11 S. 249—266.

aj da Karche ganga, hout sich aj san Stuhl gesetzt und hout goar fleißig gebatt. Wie a(r) ejmol ufguckt hot, dou sieht a(r), doß dr Teuwl mit an longa Kolblader um Pred(i)chtstuhle woar und olle ufgeschriewa hout, di aj dr Karche gelocht und geredt honn. 's Lader woar schun ganz vuhle vu uba bis rundr und nern (nirgend) woar Plotz mehr zum schreiwa. Dou hout dr Teuwl 's Lader uf da en Seite ajs Maul zwischn de Zähne, 's andre Ende öber aj de Protze genumma und hout 's ausgedejnt. Dou is'm 's Lader ausm Maule gefohra und hout 'm Koup on de Wond geschlejn. Der Teuwl hout driewr su a ärgrhoftsche Gusche gemocht, ols mußt' a(r) ale schimmliche Krestlan (alte schimmliche Krusten) beissa. Dou hout der Mon a müssn lachn und der Teuwl hout 'n a ufgeschriewa."

In den (ursprünglich nur an den Flußufern) von Tschechen schwach besiedelten Nordosten Böhmens sind vom XIII. Jahrhunderte ab deutsche Einwanderer eingerückt. Die große Mehrzahl kam aus der Lausitz und aus Schlesien, ferner aus Franken und Thüringen, doch befanden sich auch niederdeutsche Elemente, vor allem flämische Tuchmacher und Harzer Bergleute darunter. Mitteldeutsche Kolonisten besetzten unter den Herren von Duba und anderen Adeligen die ursprünglich nicht zu Böhmen gehörigen Gebiete um die Herrschaften Friedland und Tollenstein, das sogenannte böhmische Niederland, um später von da, namentlich gefördert durch die Löwenberge (Lämberge), weiter ins Innere vorzudringen. Alte Kolonien legte das Prager Benediktiner-Kloster Brzewnow im Braunauer Ländchen an. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden hier auch die Städte Braunau, Arnau, Politz u. a. Ottokar II. siedelte auf seinen ungeheuren Kronwaldungen von Glatz angefangen (das damals noch zu Böhmen gehörte) bis zu dem (von ihm zur königlichen Stadt erhobenen) Zittau deutsche Bauern an. Die Dörfer legten in diesem Gebiete gewöhnlich einzelne Unternehmer an (z. B. Bernsdorf ein Bernhard, Burkersdorf ein Burkhard), die hierfür zu Erbrichtern oder Erbschulzen mit bedeutenden Vorrechten bestellt wurden. Um diese Zeit muß auch Reichenberg (etwa um 1260, die urkundlichen Belege fehlen) durch Zuwanderer aus der Gegend von Görlitz begründet worden sein. Die Nachfolger des Königs im Besitze der Herrschaft Friedland-Reichenberg wurden die Bibersteine. Ein Sprosse dieses mächtigen Lehensgeschlechtes, Johann II., erhob (um 1410) Reichenberg zur Stadt und begründete daselbst die erste Tuchmacherzunft. In der Reformationszeit sorgten die Herren von Rädern, ferner Christof von Gendorff, der auch im Riesengebirge den

Bergbau im Großen betrieb, nachdrücklich für einen reichen Zufluß neuer Bevölkerung und für die Anlegung vieler großer Ortschaften.

Das Gebiet um Landskron wurde im XIII. Jahrhunderte urbar gemacht und durch die Herren Ulrich von Dürrholz und Zawisch von Falkenstein, sowie durch das Stift Königssaal mit deutschen (größtenteils schlesischen) Bauern besiedelt. In der Urkunde vom Jahre 1304, durch die Wenzel II. das Stift Königssaal mit Ländereien in dieser Gegend beschenkt, sind 50 deutsche Ortschaften der Bezirke Landskron, Wildenschwert und Politschka genannt, von denen mehrere seit der Hussitenzeit nicht mehr deutsch sind. Die deutsche Sprachinsel des Schönhengster Gaues bestand also schon Ende des XIII. Jahrhunderts und zwar in größerem Ausmaße als heutzutage. Landskron mit seiner näheren Umgebung blieb auch während der Hussitenzeit deutsch, weil die dortigen Deutschen das Bekenntnis des Utraquismus angenommen und sich den sogenannten böhmischen Brüdergemeinden angeschlossen haben. Im Steckener Gebiete kolonisierten das Stift Selau und das Geschlecht der Lichtenburge.

Im nordöstlichen Böhmen hat die Erzeugung von Tuch, Leinwand und Glas, Industrien, die zum Teil in diesen Gegenden schon seit Jahrhunderten geübt werden, in neuerer Zeit einen großartigen Aufschwung genommen, der eine außerordentliche Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung zur Folge hatte. Mit Ausnahme des fruchtbaren Braunauer Ländchens ist in diesem Winkel Böhmens die Bedeutung des Ackerbaues durch den Industriebetrieb ganz zurückgedrängt. Eine Welt für sich bildet das Riesengebirge, das weit abgeschlossener als das Erzgebirge von einer ganz ursprünglichen, an Brauch und Sitten der Vorfahren festhaltenden Bevölkerung bewohnt wird. Der Riesengebirgler ist hager und starknochig. Auf rauhem und kargem Boden aufgewachsen, ist er ausdauernd und genügsam, von strenger Sitteneinfalt und ernster stiller Art. Bei den ausgedehnten Hochwiesen dieser von den Rübezahlsagen umsponnenen Berge ist natürlich die Viehzucht die wichtigste Nahrungsquelle der Bewohner. Der halbjährige Bezug der sogenannten Sommerbauden (auf einer Steinunterlage ein Blockbau, der unter einem Dache die Wohn-, Wirtschaftsräume und Stallungen

vereinigt) und das Thun und Treiben dabei gleicht sehr der Almwirtschaft in den Alpen. Die Viehzucht muß auch im Adlergebirge zumeist für die Bestreitung der Lebensbedürfnisse aufkommen. Denn der Ackerbau auf den kühlen Berghängen ist wenig ergiebig, die mit größtem Fleiß betriebene Hausindustrie (Weberei und Holzwaren) wird schlecht entlohnt. Die bei all ihrer Bedürfnislosigkeit in ständigen Nahrungssorgen lebenden Bewohner sind nach außen hin zurückhaltend, ernst und verschlossen, in trauterem Kreise aber erweisen sie sich als gemütlich und reich an Liedern und Sprüchen.

So finden wir also unter den deutschen Bewohnern Böhmens eine Mannigfaltigkeit in der Sprechweise, in der Stammesart, in den Lebensverhältnissen, wie kaum in einem anderen deutschen Landstrich von der gleichen räumlichen Begrenzung. Gemeinsam ist aber diesen verschiedenen Bevölkerungstypen alles das, was zur deutschen Art überhaupt gehört. Alle die hervorstechendsten äußeren und inneren Eigenschaften, die das deutsche Volk kennzeichnen, kommen auch den Deutschen in Böhmen zu. Der rein blonde (germanische) Typus: blonde Haare, blaue Augen, weiße Haut weist bei den Deutschböhmen (mit Ausnahme der Böhmerwäldler) den stärksten Prozentsatz für ganz Oesterreich auf und die Grenze seines Verbreitungsgebietes (25 bis 30% der christlichen Schulkinder) deckt sich völlig mit dem deutschen Sprachgebiet in West-, Nord- und Ostböhmen. Auch bei den Deutschen in Böhmen finden wir das ruhige Temperament, das sich nur schwer, doch dann um so beharrlicher und tiefer erregen läßt. Den Ernst der Lebensauffassung, der Jegliches schwerfällig nimmt und durchführt. Die aus einem gereiften, reichen Gemütsleben erwachsende Innerlichkeit. Die geachtete Stellung der Frau und damit zusammenhängend die Gesundheit des Ehelebens. Den Individualismus, der so viel kräftige, eigenartige Persönlichkeiten erzeugt, die Zähigkeit, die sich im willensstarken Verfolgen des gesteckten Zieles, im mutigen, treuen Ausharren, in der kraftvollen Verteidigung ererbter und erworbener Rechte äußert und durch den Widerstand nur noch gesteigert wird. Aber Beides Charaktereigenschaften, die auch zur Starrköpfigkeit und zur Zwietracht in den eigenen Reihen verführen. Die Einfalt, Wahrheitsliebe und Gutmütigkeit mit dem

bis zu Fehlern und Schattenseiten wachsenden Uebermaß. Den gemütvollen Humor. Die Treue zu Heimat und Familie.

Gemeinsam ist auch allen Deutsch-Böhmen ein unversiegbarer Schatz von Volkspoesie, der sich in abgelegeneren Gegenden in erstaunlichem Reichtum und entzückender Ursprünglichkeit bewahrt hat. Ueberall sprudelt noch der frische Born des Volksliedes. Bei allen Stämmen findet der Suchende noch täglich eine Fülle von Sagen, Märchen und Mythen, Sprüchen und Rätseln im Volksmunde, sieht er das graue Alltagsleben geschmückt mit einem bunten Kranze von Festsitten, Bräuchen und Volksschauspielen.

Alle diese Volksüberlieferungen, soweit sie bisher gesammelt und aufgezeichnet worden sind,*) zeigen bei all ihrer frischen Eigenart und Bodenständigkeit, daß sie durch tausend Fäden mit den Lebensäußerungen des gesamten deutschen Volkstums außerhalb der Grenzen Böhmens eng verknüpft sind.

Ihre Stammesart und ihre Geschichte erweisen es, daß die Deutschen in Böhmen ihrer Hauptmasse nach durchaus nicht germanisierte Tschechen sind. Sie sind vor vielen Jahrhunderten aus dem deutschen Stammlande durch die böhmischen Könige berufen worden und haben dichten Urwald in ein blühendes Kulturland verwandelt. Und wenn (hoffentlich schon in wenigen Jahren) als Ergebnis eifrigen Zusammenwirkens vieler Sammler und Forscher ein vollständiges und klares Bild von der deutschen Volkskunde des Landes entworfen sein wird, dann muß auch das uralte geistige Erbe der überaus reichhaltigen, heimischen Volksüberlieferungen einen neuen unwiderleglichen Beweis erbringen, daß das deutsche Volkstum in Böhmen so reinen nationalen Ursprungs, so echter deutscher Art ist, wie nur irgend ein Volksstamm innerhalb der weiten Grenzen deutsch sprechender Lande.

---

* Zusammenfassend für das ganze Gebiet sind bisher nur die Volkslieder gesammelt worden in dem schönen, reichhaltigen Werke: Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891. Alles Andere ist verstreut in Tausenden von kleinen Schriften und Aufsätzen.

Deutſche Litteratur in Böhmen.

I. Die ältere Litteratur bis 1750.

Von

Dr. W. Toiſcher.

Deutſche Lieder ſind in Böhmen ſchon in ſehr alter Zeit erklungen. Cosmas, der älteſte Geſchichtsſchreiber des Landes, berichtet, daß bei dem Einzug Dietmars, des erſten Biſchofs von Prag, der Herzog und die Vornehmeren den deutſchen Leis ſangen „Christ uns genade, Kyrie eleison, und die heiligen alle helfen uns, Kyrie eleison“, während die Geringeren und Ungelehrten ſich mit dem Kyrie eleison (Kirles) begnügten. Das war im Jahre 973. Als in der Folgezeit ſich die Zahl der deutſchen Klöſter mehrte und immer mehr deutſche Anſiedler in das Land kamen, brachten die Geiſtlichen auch deutſche Gebete und Lieder mit, deren Aufzeichnung heute noch in einzelnen Klöſtern aufbewahrt iſt, während anderes in den wilden Stürmen der folgenden Jahrhunderte oft mit den Klöſtern ſelbſt vernichtet wurde. Daß deutſche Sage und deutſche Dichtung auch in Böhmen Verbreitung und Bewunderung gefunden hat, beweiſen auch die Ueberſetzungen einiger Gedichte ins Tſchechiſche (Laurin, Roſengarten, Eilharts Triſtan u. a.).

Wandernde Sänger ſind jedenfalls ſchon in frühen Jahrhunderten nach Böhmen gekommen. Beſtimmte Namen von deutſchen Dichtern, die ſich längere Zeit hier aufgehalten haben, können wir freilich erſt aus dem XIII. Jahrhundert nennen. Damals iſt das Rittertum mit all ſeinem Glanze auch am Hofe prachtliebender Könige in Böhmen eingeführt worden, und zum ritterlichen Leben gehört der höfiſche Geſang. Da lebte hier am Hofe König Wenzels I. der beſte unter den Nachfolgern Walthers von der Vogelweide als Spruchdichter, Reinmar von Zweter, in den Jahren 1235—1241. Ausdrücklich ſagt er uns, nicht um des Landes, ſondern um des Königs wegen ſei er gekommen, niemand als dieſer wiſſe ihn hier zu ſchätzen.

Länger als Reinmar hielt Meister Sigeher sich in Böhmen auf. Er rühmt Wenzel I., war aber auch noch in Böhmen, als Ottokar II. die Regierung übernommen hatte. Der Dichter Friedrich von Sunnenburg begleitete den König auf seinem Zuge nach Ungarn (1271) und besang seine Thaten. Als Ottokar Herr von vier Landen war, d. h. als er neben Böhmen und Mähren auch Oesterreich und Steiermark beherrschte (1261 bis 1269), widmete ihm Ulrich von dem Türlin seinen „Willehalm", eine umfangreiche epische Dichtung, welche die Vorgeschichte zum „Willehalm" Wolframs von Eschenbach breit ausführt.

Ulrich von dem Türlin war wahrscheinlich in Kärnten geboren, das Geschlecht, dem Friedrich von Sunnenburg angehörte, blühte in Tirol, Reinmar sagt, er sei am Rhein geboren. Aber noch im XIII. Jahrhundert erstehen auch schon in Böhmen selbst, unter den Söhnen der Kolonisten, deutsche Dichter.*) Ulrich von Eschenbach sagt uns ausdrücklich, daß er in Böhmen geboren ist, er scheint sogar nicht weit über die Grenzen dieses Landes hinausgekommen zu sein. Er nennt Ulrich von dem Türlin Meister und rühmt seine Kunst; wie dieser ist er ein Bewunderer und Nachahmer Wolframs. Sein Hauptwerk ist eine umfangreiche Dichtung von Alexander dem Großen; er wollte den ganzen Stoff, alles, was von Alexander erzählt wurde, in seinem Gedicht vereinigen. Die Anregung dazu kam ihm wahrscheinlich von außen. Ottokar II. hörte sich gern mit Alexander vergleichen und auf eine Verherrlichung des böhmischen Königs hatte es der Dichter mit abgesehen. Da er frei mit dem Stoff schaltete und vieles nach eigener Weise ausschmückte, schwoll das Werk bis zum Umfang von genau 28000 Versen, die in 10 Bücher abgeteilt sind, an. Im Jahre 1271

*) Die Meistersänger, deren Ueberlieferungen freilich auch sonst nicht immer geschichtlicher Wahrheit entsprechen, erzählten, Walther von der Vogelweide sei ein Landherr aus Böhmen gewesen. In neuester Zeit hat man ein Geschlecht „von der Vogelweide" in Dux in Böhmen nachgewiesen, und daß Walther hier geboren sei, ist wohl ebenso „wahrscheinlich", als daß er in Tirol geboren sei — aber trotz solcher „Wahrscheinlichkeit" zählen wir Walther doch mit gutem Bedacht nicht unter die deutschen Dichter Böhmens. — Auch die Abstammung Swervogels, des bedeutendsten Spruchdichters aus der Frühzeit mittelhochdeutscher Lyrik, aus einem bürgerlichen Geschlechte Egers ist nicht sicher. Diese Stadt gehörte damals auch noch nicht zu Böhmen.

hatte er begonnen, 1278, als Ottokar II. auf dem Marchfelde in der Schlacht fiel, war er mit dem 5. Buche fertig; das Ganze widmete er dann König Wenzel II. und erwartete von dessen Freigebigkeit seinen Lohn. Das Werk fand den Beifall der Zeitgenossen und wurde in vielen Abschriften verbreitet, gekürzt in eine Weltchronik aufgenommen und sogar durch Aenderung einer Reihe von Versen als Werk Wolframs ausgegeben und auch in dieser Form wieder vielfach abgeschrieben. — Bald nach Vollendung des „Alexander" begann der Dichter eine zweite epische Dichtung, die nur ungefähr ein Drittel des Umfanges jenes erreichte und die er deshalb selbst nur ein Büchlein nannte. Es wurde zwischen 1287 und 1291 vollendet. Der Stoff hat Aehnlichkeit mit der Legende von Placidus-Eustachius. Wie von diesem wurde von einem König Wilhelm von England erzählt, daß er von seiner Gemahlin und seinen zwei Söhnen getrennt und spät erst nach wunderbaren Erlebnissen wieder mit ihnen vereint wurde. Ulrich von Eschenbach nahm aber mit dem Stoff nicht unbedeutende Aenderungen vor, die insgesamt darauf hinauslaufen, Anspielungen auf König Wenzel und seine Gemahlin Guta, eine Tochter Rudolfs von Habsburg, anzubringen. So heißt der Held nicht mehr Wilhelm von England, sondern Wilhelm von Wenden (d. h. von Slavenland), seine Gemahlin heißt Bene, der König hat, wie Wenzel II., mit 12 Jahren die Regierung des Landes übernommen u. s. w. Wiederholt finden sich Lobpreisungen Ottokars und Wenzels, der Königin Guta und des Landes Böhmen, dessen Name (Beheim) aus be = beatus und heim = domus als das glückliche Haus oder Land gedeutet wird. Am Schluß fleht der Dichter um Segen für das Königspaar. Die Königin starb aber schon 1297, auch die Gunst des Königs scheint dem Dichter nicht treu geblieben zu sein. Wir finden ihn nämlich zuletzt bei Borso II. von Riesenburg, für den er eine Art Fortsetzung des „Alexander" begonnen, aber nicht vollendet hat. Er dürfte während der Arbeit gestorben sein.

Noch bedeutender als Dichter ist Heinrich von Freiberg, einem Geschlecht entsprossen, das aus dem sächsischen Freiberg in Böhmen eingewandert war und auf den Besitzungen der Herren von Lichtenburg, die reiche Bergwerke besaßen, sich

niedergelassen hatte. Auch Heinrich hat (wie Ulrich von Eschenbach) eine gelehrte Bildung erhalten. Sein erstes Werk, eine Legende vom hl. Kreuz, ist nach lateinischer Vorlage gedichtet. Dann verherrlichte er durch seine Verse ein ritterliches Unternehmen, das damals Aufsehen erregte, die Ritterfahrt des böhmischen Herrn Johann von Michelsberg nach Paris. Diese Fahrt fand statt zwischen 1293 und 1297; das Gedicht muß bald darauf vollendet sein. Der Dichter zeigt sich auch in diesem Werk noch nicht auf der Höhe der Kunst; sein Vorbild ist Wolfram, doch kennt er auch andere Dichter. Meister Gottfried von Straßburg scheint er erst spät kennen gelernt zu haben, umsomehr strebte er aber dann diesem Dichter nach, und er unternahm es, den „Tristan" zu vollenden. In überraschender Weise gelang ihm dies, denn nach übereinstimmendem Urteil der Kenner hat keiner der späteren Dichter so gut die Art, den großen Meister nachzubilden und fortzuführen, verstanden. Ausgeführt ist die Vollendung des „Tristan" im Dienste des Herrn Raimund von Lichtenburg. Zuletzt hat Heinrich von Freiberg wohl die kleine kunstvolle Erzählung von einem Schretel (= Kobold) und einem Bären ausgeführt.

Auch König Wenzel II. selbst ist als deutscher Dichter zu nennen. Drei Lieder sind uns von ihm erhalten, in denen die Liebe und die Frauen besungen werden. In dem ersten ist ein eigenartiger Grundgedanke (ich brach der rôsen niht und het ir doch gewalt) sinnig durchgeführt, alle drei zeigen große Formvollendung. Daß unter den deutschen Dichtern Wolfram am böhmischen Hofe am höchsten verehrt wurde, zeigen auch die Lieder des Königs; manche Ausdrücke verraten die Einwirkung späterer Lyrik, wie sie ja auch in der Umgebung des Königs durch einzelne Dichter vertreten war.

Heinrich Frauenlob war 1297 in Prag; er rühmte den König auch nach dessen Tode im Liede. Dem König Ottokar hatte ein Unbekannter eine ergreifende Totenklage gedichtet. — Einige Lieder sind uns von Mülich von Prag erhalten, über dessen Persönlichkeit wir sonst nichts erfahren. Heinrich der Klausner hat auf Wunsch des jungen Königs eine Legende, die ihm der Guardian von Görlitz mitgeteilt hat, in Versen dargestellt. Sie erinnert einigermaßen an den „Geiger

von Gmünd", doch tritt die lehrhafte Absicht zu stark hervor. Vorübergehend war er Tannhäuser in Böhmen, auch der Meißner, vielleicht auch Bruder Wernher. Der Dichter der „Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig des Frommen" muß sich länger in Böhmen aufgehalten haben; er rühmt nämlich nicht bloß die böhmischen Könige, sondern auch den Herrn Ulrich von Neuhaus, dessen Freigebigkeit und Gastlichkeit er erfahren hatte, und dessen Mutter Maria. Für diese hat wieder ein unbekannter Dichter eine Legende von Christi Advent nach Jacobus a Voragine in deutsche Verse gebracht. Wieder ein anderer Dichter rühmt den Herrn Johann von Klingenberg, und in einer Zusatzstrophe zum Wartburgkrieg wird Johann von Czernin als unübertrefflicher Ritter gepriesen. — So rasch hatte sich in Böhmen die ritterliche deutsche Poesie eingelebt. Als Wenzel I. regierte, war niemand dem deutschen Dichter hold als der König allein; unter seinem Enkel begünstigten viele Adelige, die nach neuerbauten Burgen zumeist auch deutsche Namen führten, die deutsche Dichtung und die deutschen Dichter, der junge König selbst erscheint als deutscher Dichter, nicht bloß als Gönner derselben, und die Sänger sind nicht mehr bloß Einwanderer aus der Fremde.

Nun war freilich auch diese Nachblüte ritterlicher Dichtung von kurzer Dauer. Um 1310 mag Heinrich von Freiberg den „Tristan" vollendet haben; in der Mitte des Jahrhunderts waren in Böhmen (und hier zuerst) die neuen Richtungen und Bewegungen der Litteratur allgemein zum Siege gelangt. Die Poesie tritt in den Hintergrund, Gelehrsamkeit beherrscht alle Gebiete und neue Formen (Prosa, Drama) finden allgemeinen Beifall.

Der bedeutendste Dichter, der zur Zeit der Luxemburger in Böhmen weilte, ist Heinrich von Mügeln. Er kam noch unter der Regierung König Johanns von Luxemburg nach Prag und stand am Hofe Karls IV. in hohen Ehren, bis ihn 1358 Rudolf der Stifter nach Wien zog. Er gleicht als Lyriker viel mehr den späteren Meistersingern, die ihn als einen der Begründer ihrer holdseligen Kunst verehrten, als den ritterlichen Sängern. Gekünstelt ist bei ihm die Form, voll Gelehrsamkeit der Inhalt. Der lehrhaften Richtung der Kunst entspricht es

auch, daß er die Fabel eifrig pflegte. Sein Hauptwerk, das in Böhmen verfaßt und Karl IV. gewidmet wurde, ist „Der Meide Kranz". Als „Meide" treten da 12 Wissenschaften auf, die um den Vorrang streiten. Die „Herrscherin Natur" versammelt die Tugenden in ihrem Palast und die Theologie wird gekrönt. Doch muß dann noch entschieden werden, woher die Tugenden stammen; sie stammen nicht von der Natur, sondern von Gott. Im Gewande der dichterischen Allegorie wird also hier allerlei gelehrte Weisheit ausgebreitet.

Geht das Streben vorwiegend oder ausschließlich auf das Reale, Praktische und Nützliche, dann treten von selbst auch die Verse zurück und das Prosaische bedient sich der Prosa oder schafft sich eine. Johann von Neumarkt, der bedeutendste Schriftsteller in der Umgebung Karls IV., ist für die deutsche Litteraturgeschichte nur als Prosaiker von Bedeutung. Er stammte aus Neumarkt in Schlesien, kam 1347 in die Dienste Karls IV., wurde 1353 Bischof von Leitomischl, 1364 Bischof von Olmütz. Von 1353 bis 1374 war er Kanzler des Kaisers; gestorben ist er 1380. Als Bischof von Leitomischl übersetzte er im Auftrag des Kaisers die „Soliloquia" des heiligen Augustin unter dem Titel „Puech der liebchosung"; als Bischof von Olmütz übersetzte er dann das Leben des heiligen Hieronymus nach Briefen, die fälschlich dem heiligen Eusebius, Augustinus und Cyrillus zugeschrieben wurden. Uns ist diese Uebersetzung fast nur durch die Sprache interessant, aber seinerzeit wurde sie viel gelesen, wie schon die vielen Handschriften zeigen, die uns erhalten sind; sie wurde auch ins Niederdeutsche umgeschrieben und in dieser Form und in einer holländischen Uebersetzung auch früh gedruckt. Neben diesen Uebersetzungen sind uns auch deutsche Gebete von Johann von Neumarkt überliefert. Er schätzt zwar auch die deutsche Dichtkunst, und wir hören gelegentlich, daß er die Gedichte Frauenlobs genau kennt, aber seine eigenen (geistlichen) Gedichte sind lateinisch. Doch wieder ist seine lateinische Prosa wichtiger als seine lateinischen Verse. Als Kanzler des Kaisers begleitete er diesen auf seinen Reisen, war mit ihm zweimal in Italien und verkehrte dort mit vielen bedeutenden Männern, darunter mit Petrarca, der 1356 selbst in Prag war, wie vorher schon Cola di Rienzi hier geweilt hatte. Diesen Män-

nern war eben ein neues Licht für die Herrlichkeit der antiken Welt aufgegangen und von diesem Lichte drangen die Strahlen sofort auch in das Böhmen Karls IV. Sein Kanzler wandte sich ihnen begeistert zu. Er ist der wichtigste Träger und Verbreiter der neuen Ideen des erwachenden Humanismus diesseits der Alpen. Er schwärmt für Schönheit der Darstellung, strebt in seinen lateinischen Schriftstücken in jeder Weise nach Feinheit und Schmuck des Ausdrucks, welches Streben ihn freilich auch zu Weitschweifigkeit und Ueberladung verleitet, wohin ja auch später die Rhetoren und Poeten so oft gerieten, die den Alten nacheiferten. Die weitschweifigen, faltenreichen lateinischen Perioden wirkten dann zurück auf den deutschen Kanzleistil. Schon in jener Zeit, in der eben erst die deutschen Urkunden häufiger zu werden beginnen, ist der Einfluß merkbar.

Neben den Werken in deutscher Sprache wären auch von anderen deutschen Männern in Böhmen lateinische Schriften zu erwähnen. Wenigstens das mit Versen geschmückte Geschichtswerk des Peter von Zittau, Abtes von Königsaal bei Prag, mag hier genannt sein. Die Wissenschaft wurde im XIV. Jahrhundert noch ausschließlich in lateinischer Sprache überliefert, und die (1348) neu gegründete Universität in Prag, die älteste im Bereiche des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, bewegte sich in den Bahnen der Scholastik und verhielt sich humanistischen Einflüssen auf lange gänzlich unzugänglich. Doch finden wir die hergebrachte geistliche Dichtung in lateinischer Sprache nicht bloß durch Johann von Neumarkt vertreten, und sogar das weltliche lateinische Lied in der Form der Vagantenpoesie hat in Böhmen seine Pflege gefunden. Bald treten neben diese die neuen humanistischen Dichtungen. — Von hergebrachten Formen deutscher Dichtung wird nur das geistliche Lied fortgesetzt gepflegt. Eine Reihe von Marienliedern ist erhalten. Auch ein ausführliches Marienlob (400 Verse) ist uns aus dem XIV. Jahrhundert von einem „grauen Mönch" (d. h. Cisterzienser) aus Pomuk (Nepomuk) überliefert; der Dichter nennt es „Das Blümel". Nicolaus von Kosel, der sich 1414—1421 als Franziskaner in Tschaslau aufhielt, hat dort in einem Buche lateinische, tschechische und auch einige deutsche Lieder zusammengeschrieben.

Am Hofe Karls IV. war die deutsche Sprache überwiegend, wie uns ausdrücklich überliefert wird. Eine Reihe von Rechtsdenkmälern, auch das Buch der Prager Malerzeche, die 1348 gegründet wurde und anfangs nur deutsche Mitglieder hatte, zeugen von der Bedeutung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben Böhmens in jener Zeit. Dem größeren Bildungsbedürfnis, wohl zunächst der Bürger der deutschen Städte, kamen Uebersetzungen entgegen. Die tschechische Chronik des sogenannten Dalimil ist einmal in Versen, später noch einmal in Prosa übersetzt worden. Bei der großen religiösen Bewegung, die sich in Böhmen vorbereitete, ging das Streben hauptsächlich auf Uebersetzung der Bibel. Wiederholt wurde diese unternommen, und wenn wir von Heinrich von Mügeln, der die Erklärung zu den Psalmen von Nicolaus von Lyra übersetzte, absehen, so sind die Namen der Uebersetzer der hl. Schriften in dieser Zeit alle unbekannt; es müssen aber Männer von bedeutenden Kenntnissen und großer Willenskraft gewesen sein. So wagte sich schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts ein Unbekannter an die Uebersetzung der ganzen Bibel. Im Kloster Tepl ist eine Handschrift des Neuen Testaments („Die Schrift des newen Gezeuges") aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts aufbewahrt, die uns zeigt, wie Schreiber und Korrektoren immer wieder den Ausdruck zu verbessern, veraltete Ausdrücke zu ersetzen suchen. Dieselbe Uebersetzung ist uns aber auch in anderen Handschriften erhalten, sie ist dann später gedruckt worden und wurde dadurch seit 1466 in vielen Auflagen in ganz Deutschland verbreitet. In Böhmen wurde im XIV. Jahrhundert noch ein zweites Mal die Uebersetzung der hl. Schrift in Angriff genommen. Martin Rotlöw, einer der reichsten Prager Bürger der Zeit († 1392), der sich die Verbreitung der Bibel vielfach angelegen sein ließ, veranlaßte diese Uebersetzung, die besser ist als jene frühere, aber nicht vollendet wurde. Von dieser Uebersetzung ist eine Handschrift von besonderer Pracht für König Wenzel IV. angefertigt worden, die unter dem Namen Wenzelsbibel den Kunsthistorikern wohlbekannt ist. Sie besteht aus sechs mächtigen Foliobänden, die in der k. u. k. Hofbibliothek in Wien aufbewahrt werden. Weder Schreiber noch Maler sind mit ihrer Arbeit zu Ende gekommen. — Neben solchen großen Unter-

nehmungen stehen die Uebersetzungen einzelner Teile der Bibel. Weniges davon ist erhalten. Karl IV. erließ 1369 ein Verbot gegen ketzerische Bücher und den Laien wurde untersagt, deutsche Bücher über die hl. Schrift zu gebrauchen. Später wurden massenhaft Bücher verbrannt, die ketzerisch waren oder schienen.

Auch gegen die geistlichen Spiele wurden Verbote gerichtet. Die Anfänge dramatischer Darstellung einzelner Ereignisse der heiligen Geschichte waren rein kirchlich. Geistliche stellten alle Personen dar; die Gespräche waren nur lateinisch. Bald nahmen Laien an den Aufführungen teil und damit drang auch die deutsche Sprache hier ein. Dann löste sich die dramatische Aufführung von der Kirche los, und es finden sich immer mehr nicht-biblische Elemente. Die Bürgerschaft der Städte wurde Träger dieser Dichtung und Aufführung. Schon im XIV. Jahrhundert fanden solche Aufführungen auch in Böhmen statt. Erhalten ist uns freilich nur wenig, darunter mehrere „Marienklagen". Erst aus dem XV. Jahrhundert haben wir das große „Egerer Fronleichnamsspiel", das den Text zu Aufführungen für 3 Tage bietet und die ganze heilige Geschichte umfaßt. Es ist nicht das Werk eines Dichters, sondern Vereinigung, Umarbeitung, Erweiterung einer Reihe von volkstümlich gewordenen Bruchstücken, wie das auch bei anderen Passionen und Osterspielen der Fall ist. Immer noch hatte das „geistliche Bürgerspiel" in den Städten seinen Sitz. Erst später, im XVII. Jahrhundert, zog es sich (wie das Volkslied) zu den Bauern auf die Dörfer zurück; dort hat es sich in Ueberresten und Umformungen bis in unser Jahrhundert erhalten. Viele volkstümlich überlieferte Hirtenlieder, die zu Weihnachtsspielen gehören, Dreikönigslieder, dann wieder die dramatisch gehaltenen Streitgedichte zwischen Sommer und Winter reichen in alte Zeit hinauf. Gegen die Sitte des „Todaustragens" wurden schon im XIV. Jahrhundert (1366 und 1384) vom Prager Erzbischof Verbote erlassen, aber die Sitte hat sich trotzdem mit den bestimmten Versen an vielen Orten bis heute erhalten. Ebenso haben sich die dramatisch gehaltenen Handwerksbräuche und Sprüche, Festzüge der Zünfte (wie der Müller in Eger) mit allerlei Mummenschanz zur Fastnachtzeit lange erhalten.

Dem Drama nähert sich der Anlage nach das bedeutendste

selbständige Schriftwerk, das noch im XIV. Jahrhundert in Böhmen entstanden ist: der „Ackermann aus Böhmen". Es ist dies ein Streitgespräch zwischen dem „Ackermann" und dem Tode. Jener hat durch den Tod seine geliebte Frau, die Mutter seiner Kinder, verloren und klagt den Tod deshalb an. Dieser verteidigt sich: neuerdings folgen Anklagen seitens des Witwers und wieder entgegnet der Tod; so Kapitel für Kapitel. Die höchsten Fragen des Lebens kommen zur Sprache, mit Geist und Scharfsinn wird der Streit geführt, aber die Streitenden können sich nicht einigen, Gott selbst muß den Streit schlichten. Er giebt dem Tode Recht: der menschliche Leib verfällt mit Recht dem Tode, der Geist aber kehrt zu Gott zurück. So schließt der Ackermann mit einem Gebete: Gott möge die Seele der Verstorbenen aufnehmen in sein Reich zu den überseligen Geistern. Von dem Verfasser wissen wir mit Sicherheit nur, daß er Johann hieß und in Saaz in Böhmen lebte. Vielleicht war sein Familienname Ackermann. Denn er sagt, er sei genannt ein Ackermann, doch sein Pflug sei von der Kleidung der Vögel, d. h. also, er arbeitete mit der Feder, er war ein Gelehrter. Davon zeugt denn auch sein Werk. Es verrät Kenntnis der klassischen Schriften und deutschen Sage und Dichtung. Gervinus hat das Werk mit Recht „das vollkommenste Stück Prosa in unserer älteren Litteratur" genannt. Bezüglich des Stoffes mag daran erinnert sein, daß Gespräche mit dem Tode in älterer Zeit öfter begegnen, so in den „Totentänzen"; in einem Drama aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts („Tanaweschel") wird eine Krankheit angeklagt und verurteilt; Gerichtsscenen sind in den dramatischen Stücken der Zeit auch sonst nicht selten. So mußten die verschiedenen Umstände zusammenwirken, um dieses schöne Büchlein entstehen zu lassen. Es ist 1399 vollendet und bis 1547 elfmal gedruckt worden, darunter einmal auch in niederdeutscher Sprache. Wenn wir aus der Folgezeit nichts Aehnliches mehr zu nennen haben, so erklären das die Stürme der Hussitenkriege, die bald nachher Böhmen verwüsteten. Nur volkstümliche Dichtungen haben diese überdauert; von kunstmäßiger deutscher Dichtung sind bloß einzelne religiöse Lieder auch aus dem XV. Jahrhundert aus Böhmen überliefert.

Aber was in Böhmen im XIV. Jahrhundert seinen Anfang

genommen, wirkte fort „im Reich" auch in der Folgezeit. Das gilt vor allem von der Ausbildung der deutschen Prosa. In Böhmen unter den Luxemburgern bildete sich zuerst eine Form der Sprache aus, die, auf mitteldeutscher Grundlage beruhend, doch starke Beeinflussung durch die baierisch-österreichische Mundart zeigt, wie schon in der Zerdehnung der alten Längen i und u in ei und au. Wir können in den Schriften und Dichtungen eine Zeitlang ein gewisses Schwanken bezüglich der Sprachformen beobachten, eine Festsetzung der Sprache zeigt sich dann in den Ausführungen der kaiserlichen Kanzlei und diese *Kanzleisprache der Luxemburger* verbreitete sich von Prag aus in die Kanzleien der Fürsten und Herren und Städte des Reiches. Besonders wichtig wurden in der Folgezeit die Kanzleien der Habsburger und der sächsischen Fürsten. Die Erfindung des Buchdruckes förderte die Bestrebungen auf Festsetzung einer deutschen Gemeinsprache und Luthers Bibelübersetzung verhalf dem „gemeinen Deutsch" zur allgemeinen Anerkennung. Seither vereinigt diese Sprache alle deutschen Stämme, da sie überall im Süden wie im Norden geschrieben und gedruckt, verstanden und gesprochen wird. Wer aber der Geschichte dieser Sprache nachgeht, die unsere großen Dichter und Denker gebraucht haben und gebrauchen, der wird zurückgeführt in das Prag der Luxemburger.

Aehnlich ist es mit den humanistischen Bestrebungen. Der Hof- und Kanzleihumanismus unter Karl IV. in Böhmen fand in den folgenden Jahrhunderten außerhalb Böhmens weitere Verbreitung. Auch dafür ist nach den Luxemburgern die Kanzlei der Habsburger von großer Bedeutung geworden, da Enea Silvio, „der Apostel und Missionär des Humanismus in Deutschland", 1443—1455 Protonotar und Geheimschreiber Friedrichs IV. war. Wie einst Johann von Neumarkt wirkte auch Enea Silvio zunächst auf die Kanzleien ein. Auch mit dem Kanzler Kaspar Schlick stand er in Verbindung und kam auch selbst nach Böhmen, dessen Geschichte er schrieb. Schon 1444 konnte der Stadtschreiber von Prag, Johann Tuskon, über das große Ansehen berichten, dessen sich Enea Silvio hier erfreute. Wir finden dann in Böhmen den „Humanismus der vornehmeren Herren", dessen glänzendster Vertreter *Bohuslaus Lob-*

kowitz von Hassenstein ist. Geboren 1462, studierte er in Italien, machte große Reisen und lebte später zumeist auf seiner Burg Hassenstein im Erzgebirge dem Studium der Alten und der Dichtkunst und sammelte eine der wertvollsten Bibliotheken seiner Zeit. Mit vielen bedeutenden Männern führte er einen ausgebreiteten Briefwechsel und genoß bei allen das höchste Ansehen und allgemeine Bewunderung. Er bekannte sich selbst als Deutscher (Ego certe me Germanum esse et profiteor et glorior), liebte sein Vaterland Böhmen und beklagte die politischen und religiösen Wirren des Landes. Gestorben ist er 1510, beklagt von Deutschen und Tschechen. Letztere nahmen ihn früh als einen der Ihren in Anspruch und er lebte auch in Freundschaft mit vielen Tschechen. Der Humanismus ließ seinem Wesen nach nationale Einseitigkeit zurücktreten, das internationale Latein machte den Verkehr zwischen den Angehörigen verschiedener Völker leicht und so finden wir auch in Böhmen in den Humanistenkreisen die nationale Gegnerschaft verschwunden oder doch gemildert. Lateinische Gedichte wurden im XV. und XVI. Jahrhundert auch in Böhmen in großer Zahl hergestellt, wenige solcher Poeten überragen das Mittelmaß. Es mag Georg Handsch aus Böhmisch-Leipa genannt sein (geboren 1529, seit 1568 Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand von Tirol), der meist lateinisch, aber auch deutsch schrieb, und Kaspar Bruschius (geboren 1518 in Schlaggenwald, gestorben 1557), der in Böhmen die Art jener Humanisten vertritt, die die Fesseln keines Dienstes lange ertragen, rastlos von Ort zu Ort wandern, nirgends Ruhe finden, in den verschiedensten Gebieten des Wissens sich bewegen, wetterwendisch bis zur Charakterlosigkeit erscheinen. Besonders wertvoll sind einige seiner geographisch-historischen Werke. Unter den Schulmännern ragt Paul Niavis (Schneevogel, geboren um 1460 in Eger) hervor. Er lebte meist in Sachsen und ist berühmt geworden durch seine Schülergespräche, die praktische Anleitung zum Erlernen des Lateins boten und viele Nachahmungen fanden. Sie haben für uns kulturhistorischen Wert.

Wenn diese und andere gelehrten Humanisten, die in Böhmen geboren waren, ihr Leben zumeist in Deutschland verbrachten, so sind umgekehrt die ersten Vertreter der deutschen Litte-

ratur des XVI. Jahrhunderts aus Deutschland in Böhmen eingewandert und haben hier eine neue Heimat gefunden: Michael Weisse aus Neisse in Schlesien, Matheſius aus Rochlitz, Nikolaus Herman aus Altdorf bei Nürnberg.

Michael Weisse schloß sich der Gemeinde der böhmischen Brüder an und wurde 1531 Vorsteher der (deutschen) Gemeinde in Landskron. In den deutschen Brüdergemeinschaften war schon lange der Wunsch nach deutschen Kirchenliedern rege; Weisse kam diesem entgegen und dichtete eine große Zahl solcher Lieder. 1531 erschien in Jungbunzlau das neue Gesangbuch mit 157 Liedern im Druck. Ein Teil dieser Lieder ist abhängig von lateinischen, ein anderer (20 oder 21 Lieder) von tschechischen Gesängen, nur wenige davon sind übersetzt. Weisse kannte aber auch Luthers und andere deutsche Kirchenlieder und es ist ganz falsch, wenn man ihn bloß als Uebersetzer tschechischer Lieder bezeichnet hat. Er scheint auch nach dem ersten Druck des Liederbuches noch neue Lieder gedichtet zu haben, die dann in die späteren Auflagen des Brüder-Gesangbuches Aufnahme fanden, in denen aber wieder manche Lieder Weisses weggelassen oder doch (wegen Abweichungen in der Lehre der Brüder) stark geändert wurden. — Michael Weisse starb 1534. Sein Gesangbuch ist frühzeitig auch in Deutschland nachgedruckt worden. Luther, der Weisse einen vortrefflichen deutschen Poeten nannte, hat 11 Lieder von ihm in sein Gesangbuch aufgenommen und viele protestantische Gesangbücher enthalten Lieder Weisses, mindestens das eine: „Nun laßt uns den Leib begraben".

Luthers Lehre fand im nördlichen und westlichen Böhmen die rascheste Verbreitung. Das Erzgebirge spendete damals den reichsten Bergsegen und die lohnende Arbeit zog viele Ansiedler herbei. Am schnellsten und schönsten blühte Joachimsthal empor. In diese Stadt muß bald nach ihrer Gründung (1516) Nikolaus Herman gekommen sein, der Hauptvertreter des protestantischen Kirchenliedes in Böhmen, zugleich einer der bedeutendsten Liederdichter der Zeit. Er lebte und wirkte in der Bergstadt als Kantor und starb 1561. In seiner Jugend trat er als Vorkämpfer des Protestantismus auf mit der Schrift: „Ain Mandat Jesu Christi an alle getreuen Christen", das 1524 im Druck erschien und in demselben Jahre achtmal und später noch

oft gedruckt wurde. Die meisten seiner Lieder dichtete er erst im Alter. Er wandte sich mit diesen zumeist an die Kinder. Er meinte, wenn sie den Inhalt der heiligen Geschichte in schönen Versen und Weisen singen lernten, so würden sie sie um so lieber und besser behalten. Auch soll das junge Volk an christliche Lieder gewöhnt werden, damit es „nicht an leichtfertige geraten möchte". Der Text seiner Lieder schließt sich zumeist an die Bibel an. Er kennt das Volkslied und er eifert im Ausdruck diesem oft glücklich nach. So sind manche Lieder sehr beliebt geworden, eines, ein Hochzeitslied, hat sich sogar bis in unsere Zeit im Volke erhalten. Auch den kindlichen Ton hat Nikolaus Herman ausgezeichnet getroffen. Dazu hat er, wie die alten Sänger, zu seinen Texten auch oft die Weise erfunden, war ja Musik sein Lebensberuf. Mathesius, sein gleichstrebender Freund, hat mit Recht von ihm gerühmt, er sei „ein guter Musicus" gewesen, „der viel gute Choräle und deutsche Lieder gemacht".

Johannes Mathesius war 1504 in Rochlitz geboren. Er studierte in Ingolstadt, später in Wittenberg, kam nach Joachimsthal zuerst als Leiter der Lateinschule, ging 1540 nochmals nach Wittenberg, um seine theologischen Studien fortzusetzen und verkehrte dort viel mit Luther. Durch eigene Abgesandte der Bergstadt zurückgerufen, wirkte er nun von 1542 an ununterbrochen, seit 1545 als Pastor, in Joachimsthal bis zu seinem Tode 1565. Er war einer der bedeutendsten Prediger seiner Zeit. Fast 1500 Predigten sind von ihm erhalten und in verschiedenen Sammlungen gedruckt. Die berühmteste ist darunter seine „Sarepta oder Bergpostill, darin von allerley Bergwerk und Metallen, was ihr Eigenschaft und Natur und wie sie zu nutz und gut gemacht, guter bericht gegeben". Sie ist zuerst 1562 erschienen; als Anhang zu den 16 Predigten, die die „Bergpostill" bilden, ist eine Chronik von Joachimsthal beigegeben. Eine andere Reihe von Predigten, die er in Joachimsthal gehalten hat, behandelt das Leben Luthers und sie bilden zusammen die erste Biographie Luthers (abgeschlossen 1565). Dann erschienen von ihm „Leichpredigten", „Hochzeitspredigten", mehrere Postillen u. a. Diese Predigten sind immer wieder neu aufgelegt worden und schon dies zeigt von ihrem

Ansehen und ihrer Verbreitung. Auch Mathesius war ein Freund des Gesanges und der Musik. Auch von ihm besitzen wir eine Reihe von geistlichen Liedern, Wiegenlieder u. a.

Auch von anderen protestantischen Pfarrherren wurden mancherlei Predigten gedruckt. Eine ganze Sammlung erschien auch von Johann Habermann (Avenarius) aus Eger (geb. 1516, † 1590), der vor allem durch ein Gebetbuch berühmt geworden ist, das unter dem Titel „Christliche Gebete für allerlei Noth und Stände der ganzen Christenheit" zuerst 1567 gedruckt wurde, als Avenarius Pfarrer in Falkenau war. Das Gebetbuch wurde unzählige Male gedruckt, in viele Sprachen übersetzt, in Verse gebracht, sogar mit Melodien begleitet. Viel benützt bis in die Gegenwart wird es als „vielleicht das gelesenste Buch der evangelischen Christenheit" bezeichnet.

Die Zahl der Dichter von geistlichen Liedern ist nicht auf die schon genannten beschränkt. Auch Kaspar Frank († 1579), der Nachfolger des Mathesius in Joachimsthal, hat geistliche Lieder gedichtet, ebenso Erasmus Winter, der auch ein Schüler des Mathesius war, dann Georg Spindler, Pfarrer in Schlackenwert, Michael Winkler, Prediger auf der Kleinseite in Prag, und Christoph Hosman von Elbogen. Von Martin Berthold ist ein „Hausliedlein zu singen in Donner und Ungewitter" erhalten und auch eine Dichterin, Katharina Juncker, gesellt sich zu diesen Dichtern. Auch katholische Liederdichter fehlten nicht. Christoph Hecyrus, sonst Schweher, trat gleich mit einer ganzen Sammlung solcher hervor. Er war in Krumau geboren, lebte seit 1541 in Budweis zuerst als Vorsteher der Lateinschule, dann als Stadtschreiber, endlich als Pfarrer; und als er seine „Christlichen Gebet und Gesäng auf die heilige Zeit und Feiertage über das ganze Jahr" 1581 herausgab, nennt er sich „Pastor der katholischen Pfarrkirchen der königlichen Stadt Kaaden".

Der Meistergesang ist in Böhmen nur durch Georg Brentel von Elbogen vertreten, der zwei Gedichte „in Frauenlobs spätem Ton" 1547 drucken ließ. Auch er verfolgt natürlich lehrhafte Absichten.

Daß das weltliche Volkslied auch in Böhmen im XVI. Jahrhundert vielfach gepflegt wurde, ist fast selbstver-

ständlich. Nikolaus Hermans Dichtung ist durch das Volkslied beeinflußt, das er doch wieder durch seine christlichen Gesänge einschränken will. In derselben Absicht sind die geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder entstanden. Nach der Natur des Volksliedes ist es nur in den seltensten Fällen möglich, zu bestimmen, wo ein bestimmtes Lied zum ersten Mal erklungen ist. Nur wenn örtliche Beziehungen vorliegen, sei es im Inhalt oder in den Angaben über den Verfasser, können wir den Ursprung erkennen. So müssen die Lieder, die als „Bergreihen" gesammelt und gedruckt wurden, im Erzgebirge nicht nur bekannt gewesen, ein Teil muß hier entstanden sein. Diese Bergreihen sind nach Inhalt und Ausführung sehr verschieden. Eine große Zahl Liebeslieder ist darunter, andere sind erzählender Art; viele sind allgemein gehalten, andere besingen ganz bestimmte Ereignisse oder preisen die Thätigkeit des Bergmanns und einzelne Bergwerke und Bergstädte. Das Himmelreich selbst wird einmal als das reichste Bergwerk besungen und dann tritt uns wieder die Ueppigkeit des Welttreibens entgegen. — Die Lieder zum Preise einzelner Bergwerke berühren sich mit der gelehrten „Städtedichtung", die zuerst lateinisch, dann auch deutsch auftritt; das historische Volkslied mit der bänkelsängerischen Verherrlichung einzelner wunderbarlicher Ereignisse und festlicher Unternehmungen. Bleiben die Verfasser des Volksliedes unbekannt, da sie aussprechen, was alle bewegt, so nennen sich die Verfasser solcher Reimereien zum „Ruhme" einzelner Herren oder Städte recht geflissentlich, denn ihnen ist es um klingenden Lohn zu thun. So haben wir Gedichte, die von Brand, von Mordthat, von „erschrecklicher Wassernoth" berichten, dann ausführliche Schilderung von Schützenfesten, in denen noch ein Nachklang ritterlicher Dichtung insofern zu erkennen ist, als die Ausdrücke vom ritterlichen Turnier auf die Thaten der Bürger mit der Armbrust bei festlichem Zusammenlauf übertragen sind. Die Lobpreisung solcher Aufzüge und Festvorgänge in Versen muß immerhin geschätzt gewesen sein, denn es machte mancher „Dichter" weite Reisen zu solchen Festen in Anhoffung entsprechenden Gewinns. Als Vertreter dieser Art mag Benedict Edelbeck aus Budweis genannt sein, der sich Trabant, später Pritschmeister des Erzherzogs Fer-

dinand von Tirol nennt. Er widmet dem Erzherzog 1588 eine „Comedie von der freudenreichen Geburt Jesu Christi", welche Arbeit ihn aber nicht von der Dürftigkeit befreite, trotzdem er sie später nochmals dem Kaiser Maximilian und ein drittes Mal dem Erzherzog Karl widmete. Er lebte weiter als Siebmacher in Budweis und zog von da 1574 nach Zwickau zum Festschießen, das er dann besang. In der Suche nach einem Drucker und um die Bewilligung zum Drucke zu erhalten, zog er nach Dresden und kam hier wieder zu einem festlichen Schießen; es wird ihm das Glück zu teil, die Zweckfahne tragen zu dürfen, und so konnte er alle Vorgänge genau sehen und er hat dann seine dichterische Arbeit „dem Fürsten und Herrscher Augusto Hertzogen zu Sachsen" gewidmet, sie ist aber nicht gedruckt worden. Kaiser Maximilian und Rudolf II. haben ihm später wiederholt Gnadengaben bewilligt. Solche Kunst ist auch „zum Erbarmen".

Als Bearbeiter eines biblischen Stoffes in einer „Comödia" steht Edelbeck in einer großen Reihe Gleichstrebender. Er schließt sich noch teilweise an die volkstümlichen Weihnachtsspiele an. Doch zeigt sich auch bei ihm der Einfluß des humanistischen Schuldramas, dessen Ansehen ja allgemein das „geistliche Bürgerspiel" überstrahlte und in den Schatten drängte. In den Schulen wurden die alten klassischen Stücke selbst, Terentius voran, aufgeführt, man wagte sich später sogar auch an die griechischen Dramen. Frühzeitig wurden auch lateinische Dramen für die Aktionen der Schule gedichtet und dazu wählte man zumeist biblische oder legendarische Stoffe, oder griff, dem lehrhaften Zweck entsprechend, zu allegorischen Darstellungen. Protestanten und Katholiken eiferten um die Wette auf diesem Gebiete; Luther und Melanchthon hatten die Dramen und insbesondere die Bearbeitung biblischer Stoffe empfohlen, später haben die Jesuiten auf die glanzvollste Ausgestaltung der Stücke größten Eifer verwendet. Auch war die Freude und Teilnahme für die Aufführungen im Volke allgemein. Leiter der Spiele waren wohl zumeist die Schulmeister, die für ihre Mühe vom Stadtrat eine „Verehrung" erwarteten und erhielten, die Spieler zunächst die großen Schüler, aber nicht selten nahm auch die Bürgerschaft thätig an der Aufführung teil. Diese fand statt auf dem Marktplatz

oder im Rathaus oder etwa im Schloß (wie zuweilen in Eger und Trautenau), manchmal auch in einem Privathause; geistliche Dramen wurden vom Schulmeister und den Kindern oder (ein andermal) von Bürgern und Schülern auch noch in der Kirche aufgeführt. Natürlich herrschte außerhalb des Kreises der Schule in den Stücken ausschließlich die Volkssprache.

Einer der ersten Bearbeiter biblischer Stoffe in dramatischer Form ist Johannes Krüginger, geboren in Joachimsthal, gestorben 1571. Er verfaßte eine „Comoedia von dem reichen Mann und armen Lazaro" und eine „Tragoedia von Herode und Joanne dem Tauffer". Der Stadtarzt von Joachimsthal, Balthasar Klein († 1560), brachte die Geschichte von Jona dem Propheten in dramatische Form. Mathias Meissner, geboren 1543 in Gabel, seit 1566 Rektor der Schule in Komotau, schrieb eine „Historica Tragoedia", „Ein neu Biblisches Spil von dem erschröcklichen Untergang Sodom und Gomorra", das 1580 gedruckt und sogar ins Tschechische übersetzt wurde. Es umfaßt so ziemlich die ganze Lebensgeschichte Abrahams. Daniel Betulius (Birkner), der Großvater des Dichters Sigmund von Birken (oder Betulius), schrieb als Kantor an der Lateinschule zu Eger ein „Gespiel von der Rebecca", das 1585 in Eger aufgeführt wurde. Hecyrus (Schweher) stellte „Die tröstliche Geschichte von Maria Magdalena" dar; der Verfasser eines Dramas vom „ägyptischen Josef" ist unbekannt.

Ein Dramatiker, der unter den Dichtern seiner Zeit hervorragt, ist Clemens Stephani von Buchau. Ueber den Gang seines Lebens sind wir nur unvollständig unterrichtet. Biblische Stoffe zu bearbeiten verschmähte er. Nach Hans Sachs dichtete er sein erstes Drama, von dem wir wissen: die „Historia von einer Königin auß Lamparten"; gemeint ist Rosamunda, die Gemahlin Alboins (Alkinus). Erschienen ist diese Tragödia 1551. Vielleicht ist erst in dieser Zeit in dem Dichter das Streben nach einer gelehrten Bildung erwacht, denn 1554 war er Student in Leipzig und er unternahm es nun, die in den Schulen so hoch gehaltenen klassischen Werke dem Volke zugänglich zu machen. Denn in demselben Jahre hat er die Uebersetzung der

Andria des Terenz vollendet und auch die des Eunuchus, die er in lateinischer Zuschrift dem Pfalzgrafen Otto Heinrich in Heidelberg übersendet; im Prolog versichert er: „Denn darumb wirs verdeutschet han, daß auch versteh der gemeine man", er verfolgte also keinerlei gelehrte Schulzwecke. Seit 1558 in Eger, errichtete er hier eine Druckerei und veranstaltete mehrere Sammlungen von Dichtungen in Kompositionen verschiedener Meister. Daß er Protestant war, zeigt seine „Geistliche Action": „Wie man des Teufels Listen entfliehen soll", aus dem Jahre 1568. Grundlage ist die Legende, nach welcher den Menschen im Tode alles verläßt und nur die guten Werke ihm folgen zum Richterstuhl Gottes. In der „Action" sind aber die guten Werke beseitigt und damit ist dem Drama von vornherein jede dramatische Entwickelung und Spannung benommen; Himmel und Hölle streiten sich um den sündigen Menschen, der sich um beide nicht kümmert, bis der Tod naht; da bereut er und ist gerechtfertigt allein durch den Glauben. In demselben Jahre erschien von Stephani auch die „Satyra oder Baurenspil von einer Mülnerin und ihren Pfarrherrn", dem der Schwank von dem fahrenden Schüler, der den Teufel bannt, zu Grunde liegt. — 1582 schilderte er in Versen die Schrecken einer Ueberschwemmung; im Jahre 1584 dichtete er ein Drama „Alexander im Pflug", das uns nicht erhalten ist. 1592 starb er in Eger.

Auch ein geschichtliches Ereignis der Zeit hat eine dramatische Bearbeitung gefunden, was im XVI. Jahrhundert kaum wieder begegnet. Herr Georg Popel von Lobkowitz wurde nämlich 1593 vom Kaiser Rudolf II. plötzlich aller Würden entsetzt und ins Gefängnis geworfen. Das Gerücht wußte zu berichten, daß er dem Kaiser nach dem Leben gestrebt habe, weil er selbst habe König von Böhmen werden wollen; dann haben alle Deutschen aus dem Lande vertrieben werden sollen. Der Kaiser habe auf der Jagd überfallen werden sollen, aber die Jagd sei abgesagt und der ganze Anschlag vereitelt worden. Nach solchen Gerüchten hat ein Unbekannter „Ein wunderseltzame Tragödia Von zweyen böhmischen Landherren, als der von Commethaw vnd der von dem Brixer Schloß" ausgeführt, ganz Gegner Georgs von Lobkowitz, ohne dichterische Gestaltungskraft. Aber sein Werk fand rasch große Verbreitung, denn es erlebte 1594 drei Auflagen.

Aus demselben Jahre 1594 stammt auch eine erzählende Dichtung, die mythologisch-allegorische Verherrlichung des Podagras („Ritterorden des Podagrischen Fluß") durch Georg Fleißner, Schönbergischen Hauptmann zu Schlackenwert. Dieses Thema ist in der gelehrten Welt jener Zeit in Anlehnung an noch ältere Dichtungen merkwürdig oft behandelt worden.

Je mehr wir uns dem XVII. Jahrhundert nähern und wie wir dasselbe erreichen, um so mehr nimmt der Einfluß der Fremde und die steife Gelehrsamkeit auch in deutschen Schriften zu, um so mehr tritt alles Volkstümliche zurück. Aufs deutlichste sehen wir diesen Wechsel in der Lyrik, der einzigen Gattung, von der wir noch einige Vertreter namhaft machen können. In den Sammlungen, die die Musiker am Hofe Rudolfs II. herausgaben, finden sich noch Volkslieder, aber immer ausschließlicher herrscht das kunstgemäße Gesellschaftslied. So bei dem Niederländer Jakob Regnart („Neue Teutsche Lieder" 1580), dem Italiener Gregorio Turini, Joachim Lange („Schöne neue weltliche Lieder", I. Teil, Prag 1606), Christoph Demantius (geboren 1567 in Reichenberg, gestorben 1643); wenigstens dieser hat auch selbst Texte zu seinen Weisen gemacht. Lange erhielt seine Texte „von ansehnlichen Frawen und Frewlein", die sie „selbst gemacht" haben — wenn sonst die Angabe des Titelblattes richtig ist. „Gemacht" ist wohl das bezeichnendste Wort für die meisten dieser Lieder, in denen zu Venus gefleht wird und andere Mythologie sich spreizt, die nicht Ausdruck des Gefühls, sondern kalte Nachahmung fremden Vorbildes, mehr oder minder geistreiches Spiel und endlich Reflexion enthalten. Die alamodischen Gesellschaftskreise liebten diese Lieder, die getragen waren von gefälligen Melodien. Dem gegenüber betonen dann deutschfühlende Männer den Wert des Heimischen, legen den Hauptwert auf den Text, werden die Gelehrsamkeit auch nicht los und ringen vergebens mit der Schwierigkeit der Form und liefern — Lieder zum Lesen, wie all die alten und neuen lateinischen Carmina auch nur gelesen wurden. Ein solcher Dichter ist Theobald Hoeck, dessen Gedichtsammlung als „Schönes Blumenfeldt" 1601 veröffentlicht wurde. Er war Sekretär des letzten der Rosenberge, und ist 1602 vom Kaiser geadelt worden — eine Auszeichnung, die den geänderten gesellschaft-

lichen Verhältnissen und Bildungsidealen gemäß nunmehr häufiger den Gelehrten und Dichtern zu teil wird, während sie noch kurz vorher ungekannt war. Ein Gelehrter muß aber nun jeder Dichter sein, wie Hoeck ausdrücklich sagt: „Niembt (niemand) sich auch billich ein Poeten nennet, Wer d' Griechisch vnd Lateinisch Sprach nit kennet." Und dabei klagt er über allzu großen Eifer der Deutschen, fremde Sprachen zu lernen. An sich sei das ja wohl gut, aber man könne doch „allerley Materi" ebenso wohl und artig deutsch ausdrücken wie „Wällisch und Frantzösisch". Die anderen Nationen pflegen und pflegten doch auch ihre Sprache, Ovidius und Maro haben „in der Mutter Zungen" gedichtet, warum sollen wir nicht „vnser Teutsche sprachen" brauchen und „Deutsches Carmen schreiben"? Das ist schwerer als in einer anderen Sprache. Man muß „die Pedes gleich so wohl scandiren, Den Dactilum vnd auch Spondeum zieren" und am Schluß der Verse müssen Reime stehen, „das in Lateiner Zungen Nit würdt erzwungen". Wer bloß auf den Reim sieht, der ist kein Teutscher Poet, der schmiedet bloß „ein hinckets Carmen Ohn Füß und Armen", er sollte lieber Holz hacken. Hoeck erscheint so durchaus als Vorläufer von Martin Opitz, auch darin, daß er auf die Geschichte der alten Deutschen hinweist und die ältesten deutschen Sprachdenkmäler rühmt, mögen auch seine Kenntnisse davon noch so unvollkommen gewesen sein. Er zeigt einen ernsten, männlichen Charakter, abgewandt dem Welttreiben, klagt und spottet über den Hofdienst und Herrendienst und sehnt sich nach Freiheit, die auf Erden nicht zu finden sei. Der Erfolg seiner Dichtungen scheint freilich sehr gering gewesen zu sein und doch sind die Grundsätze für die „deutsche Poeterei", die er 1601 vertritt, im Laufe des XVII. Jahrhunderts zur allgemeinen Anerkennung gekommen und so ist sein „Schönes Blumenfeldt" für die Litteraturgeschichte nicht unbedeutend.

Unter den gelehrten Dichtern kann auch Georg Bartold Pontanus von Breitenberg genannt werden, der freilich zumeist in Prosa und Versen der lateinischen Sprache sich bediente, gelegentlich aber der deutschen und tschechischen. Er starb als Dompropst in Prag 1616. Auch der Freiherr Joh. Bretislav Mislick von Hirschhof war ein Gelehrter und er zeigt sich in einigen an Rist gerichteten Gelegenheitsge-

dichten als gewandter Schäferdichter, und wohl noch manch anderer hat sich in den gerade beliebt gewordenen Dichtungsformen versucht, wie uns auch eine größere Zahl von Herren aus Böhmen als Mitglieder der Sprachgesellschaften begegnen. Hervorragend ist unter den Dichtern Sigmund von Birken (Betulius), der Nachfolger Harsdörffers als Oberhaupt der Pegnitzschäfer, hochgeehrt von Fürsten und Herren, auch angesungen und selbst in den Adelstand erhoben (1655), während er als Sohn des Predigers Daniel Betulius in Wildenstein bei Eger 1626 geboren war. Der Vater wurde nach der Geburt Siegmunds aus Böhmen vertrieben und dieser verbrachte sein ganzes Leben außerhalb Böhmens — es soll deshalb nicht eingehender seine Thätigkeit besprochen werden.

Die geschichtlichen Ereignisse hatten anfangs noch eine zwar wenig poetische, aber doch eine reiche litterarische Thätigkeit im Gefolge, auch die Kunde von anderen wirklichen und angeblichen merkwürdigen Vorkommnissen wurde als „neue Zeitung" in Vers oder Prosa verbreitet. Am meisten geschrieben und gereimt wurde über den „Winterkönig" und sein Geschick, das so sehr die Hoffnungen und Befürchtungen aufregte, befriedigte oder enttäuschte. Da erscheinen Lieder und Streitschriften in die Hunderte. Nach der Schlacht am Weißen Berge hört auch bald diese politische Dichtung auf. Dann wurde im Laufe der Zwanzigerjahre des Jahrhunderts die Gegenreformation im Lande durchgeführt; wie Daniel Betulius haben auch viele andere protestantische Pfarrer- und Lehrerfamilien das Land verlassen müssen, was zurückblieb, ist wieder katholisch geworden. Damit waren aber die hauptsächlichsten Träger der Litteratur des XVI. Jahrhunderts in Böhmen verschwunden und so schließt sich damit ein Abschnitt in der Geschichte dieser Litteratur. Nur was von katholischer Seite schon vorher begonnen war, wird fortgeführt, aber es findet nicht mehr oder nicht sogleich wieder den vollen Nachklang im Volke wie die protestantischen Schriften des XVI. Jahrhunderts. Im dreißigjährigen Krieg wurde das Land entvölkert, verödet, eine neue Bevölkerung mußte erst heranwachsen und sie brauchte lange, bis litterarische Interessen bei ihr allgemeiner sich regten. Zunächst sind wieder ausschließlich Geistliche — wie in den ältesten Zeiten — litterarisch

thätig, während „das Volk" sich an den altüberlieferten Gesängen und Versen und Bräuchen ergötzte.

Verschiedene Sammlungen von katholischen Kirchenliedern erschienen im Laufe des XVII. Jahrhunderts. Von Dichtern mag Valerius Schindel, Prämonstratenser in Tepl, und der Jesuit Bartholomäus Christelius genannt sein.

Besondere Pflege fand das Theater bei den Jesuiten. Sie hatten von den älteren Humanisten übernommen, theatralische Aufführungen als Erziehungsmittel zu gebrauchen, und überall, wo sie Kollegien und Schulen gründeten, sorgten sie auch für scenische Darstellungen. In ihren großen Niederlassungen waren prachtvolle Räume für diese erbaut, und wenn die „Jesuitenspiele" auch zunächst pädagogische, dann auch für die Zuschauer religiös-moralische Zwecke verfolgten, so dienten sie doch auch der Kunst. Der uralte Zusammenhang von Kunst und Religion ist hier wieder hergestellt, ja es findet sich auch der alte Zusammenhang aller Künste vereinigt zur Verherrlichung der Festzeiten und zur Erbauung und Erhebung des Gemütes. — In Prag fanden die ersten Vorstellungen im Kollegium zu St. Clemens 1560 statt; aufgeführt wurde die Comödia Euripi, ein allegorisches Stück verwandten Inhalts mit Stephanis „Geistlicher Action". Es wurde dann auch in Gegenwart des Erzherzogs Ferdinand und seines Hofstaates im größten Hofe der Prager Burg aufgeführt und von dem damaligen Rektor des Kollegiums Hoffer auch ins Deutsche übersetzt. Besonders großartige Aufführungen (ludi Caesarei) wurden dann 1617 und 1627 veranstaltet; im letzteren Jahr wurde zu Ehren der Krönung Ferdinands III. und Eleonorens ein „Constantinus" gegeben mit Göttern und Göttinnen, Teufeln und Magiern. Sonst gab man Stücke, die nach Inhalt und Form höchst verschieden waren. Bearbeitet wurden biblische Stoffe, Legenden, Sagen und Begebenheiten aus allen Teilen der Geschichte, mit Vorliebe Allegorien. Für die allmähliche Ausgestaltung der Spiele sind die Theoretiker des Ordens von besonderer Wichtigkeit, darunter Jakob Spanmüller, der sich nach seiner Vaterstadt Brüx Pontanus nannte (geboren 1542, gestorben 1626); seine Poeticarum institutionum libri III erschienen 1594. Die Sprache der Dramen war meist lateinisch, doch fanden auch deut-

sche (und tschechische) Aufführungen statt. Gespielt wurde, wenn nicht außerordentliche Ereignisse hindernd entgegentraten, alljährlich in den Schulen der Jesuiten in Prag und in anderen Städten und in Nacheiferung der Jesuiten auch in den Schulen anderer Orden, zunächst der Piaristen. — Diese „Kirchen- und Schulspiele" dauerten bis ins XVIII. Jahrhundert, wo sie wieder dem einfachen Schulaktus Platz machen. Die Schultheater sind die Vorläufer der ständigen Theater und sie wirkten auf alle Schichten des Volkes mittel- und unmittelbar ein, mittelbar durch die Geistlichen, die nach ihrem Vorbilde die alten volkstümlichen Aufführungen, wie sie sich in entlegenen Gegenden erhalten hatten, umgestalteten. —

Daneben wurden die alten „Volksbücher" immer wieder gekauft und gelesen, und der Schatz der Lieder und Sprüche und Gebräuche vererbte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Ging manches Lied verloren, so kamen auch neue hinzu, darunter neue Kriegs- und Soldatenlieder, während die Erinnerung an die Ereignisse vor dem „Schwedenkriege" schwindet. Während und nach dem dreißigjährigen Kriege sind ja in Böhmen noch große Verschiebungen in der Bevölkerung erfolgt. Neue Einwanderer sind ins Land gekommen; erst seit dieser Zeit sind die Sprachgrenzen im ganzen dieselben wie jetzt; erst seit dieser Zeit haben die einzelnen Mundarten ihr heutiges Gebiet.

Von gelehrten Schriften ist auch im XVII. und XVIII. Jahrhundert manche in Böhmen entstanden, einzelne Chronisten waren auch in dieser Zeit fleißig. Einen regeren Aufschwung nahm die Litteratur aber erst wieder um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

II. Die neuere Litteratur (1750—1850).

Von

Professor Dr. Alfred Klaar.

Vor 107 Jahren erschien in „Prag und Leipzig" — dieser für den notwendigen Anschluß an das allgemeine deutsche Geistesleben bezeichnende Vermerk ist noch heute vielfach üblich für Prager Litteraturprodukte — ein schmales Heft in Oktavformat,

das man ohne Zwang als den Beginn der neueren deutschen Litteratur in Böhmen bezeichnen kann. Das Heft trug das Bild und den Namen Apollos, der Verleger war Albrecht & Co., der Herausgeber hieß August Gottlieb Meißner. Ueberaus charakteristisch ist die Einleitung des Herausgebers; der Geist des Rokoko lächelt geziert und anspruchsvoll aus ihr hervor. Nichts liegt unserem litterarischen Gründer mehr am Herzen, als seinen Titel, seinen „Apollo" zu rechtfertigen. Der Sonnengott möge den Tag heraufführen über alle, welche an der Zeitschrift mitarbeiten und welche sie lesen, an denjenigen aber, welche gar nicht hören oder zu leise hören, möge er die Strafe des Midas vollziehen. Man sieht, sie waren etwas heftig, die neuen Publizisten vor hundert Jahren. Die Sache war indes nicht so grausam gemeint und die Leser ließen es nicht darauf ankommen. Die Monatsschrift Meißners erhielt sich freilich nur kurze Zeit, aber sie fand willige Aufmerksamkeit. Weniger wegen der verschiedenen Würden Apollos, oder wegen der angedrohten Midasstrafe als aus einem anderen Grunde, den der wunderliche Rokokostil der Einleitung nur ganz beiläufig erwähnt: weil sie „die erste belletristische Zeitschrift in Böhmen" war. Sie war also etwas, was man bis dahin an Ort und Stelle nicht gekannt hatte. Denn Böhmen hatte damals nicht nur außer seiner offiziellen „Oberpostamtszeitung" keine selbständige Zeitschrift, es hatte auch die vielen anderen „teutschen" Journale nicht, die längst wie Pilze aus dem Boden geschossen waren, die Minerven, Floren, Heben und Ganymede, in deren Göttergesellschaft der Schlesier Meißner aufgewachsen war und deren Segnungen er durch seinen Freund Apollo nach Prag übertragen wollte. Nein, es war kein Götterssitz, dieses Böhmen jener Tage, nicht einmal die leichtgeschürzten Rokokogötter, diese Stiefkinder der Renaissance, haben in Böhmen eine litterarische Existenz, geschweige denn die echten höheren Götter der Antike, die Lessing und Winckelmann nach Deutschland gerufen hatten und die in Schillers und Goethes Werken in erhabener Einfalt aufleben sollten. Er war wirklich eine Neuheit, dieser Apollo auf dem kleinen Oktavhefte, denn Böhmen, ein Teil des deutschen Reiches hatte keinen Anteil an den Musenalmanachen und Thalien, an den allgemeinen Bibliotheken der

schönen Wissenschaften, an den Hamburger Wochenschriften und an den Schöpfungen Nikolais in Berlin. Böhmen war das litterarische Dornröschen von Deutschland, tiefe, geistige Ruhe lag über seinem alten Gemäuer, wenn auch nicht die Ruhe eines Kirchhofs, so doch die der herrschenden Kirche, die Unterricht und Wissenschaft ganz in ihren Bann gethan hatte, in deren Bereich sich bildende Kunst und Musik wenigstens in gewissen Schranken entwickeln konnten, der deutschen Dichtung aber kein Raum zur Entfaltung geboten war. Böhmen war seit dem dreißigjährigen Kriege gleichsam exterritorial für das große deutsche Geistesleben. Wohl waren die Verkehrsformen des öffentlichen Lebens wesentlich deutsch geworden, aber dieser Erfolg hatte eine zweischneidige Bedeutung. Mit dem deutschen Worte zugleich herrschte der nichtdeutsche Geist im Lande. Mehr als durch seine Gebirge war Böhmen durch die Macht des jesuitisch-spanischen Geistes von der Entwickelung des protestantischen Deutschlands ausgeschlossen und fast ein halbes Jahrhundert großer deutscher Litteraturbewegung flutete an den Mauern des Landes vorbei, ohne sich einen Weg ins Land zu bahnen. Will man sich diese Absperrung und ihre Ursachen vergegenwärtigen, so braucht man nur einen flüchtigen Blick in die kurzgefaßte Geschichte der Bücherzensur in Böhmen zu thun, den wunderlichen Bericht, den der Piarist Jaroslaus Schaller mit einem unverkennbaren Gemisch von amtlich gebotener Zustimmung und innerlicher Opposition im Jahre 1796 aufgezeichnet hat. Die Zensurverordnungen sind bei uns zu Lande nach dieser Darstellung viel älter als die Buchdruckerkunst. Sie reichen in die Jahre 1367 und 1376 zurück. Schon im Jahre 1410 wagte, wie Schaller sich ausdrückt, Erzbischof Zbinko einen gewaltsamen Schritt, indem er mehr als zweihundert Bände ketzerischer Bücher in seinem Hause bei versperrten Thüren und Bewachung seiner Waffenträger verbrennen ließ — dies gegen Wunsch und Befehl des damaligen Königs Wenzel IV., der, wie der naive Bericht sagt, von der Bücherseuche bereits angesteckt war. Später kamen die über alle Maßen scharfen Verordnungen nach der Schlacht am Weißen Berge, und vom Jahre 1677 an häufen sich die Verordnungen, die den heimlichen Buchhandel aufs peinlichste verfolgen und alles einer allmächtigen

Zensurierungskommission unterwerfen. Die Untersuchung aller verdächtigen Bücher war der Geistlichkeit anvertraut. Unter Maria Theresia häuften sich die Zensurvorschriften, schlossen aber insofern eine Erleichterung in sich, als weltliche Elemente neben die geistlichen in die Zensurierungskommission berufen wurden, was dem Grundsatze, daß die Schule ein Politikum sei und den allmählichen Versuchen, Kirche und Schule auf gewissen Machtgebieten zu trennen, entsprach. Nichtsdestoweniger wiederholen sich die Verordnungen bis zum Jahre 1781, dem ersten Regierungsjahre Josefs II., in dem plötzlich alle Bande gelöst und die Gesetze der Preßfreiheit erlassen wurden. Schaller berichtet dies in rühmenden Worten; freilich erzählt er gleich darauf von den üblen Folgen der überstürzten Reform, von den unnützen, thörichten und abgeschmackten Schriften, welche angeblich um jene Zeit unser liebes Vaterland überschwemmten. Man denke nur: im Jahre 1785 liefen 300 Zentner 43 Pfund 2 Lot auswärtiger Litteratur beim Revisionsamte ein und 1786 346 Zentner 27 Pfund 16 Lot. Gegen solche vermeintliche Ueberfülle fühlte man alsbald das Bedürfnis einer Abwehr und bekanntlich ist sie auch nicht ausgeblieben. Aber wir wissen auch, daß Reformen im Sinne der Gedanken- und Gewissensfreiheit niemals mehr ganz zurückzunehmen sind und daß alle Reaktionen glücklicherweise das Schicksal der Epidemieen teilen, bei ihrer Wiederkehr immer schwächer aufzutreten. So war es auch in Böhmen der Fall.

Von den achtziger Jahren an war die Entwickelung nicht mehr völlig zurückzuschrauben. Uebermächtig dringt der Einfluß der josephinischen Zeit herein und hinterläßt Lebensformen des geistigen Verkehrs, Organe der Anregung und Veredelung, die nicht mehr zu zerstören sind. Die Geschichte dieser josephinischen Renaissance für ganz Oesterreich ist eigentlich noch ungeschrieben. Für Wien ist uns außerordentlich viel vermittelt und fraglos hat die Wiener Zeitschriftenbewegung mit Sonnenfels und Denis, Hormayr und Collin auf Böhmen bedeutsam zurückgewirkt. Aber in Böhmen hatte doch vieles seinen ganz besonderen, selbständigen Charakter und so wie jene Verordnungen von denen die Rede war, speziell für Böhmen erlassen waren, so wirkte auch hier die Preßfreiheit, der Aufruf zur Er-

hebung der Geister in einer besonderen Weise, wie sie durch den eigentümlichen Boden bedingt war. In Wien hatte sich selbst in traurigen Zeiten im Bereiche der höfischen Gunst ein selbständigeres Kunstleben behauptet und aus einem fröhlichen, unzerstörbaren Volkscharakter heraus sich eine Art Romantik entwickelt, die mehr im Gegensatze zu den Pedanterien des sonst so verdienstvollen Sonnenfels als unter seinem und seiner Genossen Schutze weiter gedieh und später durch ihre still entfaltete Blüte überrascht. Von dieser Blüte fiel durch das Medium der Bühne nur ab und zu ein schwacher Abglanz auf Prag. Politisch nach Wien gravitierend, hatte Prag niemals einen ausgesprochen wienerischen Zug im geistigen oder litterarischen Charakter. Schwerblütiger und schwerfälliger, ernst, fast melancholisch gestimmt, den forschenden Erinnerungen und Erwägungen zugeneigt, teilte es der Renaissance der Litteratur eine andere Farbe und einen anderen Inhalt mit. Dazu kam kraft der geographischen Mittelstellung Böhmens die Mischung nördlicher und südlicher Einflüsse, ein unmittelbares Hereindringen der Richtungen und der Ueberlieferungen aus „dem Reiche" draußen. Das Sonnenlicht der josephinischen Zeit brach sich hier und in Wien in anderen Farben.

War in Wien gleich auf das erlösende Wort der Preßfreiheit hin eine große Anzahl von Zeitschriften aus dem Boden geschossen, so währte es in Prag volle zwölf Jahre, bis 1793, ehe Meißner etwas Aehnliches wagte, und seine Zeitschrift hat mehr den Zuschnitt der nord- und mitteldeutschen Almanache als den der Wiener Wochenschriften. Gab es in Wien eine Doppelströmung, eine volkstümliche und die der Aufklärung, die vom Hofe sehr begünstigt war, so senkte sich in Prag ganz allmählich, man könnte sagen stufenweise, der anregende Geist von oben, von den Höhen des Wissens und der Gesellschaft auf den Boden herab, der die der Entfaltung harrenden Keime der volkstümlichen Kunst in sich schloß. Es geht ein merkwürdig systematischer Zug durch diese neuere Entwickelung der deutschen Litteratur in Böhmen. Das Erwachen, der Augenaufschlag, die ersten Bewegungen des Zusichkommens vollziehen sich unter ganz ähnlichen Bedingungen und Einflüssen wie die große Litteraturrenaissance, die vor einem halben Jahrhundert in Deutschland

stattgefunden hat. Dieses damals in seinen geistigen Funktionen noch ganz deutsche Böhmen, das ohne seine Schuld einen langen Frühling deutscher Litteratur verschlafen hatte, machte in seiner Gründlichkeit, die ihm nun einmal im Blute steckt, den ganzen Kursus sozusagen noch einmal durch, von Gottsched bis zur Sturm- und Drangperiode. Und trotzdem war es keine müßige Wiederholung, denn wie ein Mensch, der durch eigenes Nachdenken zu Ergebnissen gelangt, die anderen längst vor ihm offenbar geworden waren, seine Zeit nicht verloren hat, weil sein ganzer geistiger Organismus an der aus eigener Kraft errungenen Wahrheit erstarkte, so gilt dies auch von einem Lande und einem Volkstum. Ganz wie in Deutschland also vollzog sich hier in der josephinischen Zeit die geistige Reform, der Anbau einer Litteratur. Die Kunstphilosophie ging der Kunst, die Theorie dem poetischen Versuch, die lehrhafte Poetik der natürlichen Regung individueller und volkstümlicher Kräfte voran. Man kann deutlich zwei Perioden unterscheiden, die des Pflanzerbemühens und des üppigen Wuchses. Mühsam wird der Boden aufgewühlt, werden Zierbeete angelegt, Wege gezogen, wird das Gebiet abgesteckt und umzäunt, bis endlich die Triebkraft des Bodens ihr Werk thut und dann freilich ein Stürmen und Drängen des Wachstums hervorruft, von dem sich die wackeren Gärtner nichts hatten träumen lassen.

Werfen wir einen Blick auf diesen Boden, dessen sich die Gärtner annehmen wollten, so finden wir ihn nicht ganz vernachlässigt, aber arg verwildert. Schon die häufige Verschärfung der Bücherverbote sagt uns deutlich genug, daß das Bedürfnis nach geistiger Nahrung nicht vollständig zu ertöten war. Nicht nur die Zensur, auch das Publikum fahndete nach Büchern und, was vom Geiste der emporstrebenden Zeit am wenigsten berührt war, fand verhältnismäßig am leichtesten Eingang und Duldung. Ritter- und Räuberromane wurden stark in Prag gelesen, und Spieß, der in Bezdiekau in Böhmen als Gutsverwalter sein Leben beschloß, war ein Lieblingsschriftsteller großer Kreise. Um die Mitte des Jahrhunderts lebte in Prag eine Frau, Marie Sagar mit Namen, die nach dem Muster der rührenden Erzählungen der Engländer Geschichten und Tagebücher verfaßte und eine Zeitlang stark in der Mode war.

Eine wahrhaft anregende, befeuernde Wirkung ging von einem Elemente aus, das ja auch in Deutschland so mächtig auf die Phantasie der Werdenden eingewirkt hatte, von den fahrenden Komödianten. Es war ein merkwürdig tapferes Volk, das vor der Entstehung ständiger Bühnen von Ort zu Ort durch die deutschen Lande zog und überall den Kampf gegen die Stumpfheit und den Hochmut aufnahm. Ein Litterat stak fast in jedem Mitglied dieser wandernden Bühnen und in einer Zeit, in der es keinen Journalismus gab, trugen sie die litterarische Mode, die ja zuletzt doch immer der Ausfluß geistiger Bedürfnisse ist, von Tag zu Tag und von Stadt zu Stadt. In Prag, kann man sagen, waren sie in den siebziger und achtziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts die ersten Vorarbeiter auf geistigem Gebiet, die ersten und lange die einzigen, welche in das stockende öffentliche Leben eine litterarische Bewegung brachten. Ein großer Teil der Schauspieler, die hier wirkten, sorgte kurzerhand selbst für das Tagesbedürfnis der Bühnen, schrieb Lust- und Trauerspiele und zog Einheimische zur Nacheiferung heran. Eine ganze Bibliothek von Theaterstücken aus dieser Zeit trägt den Prager, Pilsener und Klattauer Fabrikstempel. Man hat fast Mühe, sich durch dieses Gestrüppe einen Weg zu bahnen. Rothe, Friedl, Rupp, Frühwert, Wenzl, Steidele, Rosenau, lauter Schauspieler, die in Prag lebten, produzierten um die Wette für die Bühne, manches nach dem Geschmack der Vorgänger Lessings, einiges in ungeschickter Nachahmung des großen Hamburger Dramaturgen, das meiste in der Richtung, in der eben Iffland sich geltend machte. Geborene Prager schlossen sich an, sei es als Schauspieler, sei es als Dramatiker: Johann Josef Gnad, Anton Peter Rollinger, vor allem von Steinsberg, der Unternehmer der Theater zu Prag und Regensburg, und der Buchhändler Komarek, die gemeinsam mindestens ein Dutzend Bände dröhnender Historie verantworteten. Hatte es Reinicke, gleichfalls ein in Prag wirkender Schauspieler, für nötig befunden, einen Nathan dem Lessingschen Nathan an die Seite zu stellen, so wetteiferte Steinsberg durch seine „Miß Nelly Randolph" mit der „Miß Sarah Sampson". Schon trat die Richtung auf vaterländische Stoffe, welche das Publikum kapti-

vieren sollten, stark hervor. Steinsberg schrieb eine „Libussa", Komarek einen „Krock", einen „Przemysl", einen „Grafen Albrecht Waldstein", ein polterndes Theaterstück, das gleichzeitig mit Schillers großer Tragödie entstand und im rohen Gefüge der Handlung, die offenbar aus denselben Quellen geschöpft ist, eine sehr auffällige Aehnlichkeit mit dem Meisterwerke unserer politischen Dramen aufweist. Die Zeit hat diese ganze dramatische Litteratur verweht, hinweggefegt bis auf die letzten Spuren. Kaum noch, daß unsere Urgroßväter zum letztenmale an der rührenden „Maria von Montalban" sich ergötzten. Dennoch war diese Bewegung nicht gleichgiltig für das Wiedererwachen der deutschen Litteratur in Böhmen. Sie weckte auf, sie schuf täglich erneute geistige Bedürfnisse, sie ermutigte die Versuchenden, sie stimmte und bereitete vor. Ohne diese Vorbereitung wäre im Jahre 1783 nicht das „Nationaltheater", das heutige deutsche Landestheater von Prag entstanden, hätte die Aristokratie sich nicht unter der Führung des Grafen Nostiz dazu aufgerafft, dem Schauspiel eine würdige Stätte zu errichten und dem Geiste Lessings offen zu huldigen. Und eine nachweisbare geistige Beziehung verband diese dilettierenden Schauspieler mit den Liebhabern der Künste und der Poesie, die von den Professorenkathedern aus zielbewußt und systematisch die deutsche Litteratur in Böhmen großzuziehen versuchten. Seit hundert Jahren führen die bedeutsamen litterarischen Anregungen, die zur poetischen Produktion ermutigten, auf unser Theater und auf unsere „Carola-Ferdinandea" zurück.

Es waren merkwürdige, eigentümliche Typen, die da in der josephinischen Periode von den Lehrstühlen der Universität her den Hörern die Schätze der deutschen Sprache erschlossen und ihnen den Ehrgeiz poetischer Thätigkeit als den stärksten Trieb in die Seele pflanzten. Die Wissenschaft von heute vertrüge vielleicht solche Gestalten nicht, aber die Litteratur von damals konnte sie nicht entbehren. Es war viel Selbstüberschätzung, viel Irrtum über das Erlernbare in der Kunst, viel längst überwundene Lehrhaftigkeit und viel altväterisch fruchtloses Bemühen, eine Litteratur zusammenzuwirtschaften, dabei im Spiel. Aber auf der anderen Seite flocht diese schöngeistige Stimmung, welche die Gelehrten überkam, ein enges Band zwischen ihnen

und der studierenden Jugend, ermutigte dieser Idealismus alle höher gestimmten Gemüter, hob diese Parteinahme der Würdenträger die Achtung vor allen freien Beschäftigungen, die etwas anderes waren, als ein Amt ausfüllen und Brot verdienen. Von zünftigem Hochmut gegen schöngeistige Versuche waren diese erweckenden Männer vollständig frei. Sie thaten eher zu viel, als zu wenig in ihren poetischen Neigungen. Obgleich nur ein nennenswertes poetisches Talent unter diesen vier hervorragenden Männern der Katheder-poetik war, huldigten doch alle auf dem Altar der Musen. Selbst Karl Heinrich Seibt, der den Reigen eröffnete, ein Lehrer, der schon in der vorjosephinischen Zeit emporgekommen war, aber als Erster den Geist der neuen Zeit begriff, ein Mann von strengen akademischen Formen des ganzen Wirkens, leistete seine regelrechte Tragödie „Gabriele Montaldo", um sich als Dichter zu legitimieren. Ein Landsmann Lessings, besuchte er das damals berühmte Gymnasium zu Kosmanos und studierte an der Prager Universität Philosophie, ehe er nach Leipzig ging, um dort in einer litterarisch großen Zeit seine Studien zu vollenden. Dann in seine Adoptivheimat Böhmen zurückgekehrt, stieg er rasch zu hohen Würden empor, wurde Studiendirektor für ganz Böhmen — die Gymnasien behielten bis zu Leo Thun die Grundzüge der Gestalt, die er ihnen gegeben hatte — zuletzt Professor der Kirchengeschichte, der Philosophie und der Moral an der Universität. Von der Gelehrsamkeit war er ausgegangen, eine tiefe Neigung zog ihn zur schönen Litteratur. Davon zeugt nicht nur sein Trauerspiel, sondern auch eine Klugheitslehre, eine Art Ethik, in deren Beispielen es ihm offenbar nicht nur um die Sache, sondern auch um das beiläufige Spiel, um den dramatischen Ausdruck, um die Freude am Dialog zu thun ist. Lessing mit seinen „logischen Reduplikationen", mit seinem Auffangen und Umdeuten der Worte von Mund zu Mund, ist das unverkennbare Vorbild des dramatisch dilettierenden Prager Professors. Seibt hatte nicht nur den Ehrgeiz des Schriftstellers, sondern auch den des Meisters auf dem Gebiete der Litteratur. Er fühlte lebhaft, daß in Prag, wo vielleicht schon damals die kindliche Einbildung herrschte, daß man ein „schönes Deutsch" rede, der Gebrauch der Sprache infolge der langen

Absperrung vom allgemeinen deutschen Geistesleben und infolge der Berührung mit slavischen Elementen, die der Satzbildung, dem Tonfall und wohl auch vielen Ausdrücken ihr Gepräge aufdrückte, ein äußerst unvollkommener war und daß vor allem die natürliche Ausdrucksweise in der Muttersprache, das Instrument aller geistigen Bethätigung, blank gemacht und geschärft werden müsse. Mit außerordentlicher Liebe trug er einen Gegenstand vor, der, wie mich dünkt, mit Unrecht heutzutage von den Hochschulen verbannt ist, obgleich er eine wissenschaftliche Behandlung nicht nur verträgt, sondern geradezu herausfordert, nämlich die Lehre vom Stil. Er machte Uebungen mit seinen Schülern und war nicht wenig stolz darauf, im Jahre 1784 eine Blumenlese als das Ergebnis seiner Vorlesungen über die deutsche Schreibart veröffentlichen zu können. Dieses Buch enthält im ganzen nichts Bedeutendes, aber bedeutend ist der Fortschritt in der Reinheit des Sprachgebrauchs, in der Abstreifung jener Pedanterie, die das Alltägliche schwerfällig vorträgt, in der der natürlichen Redeweise angenäherten Freiheit des Tons, in dem Mut, sich mit einem anmutigen Einfall, mit einer neuen Wendung hervorzuwagen. Einer von Seibts bevorzugten Schülern, Anton Breicha, warf sich der Kunst ganz in die Arme. Er scheint schnurstracks vom Hörsaal zur Schauspielertruppe übergegangen zu sein. Ein Jahr später gehört er dem Prager Theater an, läßt er bereits eine Tragödie „Amalie Ringenthal" oder „Rache und Eifersucht durch Briefe" im Druck erscheinen. Ein von Raehmel gemaltes Bildnis zeigt uns das Antlitz des 35jährigen Seibt, der es zum Rektor der Prager Universität gebracht hat, seine kluge Züge, in denen die unverkennbare geistige Beweglichkeit durch Professorenanstand und das Bewußtsein akademischer Würden in gewissen Grenzen gehalten wird. Aehnlich blickt uns sein Antlitz aus seinen Werken entgegen. Eine gewisse Enge gravitätischen Wesens ist er nie ganz los geworden und der Pedant saß ihm im Nacken, wenn er mit der Feder spielte und tändelte. Aber ein scharfer Blick für das, was im Leben not thut, eine kluge Einsicht in die wesentlichen Elemente aufstrebender allgemeiner Bildung ging durch sein akademisches Wirken hindurch. Wenn ich ihn den Gottsched für unser engeres Gebiet nennen

möchte, so thue ich es ohne jeden herben Beigeschmack der Verurteilung.

Auf dem Gipfel seines Ansehens angelangt, erhielt Seibt einen Rivalen. Schon die Ernennung dieses Kollegen für Aesthetik und Litteratur, gleichfalls eines Lausitzers, war ein charakteristisches Ereignis der Epoche. August Gottlieb Meißner, der von einem höheren Beamtenposten aus Dresden nach Prag berufen wurde, war der erste Protestant an der Prager Universität — er war zugleich der erste ausgesprochene Litterat in der Gesellschaft der Professoren. 32 Jahre alt, hatte er sich schon durch seine Novellen und Uebersetzungen von Destouches und Molière, durch Bruchstücke seines Kulturromans „Alkibiades" einen Namen gemacht. Die ganze Beweglichkeit des neuerwachten Litteraturlebens Deutschlands brachte er in die böhmische Hauptstadt mit. Er hatte Verbindungen mit den meisten Litteraturgrößen seiner Zeit, mit den Wochenschriften und Almanachen, das Selbstgefühl des gelesenen Schriftstellers, die gesellschaftliche Biegsamkeit des Bel-Esprits, der auch ein Lebemann zu sein versteht. Er macht etwa den Eindruck eines galanten Abbés aus der Rokokozeit, der, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, die intimen Plaudereien des Boudoirs liebt und dem nichts Menschliches fremd ist. Unter seinen Gedichten finden sich Huldigungsverse an die berühmten Schauspielerinnen jener Tage, die er unter dem Eindrucke ihrer Leistungen improvisierte und überreichte; daneben finden sich freilich feierliche Kantaten und finstere Balladen, in denen indes mehr die Derbheit, als die kraftvolle Phantasie des unverkennbaren Vorbildes Gottfried August Bürger durchschlägt. Nicht viel mehr als der Durchschnittstypus der bedeutenderen Litteraten gegen Ende des Jahrhunderts war mit Meißner nach Prag gekommen, aber dieser in der lebhaftesten, ich möchte sagen „schneidigsten" Ausprägung. Im Jahre seiner Prager Berufung erschienen die beiden Hauptwerke seines Lebens, die Romane „Alkibiades" und „Bianka Capella", die damals großes Aufsehen erregten, die Ahnen unserer Kulturromane, ihrerseits freilich wieder abhängig von einem größeren Meister, dem Meißner in allen Richtungen nachzustreben schien. Von Wieland entlehnte er die Kunst scheinbar lässiger Plauderei; an diesen erinnert in seinen Romanen

das Gemische von Lehrhaftigkeit und zwinkernder Sinnlichkeit. Nicht eben tiefe Erkenntnis, aber Weltbildung, flotte Litteraturmache, Befreundung mit den vorgeschrittenen romantischen Litteraturen, Sinn für das Gefällige wurde durch Meißner in Prag verbreitet. Und noch ein Zug seines Wirkens will nicht übersehen sein; ein rasches Erfassen der Richtungen, die durch Josef II. vom Throne her gegeben waren, ein abstrakter Liberalismus, der sich bei seinem Vertreter manchmal sehr wohl mit einer gewissen Schmiegsamkeit im Leben verträgt, der aber, von dem begeisterungsfähigen Ernste der Jugend aufgenommen, in seiner erziehlichen Bedeutung niemals zu unterschätzen ist. Durch all' seine geschichtlichen Skizzen, Sagen und Historien geht wie ein roter Faden der Tyrannenhaß hindurch, der den Despoten das Weltgericht ankündigt. Auch deutschnationaler Stolz regt sich in einer venetianischen Geschichte, in der die neuerwachte Kultur der Deutschen der angeblich absterbenden der Italiener spottet.

In der freitheitlichen Richtung fand Meißner einen Helfer in einer Sphäre, wo man ihn am wenigsten vermutete. Ignaz Cornova, ein um etwa ein Jahrzehnt älterer Prager, der früh in den Jesuitenorden eingetreten war und allgemach als Exjesuit zum Lehrer der Geschichte an der Prager Hochschule emporrückte, wirkte neben Meißner als Lobredner und Erklärer der josephinischen Reform. Keiner hat eifriger, ja man könnte sagen, mehr im Schweiße seines Angesichts das Lob der neuen Zeit gesungen, als dieser ehemalige Priester des Ordens Jesu, der sich mit Meißner wetteifernd auch in einer Reihe von Lustspielen versuchte. Ein Dichter von Beruf war unserer wackerer Heimatsgenosse Cornova nicht, aber ein Mann von anregender Kraft, der durch seine ausgesprochen liberale und idealistische Richtung einen entscheidenden Einfluß auf die Jugend nahm. Ist Seibt der Gottsched, Meißner der Wieland unsrer engeren Litteraturbewegung, so spielt sich Cornova mit Bewußtsein auf den Klopstock von Prag hinaus. Er schreibt Gedichte mit Anmerkungen, seine Verse steigen, mit Grubenlämpchen versehen, in die Höhe. Manchmal ist es rührend zu sehen, wie ein gesunder, realistischer Drang, sich verständlich zu machen, gegen die konventionelle Gespreiztheit in seinen Dichtungen

reagiert. In seinem didaktischen Gedichte: „An Böhmens junge Bürger", bringt er als abschreckendes Beispiel die Gestalt eines Priesters, der in einer armen Hütte, in der der Tod eingekehrt ist, erbarmungslos auf seine Begräbnisgebühren drängt:

„Fürchterlich tönt's von dem Mund des Unerbittlichen:
Der Decke Preis bezahlt des Toten Grab."

Dabei aber ist eine Note, die die Rede des Priesters verständlicher macht: „Verkauft die Betten und zahlt mich". Aber durch alle Unbeholfenheit der Form schlägt echte Begeisterung durch, wenn er auf Josef II. zu sprechen kommt.

An Seibt, Meißner und Cornova bildete sich ein junger Vertreter der Katheder-poetik heran, bescheidener als alle drei, aber vielleicht wirksamer, weil ihm die große Macht des Herzens gegeben war. Johann Heinrich Mathias Dambeck arbeitete sich in seiner Vaterstadt Brünn und in Prag mühsam aus der Dürftigkeit seiner Herkunft empor. Ueberanstrengung legte früh den Keim der Krankheit in ihn, der er im Jahre 1820, genau so alt wie Schiller, nach dem er mit allen Fasern seines Herzens hinstrebte, erlag. Dambeck, der im Jahre 1812 der Nachfolger Meißners als Lehrer der Aesthetik wurde, hatte, wie seine Gedichte zeigen, keine starke poetische Veranlagung, aber er war nach den Zeugnissen der Zeitgenossen ein durch und durch poetischer Mensch. Nicht auf seine selbständigen Verse haben wir das meiste Gewicht zu legen, wenn wir ihn als wirksamen Mann ins Auge fassen. Von seiner empfindsamen Persönlichkeit ging ein Zauber aus, der die Jugend veredelte; seine Schüler sahen in seinem schwärmerischen Dulderantlitz Züge von Sokrates, Christus und Schiller, das heilige Märtyrerantlitz des Leidenden, der um seine Ideale lebt und stirbt. Er war der Erste, der Schiller und Goethe vergleichend besprach und vor seine Hörer auf jenes Piedestal stellte, von dem sie fortan auch in Böhmen keine Verkennung, keine Kleingeistigkeit mehr entfernen konnte. Wie der Philosoph mit dem Schierlingsbecher sammelte er noch, ein Sterbender, seine Schüler um sich und eines seiner letzten Worte war: „Nun werde ich meinen Schiller sehen". Erst in den Tagen Dambecks war die Sonne der klassischen Periode so hoch gestiegen, daß sie auch zwischen die Berge Böhmens ihre Lichtstrahlen werfen konnte.

Mit der Kathederpoetik aber wirkte damals in Prag eine andere anregende Kraft zusammen, um eine Zeitlang in josephinischem Geiste die Entwickelung der Litteratur in Böhmen zu fördern. Diese Macht war die Aristokratie, jener freie Lebenskreis, der den Druck der staatlichen Zustände weniger als die Bürgerkreise empfunden hatte und der sich auf einen deutlichen Wink von oben bereit fand, seinen freien Beschäftigungen und Liebhabereien eine in gutem Wortsinne dilettantische, schöngeistige, kunstfreundliche Richtung zu geben. Der Hochadel von Böhmen war um die Wende des Jahrhunderts durchaus deutsch, d. h. er gab sich natürlich, und das Beispiel vom Throne her weckte den Ehrgeiz, sich durch ein gemeinnütziges Wirken in einer bevorzugten Stellung zu legitimieren. Die Litteratur insbesondere wurde Mode in der Aristokratie. Ein liberaler Zug war durch den Josephinismus eingedrungen, ein nationaler trat, gleichfalls von oben her begünstigt, in der Zeit der Freiheitskriege hinzu.

Graf Franz Hartig war, wenn wir den Lobrednern jener Tage glauben dürfen, ein begeisterter Verehrer und Förderer der Künste, Graf Kolowrat-Liebsteinsky, dessen Urahn an der Spitze der Zensurierungskommission gestanden hatte, begünstigte die Freiheit der litterarischen Entwickelung. Jahrzehntelang, bis zu seiner Ministerschaft, Oberstburggraf von Prag, zog er Künstler und Schriftsteller von nah und fern in sein Haus. Hier war es, wo Heinrich von Kleist im Jahre 1809 ein neues Drama, vermutlich den „Prinzen von Homburg", vorlas, und wo er die Pläne zu seiner Zeitschrift „Germania", welche alle wehrhaften Männer gegen den Korsen zu den Waffen rufen wollte, entwickelte. Aus dem Kreise der Aristokratie jener Zeit ging aber vor allem ein Mann hervor, dem die Förderung der Litteratur in Böhmen nicht die Erfüllung einer Standespflicht, sondern ein innerstes Herzensbedürfnis und eine rein menschliche Aufgabe war. Dieser Mann, Graf Caspar Sternberg, darf ein Stolz des deutschen Böhmens genannt werden. Er hatte die Weihe Italiens empfangen und die Bildung Deutschlands eingesogen, als er im Jahre 1785, etwa 25 Jahre alt, sich als Domherr in Regensburg niederließ, um dort eine Wirksamkeit zu entfalten, deren Spuren noch heute im geistigen

Leben der alten Bischofsstadt deutlich hervortreten. Ein Priester Gottes und der Natur, gründete er in Regensburg einen botanischen Garten und eine botanische Lehrkanzel, verbreitete er von da aus die Forschungen seines Freundes Alexander von Humboldt und die Grundsätze der neueren Naturwissenschaft. Seinem rastlosen Bemühen, seiner Anregung, seiner Verwendung bei den Regierungen in Wien und Berlin, die damals noch jeder Art von freier Versammlung mißtrauisch gegenüberstanden, gelang es, die noch heute blühenden Naturforschertage ins Leben zu rufen, und nicht darum allein hat ihn ein bedeutender deutscher Gelehrter, Jakob Nöggerath, den Altmeister deutscher Naturforschung genannt. Als an ihn die Weisung erging, ein Tedeum für die Siege Napoleons zu singen, nahm er seine Entlassung in Regensburg. Als dieser Forscher von weiter Bildung nach neuerlichen fünfjährigen Reisen, im Jahre 1810 in seine Vaterstadt zurückkehrte, übertrug er die ganze Kraft, zu gliedern und zu schaffen, auf den heimischen Boden. Die schöne Litteratur war um jene Zeit in das seichtere Fahrwasser der Zeitschriften „Hyllos", „Der Kranz", „Die Monatsrosen" geraten; neben tüchtigeren Kräften wie Caroline Woltmann und den genannten Professoren führten Gerle und Schießler, als Autoren Nachahmer Kotzebues, als Kritiker würdige Genossen der vormärzlichen Wiener, das große Wort. Sternberg faßte alle edleren und gediegeneren Kräfte zusammen und führte ein neues, belebendes Element in die geistige Bewegung ein: die innige Befreundung mit der Natur, Blick und Herz für die täglichen Wunder der Schöpfung und der Heimat, eine Begeisterung, die in Denkerköpfen aufleuchtete und in schwärmerischen Herzen zündete. Es war das die Zeit, in der Goethes Genius sich segnend auf die stille Arbeit der Bestrebten in Böhmen herabsenkte. Seine geistige Herrschaft war längst anerkannt, und noch wandelte er persönlich unter den Lebenden, wie ein König verehrt und milde wie ein Vater. Alle ernsten Männer in Böhmen sahen mit Bewunderung und Vertrauen zu ihm empor, einige, wie Rat Grüner in Eger und Professor Zauper in Pilsen genossen das Glück des persönlichen oder brieflichen Verkehrs mit ihm, und er selbst nahm mit jener sanft umschließenden Liebe und mit jener vorsorglichen Neigung zu allem Werdenden, die sein Alter

verklärte, den innigsten Anteil an dem Lande, in dem er, bald forschend, bald genießend, die schönsten Sommer seines Alters verlebte. Keiner trat ihm näher als Graf Caspar Sternberg; das Streben zum Ganzen, die liebevolle Sorge um das Werdende, die hochgestimmte und dabei doch arbeitsame Neigung zu allem Natürlichen, die Beschäftigung mit den höchsten wissenschaftlichen Problemen und dem Getheil aller Erscheinungen führte die beiden Männer zusammen und begründete eine innige Freundschaft zwischen dem Autor der Farbenlehre und dem Verfasser der Pflanzenkunde von Böhmen. Im Jahre 1823 lernten die Beiden einander persönlich in Karlsbad kennen. Das waren Tage der fruchtbarsten Anregung und des eifrigsten Gedankenaustausches. Bis an Goethes Tod heran währte der lebhafte Verkehr zwischen Prag und Weimar.

„Es ist das Wundersame in Böhmen," hatte Goethe, angeregt durch einen Aufenthalt in der Gegend von Teplitz im Jahre 1813, an Meyer geschrieben, „daß unter Personen, die sich mit einerlei Wissenschaft abgeben, kein Zusammenhang stattfindet, ja, nicht einmal eine Bekanntschaft. Dieses Land, als wahrhaft mittelländisch von Bergen umgeben, in sich abgeschlossen, führt durchaus den Charakter der Unmitteilung in sich selbst und nach außen." Diesen Bann der „Unmitteilung" im Goetheschen Sinne zu durchbrechen, war Sternbergs Aufgabe und große Fähigkeit. Er sammelte die Besten um sich, um eine Anstalt zu gründen, welche nach seiner Meinung und seiner Vorstellung nicht irgend einem einseitigen Interesse dienen, sondern alles geistig Bedeutende und alles Denkwürdige des Landes umfassen sollte. Im Jahre 1819 erließ Graf Kolowrat auf Sternbergs Anregung den Aufruf zur Gründung der böhmischen Museumsgesellschaft. Vier Jahre später, im Jahre der erwähnten Karlsbader Begegnung, trat die Gesellschaft ins Leben und stellte den Grafen Sternberg an ihre Spitze, und nach abermals vier Jahren erschien das erste Heft der Monatsschrift des Museums, die im Beginn deutsch und tschechisch herausgegeben und von Palacky redigiert wurde. Sternberg drückte den ersten Heften das Gepräge seines Geistes auf. Ein würdiger, dem Positiven zugeneigter Ernst macht sich da geltend, die wissenschaftliche Kritik ist erwacht, die litterarische erstarkt. Man legte einen,

dem deutschen Kulturstand entsprechenden Maßstab an die hervortretenden Leistungen, man überschaut das Heimische, aber man verfällt nicht der Pflege des Kleinlichen und dem Dilettantenlob. Auf der ersten Seite dieser gehaltvollen Blätter aber finden wir ein Gedicht, das die böhmische Sage verherrlicht, und der Name des Dichters lautet Karl Egon Ebert.

Ein Name nur, und zugleich der Beginn einer höher gestimmten deutsch-böhmischen Dichtung. Vieler Aufrufe und Kräfte hatte es bedurft, um den würdigen Platz zu schaffen, auf den das erhoffte Talent sich stellen konnte. Aber stimmende Charaktere und Kräfte waren ihm vorangegangen, und es ist interessant, zu verfolgen, wie alle Töne und Anregungen, die sich mühsam emporgearbeitet hatten, in seiner Entwickelung zusammenfluten. Ein Stück Autobiographie Eberts, das mir handschriftlich vorliegt, führt uns ganz unmittelbar zu den Gestalten und Bestrebungen zurück, die wir hier an uns vorüberziehen ließen. Mit der Katheder-poetik war Ebert aufs innigste durch Dambeck verbunden, der die Begeisterung für die Klassiker in dem 16jährigen Jüngling nährte, und Eberts erste Gedichte in dem von ihm begründeten „Hyllos" veröffentlichte. Schwärmerisch hing der Lieblingsschüler an seinem Lehrer und als man den noch an Jahren jungen Meister ins Grab hinabsenkte, da legte ihm der kaum 19jährige Ebert ein Sonett in den Sarg, eine Klage, in der das junge Talent am Schmerze emporreift.

Auch ein sanfter Lichtglanz aus den Tagen der kunstfreundlichen Aristokraten fiel auf die Lebenswege des Dichters; Karl Egon Fürst Fürstenberg, der damals noch souveräne, in Donaueschingen residierende Herr, in dessen Diensten Eberts Vater stand, ein feinsinniger, warmherziger Mann, dem Ebert in feierlich schönen Sonetten ein Denkmal gesetzt hat, hob die Entwickelungszeit des Dichters über alle äußeren Lebenskämpfe hinweg. Und tief und nachhaltig wirkte der vergeistigende, zu stiller Sammlung anregende Goethekultus auf den jugendlichen Ebert ein. Nicht nur, daß er Götz und Wilhelm Meister als Lieblingsbücher verschlang, — ganz unmittelbar streiften die Fittige des Goetheschen Genius das Haupt des emporstrebenden jungen Poeten. Es war wiederum in Karlsbad, wo Goethe

mit Worten der Ermunterung anregend auf den deutschen Geist in Böhmen einwirkte. Es geschah in jenem weichherzigen Marienbad-Karlsbader Sommer des Olympiers, in dem der mehr als Siebzigjährige noch einmal einen Lenz der Liebe durchlebte und auf seine Werbung, wie ich aus lebendiger Ueberlieferung weiß, die merkwürdige Antwort erhielt, daß die Geliebte dem großen, kaum zu fassenden Glücke, einen Goethe zu besitzen, um so mehr entsagen müsse, als sie sich vorhalte, daß ihr dieses Glück nur kurze Zeit beschieden sein könnte. Gerne und lebendig erzählte die Greisin Juliane Glaser, die Schwester Eberts, von der Begegnung ihres Vaters mit Goethe auf der alten Wiese in Karlsbad. Goethe hatte die ersten Gedichte Eberts gelesen und trat auf den Vater zu, um ihn zu beglückwünschen. Hocherglühend, gesenkten Blickes stand damals die halbwüchsige Juliane daneben und schwor sich zu, nach Kräften auch ein solches Lob zu verdienen. Als Gattin Rudolf Glasers hat sie durch die thätige Mitwirkung an der Gründung und Leitung von „Ost und West", der ersten, in poetischer Beziehung bedeutenden Zeitschrift Böhmens, sich selbst ihr Wort gehalten. Als dann Ebert die von den Historikern vom Schlage Cornovas gewiesene Richtung in seinem ersten großen Werke einschlug, als das langersehnte „heimische Epos" erschien, das alles weit hinter sich ließ, was die dichtenden Professoren an Geschichte in Verse umgesetzt hatten, als die „Wlasta", eine Dichtung in Nibelungenstrophen, die von Schwaben her empfangen waren, die Sage vom böhmischen Mägdekriege verherrlichte und zur Modedichtung des Tages wurde, da tönte auch wieder Goethes feinbedingter und fördernder Beifall von Weimar herüber und war mitentscheidend für des Dichters weitere Entfaltung.

Aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart bezeichnet man es gern als einen Irrtum, daß damals die erwachende deutsche Dichtung den slavischen Sagenkreis belebte und verherrlichte. Aber man muß sich in jene Zeit versetzen, man muß die Naivetät und Arglosigkeit jener zwanziger Jahre kennen, um diesen Zug zu verstehen und man muß nicht vor allem den Rohstoff, sondern den poetischen Kern der Ebertschen Dichtung und der verwandten deutschen epischen Gesänge, die sich an die „Wlasta" anschlossen, ins Auge fassen, um die echt deutsche Grundfarbe

dieser Bewegung zu erkennen. Sprache, Bildung und Kultur waren in jenen Tagen deutsch in Prag, niemand ahnte eine wühlende Gegnerschaft gegen deutsche Kultur auf diesem Boden, und vollends die Vorstellung von einem Rückfall in hussitische Feindseligkeit gegen das Deutschtum Prags war ausgeschlossen. Ein bewußtes nationales Völkerleben war durch die Freiheitskriege erweckt worden, aber seither wieder niedergehalten; Deutschland war mehr als je zerstückelt und alle Wärme flutete in die territoriale Begeisterung hinein. Harmlos griff man zu allen Ueberlieferungen, die mit dem heimischen Boden zusammenhingen, verherrlichte man auch slavische Sage und tschechische Geschichte. Niemand erblickte darin jene tendenziöse Spitze, die in unseren Tagen gesteigerter nationalen Empfindlichkeit an einem solchen Beginnen hervorträte. Im Charakter jener Dichtungen aber lag die gesättigte Kraft deutscher Kultur und Bildung, die zuerst diesen Boden weihte und über ihn einen poetischen Zauber ausbreitete. In welchem geistigen Zuge stand denn der talentvolle Ebert mit seiner „Wlasta", mit seinem „Kloster", mit seinen prächtigen Jugendballaden, unter denen eine, die er noch als Jüngling schrieb, „Schwerting der Sachsenherzog", vor allen anderen den Preis davongetragen hat? In Form, Stil und Empfindung stellt er sich, ein würdiger Genosse, in die Reihen der Poeten, die durch die neue volkstümliche Renaissance des deutschen Heldengesanges angeregt werden und auf die der Abendglanz der Goetheschen Dichtung fällt. „Wlasta" und die Balladen rücken nahe an die aus der erneuten Beschäftigung mit dem Mittelalter hervorgegangenen Dichtung Uhlands und seiner Genossen heran, im „Kloster" vernehmen wir einen edlen, schönen Nachklang deutscher Idyllendichtung, die in „Hermann und Dorothea" ihren Höhepunkt erreicht hatte. Was Goethe über die „Wlasta" gesagt hat und wie Ebert sich dagegen verantwortet hat, ist sehr bezeichnend. Goethe fand in der „Wlasta" alles Landschaftliche so gut, daß es nicht besser gemacht sein könnte. Aber er vermißte die Kulturfarbe, die lokale und zeitliche Physiognomie der Zustände und Gestalten. Ebert versuchte sich gegen diesen Vorwurf in einem kurzen Aufsatz zu verteidigen, den ich handschriftlich besitze und dessen Hauptargumente seinerzeit durch die Vermittelung Zupers an Goethe

gelangten. Wir glauben Ebert aufs Wort, daß er in Cosmas und Hajek keinen Aufschluß über die Gebräuche des siebenten Jahrhunderts, in das er den Mägdekrieg versetzte, zu finden in der Lage war und wir glauben auch an die diesen Punkt betreffende Verschwiegenheit der Königinhofer Handschrift, die damals, als Ebert an der „Wlasta" dichtete, just in ihr zehntes Lebensjahr getreten war. In der Art, wie Ebert die Wlasta, den Primislaus und die anderen Gestalten seiner Heldendichtung darstellt, gewahren wir ebensowenig, wie einst Goethe slavische Eigentümlichkeit. Was da ins Spiel kommt, ist ein Gemenge von ganz moderner Frauenemanzipation, zu der sich auch Ebert in seinem Aufsatz anstandslos bekennt, und dem mehr ins allgemeine emporgehobenen Reckentum, wie es sich aus der um jene Zeit neu auflebenden deutschen Helden- und Sagendichtung herausgestaltete. Im Landschaftlichen aber entschied der unmittelbare Eindruck. Mit ruhigem, großem Poetenauge betrachtete Ebert auf endlosen einsamen Spaziergängen die stillen Thäler der Scharka bei Prag; all dies kam unmittelbar angeschaut und empfunden in sein Gedicht, baute sich in schönen Nibelungenstrophen vor dem geistigen Auge auf. Und das Franziskanerheim hinwiederum, in dem er als Gast der Mönche seine „Wlasta" zu Ende dichtete, spiegelt sich mit aller Feierlichkeit und Heimlichkeit der Landschaft in seiner stimmungsvollen „Kloster"-Idylle, an der die Freunde in Schwaben draußen so herzliches Wohlgefallen fanden. Was bleibt da viel von slavischer Besonderheit und Geschichte zurück? Nur die Thatsache steht fest, daß deutsche Dichtung auch in neuerer Zeit zuerst und wie bislang keine andere den heimischen Boden mit dem Zauber der Poesie umwob.

In der ruhig und sicher gestaltenden Anschaulichkeit lag Eberts bestes poetisches Können. In der Reflexion, die er liebte, erlahmte mitunter sein Schwung, und der lehrhafte Zug einer überwundenen Periode mengt sich bisweilen in die „frommen Gedanken eines weltlichen Mannes", in denen er viele köstliche Früchte einer milden Weisheit dargeboten und die Nachdenklichkeit oft durch einen Zug herzlicher Empfindung belebt hat. Darstellen war seine starke Seite. Einige seiner wie in Quadern emporgeschichteten Balladen gehören zu den Schätzen

der deutschen Litteratur. Auch ein Ton der gemütvollen Innigkeit ist ihm gegeben, ein herzgewinnender Ausdruck der schlichten Selbstbescheidung, die seine melodischen lyrischen Gedichte mit großer Innigkeit durchdringt.

Ein Dichter des Sturmes und des Dranges ist er nie gewesen. Laute der Klage und Anklage, wilde Ausbrüche des Zornes und Töne der schmerzlichen Sehnsucht hatte er nicht auf seiner Leier. So fehlte auch den Dramen, in denen er sich versucht hat, die energischere Bewegung. Im Ganzen liegt seine Stärke in den Balladen und Epen seiner Jugend, in der von der deutschen Renaissance und dem Ton der Klassiker gleichmäßig beeinflußten, großzügigen Art, in der er die historische Landschaft und die heroische Ueberlieferung behandelt.

Diese Jugend Eberts war glücklicher gewesen als die der jungen deutschböhmischen Poeten, die etwa zwanzig Jahre später sich in einer neuen Tonart vernehmen ließen. Glücklicher und ruhiger. Unmittelbar nach den Freiheitskriegen lag noch der Glanz des Erfolges auf den öffentlichen Zuständen, und waren noch alle Gemüter von Hoffnung und Zuversicht erfüllt. Man ruhte aus von den großen kriegerischen Zeiten und glaubte in Deutschland und in Oesterreich an eine schöne innere Entfaltung aller volkstümlichen Kräfte. In diese Zeit fiel Eberts jugendliches Schaffen, das, von den Stürmen des Tages abgewandt, von Klassicität und Romantik gleichmäßig beeinflußt, ein Nachklang der rein litterarischen Entwickelung war. Die Dichter, die zwei Jahrzehnte später auf diesem Boden heranwuchsen, lebten in einer Welt der bitteren Enttäuschung und des Druckes. Alles persönliche Leiden und Klagen, das die Jugend jederzeit auf dem Herzen hat, nahm die Farbe des Völkerleides an, das durch die dumpfe Zeit der heiligen Allianz geschaffen war. Ebert war nicht mehr der Sänger dieser Zeit, er stand wie Grillparzer als Vermittler zwischen zwei Perioden und es ist interessant zu gewahren, wie man sich stofflich noch durch ihn bestimmt und angeregt fühlte und doch dem Stoffe ganz neue Tendenzen und Gefühle einhauchte. Verständnislos freilich stand Ebert nie der Zeit gegenüber und, wie er in seinen alten Tagen, in denen ich ihm noch nahetreten durfte, die aufgeklärte nationale Empfindung unserer Tage verstand,

durchblickte er allen Jammer und alle Schmach der Reaktionszeit, in die sein Mannesalter fiel:

Ein Nebel lag, ein dicker Brodem,
Verbreitet auf dem Häusermeer,
Und wer da ging, dem war der Odem
Beklommen und das Herz ihm schwer,
Er huschte durch den dichten Nebel
Mit tiefgesenktem Angesicht,
Am Munde einen harten Knebel,
An jedem Fuß ein Bleigewicht.
Und hinter ihm auf dünnen Sohlen
Mit Katzentritten lind und weich,
Schlich hochgespannten Ohrs verstohlen
Der Lauscher, einem Schatten gleich.

Hier ein Bild der Zeit, wie es Ebert selbst aufgezeichnet hat. Jüngeren aber war es vorbehalten, ganz unmittelbar den Kampf gegen solche Zustände zu führen und sie führten ihn zum guten Teil mit den Waffen, die ihnen der Altmeister deutscher Poesie in Böhmen geschmiedet hatte. Ganz unmittelbar mit Ebert hängt die Gründung jener denkwürdigen Zeitschrift (1837) zusammen, in der die Tonart einer neuen freiheitsdurstigen Zeit zuerst in Böhmen vernommen wurde. Eberts Schwager, der gelehrte Skriptor an der Prager Universitätsbibliothek Rudolf Glaser war der Herausgeber und Redakteur, dessen Gattin, Eberts Schwester Juliane Glaser, eine poetisch begabte Frau, mit ganzem Herzen an dem Unternehmen beteiligt. Die Tendenz, die im Titel ausgedrückt war — die Zeitschrift hieß „Ost und West" — bewegte sich noch im Zuge der gekennzeichneten territorialen Begeisterung. Aber früher hieß es einfach „Nation" für die ganze Bevölkerung des Landes, jetzt unterschied man schon „Ost und West". Freilich glaubte man noch an eine friedliche Vermittlung, an ein Zusammenwogen der Strömungen zu einer gemeinsamen Hochflut, die über die einengenden Dämme hinwegstürmen sollte. Blättert man in dieser Zeitschrift, die schon ganz auf der Höhe deutschen Litteraturlebens steht, an der man von Wien und von Deutschland aus den innigsten Anteil nimmt, an der Kräfte wie Robert Prutz, Friedrich von Sallet, Immermann, Leopold Schefer, Julius Hammer, Moritz Carrière u. s. w. mitarbeiten, so fühlt man die Gewitterschwüle der Zeit, das allmähliche Her-

annahen des Sturmes heraus. Da giebt es anfangs wohl noch Gottschedsche Anklänge, man zählt die deutschen Dichter, die Böhmen aufzuweisen hat, und schulmeistert das Jahrbuch „Libussa", weil darin vielleicht ein Dutzend zu wenig namhaft gemacht worden.

Aber mit der Zeit treten die Dichterdutzende und die Dutzenddichter immer mehr zurück. Ein tiefernster Ton wird angeschlagen, Forderungen der Menschheit, des unterdrückten Volkstums, der geknebelten Gedankenfreiheit klingen in mächtigen Lauten an. Die Geschichtsbilder werden zu Anklagen, die beschwingten Phantasien zu Forderungen einer besseren Zukunft, das Sehnen und Drängen, das sich in Versen ausspricht, pocht an die Pforten einer befreienden That. Das stürmt und drängt so fort bis an das Jahr 1848 heran. Im Frühling dieses Jahres erscheint die letzte Nummer dieser merkwürdigen, gehaltvollen Zeitschrift, ihr Testament ist bezeichnenderweise ein Aufsatz über die Forderung, den Sitz des deutschen Bundes nach Prag, der alten deutschen Kaiserstadt zu verlegen; dann sprengt der Frühling des Befreiungsjahres, in dem die Strömungen sich sondern, alle Forderungen sich klären und praktische Gestalt annehmen, „Ost und West" für immer auseinander.

Alfred Meißner und Moritz Hartmann sind die bedeutendsten deutschböhmischen Poeten dieser Befreiungszeit. Der eine, ein Teplitzer von Geburt, Sohn eines Badearztes, Enkel des litteraturfreundlichen Professors, dessen ich gedachte, der andere der Sohn eines Oekonomen im Dorfe Duschnik bei Przibram, finden sie sich als Gymnasiasten in Prag zusammen und schließen in den Uebergangsjahren zur Universität ein inniges Bündnis. Die Begeisterung für eine Zukunft, die das Joch der Gegenwart abschütteln soll, führt sie zusammen, der Zug der territorialen Begeisterung legt ihnen Stoffe und Symbole nahe, die der Hussitenzeit entnommen sind. Meißner schreibt seinen „Ziska", Hartmann veröffentlicht unter dem Titel „Kelch und Schwert", also auf hussitische Zeichen anspielend, seine ersten Gedichte. Beide sind nie über die Energie dieser Jugendpoeme hinausgedrungen. Meißner hat die stärkeren Farben auf der Palette. In einzelnen seiner Gedichte, wie im „Ende der Gironde", schimmert und leuchtet es nur

von Farbe und Glut. Hartmann gebietet über den tieferen, seelenvolleren Klang des Schmerzes, der besonders ergreifend in seinen Elegien anklingt. Auf der Höhe des jungen Ruhmes nehmen die beiden jungen Stürmer und Dränger Abschied von einander; die Erinnerung an die deutschböhmische Heimat zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Wirken und ihre weiteren Werke. Hartmann findet sich erst in höherem Alter nach einem wechselvollen Leben wieder in Wien ein, Meißner darf schon nach wenigen Jahren die Rückkehr in die Heimat wagen und weilt in Prag bis gegen Ende der Sechzigerjahre, um sich endlich in Bregenz ein Heim zu gründen. Man kennt das eigentümliche dunkle Geschick, das sich auf Meißners spätere Lebensjahre niedersenkte. Mitten im häuslichen Glück, wie im Genusse des Dichterruhms wurde er durch die Mahnung eines Genossen bedrängt, dessen Mitarbeiterschaft an seinen Romanen er zu lange geheim gehalten hatte und der zuletzt seine Forderungen wie ein unbarmherziger Gläubiger geltend machte. Franz Hedrich heißt dieser seltsame Mann, gleichfalls ein deutscher Dichter aus Prag, der im Leben des Dichters eine so düstere Rolle gespielt und den alten Genossen in die Verzweiflung des Selbstmordversuches hineingetrieben hat. Hier ist nicht der Ort, über den Streit Meißner-Hedrich ein ausführliches Wort zu sprechen. Franz Hedrich, der Sohn eines Prager Arbeiters, der den Stürmen der Revolution zum Opfer fiel, war eine mannigfach begabte, rauh impulsive Natur. Die befreundeten Alters- und Heimatsgenossen aus seiner Prager Zeit, aus deren Gesichtskreis er später, als er in England sein Glück suchte, entschwand, rühmten seine herbe Originalität und seinen scharfen Verstand, und die unter seinem Namen erschienenen Werke: „Brigitta" und „Geschichten aus dem Hochgebirge", beweisen ein kräftig darstellendes Talent. Aber seine Ansprüche an Meißners Werke erscheinen durch Trotz und Erbitterung über jedes Maß hinausgehoben. Hedrich hatte eine harte ungefüge Form; Meißner war schon in jungen Jahren zum Meister der Sprache gereift. Hedrich entfernte sich bald nach dem Jahre 1850 von Prag, verkehrte mit Meißner brieflich und kam mit ihm an fernen Orten zusammen; Meißner schildert in einem seiner Romane die deutsche Gesellschaft Prags und überhaupt die österreichische,

mit der er durch lange Jahre in intimem Verkehr stand. Schon das sind Gründe genug, um die Uebertreibungen in Hedrichs Ansprüchen zurückzuweisen. Jedenfalls bleibt Meißners höchster Dichterruhm von diesem Streite unbefleckt; an seinen „Ziska", an seine Gedichte, an die Triumphgesänge von 1870 reicht keinerlei Verdächtigung heran. Noch reicher gestalten sich Sommer und Herbst im Dichterleben Moritz Hartmanns. Eine Fülle von epischen und lyrischen Gedichten, von politischen Satiren und rührenden Gedenkblättern des großen Befreiungsjahres, eine reiche, große Ernte auf dem Gebiete der Novelle ist dem weiteren Schaffen Hartmanns zu danken, und den Deutschböhmen mag es mit Freude und Stolz erfüllen, daß die bestimmenden Eindrücke der Heimat in diesem reichen, schaffenskräftigen Leben sich niemals verwischen. Mitten im politischen Leben Frankfurts schreibt Hartmann die geschichtlichen Epen, denen er den Namen „Schatten" beilegt, darunter „Sackville", das wie kaum ein zweites Gedicht die Umgebung von Prag in poetischen Zauber taucht. In seinem kleinen Roman „Der Krieg um den Wald", in seiner zarten Erzählung „Die Glocke", in zahlreichen Novellen geben die Erinnerungen an den heimatlichen Boden den Ton an.

Reich ist die Anzahl der Poeten, die sich im Kreise von „Ost und West" auf dem Prager Boden um Meißner und Hartmann scharen. Kein Gebiet der Dichtung und Litteratur bleibt unvertreten. Wollte ich hier nach Art einer Hauswirtschaft ein Inventar aufnehmen, ich könnte weit über hundert Schriftsteller nennen, die um jene Zeit in Prag zusammen wirkten. Ich will aber nur einige nennen, die eine eigene Richtung vertraten und durch einen eigenen Ton beglaubigt sind. Vor allem den schier vergessenen Lyriker Friedrich Bach, der aus seiner Heimatstadt Leitomischl nach Prag kam und inmitten der großen politischen Wirren und Klagen die seelenvollsten Laute des individuellen Schmerzes fand. Er erinnert bald an Hölty, bald an Lenau, aber die Vereinigung melancholischer Weichheit mit kristallheller Klarheit des Gedankenausdrucks giebt seinen Liedern einen eigentümlichen, unverwelklichen Reiz. Seine „Sensitiven" (1839), längst vergriffen, würden, neu verlegt, heute wieder ein dankbares Publikum finden. Es sind da Töne

angeschlagen, die, unberührt vom Wechsel der Ausdrucksformen, wirksam durch alle Zeiten hindurchklingen. Der hochbegabte Mann hatte in Prag einen kurzen Dichterlenz; dann ging er als Arzt nach Orawitza im Banat, und bis an seinen Tod (1864) hat man kein Lied mehr von ihm vernommen. Eine andere tief angelegte Natur, der Leitmeritzer Josef Emanuel Hilscher, wurde erst nach seinem Tode durch „Ost und West" zu Ehren gebracht. Er war Soldat, gemeiner Soldat in den Tagen, in denen dienen resignieren hieß, übersetzte auf Märschen und in Biwaks den Byron und pries in schwungvollen Worten die Idealwelt, in die er sich aus der Nüchternheit des Daseins flüchtete. Herloßsohn, in äußerst dürftigen Verhältnissen in Prag geboren, arbeitete sich hier mühsam zum gelesenen Romanschriftsteller empor und durchzog dann abenteuernd die halbe Welt. Die böhmischen Erinnerungen klingen in allen seinen phantastischen Werken nach. Von Ludwig August Frankl und Uffo Horn wird im folgenden Abschnitt die Rede sein. Dem Kreise der Männer von 1848 ist auch Justus Frey, mit seinem wahren Namen Ludwig Feitteles, beizuzählen, der, etwa gleichzeitig mit Ebert, von Dambeck zu poetischem Schaffen angeregt wurde. Er trat in den Zwanzigerjahren als Lyriker hervor, gab im Sturmjahre der Revolution eine freisinnige Zeitschrift heraus, um sich dann ganz auf sein Lehramt, die Professur der theoretischen Medizin, in Olmütz zurückzuziehen und endlich als 75jähriger Mann den Freundeskreis durch zwei Bändchen Gedichte zu überraschen.

Während die hier charakterisierte Gruppe der Poeten in näherer oder fernerer Beziehung zum centralen, hauptstädtischen Leben des Landes stand und ihre stärksten Impulse aus der großen sozialpolitischen Bewegung, die das Jahr 1848 vorbereitete, empfing, entfaltete sich ein stillerer Frühling deutschböhmischer Poesie in dem weltfremden Wälderkranze des Landes. Da schoß aus den Wurzeln volkstümlicher Schlichtheit und sinniger Naturbetrachtung ein dichterisches Talent empor, das weit über seine Heimat hinaus einen neuen Ton der epischen Dichtung angab und dessen Charakter im Bilde der litterarischen Landschaft dem Reize des wildbewegten Stromes, der an Städten und Märkten vorbeirauscht, die Schönheit und Klarheit des

stillen spiegelnden Sees in den Tiefen des Forstes hinzugesellt. Adalbert Stifter, der Sohn eines Leinenwebers im Böhmerwaldstädtchen Oberplan, der 1805, vier Jahre später als Karl Egon Ebert zur Welt kam, war wie dieser berufen, als stimmender Geist zu wirken; aber wenn sich in Ebert talent- und pietätvoll eine große Ueberlieferung fortspann, so recht eigentlich eine poetische Renaissance, eine Wiedergeburt vollzog, so trat in Stifter etwas organisch Neues, aus dem erweiterten und vertieften Anschauungsleben der Zeit Herausgeborenes, eine aus der Tiefe aufsteigende und weit hinaus wirkende Originalität zu Tage. Unter den Poeten, die ganz dem Boden angehören, aus dem sie hervorgewachsen sind, ist Adalbert Stifter zeitlich und dem Range nach einer der ersten in der deutschen Litteratur. Obwohl ihn sein Leben und Wirken in Wien und Linz später mit mannigfachen Kreisen in Berührung brachte, hat doch seine stille Jugend im Böhmerwalde nicht nur seine Entwickelung bestimmt, sondern seiner ganzen dichterischen Individualität Halt und Gehalt geboten. Das große Poetenauge, das ihm gegeben war, erfüllte sich so sehr mit diesen Eindrücken, daß es, worauf immer es später seine Blicke richten mochte, auf jedes Objekt jenen Reiz und jene Weihe des stillen Wachstums, die uns bei der Versenkung in das Naturleben gefangen nehmen, übertrug. So wurde er in wilder Zeit ein Dichter des Friedens, in einer Periode stürmischer Forderungen der Poet der stillen Selbstbescheidung und der Versöhnung mit den ewigen Gesetzen der Natur. Innerlich war er dabei dennoch mit den tiefsten Bedürfnissen der fortschreitenden Entwickelung durch sein Schaffen so eng verknüpft wie jene, die aus den flammenden Losungsworten des sich emporringenden Volkstums die entscheidenden Anregungen empfingen. Während in anderen deutschböhmischen Dichtern das große freiheitliche Pathos Schillers, der wilde Weltschmerz Byrons und die Renaissance des deutschen Heldengesanges nachklang, fand in Stifters Natur das Element des neuerwachenden Naturkultus, der aus den Leiden des bewegten Lebens zum Universum flüchtet, eine ganz eigentümliche Verarbeitung. Nicht in allgemeinen Reflexionen über das Entstehen und Vergehen, sondern in jener Art, sich in die Natur hineinzusehen und zu fühlen, die das Bewußtsein der Gemein-

schaft mit allem Organischen zum eigentlichen Lebensgenuß erhebt, fand und bot Stifter eine Befriedigung, die in so hohem Grade von keinem Schriftsteller vor ihm ausgegangen war. Ihm ward die ganz besondere Gabe, das scheinbar Kleine in der Natur, das sinnlich Feinste der pflanzlichen Welt und der klimatischen Erscheinungen, das uns umgiebt, durchdringt und stimmt, ohne mit heftigen Reizen in unser Bewußtsein zu treten, mit wundersamer Unbefangenheit darzustellen und die Menschen, die ihm dabei folgten, durch die Enthüllung jener Lessingschen größten Wunder, die für den stumpferen Sinn den Schein der Alltäglichkeit angenommen haben, zu bereichern und zu beglücken. Er lehrte vor allem sehen, durch das Auge hindurch empfinden, und das in echt künstlerischer, keuscher Weise, indem er das liebevoll angeschaute Naturobjekt mit ruhiger Plastik wiedergab und in den Vordergrund rückte und das Letzte und Geheimste der Empfindung nicht auszusprechen versuchte, sondern wie in der Natur selbst als Erdgeruch, Hauch und Duft aus der Fülle der gespiegelten Erscheinungen hervorquellen ließ. So wurde er im Gegensatz zu jenen Romantikern, die es liebten, aus der typischen Natur eine zweite zauberhafte hervorzuspielen und die dadurch das reale Naturleben zum symbolischen verblassen ließen, zum großen Naturrealisten unserer Novelle, zum ersten Stimmungslandschafter unserer deutschen Erzählung. Auch an den Menschen belauscht er vor allem das Stille, allmählich Werdende, Vegetative, er nimmt sie fast nie als Thatmenschen von energischen Willensäußerungen und jähen Entschlüssen, sondern als Naturen innerhalb der äußeren Natur, in ihrem Verhältnis zu den Elementen, in ihrem dämmernden Mitleben und Mitthun im Universum. Als um die Mitte der Vierzigerjahre etwa gleichzeitig mit den flammenden Ziska- und Hussitengesängen Meißners und Hartmanns, diese merkwürdigen Landschaftsnovellen unter dem charakteristischen Gesamttitel „Studien" ans Licht kamen, fehlte es nicht an Feingehör und Feingefühl für die urwüchsigen und stilleren Wirkungen, die neben den lauten und dröhnenden ihr Recht forderten, und alle Welt empfand, daß auch hier ein Weg der Befreiung aus dem Druck und aus der Enge des Daseins eröffnet war. Die Zukunft bestätigte diese Empfindung. Stifters Ton, in dem, ganz eigenartig

gefärbt, ein Zug der Goetheschen Hingebung an die Natur nachklang, strömt durch unsere Novellenlitteratur hindurch und lädt uns immer wieder ein, an die reine erquickende Böhmerwaldquelle, aus der er hervorflutete, zurückzukehren.

Gerne und mit gutem Rechte stellt man dem Dichter der „Studien" einen zweiten Böhmerwaldpoeten, Josef Rank, den volkstümlichen Schilderer von Land und Leuten, an die Seite. Rank, der in einem reicher bewegten und wechselvolleren Leben als Stifter die Weihe und Keuschheit des Heimatgefühls behauptete, hat in der That ein mehrfaches Anrecht auf so vornehme litterarische Nachbarschaft. Nicht nur die Herkunft, auch die „Andacht zum Kleinen", auch die gesunde Unbefangenheit des liebevollen Anschauens verbindet ihn mit dem großen Heimatsgenossen. Doch ist dabei ein wesentlicher Unterschied der Naturen im Auge zu behalten. Stifter ist durch und durch der originelle Landschafter unserer Litteratur geworden. Rank stellt sich, beweglicher und anschmiegsamer, in die Reihe jener Genremaler, die in den Dreißiger und Vierzigerjahren der Einkehr in das Volkstum huldigen und durch ehrlichere, ernstere und bedeutsamere Behandlung des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens dem Volke einen höheren Begriff von sich selbst und eine bewußtere und stolzere Liebe zu seinen Charakteren und seinen Ueberlieferungen erwecken.

Innig verwandt mit diesen beiden Poeten erweist sich ein dritter, dessen Schaffen in ganz anderen Jugendeindrücken wurzelt, und der nichtsdestoweniger in der Keuschheit des Naturgefühls an Stifter erinnert, und in der hingebungsvollen Liebe zum Volkstümlichen und Ueberlieferten noch innigere Töne anzuschlagen wußte als Josef Rank, Leopold Kompert, ein Münchengrätzer von Geburt, der das Volksleben der Juden in Böhmen mit realistischer Kraft und zugleich mit größter gemütlicher Anempfindung veranschaulicht. Kompert enthüllte die Poesie der Armut, der Gedrücktheit und des innigen Familienlebens, die im Verein mit der Treue zu alten Ueberlieferungen ein eigentümliches, volkstümliches Leben in der verpönten „Gasse" herausgestaltet hatten. In seinen Ghettonovellen bietet er in einer langen Reihe von Erzählungen eine ganze Entwickelungsgeschichte des deutschböhmischen Judentums, die sich

aus einer Reihe künstlerisch bedeutsamer Bilder zusammensetzt. Wenn Stifter für das weite Gebiet der Novelle einen neuen Ton angegeben hat, so war es Komperts Verdienst, ein neues Gebiet der Poesie zu erschließen.

Auch die zuletzt charakterisierte Gruppe der Poeten, die äußerlich und unmittelbar von den politisch-sozialen Stürmen, die zum Jahre 1848 hindrängen, nicht berührt zu werden scheinen, hängt in ihrem Schaffen doch tief innerlich mit den Ideen und Empfindungen, die den nächsten Lauf der Geschichte bestimmen, zusammen. Selbst Stifter, der scheinbar ganz abgekehrt vom Wechsel weltlicher Dinge mit einer im höheren Wortsinne frommen Naturstimmung sein ganzes Dasein erfüllt, ist im Innersten mitbewegt von den großen Hoffnungen und trüben Enttäuschungen der Politik — er will durch seine Poesie für eine Volkserhebung im eigentlichen Wortsinne wirken, das Sich-auf-sich-selbst-besinnen der Menschen mit Bewußtsein herbeiführen und fördern. Der den gesellschaftlichen Fragen unvergleichlich näherstehende Rank bethätigte sich im politischen Leben als Abgeordneter der Linken im Frankfurter Parlamente, wo er es mit Hartmann hielt, und eine entschieden freiheitliche Gesinnung bekundete, der er bis an das späte Ende seiner Tage treu geblieben ist. Aus Komperts Novellen, die jede äußerliche Tendenz von sich fern hielten, sprachen in der Tiefe große Menschheits- und Gesellschaftsfragen, die der Lösung harrten und so wob sich ein Band zwischen den Dichtern der volkstümlichen Renaissance und den leidenschaftlichen Sängern des Welt- und Völkerschmerzes, das sie geistig verknüpfte, und alle miteinander standen im Zeichen der Zeit, die gegen die „heilige" Alliance der Fürsten die heiligere der Volksgenossen herausgestaltete, und die durch den Mund der Dichter in verschiedenen Tonarten dem erwachenden Volksgeiste zurief: „Ermanne Dich, erkenne wer Du bist!"

Mit der Starre der Reaktionszeit endet freilich der deutsch-böhmische Dichterlenz, dessen Erwachen und Entfalten ich hier zu schildern versuchte. Von außen her wirkt Druck und Enttäuschung, aber auch von innen her manche Ernüchterung auf die schwärmerischen Geister ein, die in ihrer Poesie die Erfüllung aller Blütenträume vorweggenommen hatten. Die kos-

mopolitische Dämmerstimmung weicht der Erkenntnis, daß die Entwickelung des deutschen Volkes in sich selbst ruhen müsse, um auf sicherem Grunde vorwärts zu schreiten, und tritt immer mehr gegen das nationale Bewußtsein und gegen den volkstümlichen Selbsterhaltungstrieb zurück. Ost und West trennt sich scharf, und die von den Slaven aus nationalem Egoismus bis zu einem gewissen Grade preisgegebenen Ideale des Jahres 1848 finden ihre Verteidiger nur noch in der großen deutschen Litteratenschar, die ursprünglich alle Welt in einem Strome mit sich fortzureißen gedachte. Aber auch dieser Kämpfer bemächtigt sich eine schwere und tiefe Enttäuschung; was sie vom Morgen erwarteten, sehen sie in eine weite Ferne hinausgerückt, Schmerz und Zorn gewinnen in ihren Gesängen, wie in Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", das Uebergewicht über die Hoffnungsfreudigkeit und den Heldenkult; der Bund der Männer aber, der an Ort und Stelle das Letzte und das Höchste zu erreichen glaubte, wird durch erneuten Druck und wohl auch durch brutale Gewalt auseinandergesprengt und läßt dem jüngeren Geschlechte der Reaktionszeit zunächst nur eine von der trüben Zeit umflorte Erinnerung an schönere und größere Tage zurück. Mancher Liedermund verstummt für immer; manche Natur zieht sich scheu auf ihr Selbst und ihr abgeschlossenes Innenleben zurück und die unerschütterlichen Freiheitskämpfer, wie Hartmann, tragen ihre apostolische Sendung in die weiten Lande hinaus, bis ihnen eine späte Rückkehr ins Vaterland ermöglicht ist.

Rückblickend aber erkennen wir heute, welche große Ueberlieferung die erste Hälfte des Jahrhunderts auf deutsch-böhmischem Boden geschaffen und welche Schätze sie der zweiten hinterlassen hat. Alle großen Anregungen lebten hier in starken Persönlichkeiten auf. Auf Eberts Poesie der ruhigen Anschaulichkeit und des zarten Empfindens folgt die Sturm- und Drangperiode, die aus der Tiefe der volkstümlichen Empfindung emportaucht und prächtige Blüten zeitigt. Neue Töne drängen herein, aus dem „Reiche", aus Wien, wie aus der Weltlitteratur — der Weltschmerz Byrons kommt von Englands nebligen Küsten herüber, Heines schlichte und ironische Klagen finden Wiederhall, Börnes kritischer Geist berufene Nachfolge, Grün

und Lenau, Freiligrath und Herwegh erwecken verwandte Klänge und der Geist des jungen Deutschlands flammt in freiheitstrunkenen Herzen auf. Die Josephinische Anregung findet gerade in der Zeit der Unterdrückung ihr erfüllendes Wort. Einst lehrhaft, nimmt sie jetzt eine poetische Gestalt an und durchdringt die lebendigen Schöpfungen der Dichter. Zugleich begünstigt die aus dem Goethekultus hervorwachsende Naturbefreundung die Einkehr in das Volkstum, aus der eine neue Litteratur von erquickender Ursprünglichkeit hervorwächst. Ein großer Reichtum und innerhalb dieses Reichtums doch eine eigentümliche Grundstimmung, eine dunkle Färbung der starken Blüte, die in eine melancholische Vergangenheit zurückweist. Nicht das Wellengekräusel der Lyrik, nicht die mächtige Brandung des Dramas — der ernste, schwere Wogenschlag des Heldengedichts entspricht am besten der inneren Melodie jener deutschböhmischen Poeten, die die großen Regungen der Zeit in sich aufnehmen. Wie viel Schönes auch die Lyrik jener Periode bietet, so viele sich auch mit mehr oder weniger Glück im Drama versuchten, ihr entscheidender nachwirkender Charakter lag im Heldengesange und in der empfindungsstarken Erzählung. Ein tiefer Ernst, eine Neigung, weit auszuholen und breit zu gestalten, ein Zug des Schwerblütigen und Schwerflüssigen charakterisiert ihre besten Erzeugnisse von dauerndem Wert. In neuerer Zeit wurden hellere Töne angeschlagen, leichtere Formen gepflegt und lichtere Eindrücke bevorzugt, aber die Ueberlieferung der Hochstimmung und des Ernstes ist aus jenen großen Tagen der deutschböhmischen Litteratur erhalten geblieben. Während das Neue in vielversprechender Mannigfaltigkeit die fortwirkende Triebkraft bezeugt, ist uns der Ertrag jener Periode bereits zum unverlierbaren Besitz geworden, ein großes Erbe, das von jeder Generation zu wahren und „neu zu erwerben“ ist und dessen wir uns mit den Worten des herrlichen Dichters, dessen Gunst das Wiedererwachen deutschböhmischer Litteratur übersonnte, berühmen dürfen: „Dieses ist unser, so laßt uns sagen, und so es behaupten.“

III. Die neuste Litteratur (1850—1900).

Von

Dr. Rudolf Fürst.

Dem Wetterkundigen aller Nationen deutete es stets auf Sturm, wenn längst verflossene Zeiten und Sitten in der Dichtung ihre Auferstehung feierten. Sei es, daß man, wie dies Deutsche und Engländer zu verschiedenen Zeiten thaten, in die Vergangenheit des eigenen Volkes zurückblickte und in der treuherzigen Wucht solcher nationalen Renaissance Trost und Kraft suchte; sei es, daß man gleich den vorsichtigen Franzosen räumlich und zeitlich noch ein paar Schritte weiter that, um unter dem Schutz des orientalischen Turbans Meinungen zu vertreten und Zustände zu verspotten, die ein nur mit dem modernen Barett bewehrter Kopf zu seiner eigenen Sicherheit hätte unerörtert lassen müssen; oder sei es endlich, daß man in Zeiten der Reaktion es für klüger fand, die Gegenwart mit ihren Fährlichkeiten vorsichtig bei Seite zu lassen und in die Vergangenheit wie in ein seliges Arkadien sich zurückzuziehen. Alle drei Momente müssen berücksichtigt werden, will man die sogenannte „böhmische Renaissance", wie sie vor und unmittelbar nach dem Jahre 1848 zu beobachten ist, richtig verstehen. Hiezu kommt, daß schon damals unseren deutschen Dichtern aus Böhmen ein besonders reger Sinn für Volkstum eigen war, der nur freilich dank gewisser politischer Lieblingsideen der Zeit, wie die Polenliebe, der Philhellenismus, sich der schwächeren, unbeachteten und dadurch gewissermaßen exotischen Nation zuwandte. Wie deutsch sie fühlten und dachten, wie eng sie an ihrem deutschen Volk hingen, das haben einige jener angeblich kosmopolitischen Dichter in der Paulskirche in die Blätter der Geschichte eingetragen. So hat auch Alfred Meißner in seinem „Zizka", diesem ungemein starken und farbigen Kampflied gegen geistliche und weltliche Despoten, seine Stellung zu dem tschechischen Stamm aufgefaßt; alles Volkstum, das da lebt auf Erden ist ihm „ein Heiliges für alle Zeiten". Weicher noch und wärmer stand Moritz Hartmann zu seinem Heimatland. So beklagt er auch in seinen

„Böhmischen Elegien" das Volk, dem das „heilige Korn, das es in alle Welt gegossen", nicht Früchte, nur rosenlosen Dorn gebracht hat, das ausgeschlossen blieb vom Völkerlenz, das an entweihten Altären kniet, für dessen Leid kein mitfühlend Herz schlägt. Der geistige Druck, unter dem die „böhmischen Bauern" schmachten, wird in einem schönen Gedicht an ihrem Verhältnis zu Kaiser Josef gemessen. So spricht auch der Roman vom „Krieg um den Wald", der in Hartmanns Heimatsdorf Duschnik spielt, ausschließlich von den Mühseligen und Beladenen. Freilich gab's neben diesen und manchen anderen Dichtern (wie K. E. Ebert und den Autoren, die den Kreis von „Ost und West" bildeten), die alle mit heiligem Eifer in die Vergangenheit sich versenkten, doch auch andere, die, wie wir oben andeuteten, mehr praktischen Zielen nachgingen. So muß dem Taschenbuch „Libussa" des Kreisrates P. A. Klar, so dankenswert die Gründung eines solchen Almanachs auch erscheint, in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre eine allzu ängstliche Rücksicht auf beide Nationalitäten, eine nicht immer glückliche Vorliebe für „altslavische" Litteratur, verbunden mit großer Achtsamkeit nach oben, zum Vorwurf gemacht werden. In interessanter Weise liefen in den Fünfziger Jahren solche vormärzliche Tendenzen und auf der andern Seite fortschrittliche Regungen nebeneinander her. In den Jahren, in denen die „Libussa" noch erschien, gab der junge, aus Ungarn stammende Litterat Isidor Gaiger während seines kurzen Aufenthalts in Prag eine täglich erscheinende Litteraturzeitung: „Oesterreichisches Morgenblatt" heraus, an der Adolf Stahr, Julian Schmidt und andere vielgenannte Schriftsteller jener Tage mitarbeiteten und in der der treffliche Kunsthistoriker A. W. Ambros zuerst als geistvoller Kritiker hervortrat. Auch Josef Bayer begann damals seine von modernem Geiste erfüllte Thätigkeit als bedeutender Aesthetiker. So kreuzten einander engherzige territoriale Bestrebungen und beherzte Versuche, in das große deutsche Geistesleben hineinzuwirken.

Auch der Bühne suchte sich die „böhmische Renaissance" zu nähern: so in Usso Horns „König Ottokar", und noch zu Ende der sechziger Jahre in Josef Weilens „Drahо-

mira", einem Trauerspiel, in dessen Mittelpunkt die ein wenig an Medea erinnernde Heldin steht, das aber den Kampf zwischen Christentum und Heidentum zum Hintergrund hat. Neben solchen ausschließlich böhmisch-geschichtlichen Stoffen nimmt die historische Erzählung, die sich ganz von den Tendenzen des Tages abwendet, einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein. Hier mag der naive Franz Isidor Proschko (geb. in Hohenfurth), der Verfasser des liebenswürdigen Gedichtes „Die kleine Versetzerin", Erwähnung finden. Seine geschichtlichen, gewandt erzählten Novellchen liegen an der Grenze der Jugendschriftstellerei.

Aber den Tüchtigen war gerade die Welt, die sie umgab, nicht stumm. Die politischen Wirren hatten den größten deutschen Dichter Böhmens, den durch und durch national gesinnten Adalbert Stifter (geb. in Oberplan), wohl tief berührt, aber keineswegs von dem Pfad, den er aus innerem Beruf betreten hatte, verdrängt. Schon in den bedeutungsvollsten seiner älteren Arbeiten, die in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre erschienen, hatte sich Stifter der Naturanschauung und der Geschichte ergeben, ja er hatte sich in diese Gebiete geflüchtet, da seine eigenartig scheue, in tiefstem Grund optimistische Natur vor dem Menschenherzen, seinen Geheimnissen und Rätseln zurückbebte. Aber Stifter ist so sehr Künstler, daß er selbst in dieser mehr äußerlichen Betrachtung des Menschen, in der Art, wie er das Verhältnis der Familien und ihrer einzelnen Glieder schildert, den großen Volksschriftsteller bekundet. Mehr noch aber, als durch die Volkstypen, die er geschaffen, so vorzügliche sich auch in der späteren Sammlung „Bunte Steine" finden mögen, wird er durch die fast einzige Auffassung der heimischen Natur, durch die geniale Erkenntnis des zarten und innigen Verhältnisses zwischen Natur und Naturmenschen einer der größten Maler von Land und Leuten. Erst als er in höheren Jahren sich bezwang und die Menschen von der Natur abzulösen suchte, als er mit unkünstlerischer Ueberschätzung des Realen an den historischen Roman ging, erst da verließ Stifter die Bahn, die er so lange ruhmvoll gewandelt.

An Stifter schloß sich, nicht direkt von ihm beeinflußt, eine Anzahl tüchtiger Volksschriftsteller. Zu ihnen zählt

der früh gestrandete Moritz Reich (geb. in Rokitnitz). Reichs Dorfgeschichten weisen originelle Prägung auf. Er besitzt derben Humor, ein scharfes Auge für das Wesen der Menschen und schreckt auch vor den Nachtseiten des Lebens nicht zurück, denen er mit ansehnlicher psychologischer Schärfe, freilich auch mit einem entschiedenen Hang zum Grellen und gleichzeitig zum Uebersinnlichen entgegentritt. Sein Meisterstück hat er in der Darstellung des Jägers auf den Bergen geliefert, der die eigene Mutter beim Wildern trifft und zum Amt führt. In der Neigung zum Gräßlichen ist dem Ostböhmen ein Böhmerwäldler, Josef Meßner aus Prachatitz, verwandt, der noch unter dem Einfluß der jüngeren Räuberromantik steht und von Mord und Totschlag, von geheimnisvollen Schmugglerbanden, aber auch vom Verbrecher aus verlorener Ehre, wie wir ihn durch Schiller, H. von Kleist und die Kriminalgeschichte des 18. Jahrhunderts kennen, zu berichten weiß. Auch Meßner und seine Menschen stehen in einem fast geheimnisvoll innigen Verhältnis zur Natur, die hier freilich nicht so mild und freundlich wie bei Stifter, weit öfter vielmehr feindlich und drohend erscheint. Hervorragendes hat Meßner in der Schilderung des wandernden Handwerksburschen geleistet, der ja allgemach aus der Litteratur verschwindet und den Meßner, selbst jahrelang ein Wanderbursche, genau kennen gelernt hatte. Auch in historisch-patriotischen Romanen hat er Begabung gezeigt. Am weitesten in unsere Zeit ragt der allen Deutschböhmen werte Josef Rank (geb. in Friedrichsthal). Auch durch Ranks Bilder aus dem Böhmerwald geht ein optimistischer Zug, nicht im Sinn von Stifters pantheistischer Alleinheit, aber insoweit, als ehrliches, tüchtiges Streben auch wirklich zum Sieg führt, als in der rauhen Hülle die weichsten Herzen schlagen. Da gelingt es einem Prachtmenschen, den durch die Trägheit der Eltern und die Untüchtigkeit der Brüder ganz versumpften Hof wieder hoch zu bringen und Weib und Kinder klug und gütig zu ziehen; da ringt sich ein tüchtiges junges Ehepaar trotz des Grolles des Vaters zu Ansehen und Wohlstand durch; da findet ein Knechtlein aus dem Böhmerwald durch einen mutigen Streich sein Glück in der fremden Hauptstadt, aus der er aber

schleunig wieder in die Heimat flieht, und ein schönes Dorfmädchen kommt unberührt vom Schmutz der Großstadt in seinen Wald zurück. Prächtig sind Ranks Volksgestalten, sind die zwar vorwiegend heiteren, aber doch in die Tiefe gehenden Schilderungen aus dem ländlichen Familienleben; neben der würzigen Waldesluft kannte er aber auch die Fäulnis, wie sie der Abhub der Großstadt zeitigt.

Zu den Volksschriftstellern möchten wir auch den Trautenauer Uffo Horn rechnen, den schicksalsreichen Freiheitsfechter, dem man in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet hat. Er ist neben Stifter und Hilscher der dritte deutsche Schriftsteller Böhmens, der einer solchen Auszeichnung gewürdigt wurde. Horn hängt aufs innigste mit jenen zusammen, die sich auf historisches Gebiet begeben, um die demokratisch-liberalen Tendenzen, zu denen er sich oft und freudig bekennt, freier zum Ausdruck bringen zu können. Sein noch vor dem Revolutionsjahr erschienener Roman „Der Bauernesel" zeigt die von der Obrigkeit gequälten und von den Jesuiten schlau ausgenützten Bauern und ist Hartmanns „Krieg um den Wald" eng verwandt. Aber Horn hat, unbeschadet aller Tendenz, doch tiefe Blicke in das Leben seiner Heimat- und Zeitgenossen gethan, er hat sie in ihrer deutschen Gebirgsmundart, wie in ihrem böhmelnden Jargon doch sehr scharf und stellenweise mit packender Realistik abgeschildert. Er ist ein tiefer Kenner des Volkscharakters, des deutschen wie des tschechischen, des Bauern-, Schmuggler- und Grenzwächterlebens, und seine Zeitbildchen sind auch dann noch echt, wenn er hin und wieder das Kostüm eines früheren Jahrhunderts wählt oder auf manchen sozialen Schaden, wie die Behandlung der adeligen Präceptoren, hinweist. Minder glücklich ist er dort, wo er das Milieu seiner Heimat zur Erzählung ziemlich schaler und mitunter unsauberer Badegeschichten benützt. Seinen späteren historischen Novellen ist ein gewisser Sinn für Kolorit nicht abzusprechen, mag der Autor nun ein beschauliches Bild von Gellerts Leben in Karlsbad entwerfen oder sich der komplizierten Natur des italienischen Malers Tempesta zuwenden. Desgleichen sind seine an Hartmanns Beispiel gebildeten Revolutionserzählungen mit Feuer und Geschick geschrieben. Fast überall weiß er mit einem feinen Faden an

seine deutsch-böhmische Heimat anzuknüpfen. In beklemmender Luft mußte ein anderer wackerer Volksschilderer, Leopold Kompert aus Münchengrätz, atmen, aber er verstand es, die Thore des Ghettos weit zu öffnen und einen frischen Luftzug einzulassen. Seine Ghetto-Geschichten sind bereits im vorigen Abschnitt gewürdigt worden, aber kaum minder liebenswert scheint uns der Dichter, wenn er mitten ins moderne Leben tritt und etwa die Geschichte zweier Wiener Kinder erzählt. Hier erinnert er in der Art, wie er die Errungenschaften des modernen Liberalismus, Volksschule, Volksgerichte behandelt, wie er fast unbewußt ein Band zwischen Juden und Christen webt, an Berthold Auerbach. Aber mit vorurteilsloser Güte steht er den „moralkranken" Kindern und ihrer Schuld gegenüber, und manches humoristische und sinnige Beiwerk, wie die Amsel, die in die Gerichtsverhandlung hineinzwitschert, gemahnt an große Menschenmaler und Humoristen, wie Charles Dickens.

Auf dem Gebiet des politischen Romans ist vor allem Alfred Meißner zu nennen. Das düstere Schicksal, das sich an die Romane dieses gewiß hochbegabten Autors knüpft, und der Anspruch Franz Hedrichs auf die Urheberschaft einzelner dieser Romane ist bereits im vorigen Abschnitt gestreift. Der tieftraurige Streit hatte kein litterarisch bedeutendes Objekt. Mit gewöhnlichen Mitteln arbeitend, mitunter in einer eigentümlich „böhmelnden" Sprache abgefaßt, sind diese Romane Meißners, dessen eigentliche Begabung wir noch kennen lernen werden, gewiß nicht mustergültig. Die „Prinzessin von Portugal", der Roman, in den Hedrich sein Anagramm einwob, ist vollends eine platte Abenteurergeschichte mit einer um des Kitzels willen ganz äußerlich angehefteten Unsauberkeit. Wir wollen uns hier mit einem Blick auf das nach Gutzkowschem Muster in neun Bände ausgedehnte Romanungetüm „Schwarzgelb" begnügen, das als pastöses Gemälde der österreichischen Gesellschaft in der Reaktionszeit gedacht war. Ganz mit Eugène Sues Mache, die in jedem Kapitel neue Kreise und neue Leute auftreten und die alten zum Zweck erhöhter Spannung bis auf weiteres verschwinden läßt, finden wir da ein ziemlich wüstes Durcheinander von Politik, aristokratischen Liebesaffairen, unschuldigen Häftlingen, Gensdarmen, Falschmünzern, Kokotten, geheimen

Gesellschaften und Personen, die sich in mehrfachen Gestalten zeigen, von Staatsmännern und Potentaten unter leichter Gesichtslarve, finden wir endlich lange politische Auseinandersetzungen, gepaart mit rätselhaftem Mord und Totschlag. Der Roman hat viel Wirkung gehabt, und Meißner war stolz auf seinen Erfolg. Weit erfreulicher als diese nun schon ziemlich verblaßten Romane muten Meißners Novellen an. Zum Teil eigene Erlebnisse verwertend, versteht er es aufs beste, Situationen, Schicksale, Charaktere, auch Tendenzen novellistisch darzustellen, wobei seine Sprache viel leichter, gewandter, bezeichnender ist, als in der Mehrzahl jener Romane.

Aber auch in der Novellendichtung wird Meißner übertroffen. Moritz Hartmann ist nicht nur mit Stifter der bedeutendste Poet, den Deutschböhmen hervorgebracht, er ist auch der eleganteste und graziöseste deutsche Erzähler Böhmens. Hartmann ist in seinen Stoffen und seiner Darstellung, so gern er sich einen „Deutschböhmen", einen „Prager Musikanten" nennt, den Schranken des Heimatlandes am meisten entwachsen, er ist ein deutscher Schriftsteller schlechtweg geworden. Gewiß ist Hartmann kein tiefbohrender Psycholog, kein untrüglicher Seelenkundiger, aber er fabuliert ausgezeichnet, er ist kein ungewöhnlich tiefer, aber ein ungewöhnlich reicher und anmutiger Dichter. Sehen wir von seinen liebenswürdigen Tagebuchblättern ab — auch in seinen Erzählungen finden wir allenthalben den Stempel des Weltmannes und Weltreisenden, nicht aber den des einsam über Problemen Sinnenden. Schöne, auch dämonische Frauen und Mädchen, die der „schönste Mann der Paulskirche" auf seinen Fahrten getroffen, darunter solche, die in den Augen der Welt ihre Ehre verloren hatten, tauchen in seinen Büchern wieder auf, die wilden Tage von 1848 werden neu, der Byron-Kultus zuckt da und dort, merkwürdige Gesellen, die der „Unstäte" in allen Weltgegenden auflas, eigentümliche, oft pikante Begebenheiten, die er durchlebte, hübsche Streiche, die er mit ansah, Reichtum und Armut dicht neben einander, das alles kreuzt sich in seinen Erzählungen; selten einmal ein psychologisches Problem, wie etwa das vom getäuschten Gatten oder von der Liebe eines kindlichen Mädchens; dagegen wiederholt religiöse Konflikte, die Unduldsamkeit der

herrschenden Sekte geißelnd; Flüchtlingsgeschichten mit gut nationalen Accenten und Erzählungen aus den Bürgerkreisen Böhmens. Dann eine ganz eigentümliche Species von Märchen für Erwachsene: fast alle ironisch, viele aber von den uralten Märchenmotiven durchsetzt, manche mit satirischem, andere mit wehmütigem Ausklang. Und diese ganze Fülle von Stoffen, die wir eben nur andeuten konnten, hat Hartmann in durchaus schlichter, einfacher Weise behandelt, ohne all die Kunstgriffe zur Spannung des Lesens, wie sie seine Zeitgenossen liebten. Besonders wohlthätig tritt diese künstlerische Keuschheit in seinen größeren romanartigen Schöpfungen, so in dem als Fragment hinterlassenen „Andenken der Mutter" und in den historischen Novellen hervor.

Neben Hartmann finden wir eine nur kleine Anzahl von Autoren, die der Novelle ohne örtliche und zeitliche Beschränkung ihres Stoffgebietes huldigten. Da mag jener Karl Braun v. Braunthal, den Gottschall wegen seiner angeblich verwilderten Genialität und sexuellen Roheit schilt, Erwähnung finden. Was ich von ihm kenne, sind nur flache moralische Geschichten mit außerordentlich edlen Jünglingen und Jungfrauen, teils edlen, teils reuigen Vätern und nicht ganz einwandfreien Stiefmüttern; dazu nicht eben tiefere Satiren auf Frauenemancipation und ähnliches. Auch der in Jungbunzlau geborene Journalist, der Genosse von Kompert und Hartmann und spätere Sekretär Brucks, Isidor Heller, mag als Erzähler genannt sein, obgleich er durch überspitzte Probleme und ein wirres Schachtelsystem eben nicht erfreulich wirkt.

Eine eigenartige Stellung nimmt auf dem niemals besonders fröhlichen Prager Boden Eduard Pokorny ein. Die humoristische Litteratur hat, da man Äußerungen politischer Satire, wie Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" kaum hierher rechnen mag, in Deutschböhmen niemals geblüht. Da machte denn Pokorny zunächst mit seinen urbehaglichen, mitunter auch recht sinnigen Erzählungen aus dem Alltagsleben eine erquickende Ausnahme; aber auch seine litterarischen parodistischen Späße sind voll treffsicherer Drolligkeit, das Kauderwelsch in seinen Römerdramen und das „Pech" seines

nach Arkadien verschlagenen modernen Dichters läßt an Lustigkeit nichts zu wünschen übrig.

Am Schluß dieser Uebersicht epischer Prosa mag auch das Epos im engeren Sinn Erwähnung finden: das bedeutendste ist ohne Zweifel der „Ahasverus" des unerschrockenen Kunstkritikers Seligmann Heller (aus Raudnitz), der in seiner großartig angelegten und in großem Stil durchgeführten Terzinendichtung eine Art „Lied der Menschheit" an den Mythus vom ewigen Juden anknüpfte. Als Epiker trat auch Ludwig August Frankl (aus Chrast) hervor. „Der Primator" leidet durch die unerhörte und kaum motivierte Grausigkeit des Vorwurfs, während „Don Juan d'Austria" geschickt das Interesse für historische Persönlichkeiten, wie Barbara Blomberg und die vom Dichter frei erfundene Gestalt der Tochter des Cervantes, auszunützen weiß. Sehr sauber sind Alfred Meißners epische Versuche, Hartmann beherrschte ebenso das Idyllische („Adam und Eva"), wie das Machtvolle („Sackville").

Wenden wir uns nun dem Drama zu. Wir sprachen schon von Horns „Ottokar" und von Josef Weilen (aus Tetin) und seinem Trauerspiel „Drahomira". Das Heimatgefühl, das diese Autoren in der Wahl der Stoffe bekundeten, trat glücklicher in Weilens „Edda" hervor; das Volkstum ist hier mächtiger als alle Bande des Blutes. Aehnliches spricht aus dem Trauerspiel „Rosamunde", in dem sich Weilen in bewußtem Gegensatz zu Friedrich Halm stellt. In seinen verschiedenen historischen Dramen versteht es Weilen besser, den Ton einer Zeit oder einer Klasse, als die dramatische Oekonomie zu wahren. Aehnliches gilt von seinen Festspielen. Im stilisierten Stück thaten sich ferner der Trautenauer Vincenz Weber und der Reichenberger Weltpriester Wilhelm Gärtner hervor. Weber hatte schon in den vierziger Jahren mit seinem Drama „Spartacus" einen vollen Erfolg errungen, ohne jedoch mit seinen späteren dramatischen Arbeiten durchdringen, ja ohne auch nur eine Bühne für ihre Darstellung finden zu können. Gärtner, der von Tieck, Halm, Hebbel warm als Dichter begrüßt wurde und besonders dem ihm geistig verwandten Hebbel nahe trat, war ein breites und frisches Talent, das nur durch den Hang zu allzu üppig wucherndem Detail die Form verlor.

Dies gilt von seinen beiden Dramen „Andreas Hofer" und „Simson". Das Zeitstück hat meines Wissens nur in Alfred Meißner einen nennenswerten Vertreter aufzuweisen. Sein „Reginald Armstrong", der mit wechselndem Erfolg über die Bühne ging, nahm den Kampf zwischen Kapital und Intelligenz zum Vorwurf und erwarb sich durch viel Feinde manche Ehre. Auch andere dramatische Arbeiten Meißners, wie namentlich „Der Prätendent von York" hatten vorübergehenden Erfolg. Als Dramatiker einer späteren Zeit, der indes so früh abberufen wurde, daß wir ihn den geschichtlich gewordenen Persönlichkeiten anreihen müssen, ist Carl Thomas (Carl Thomas Richter) zu nennen, ein vielseitiger Mann, der Nationalökonomie an der Prager Universität lehrte, und zugleich eine rastlose poetische Thätigkeit entfaltete. Außer Novellen hat er eine Tragödie „Samson" geschrieben, die Wirkung auf der Bühne hatte und namentlich litterarisches Interesse erweckt. Im Lustspiel gingen die graziösesten Arbeiten („Gleich und gleich" und „Buridans Esel") von Hartmann aus. Zu nennen wären ferner der aus Böhmen stammende Freiherr v. Marsano, dessen kleine, in glatten Versen abgefaßte Verkleidungskomödie „Die Helden" sich trotz ihres Zopfstils Jahrzehnte lang auf allen Bühnen hielt, und die Prager Michael Klapp und Julius Rosen. Klapps feingestimmtes, von Bauernfeld nicht unbeeinflußtes Gesellschaftsstück „Rosenkranz und Güldenstern" ging über viele Bühnen, Rosen (Duffek) sorgte manches Jahr für den Alltagsbedarf des Theaters und war mitunter so glücklich im Griff, daß selbst Mitterwurzer einen und den anderen Schwank Rosens in sein Repertoire aufnahm. Auch ein älterer Lustspieldichter, J. Lederer, der sich im Gesellschaftsstück und der Charakterkomödie versuchte, fand Anerkennung.

Mehr als über das Drama wird über die Lyriker zu sagen sein. Auch in Deutsch-Böhmen sangen viele, und nicht wenigen war Gesang gegeben. An der Spitze der Lyriker, vielleicht nicht als ihr eigenartigster, aber als ihr vielseitigster, am stärksten fesselnder, als einer, der Form und Sprache am souveränsten beherrschte, wird immer Alfred Meißner seinen Platz behaupten. Diesen Ruhmeskranz kann ihm kein Hedrich vom

Haupte reißen. Schon seine Jugendgedichte, so stark sie auch unter dem Einfluß Heines und seiner „großen Schmerzen" stehen mögen, zeichnen sich durch wundervolle Form, durch erstaunliche prosodische Vielseitigkeit, mehr noch durch kraftvolle nationale und soziale Accente aus. So spricht der Poet im Jahr, da sein „Zizka" erschien, wegen dessen man ihn leichtfertig des Verrates an seinem Volkstum beschuldigt hat, seinen politischen Lebenswunsch aus:

„Ein Deutschland, groß und mächtig,
„Ein Deutschland, stark und frei,
„Einmütig und einträchtig
„Deutschösterreich mit dabei!" . . .

Die politische Lyrik, die den Unterdrückten anfeuert, die zum Kampf aufruft, findet in Meißner einen glühenden Vertreter. Aber auch rein Menschliches fühlt sein Herz mit: „Sie leiden alle, was klagest du?" ruft er bei Betrachtung der Natur sich selbst zu, und er trifft mit einem begabten Vertreter unserer modernen Dichtung in dem Gedanken zusammen:

„Die Mutterschaft tilgt alle Schuld am Weib,
„Die Mütter nur sind Heilige auf Erden."

Mit den Jahren, da er zu Heine auch in persönliche, treu gehegte Beziehungen getreten ist, herrscht Heinesche Ironie, Heinescher Stimmungswechsel, dabei auch Heinesche Grazie vor. Machtvoll aber schwellt das Jahr 1870 die nationale Begeisterung des Dichters an. Flammend wendet er sich gegen Napoleon, mit Jubel begleitet er den Siegeszug des deutschen Heeres, mit schmerzlichem Spott wendet er sich gegen den offiziösen Preußenhaß des damaligen Oesterreich:

„Auf dem Hut die rote Feder, steigt auf seinen Gaul der Schmock,
„Dem Neapel, dem der Welfe, dem der Papst bezahlt den Rock."

Er wirft den Deutschösterreichern vor, sie hätten, bevor sie noch slavisch sprechen könnten, deutsch zu fühlen schon verlernt, und prophetisch ruft er seinen Landsleuten zu, auch ihnen werde es noch einleuchten:

„Das stolzeste Gefühl auf Erden
„Es ist und bleibt: ein Deutscher sein!"

Einfacher und inniger ist die Lyrik von Moritz Hartmann. Auch ihm fehlt nicht die bestechende Form, aber er singt nur seinen eigenen Ton. Hartmann ist merkwürdig selbstständig in seiner Lyrik. Seine Balladen klingen nur eben

in der Form an die Meister, an Uhland, „die Nachtigall, die holde und kampfbewährte", und an Mörike an. Von Heine sind nur Spuren vorhanden, so in den freien Rhythmen der Meerlieder, in den ironischen historischen Romanzen, wohl auch in der Reimchronik. Ist auch fast die ganze Versdichtung seiner jüngeren Jahre der Politik geweiht, so ist er doch nur sehr bedingt den politischen Lyrikern anzureihen: dazu sind seine Gedichte, auch wenn man sie von aller Tendenz loslöst, viel zu frei von Schlagworten und Gemeinplätzen. Mit Recht durfte Hartmann von sich sagen:

„Was ich gethan im Leben und im Buche,
„Ich that es nie als lobbedürftiger Lärmer"

und weiter

„Kein Lied entsteiget meinem Busen,
„Dess' Stirn nicht die Freiheit küßte,
„Die schönst' und edelste der Musen."

Auch nachdem er den Freiheitssang von „Kelch und Schwert" überwunden hat und Balladendichter geworden ist, wird er seiner Tendenz, die sich gegen die Uebergriffe der Mächtigen richtet, nicht untreu. So hat er wie für die Völker, auch für die Volksklassen ein warmes Herz sich gewahrt und das berühmte Wort von der Heiligkeit des Dienstbotenschlafes geprägt. Was sich sonst in Hartmanns Lyrik spiegelt, ist ein treues Bild seines Seelenlebens. Die Konfessionspoesie herrscht vor. Die Sehnsucht des Verbannten kehrt immer wieder, ein Liebesintermezzo zeigt die Gefühle des vielgewanderten, hart mitgenommenen reifen Mannes. Eine spätere Sammlung „Zeitlosen" bringt eins seiner schönsten Gedichte „Pyränus", manche gnomisch-sinnige, manche ironische Romanze. Schwungvolle „Symphonien" vermitteln Gedanken über Welt und Menschen. Was der Reisende in Bulgarien, in der Bretagne erhört und erlesen, lernen wir in meisterhaften Nachdichtungen kennen.

Die lyrischen Dichter, die wir neben diesen beiden Meistern besitzen, sollen nicht überschätzt werden. So fehlt dem ehrwürdigen L. A. Frankl die rechte Ursprünglichkeit des Lyrikers. Zwar ist auch ihm manches schöne Gedicht gelungen, so das tief und glücklich empfundene „Er weiß es besser", oder das sinnige „Rede nicht". Aber seinen Kinderliedern fehlt die Naivetät, seinen Schilderungen aus dem Orient die volle Farbe. Auch

eine gewisse Unbehilflichkeit der Form durchbricht mitunter den Fluß der Verse und deutet auf allzurasche Produktion. Am besten gelingt es ihm, historische Stoffe in Balladenform zu kleiden, obgleich sich auch da, wenngleich selten, störend harte Stellen finden. So bildet auch das erste zensurfrei gedruckte Blatt „Die Universität" mehr ein rühmliches Erinnerungszeichen an das unerschrockene Wirken des Mannes, als an das Können des Dichters. Im Ganzen wird der treue Eckart ganzer Schriftsteller- und Künstlergenerationen und Herausgeber des „Sonntagsblattes" auch als Poet noch lange freundliches Gedenken finden.

Eine interessante Erscheinung ist der Prager Josef Mauthner, dessen Gedichte erst kurz vor seinem tragischen Ende (1890) in weiteren Kreisen bekannt und erst nach seinem Tode gesammelt wurden. Ein Poet von starker und eigentümlicher Begabung, hat er, der eigentlich nur Gelegenheits-Gedichte im Goetheschen Sinn schrieb und nie an die Veröffentlichung dachte, nicht alles zur vollen Reife gebracht. Relativ am höchsten ist seine Liebeslyrik voll glühender Sinnlichkeit zu schätzen. Sehr richtig hat er als politischer Lyriker das moderne Tschechentum beurteilt; den deutschen Siegen von 1870 stand der einstige Barrikadenkämpfer von 1848 fremd gegenüber.

Für die Lyrik können uns zwei Anthologien als Führer dienen. Die ältere Generation ist in den einzelnen Jahrgängen des Taschenbuches „Libussa" (1843—60) vertreten. Wir finden da — neben vielen der schon Genannten — den gedankenschweren Josef Bayer, die poetischen Erzähler Karl Victor Hansgirg und Ernst Gnad und neben vielen Wackeren auch den gräflichen Fabrikdirektor Karl Hugo Rößler aus Postupitz, der für jeden Helden der Reaktion, für Jellacic, Haynau, Schwarzenberg, Windischgrätz einen servilen Bückling in Bereitschaft hat. Historisch von Interesse ist ein Versuch, den ein Prager Schriftsteller, Heinrich v. Lobsdorf, im Jahre 1871 unternahm, als er in seiner Anthologie „Lieder der Heimat" Lyriker der verschiedensten Generationen an einander reihte. Für uns heute ist es von Reiz, an der Hand dieser Sammlung den Strömungen nachzugehen, die das Geistesleben von Deutschböhmen

dazumal durchfluteten. Da klingen so ziemlich alle Töne an, die das Jahrhundert angeschlagen hatte. Schiller wirkt noch in den kosmisch-philosophischen Gedichten von Wilhelm Dolfel und in einem Negativ der Ballade vom Grafen von Habsburg, als dessen Verfasser F. Paiir zeichnet. An Goethe erinnert durch geschichtliche Beziehung der Naturdichter Anton Fürnstein, an dessen Schaffen der Altmeister freundlichen Anteil genommen hatte. An Rückert gemahnen die Parabeln von Braun von Braunthal, in den Pfaden Uhlands wandelt außer Herloßsohn noch Ferdinand Stamm, der auch als didaktischer Volksschriftsteller geschätzt wurde. Sehr stark ist, wie wir schon andeuten konnten, der Einfluß Heines: sein begabtester Schüler ist ohne Zweifel Julius Lippert, der bekannte Politiker und Kulturhistoriker, mit seinen kecken und flotten „Fliegenliedern", die sich gegen die von der Reaktion beliebte Bevormundung richten. An „Almansor" erinnert Josef Feistmantel, die „Loreley" wirkt beängstigend auf Theodor v. Grünwald ein, das treulose Liebchen mit den Blumen und Sternen beklagt A. Wanka, und die Melodien der „Prinzessin Sabbath" singt David Mendl, auch der wackere alte Krieger Wilhelm v. Marsano stellt das bekannte innige Verhältnis zwischen Blumen, Liedern, Thränen und Rubinen wieder her. Die Romantik wirkt in Ernst Gnad, Julius Gundling, dem Verfasser vieler Romane, Eduard Hlavaczek, der wohl viel Eichendorff gelesen hat, nach. An Seume und Freiligrath wird man durch den Dramatiker Gärtner, an Hebbel durch den Dramatiker Weber erinnert. Den Volkston suchen Uffo Horn und Josef Weilen anzuschlagen. Auch bestimmte Tendenzen treten immer wieder auf: religiöses Gefühl bekunden neben Proschko besonders Franz Ferdinand Effenberger und Juliane Glaser, die Schwester Karl Egon Eberts, Verständnis für die soziale Not verrät Hansgirg und der allerdings recht optimistische Cölestin Johne. Das „böhmische Bewußtsein" hat noch eine stattliche Reihe von Bekennern, wie Grünwald, Horn und die jung verstorbene „Naturdichterin" Katharina Klauczek, Rudolf Müller predigt Versöhnung der beiden Nationalitäten. Ausgesprochene nationale Gesinnung findet man befremdender Weise nur bei Gärtner und Henrik

Schmidt. An wirklich selbständigen Talenten ist kein Ueberfluß: wir wüßten nur Franz Hedrich, die Politiker David Kuh und Ignaz Kuranda, Josef Virgil Grohmann und Alfred Klaar — damals im Anfang seiner Entwicklung — zu nennen. Noch möge hier eines von Scheffel stark beeinflußten Lyrikers gedacht werden, der noch nicht zu Lobsdorfs Mitarbeitern zählte: es ist der früh verblichene Paul v. Portheim, dem manch schöner, eigener Ton gelang.

Ein knapper Abriß mag noch der eben im Wirken und Schaffen stehenden Generation gegönnt sein. Der heiße Prager Boden ist nicht geeignet, allzu viele Knospen zur Entwickelung zu bringen. Die Mehrzahl der dort Verbliebenen hat sich der Tagesschriftstellerei zugewendet. Um so rühmenswerter ist das kleine Häuflein derer, die auch in Prag unbeirrt zu höheren Zwecken heranwuchsen. In erster Reihe war hier bis vor kurzem (nun hat er seinen Wohnsitz in Berlin genommen) als mutiger Führer, als Klärer und Mittler Alfred Klaar zu nennen. Was dieser Mann für das geistige Leben Deutschböhmens bedeutete, ist bekannt: wie er ein Vierteljahrhundert bildend und läuternd, mit allen glänzenden Eigenschaften seines Geistes und Gemütes der Kunstkritik vorstand, wie er sich in seinen Reden und Vorträgen, gleichwie in seinen kritischen Essays als Denker und Sprachkünstler von seltener Vollendung bewährte. So wie seine Gedichte durch schwellende Fülle der Empfindung und der Gedanken, dann durch die meisterliche Form erfreuen, so seine zahlreichen Festspiele und Prologe durch mitreißenden Schwung und die seltene Gabe, die einzelne, flüchtige Erscheinung und Gelegenheit sub specie aeterni anzuschauen. Auch in der feuilletonistischen Skizze, namentlich aber auch im Lustspiel sind dem emsig schaffenden Manne Leistungen von Wert zu danken.

Neben Klaar, der Kritiker der „Bohemia" war, wirkte (und wirkt noch) als Chef-Redakteur desselben Blattes ein Schriftsteller von seltenem Reichtum und größter Vielseitigkeit der Begabung: Josef Willomitzer, derzeit zweifellos der bedeutendste, in Deutsch-Böhmen wirkende Erzähler. Hatte er schon im journalistischen Kampfe durch die Ueberlegenheit seiner Laune oft befreiend und klärend gewirkt, so zeigt er die ganze

Fülle seines eigenartigen Könnens in seinen, nun in drei Bänden vorliegenden Scherzgeschichten („Ins Blaue hinein", „Lauter Unica", „Das unheimliche Gebiß u. A."). In originellster Weise vereinigt er eine ins märchenhafte und barocke schweifende Lust am Fabulieren mit seltenem Scharfblick für Zustände und Tendenzen der Gegenwart, die erbarmungslose Wahrheitsliebe und den schonungslosen Witz des Satirikers mit feinstem sittlichem Gefühl und einem weichen und reichen Gemüt. „In den letzten Jahren", begrüßte P. K. Rosegger Willomitzers erste Sammlung, „bin ich keinem Humor begegnet, der so souverän die Flächen des Lebens belächelt und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet", und sein Urteil wird von einer jährlich wachsenden Gemeinde von Lesern bestätigt. In der Heimat bereits lange nach Gebühr geschätzt, gilt Willomitzer nun auch in Deutschland als das was er ist: ein humoristischer Poet von reicher Begabung, der die Humoresken-Schreiber gewöhnlichen Schlages um Hauptes Länge überragt.

Für gleich stark aber halten wir jene politisch-satirischen Capriccios in Versen, wie er sie unter verschiedenen Zeichen in so reicher Menge der Münchener „Jugend" bescheert, Stachelverse und Scherzgedichte, die oft durch eine Zeile, eine Wendung, einen Reim die packendste Wirkung erzeugen.

Einer der vielseitigsten unter jenen Schriftstellern Deutsch-Böhmens, die sich bereits bewährt haben, aber noch im vollen Zuge des Wirkens stehen, ist Heinrich Teweles, ein witziger Kopf von reger Initiative, schlagfertiger Formgewandtheit und stilsicherer Energie des Ausdrucks. Die langjährige Thätigkeit eines Dramaturgen am Deutschen Landestheater und mannigfaches treu nationales publizistisches Wirken haben dem rastlos thätigen Manne immer noch Zeit gelassen, sich in größeren Arbeiten wie Novellen, die Verständnis für die sozialen Fragen der Zeit bekunden, und in „Linguistischen Plaudereien", die in humoristischer Form sprachwissenschaftliche Belehrung bieten, zu bethätigen. Verdientes Glück hatte er namentlich mit seinen kleineren dramatischen Arbeiten, in denen sich gute Technik mit dem Sinn für wirksame Pointe vereinigt.

Ein Dichter von tiefster Ehrlichkeit des künstlerischen Empfindens ist Friedrich Adler. Auch er hat sich von früh auf

seine eigene Weise geprägt, und jedem einzelnen seiner in zwei Bändchen vorliegenden Gedichte sieht man es an, wie der Dichter heiß und lange mit dem gekämpft hat, was er künstlerisch gestaltet. Großäugig sieht Adler ins Leben, und die Gestalten, die ihm dieses bietet, weiß er bald mit feiner Satire, bald mit tiefem Mitgefühl nachzuzeichnen. Die Freude am Glück, die heitere Lebensbejahung, die seinen neueren Gedichten eignet, steht ergänzend zu dem düsteren Ton seiner Jugenddichtung. Als Uebersetzer wird Adler längst mit Ehren genannt, nun ist er auch mit Glück in die Reihe der Bühnendichter getreten.

Im Zeichen der „Moderne" steht ein hochbegabter junger Poet, Hugo Salus, der mit entschiedenem Erfolg als Lyriker hervorgetreten ist. Salus vereinigt ein überaus graziöses Formtalent mit Originalität und Kühnheit der Motive. In kecken Tändeleien und tiefer greifenden Stimmungsgedichten hat er für seinen Ton weithin Aufmerksamkeit zu wecken verstanden und gehört zu jenen wenigen deutschböhmischen Dichtern, die in der Ferne ungleich geschätzter sind, als in der eigenen Heimat. Außer ihm wäre als Vertreter der jüngsten Richtung noch R. M. Rilke zu nennen. Zuweilen schlägt er Töne an, die dem Stimmungsleben die zartesten Seiten abgewinnen. In jüngster Zeit hat auch Emil Faktor ansprechendes lyrisches Können gezeigt.

Auch der Bühne sind noch manche litterarische Kräfte Deutsch-Böhmens in den letzten Jahrzehnten näher getreten. Julius Kehlheim (mit dem wahren Namen Antoinette von Giorgi) hat mit ihrer „Jakobäa von Jülich" einen achtbaren Versuch im ernsten Drama gemacht. Gräfin Christiane Thun-Hohenstein, die auch als Märchenerzählerin einen glücklichen Ton anschlug, hatte mit ihren Dramolets Erfolg auf der lebendigen Bühne; Peter Riedl versuchte sich in allen Gattungen des Dramas, am glücklichsten in der Renaissance-Komödie. Romane schrieben Nora von Görner, ferner S. Kohn, ein für die spannende Erzählung begabter Schriftsteller, der namentlich für seine Ghettogeschichten ein großes Publikum fand. Mit Novellen und Epen trat Josef Haase hervor.

Draußen im Land steht alles unter dem Zeichen nationaler Abwehr. Leier und Schwert! ist hier die Losung. Eine volk-

liche Kampfdichtung hat sich entwickelt, und der Drang der letzten Jahre wirkte befruchtend auf diese Strömung. Zu diesen Tyrtäen gehören Theodor Hutter, Anton Aug. Naaff, Anton Ohorn, der auch Romane, historische Erzählungen und Epen, sowie Theaterstücke verfaßte, Michael Urban, Amand Paudler, Ernst Rzesacz (auch Epiker), Heinrich Swoboda (Epiker und Dramatiker), Karl Gawalowski. Besonders erwähnt seien auch die Volksschriftsteller Raimund Maras und Johann Peter. Zur Kräftigung unseres Volkstums ist ferner die Pflege der Dialektdichtung warm zu begrüßen, die einzelne publizistische Organe Deutsch-Böhmens sich zur Aufgabe gemacht haben. Noch hat kein großes Talent Böhmens deutsche Mundarten der Litteratur eingefügt, schon aber haben sich Männer und Frauen durch vorbereitende Schritte Verdienste erworben. — Noch mag an beachtenswerte Talente deutschböhmischen Ursprungs erinnert werden: Franz Herold ist ein Lyriker, der tiefe Einkehr in sein Inneres mit echt künstlerischer Anschauung von Natur und Menschen vereint; Peter Philipp hat als Dramatiker, Satiriker und Lyriker Ansehnliches geleistet; Anton Nittel verdanken wir die köstlichen Geschichten vom Hockewanzel; Richard v. Kralik versenkte sich liebevoll in die deutsche Vergangenheit; Robert Steinhauser bethätigte sich als Dramatiker, Eugen Wrany und Robert Pohl schrieben kleine Erzählungen, Julius Vatter vertritt den leichten, anmutigen Humor; Franziska v. Kapff-Essenther, die jüngst ein so tragisches Ende fand, war eine geschätzte Mitarbeiterin angesehener Familienblätter, ohne in ihren Romanen tieferen Problemen aus dem Wege zu gehen; desgleichen bekundet Auguste Hauschner psychologische Tiefe in ihren Romanen und Novellen; düstere soziale Satiren veröffentlichte Klaus Krauß.

Drei von unseren Landsleuten sind längst in die Reihen der gelesensten und genanntesten Schriftsteller getreten: Bertha v. Suttner, Fritz Mauthner und Ossip Schubin (Lola Kirschner). Man weiß, wie Frau v. Suttners Roman „Die Waffen nieder" eine Idee volkstümlich gemacht und wie sich die Dichterin unermüdlich in den Dienst dieser Idee gestellt hat. Man erinnert sich, wie Fritz Mauthners litterarische Parodien

„Nach berühmten Mustern" durch ihre verblüffende Stilsicherheit Aufsehen und großes Ergötzen erregten, wie er sich in den Dienst der neuen Kunst stellte, wie er dann selbst als produktiver Dichter hervortrat, und besonders mit seinem geistreich und originell gestalteten historischen Roman „Hypatia", später mit seinem die gährenden Ideen der Zeit kühn erfassenden Roman „Kraft" die Höhe des Erfolges erreichte. Und man vergesse nicht, daß Ossip Schubin nicht bloß durch die breite Entfaltung eines vorher wenig gekannten Milieus, sondern doch auch durch die Vertiefung in das Seelenleben einzelner Individuen, namentlich in ihren ersten Arbeiten, Verdienstliches geleistet hat.

So zeigt sich auf allen Gebieten der Litteratur in Deutsch-Böhmen ein reges Leben, das der ernsten Ueberlieferungen der Vergangenheit würdig ist, aber auch den nationalen Empfindungen und den brennenden Fragen der Gegenwart gerecht wird.

Deutsche Kunst in Böhmen.

I. Die ältere Kunst.

Von

Prof. Dr. Joseph Neuwirth.

In dem edlen Boden der Kunst Böhmens verbreitete deutscher Einfluß von allem Anfange an weithin seine ertragreichen Wurzeln. Von Regensburg aus, wo am Hofe Ludwigs des Deutschen die erste geschichtlich erweisbare Bekehrung böhmischer Edlen (845) zum Christentume erfolgte, drang mit der neuen Glaubenslehre auch eine neue Kunstlehre ins Land. Als ihre Apostel erscheinen die Geistlichen selbst, welche für die Errichtung würdiger Gotteshäuser und ihre geeignete Ausstattung um so mehr selbst sorgen mußten, weil in Böhmen die geeigneten Vorbilder dafür fehlten. Diesen Thatsachen entspricht die Nachricht der Legende des heil. Wenzel, daß während seiner Regierung zahlreiche Priester aus Baiern und Schwaben mit gottesdienstlichen Büchern und Reliquien nach Böhmen gekommen seien, dessen Bedarf an diesen mit kirchlicher Kunstübung so innig verbundenen Gegenständen augenscheinlich noch lange nicht gedeckt war und durch Jahrzehnte in ersten Linie vom deutschen Westen aus befriedigt wurde. Das Verhältnis der Abhängigkeit von Regensburg, zu dessen Kirchenverwaltungsgebiete das Böhmerland bis zur Errichtung eines selbständigen Bistumes Prag gehörte, findet seinen Ausdruck auch in der Einholung der Erlaubnis zum Baue der ersten Hauptkirche des Landes, der Veitskirche in Prag. Der heil. Landesfürst, der vom deutschen Könige Heinrich I. einen Arm des heil. Veit zum Geschenke erhalten hatte, wandte sich um die Baubewilligung nach Regensburg, von wo ihm wohl nicht bloß die Gewährung seiner Bitte, sondern auch noch manche Anweisung für die Durchführung seines Unternehmens zuging. Jedenfalls war der vom deutschen Westen kommende Einfluß auf die Kunstübung Böhmens stärker als jener der zweiten vom Osten aus durch die Slavenapostel Cyrill

und Method erfolgten Christianisierungsaktion, was am klarsten darin zu Tage tritt, daß letztere das Abhängigkeitsverhältnis von Regensburg auch nicht vorübergehend zu lockern vermochte, geschweige denn für längere Zeit dauernde Beziehungen zu einem anderen Vororte der Kirchenverwaltung zu begründen imstande war. Denn der einzige Vorort slavischer Liturgie, das Kloster Sazawa, das man gerne zu einer Pflegstätte tschechischer Kunst stempeln will, verlor binnen kurzer Zeit seine Kultursonderheiten und mußte sich mit Preisgebung slavischer Kirchengepflogenheiten vollständig den im ganzen Lande herrschenden Verhältnissen anbequemen. Dieselben waren auch nach der Errichtung des Bistumes Prag, um welche ein deutscher Kirchenfürst — der heil. Wolfgang, Bischof von Regensburg — in edler Selbstlosigkeit sich die größten Verdienste erwarb, der Fortdauer deutscher Einflüsse gleich günstig. Gehörte doch das Prager Bistum durch Jahrhunderte zu der Erzdiöcese Mainz, an deren kirchlichem Leben und Bewegungen es einen ganz bestimmten Anteil nehmen und behalten mußte. Dabei kann auch die Kunst niemals leer ausgegangen sein. Sogar Palacky muß sich zu dem ihm gewiß nicht leicht gewordenen Zugeständnisse herbeilassen, daß Deutschland die Quelle der Kultur für die slavische Bevölkerung Böhmens wurde, „da Böhmen nur aus und über Deutschland Priester und Prediger des Evangeliums erhalten und somit auch aller Wohlthaten der christlich europäischen Civilisation teilhaftig werden" konnte.

Das erste Kloster Böhmens errichtete Mlada, die Schwester Boleslaws II., welche im Regensburger Stifte Obermünster herangebildet worden war, bei der St. Georgskirche auf dem Hradschin in Prag für Nonnen, welche nach der Regel des heil. Benedikt lebten. Von Altaich in Baiern kam der erste Abt Lambert und offenbar auch die erste Kolonie für das Benediktinerkloster Ostrow. Auf die Schreiberschule des Benediktinerstifts Brzewnow wirkte der deutsche Mönch Diethard ein, welcher nach Vertreibung der slavischen Mönche Abt von Sazawa wurde und als Ersatz für die vernichteten slavischen Ritualbücher neue lateinische Bücher teils selbst mit vieler Mühe zusammenschrieb, teils kaufte oder durch bestimmte Schreiber herstellen ließ. Aus Metz stammte der Benediktiner Reginhard, der Abt von Sazawa,

dem der Hausgeschichtsschreiber die Fertigkeit zu malen, beliebige Statuen in Holz, Bein oder verschiedenen Metallen zu formen sowie hohe Geschicklichkeit für jede Kunst, namentlich für Glasarbeiten nachrühmt. Unter Reginhards Augen erstand die erste Kirche in Selau, wo die Benediktiner bald den Prämonstratensern weichen mußten. Nach Kladrau kamen die ersten Mönche aus dem schwäbischen Benediktinerkloster Zwifalten, einer von dem großen Abte Wilhelm von Hirsau begründeten Niederlassung. Daß letztere der Kunstübung des Mutterklosters, das für die zu seiner berühmten Kongregation zählenden Häuser eine ganz bestimmte Bautradition ausbildete, auch im fernen Böhmerlande zu Ehren verhelfen mochte, ist bei der damaligen Strenge des Verbandes ganz zweifellos. Der Anlagegedanke der herrlichen Kladrauer Klosterkirche, welche in der Barockperiode einen ganz merkwürdigen Umbau durchmachte, ist deutscher Baukunst der romanischen Zeit wohlbekannt. Ebenso verweisen die Nachrichten über den Umbau des Benediktinerklosters Opatowitz unter Abt Mizloc von 1152 bis 1163 auf Anlehnung an den in deutschen Benediktinerklöstern begegnenden Baubrauch; derselbe galt unstreitig auch für andere Benediktinerklöster Böhmens, obzwar für letztere bestimmte Quellenbelege dieser Art fehlen. Gleichheit der Regel und der Lebensweise, die Vereinigung zu bestimmten Verbänden mußte von selbst zu einer Annäherung der Kunstschöpfungen aneinander führen. Daß man aber in böhmischen Benediktinerklöstern schon in der Mitte des XII. Jahrhunderts deutsche Laienbaumeister verwendete, die zugewandert oder vielleicht auch besonders berufen waren, lehrt die Geschichte des Neubaues der Prager Georgskirche nach dem Brande von 1142. Die Bauführung lag in den Händen des Steinmetzen und Maurermeisters Wernher, der aus seiner nicht im Lande selbst liegenden Heimat mehrere Gehilfen berief. Die schlichte, dreischiffige Basilika mit zwei neben der Chorapsis emporstrebenden Türmen deutet auf sächsische Einflüsse; ihre Vollendung ist um 1150 zu setzen. Diese alte Klosterkirche besitzt auch einen zwischen 1200 bis 1228 hergestellten Steinaltar, der im Mittelstück die Verehrung der Madonna durch die früheren Aebtissinnen Maria und Bertha, auf den Flügeln den König Przemysl Ottokar I. und seine Schwester Agnes, des Klosters damalige Aeb-

tissin, bietet. Auffassung und Ausführung zeigen mehr als eine Beziehung zu gleichzeitigen Schöpfungen deutscher Plastik. Im Auftrage des Herrschers und seiner erlauchten Schwester ausgeführt, darf das Werk als Arbeit eines angesehenen Meisters betrachtet werden, der sogar durch die Gunst des Königshauses ausgezeichnet wurde.

Eine Verstärkung erfuhr der von der Klosterkunst Böhmens ausgehende deutsche Einfluß durch die im XII. Jahrhundert sehr rasch erfolgende Verbreitung des Prämonstratenserordens. Die ersten Mönche desselben kamen aus dem Kloster Steinfeld im Eifelgebiete und besetzten 1141 das Kloster Strahow bei Prag, wo sie die ersten Bauten aus Holz herstellten. Diese Beziehungen zu den Rheinlanden erklären es, daß schon drei Jahre nachher aus dem Kloster Donewald in der Kölner Erzdiöcese Nonnen desselben Ordens für das Kloster Doxan und etwas später auch für Luniowitz berufen wurden. Das die Errichtung des letzteren fördernde Selau, wo deutsche Kunst bei dem durch den Benediktiner Reginhard geförderten Kirchenbaue einsetzte, erblühte rasch unter dem Abte Gottschalk, der wertvolle Kunstwerke, wie geschnitzte Elfenbeindiptycha oder Reisealtäre, wohl zu schätzen wußte. Welche Bedeutung er der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu deutschen Ordensniederlassungen und der Ausbildung hoffnungsvoller junger Kräfte in deutschen Häusern beilegte, beweist die Thatsache, daß er den ersten Abt Gerlach des 1184 gestifteten Klosters Mühlhausen bei Tabor, der auch als Geschichtsschreiber Hervorragendes leistete, in dem Prämonstratenserstifte Oberzell bei Würzburg erziehen ließ. Daß dieser die daselbst empfangenen Anregungen zunächst beim Baue des seiner Obhut anvertrauten Hauses verwertete, ist eine ziemlich naheliegende, gut begründete Vermutung. Die reine Säulenbasilika der wohlerhaltenen Stiftskirche in Mühlhausen neigt thatsächlich süddeutschem Baubrauche zu, während die zweitürmige Fassade einer bei sächsischen Bauten nicht unbeliebten Anordnung entspricht, die auch bei Doxan und Tepl wieder begegnet. Die Doxaner Krypta bietet mehrfache Anklänge an die Krypta der für deutsche Prämonstratenserbauten so wichtigen Liebfrauenkirche in Magdeburg und an jene des von Magdeburg aus unmittelbar beeinflußten Klosters Jerichow.

Gleichzeitig mit dem Prämonstratenserorden breitete sich der Cisterzienserorden rasch über Böhmen aus. Von dem nahe an Böhmens Grenze gelegenen Waldsassen, mithin einer auf deutschem Boden liegenden Niederlassung, wurde 1143 von dem Edlen Miroslaw die erste Cisterzienserkolonie nach Sedletz bei Kuttenberg berufen. Mönche des fränkischen Cisterzienserklosters Ebrach kamen wenige Jahre später nach Pomuk (Nepomuk), von wo aus schon 1157 Heiligenfeld nächst Königgrätz bezogen wurde. Um 1145 erging an das gleichfalls von Ebrach besetzte Kloster Lankheim der Bamberger Diöcese die Aufforderung, das von Wladislaw II. begründete Plaß zu besiedeln; bereits nach kurzem Bestande konnten die Plasser Mönche ihre erste Kolonie nach der neuen Niederlassung Münchengrätz im nördlichen Böhmen entsenden, wo sie auch in Leipa eine Propstei hatten. Am Südabhange des Erzgebirges errichteten die Waldsassener Cisterzienser, die ziemlich frühe in der Kaadener Gegend begütert waren, dort aber keinen geeigneten Platz zum Klosterbaue fanden, in Ossegg neben einer bereits bestehenden Marienkirche gegen das Ende des XII. Jahrhunderts ein neues Ordenshaus. Während die Ausbreitung der Prämonstratenser nicht über das XII. Jahrhundert hinausging, erstanden noch im XIII. und XIV. ansehnliche Cisterzienserklöster: in Südböhmen 1259 das vom oberösterreichischen Wilhering besetzte Hohenfurt, die reich bedachte Familienstiftung der Herrn von der Rose, und, nur wenige Stunden moldauabwärts davon entfernt, 1263 das vom goldenen Könige Przemysl Ottokar II. gegründete Goldenkron, nach welchem das niederösterreichische Heiligenkreuz die ersten Mönche entsandte, im Herzen des Landes die von Wenzel II. 1297 begründete Sedletzer Tochterniederlassung Königsaal und 1357 das gleichfalls von Sedletz besetzte Kloster Skalitz, eine Stiftung des Mindener Bischofs Dietrich von Kugelweit.

Wohin immer die Cisterzienser kamen, gewannen sie rasch gar mannigfach einsetzenden Einfluß auf die Kulturentwickelung der ihnen zugewiesenen Landstriche. Sie erwarben sich nicht nur die größten Verdienste um die Urbarmachung und Kolonisierung bisher unbebauter Gebiete, sondern leiteten auch dem Kunstleben so fruchtbare Anregungen zu, daß sie mehr als einmal geradezu als Vermittler neuer Kunstanschauungen auftraten. Nicht anders

war es in Böhmen, dem die Cisterzienser lange Zeit Apostel deutscher Kunst waren, welche aus den ausschließlich deutschen Mutterklöstern jeder neuen Niederlassung in erster Linie zuströmte. Denn bis in die Tage Karls IV. fanden in böhmischen Cisterzienserklöstern Tschechen überhaupt keine Aufnahme. Ersuchte doch 1348 der genannte Herrscher den Generalabt von Citeaux, die Aebte seines Ordens in Böhmen, welche nur Fremde und Ausländer in ihre Kapitel aufnähmen, den Landeskindern jedoch die Aufnahme verweigerten, streng und entschieden anzuweisen, daß sie die Eingeborenen nicht mehr wie bisher von der Aufnahme ausschließen, sondern ebenso wie ehrbare Ausländer ohne Unterschied aufnehmen und hinsichtlich der Personen keinen weiteren Unterschied machen möchten. Die Cisterzienserkonvente Böhmens bestanden bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts nur aus Ausländern, nach ihren Beziehungen zu deutschen Mutterklöstern zunächst aus Deutschen, welche während der beiden ersten für die Entfaltung der Cisterzienserkunst in Böhmen wichtigen Jahrhunderte den Ausschlag gaben. Ein deutscher Cisterzienser war jener Rudger von Ossegg, der eine nach dem Brauche der Zeit mit Miniaturen ausgeschmückte Bibel für das an der Grenze Böhmens und Mährens liegende Cisterzienserkloster Saar vollendete. Von Pomuk her, wo ein Mönch ein deutsches Lobgedicht zu Ehren Mariä — „das Blümel" — im XIV. Jahrhundert verfaßte, kam nach Saar der baukundige Abt Friedrich. Und daß die Cisterzienser, falls ihre eigenen Arbeitskräfte nicht ausreichten, zunächst deutsche Laien für die Ausführung der Bauten aufnahmen, beweist gerade das Verhalten dieses Abtes, der für die Saarer Arbeiten den Laienbaumeister Eckward und den baukundigen Leopold aufnahm. Beim Baue von Skalitz fand der besonders als Kirchenerbauer bekannte Prager Meister Markwart Beschäftigung. Fast gleichzeitig arbeitete Michael Parler, der Bruder des großen Prager Dombaumeisters Peter Parler von Gmünd, in Goldenkron.

Solche Verhältnisse erklären es auch, daß die älteren Cisterzienseranlagen Böhmens auf die besonders in Deutschland üblichen Typen zurückgehen, so Plaß, Ossegg, Hohenfurt und Goldenkron auf das Basilikaschema von Fontenay, Münchengrätz auf eine Anlageform wie in Lilienfeld, Ebrach oder Riddagshausen.

Manche Einzelheiten böhmischer Cisterzienserklöster, wie das steinerne Lesepult im Kapitelsaale zu Ossegg oder der Schluß der beiden äußeren Chornebenkapellen in Hohenfurt, finden überhaupt in der mittelalterlichen Kunst des Ordens nirgends ihresgleichen, andere wieder, wie das feingeschmückte Portal von Münchengrätz, die Kapitelsäle in Ossegg und Goldenkron sowie der mit herrlichem Rundfenster ausgestattete in Hohenfurt, gehören zu den hervorragenderen oder nennenswerten Schöpfungen der vielfach noch persönlich kunstübenden „grauen Mönche". Im XIV. Jahrhundert setzten bei den Cisterzienserbauten in Sedletz und Königsaal andere Anlageformen, nämlich jene des französischen Kathedralensystems ein, dessen wirkungsvolle Kirchen die böhmischen Aebte bei den Reisen zum Generalkapitel nach Citeaux kennen lernten und nachzubilden wünschten. Das geschah zu einer Zeit, in welcher Königsaal Handschriften in Paris kaufte und die Ausführung des Stiftergrabes einem Meister Johann von Brabant übertrug. Da gleichzeitig in Böhmen auch anderwärts französische Einflüsse Geltung gewannen, und der Orden ohnehin von allem Anfange den Schwerpunkt seiner Organisation in Frankreich hatte, kann diese teilweise sich vollziehende Wandlung gar nicht befremden.

In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts wurden die Johanniter und die Kreuzbrüder oder Wächter des heil. Grabes, im XIII. Jahrhundert die Kreuzherrn mit dem roten Stern und jene mit dem roten Herzen in Böhmen eingeführt. Von den Bauten des deutschen Ritterordens sei besonders die leider arg verwahrloste Katharinenkirche in Komotau genannt, eine wahre Perle frühgotischer Baukunst. Sie übertrifft die Kirchen zu Strakonitz und Horaždiowitz, deren Erbauung die Johanniter beeinflußten. Seit dem XIII. Jahrhundert verbreiteten sich im Lande rasch die Bettelorden, deren Niederlassungen schlichter als jene der reichbegüterten Benediktiner, Prämonstratenser und Cisterzienser waren, meist knapp an der Stadtmauer, manchmal auch vor derselben lagen. Es gab nahezu keine größere Stadt des Landes, in welcher nicht ein Zweig dieser Orden, Dominikaner oder Franziskaner, Minoriten oder Augustinereremiten, Wurzel faßte. Die Spenden des in den Städten seßhaften deutschen Bürgertums förderten zumeist die Herstellung ihrer Kloster-

anlagen. Die entschiedene Beeinflussung der Bauführung durch die Mönche selbst ist außer Zweifel gestellt durch die Art und Weise, in welcher Przemysl Ottokar II. den Dominikanern in Nimburg, deren Kirche als Backsteinbau auf auswärtige Einflüsse hindeutet, den Bauplatz anwies. In welchem Geiste eine Kunstförderung durch die Minoriten erfolgen mochte, läßt sich aus der gegen letztere erhobenen Klage schließen, daß sie Mönche slavischer Zunge zurückdrängten und bei auswärtigen Völkerschaften, wo sie unbrauchbar seien, verwendeten, dagegen nach ihrer Entfernung Ordensbrüder deutscher Zunge in größerer Anzahl, als nötig wäre, in die Klöster Böhmens und Polens verteilten und als Vorsteher dieser Niederlassungen bestellten. Unter solchen Verhältnissen rückte der von den Bettelmönchen in Böhmen abhängige Kunstbetrieb gewiß während der ersten Jahrzehnte ihres Aufenthaltes auf vorwiegend deutsche Grundlagen. Noch in der Zeit der Przemysliden entstanden das von Przemysl Ottokar II. selbst gegründete Dominikanerkloster in Budweis mit hochräumiger Kirche und einem leider arg beschädigten Kreuzgange, das Franziskanerkloster in Pilsen, die Minoritenkirche in Eger; schon unter Wenzel I. wurde das Prager Agneskloster vollendet, dessen heute vollständig verwahrloste Kirchen bei durchaus gotischer Konstruktion die feinsten romanischen Zierformen festhalten. Der reichen, beziehungsweise der späten Gotik fallen zu das Minoritenkloster bei St. Jakob in Prag, dessen Kirche während der Barockzeit namentlich im Innern mannigfache Aenderungen erfuhr und glänzend, wenn auch ziemlich überladen ausgestattet wurde, die Minoritenklöster zu Neuhaus, Krumau, Bechin und Horaždiowitz, die Franziskanerniederlassung bei Kaaden, das Thomaskloster in Prag und die Stadtkirche zu Ehren des heil. Kreuzes in Leitomischl, die ursprünglich zum dortigen Augustinereremitenkloster gehörte. Schon im XIV. Jahrhundert übertrugen die Bettelmönche die Bauführung an Laienmeister, die wohl zunächst zu den Bewohnern der betreffenden, damals noch deutschen Städte zählten. So verpflichteten die Neuhauser Minoriten 1369 die Steinmetzmeister Nicolaus und Andreas vertragsmäßig zum Baue ihres Kreuzganges; für die Errichtung des Kaadener Klosters wurde ein Egerer Baumeister gewonnen.

So war, da im XIV. und XV. Jahrhundert zu den bereits

bestehenden Orden noch Augustinerchorherrn, Serviten, Carmeliter, Cölestiner und Paulanermönche eingeführt wurden, das ganze Böhmerland von überaus zahlreichen Stätten durchsetzt, deren wohlhabendste und einflußreichste lange nur deutsche Kunstanschauungen vermittelten.

Auch die Schöpfungen der nicht klösterlichen Anlagen geltenden Kirchenbaukunst nahmen zunächst deutsche Bauwerke zum Muster. Die an Stelle der Rundkirche des heil. Wenzel errichtete Prager Veitskirche wurde in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts als eine doppelchörige, mit zwei Krypten ausgestattete Basilika aufgeführt, die eine gerade bei deutschen Kloster- und Kathedralkirchen gerne verwendete Anlageform auf dem Prager Boden zur Geltung brachte. Nicht minder entspricht die Erbauung eines an die Domkirche anstoßenden, leider nicht mehr erhaltenen Kreuzganges einem in Süd- und Westdeutschland bekannten Brauche; gerade neben der damals für Böhmen maßgebenden Metropolitankirche, dem Dome zu Mainz, hat sich eine solche Anlage bis heute erhalten. Die bei Klöstern und für die Domgeistlichkeit maßgebenden Anordnungsgedanken bewahrten auch die Kollegiatkapitel, die in Altbunzlau, Leitmeritz, Melnik, Sadska und auf der Wyschehrader Burg errichtet wurden. Die Altbunzlauer Krypta ist ein sehr ansprechender Raum guter, einfacher romanischer Kunstübung. In der Wyschehrader Kirche, an die der Kreuzgang stieß, waren die Wände mit Gemälden geschmückt; ein prächtiger Kronleuchter in der Art des von Friedrich Barbarossa nach Aachen gespendeten und wertvolle Altarausstattungen hoben das Innere. Zu den damals geschenkten Bilderhandschriften zählte augenscheinlich das heute in der Prager Universitätsbibliothek aufbewahrte Wyschehrader Evangelistar, das dem Standpunkte deutscher Buchmalerei am Ausgange des XI. Jahrhunderts entspricht und einige byzantinisierende Anklänge selbst durch Regensburger Arbeiten übermittelt erhalten konnte. Letzteres ist um so weniger unwahrscheinlich, als aus manchen Handschriften böhmischer Klöster, in deren Kalendarien, Litaneien, Festen u. s. w. die Regensburger Diöcesanpatrone bis ins XIV. Jahrhundert besonders berücksichtigt bleiben, die Erwerbung solcher Stücke aus Regensburg ganz offenkundig ist. Das heute noch im Regensburger Domschatze erhaltene, von

Przemysl Ottokar II. herrührende Kreuz mit reichem Edelstein- und Emailschmuck spricht am deutlichsten dafür, welch hohen Wert man noch unter diesem Herrscher auf gute Wechselbeziehungen zu der ehemaligen Bischofsstadt legte, deren älteste Münztypen auch für das böhmische Münzwesen vorbildlich und mustergiltig wurden.

Von den Klöstern und der Weltgeistlichkeit blieb natürlich in erster Linie die Errichtung der zahlreichen Landkirchen abhängig, die auf ihrem Grund und Boden entstanden. Da aber der Besitz der Geistlichkeit einen großen Teil Böhmens umfaßte, und die unter ihrer Aufsicht entstandenen Schöpfungen auch für die Umgegend maßgebend wurden, wuchs in gleichem Umfange der Einfluß deutscher Kunst, welche hauptsächlich die Vorbilder für Bau und Ausschmückung großer wie kleiner Kirchen lieferte. Es klingt geradezu läppisch, daß „die böhmische Architektur ihre tausendjährige Pilgerfahrt mit einem charakteristischen, selbstständig konstruierten Bauwerke angetreten" habe, als welches die Rundkirche ausgegeben wird. Dieselbe ist ja in verschiedenen Landesteilen Böhmens verhältnismäßig zahlreich vertreten, was sich aber daraus erklären läßt, daß man mit diesem Typus, der ein kreisrundes Schiff mit halbkreisförmiger Apsis verwendet, eine vom heil. Wenzel bei der ersten Prager Veitskirche gewählte und gern nachgeahmte Anlageform festhielt. Dafür hatte Herzog Wenzel von Regensburg die Erlaubnis erhalten; und wenn Cosmas, der Herodot der böhmischen Geschichtsschreibung, welcher den Bau selbst gesehen hatte, für denselben römische Vorbildlichkeit ausdrücklich hervorhebt, wird tschechische Verschrobenheit des XIX. Jahrhunderts die selbständige Erfindung dieser Bauform im Lande selbst kaum mit Glück behaupten können. Denn schon ein Blick auf das benachbarte Niederösterreich oder Steiermark zeigt, welcher Verbreitung sich dieser Anlagetypus für kleine Landkirchen im deutschen Gebiete überhaupt erfreute. Angesichts der Thatsache, daß der Keim der Entwicklung sich bis auf die einfache Rotunde der Römerbauten zurückverfolgen läßt, und seit der Karolingerzeit gerade diese Anlageform mit ihren Spielarten in allen Landstrichen Deutschlands durch Jahrhunderte sich behauptete, darf und muß man sie auch für Böhmen zunächst nur durch den Anschluß der Kirchenverhältnisse an Deutschland er-

klären. In Prag, Hradeschin, Kopanina, auf dem Rzipberge, in Pilsenetz, Teinitz, Holubitz, Schelkowitz u. a. a. O. haben sich derartige Kirchlein erhalten. Sonst sind kleine Landkirchen meist als einschiffige rechteckige Gebäude mit halbrunder Apsis, mit geradlinig oder polygonal schließendem Chor und mit einem kräftigen Westturme aufgeführt; die durch künstlerische Einzelheiten interessanten zu St. Jakob bei Kuttenberg, in Zaborz oder in Podwinetz bei Jungbunzlau scheinen unter dem Einflusse der deutschen Cisterzienser von Sedletz und Münchengrätz, die Friedhofskirche in Schlackenwert unter jenem Osseggs entstanden. Durch reiche Architektur fesseln Podworow und Rudig, ersteres offenbar von Plaß her bestimmt. Kleine Basilikaanlagen, wie in Prosik bei Prag und in Tismitz, gehören zu den Seltenheiten. Ein Unikum von höchstem Werte, das im ganzen Lande nicht wieder seinesgleichen findet und unbestreitbar deutschen Ursprunges ist, bleibt die prächtige Doppelkapelle der alten Kaiserburg in Eger, ein herrliches Denkmal der formgewandten Staufenkunst, das in Baugedanken deutscher Kaiserburgen, wie in Nürnberg oder Goslar, sein Vorbild hat.

Die mannigfachen Beziehungen der Przemysliden herrscher zu den deutschen Kaisern, ihre Verheiratung mit deutschen Prinzessinnen, die Beteiligung an vielen wichtigen Vorgängen im deutschen Reiche mußten dem Emporkommen deutscher Kunst am böhmischen Fürstenhofe ungemein förderlich werden. Die Vorliebe für den Brauch des deutschen Rittertumes und die gastliche Aufnahme und hohe Wertschätzung deutscher Dichter von Böhmens Königen, deren einer sich selbst im Minnesange mit Glück versuchte, verstärkten die Ausbreitung des Deutschtumes ganz außerordentlich. Unter den Bürgern der durch Herrschergunst rasch und zahlreich erblühenden Städte, in welchen ausschließlich deutsche Kolonisten nach deutschem Rechte zu geschlossenen Gemeinwesen sich vereinigten, begegnen bald tüchtige deutsche Laienmeister. Wenzel II. rühmte den Meister Robert, einen Bürger der Prager Kleinseite, als hervorragendsten Baukundigen, neben welchem am Beginne des XIV. Jahrhunderts die Meister Alblin und Pillung sowie der Maurer Rudolf genannt sind. Als Goldschmied dieses Herrschers erscheint Meister Gottfried, von dessen Hand außer den königlichen Siegeln offenbar auch der 1303 vollendete

Krummstab stammt, den Wenzel II. für seine Schwester Kunigunde, die Aebtissin des Prager Georgsklosters, anfertigen ließ. Ein stadtbekannter deutscher Goldschmied Prags war Meister Konrad. In den Diensten Przemysl Ottokars II. und Wenzels II. arbeitete der Helmschmied Gunther von Elbogen. Den ob seiner Kunstfertigkeit gerühmten Helmschmied Heinrich von Wien suchte Wenzel II. durch besondere Begünstigungen zur Uebersiedlung nach Prag zu bestimmen. Die Münzmeister des Landes, Eberhard, Dietmar, Heinrich, Ekhard, Albert von Eger und Merklin von Kaaden, waren hauptsächlich Deutsche. Die Fürsten des nationalslavischen Herrschergeschlechtes, deren größter—Przemysl Ottokar II. — unstreitig der verdienstvollste Germanisator Böhmens genannt werden darf, schätzten und förderten die deutschen Meister. Bis auf welche Einzelheiten der Ausstattung königlicher Burgen sich der Einfluß des Deutschtums erstreckte, beweisen am klarsten die deutschen Inschriften der Thonfliesen aus der Kapelle der Burg Klingenberg, deren prächtige Architektur wohl noch mehr als der Fußbodenbelag deutsche Kunstanschauungen zur Geltung brachte; denn wo das Deutsche im Nebensächlichem so energisch zum Worte kam, kann es auch in der Hauptsache niemals stumm und unbeachtet geblieben sein, sondern muß darin die Führung behauptet haben.

Gleichzeitig vollzog sich ein Umschwung im Leben des böhmischen Adels, dessen Mitglieder neue befestigte Wohnsitze namentlich nach bairischen und fränkischen Mustern errichteten und nach dem in Deutschland herrschenden Brauche benannten, wodurch selbst ältere tschechische Namen verdrängt wurden. Bis in die Hussitenzeit hinein hielt man an der Beilegung deutscher Burgennamen fest. Vielleicht hat der in Neuhaus 1255 beschäftigte Steinmetz Heinrich sich an der Errichtung des ältesten Teiles des dortigen Schlosses, der sogenannten Heinrichsburg, beteiligt, deren imposantes Thor mit mächtigen Würfelkapitälsäulen heute noch erhalten ist. Bei Bauten des Herrn Peter Wok von Rosenberg, des Stifters von Hohenfurt, fand der Zimmermeister Berthold Arbeit.

Endlich wurden im Laufe des XIII. Jahrhunderts die zahlreichen Städte des Landes zu Vororten einer hauptsächlich durch die Deutschen bestimmten Kunstübung. In ihnen fanden sich

Vertreter der verschiedenen Handwerke zusammen, die allmählich einer zunftartigen Organisation zustrebten. Damit gewann das Laienelement unter den Künstlern, die anfangs selbst dem geistlichen Stande angehörten oder unter bestimmender Leitung der Geistlichen arbeiteten, das Uebergewicht. In den Städten fanden deutsche Arbeitskräfte für eine Reihe von Jahren beim Baue der Stadtmauern und Türme, der Kirche, des Rathauses, des Hospitals und neuer Bürgerhäuser lohnende Beschäftigung. Wie das Stadtrecht so gingen gewiß nicht selten Einzelheiten der Stadtanlage auf bestimmte deutsche Vorbilder zurück, die den Ansiedlern besonders bekannt waren. Ab und zu wurden aus besonderen Anlässen einzelne, offenbar als tüchtig bekannte deutsche Meister berufen, so z. B. in den Tagen Wenzels II. für die Reparatur und Instandhaltung der Nimburger Brücke die Meister Ekhard und Peter von Görlitz. Umgekehrt findet aber auch an hervorragenden Orten Deutschlands die Arbeit böhmischer Meister volle Anerkennung; so begegnet um 1300 beim Baue der Mainzer Liebfrauenkirche der „magister Henricus de Bohemia", dessen Art augenscheinlich den Mainzern als mit ihren Anschauungen übereinstimmend zusagte. Seine Beschäftigung am Sitze des Metropoliten Böhmens selbst zeigt schlagend, daß die künstlerischen Beziehungen des letzteren zum Vororte seiner kirchlichen Verwaltung Jahrhunderte hindurch aufrecht blieben und sogar böhmische Meister in die Rheinlande führten.

Bei einer so weiten, alle Lebensverhältnisse durchdringenden Verzweigung der Einflüsse deutscher Kunst in Böhmen kann die Entwicklung einer Kunstblüte des Landes unter deutscher Führung keineswegs befremden; sie ist vielmehr nur die Krönung des Ganzen. Allerdings strömten mit dem Wechsel des Herrschergeschlechtes unter König Johann und seinem Sohne Karl anfangs direkt französische Einwirkungen zu. Nach dem Muster der französischen Königsresidenz wurde die Hradschiner Burg erneuert, von Avignon Meister Wilhelm für den Raudnitzer Brückenbau und Meister Matthias von Arras für den Neubau des Prager Domes berufen, dessen Entwurf eine Nachbildung der Kathedrale von Narbonne wurde. Die Cisterzienser von Sedletz und Königsaal bauten nach französischen Vorbildern. Im Geiste französischer Gotik setzte König Johann den Königshof der Prager

Altstadt wieder in Stand, und stattete der Prager Bischof Johann IV. von Drazitz seine Prager Residenz und das von ihm begründete Augustinerchorherrnstift Raudnitz prächtig aus. Französische Bilderhandschriften kamen in größerer Zahl ins Land. Die Hofhaltung des in Frankreich herangebildeten und mit einer französischen Prinzessin vermählten Karl IV., Mode und Tracht kamen unter französischen Einfluß, der jedoch nicht lange vorhielt.

Als Karl IV. auch die deutsche Kaiserkrone erlangte, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin der Charakter der Hofhaltung sich änderte, als den Beherrscher Böhmens tausend und aber tausend Angelegenheiten aufs innigste dem deutschen Reiche verbanden und wiederholt in alle wichtigeren Städte führten, indes die deutschen Fürsten nicht weniger oft in Prag vorsprachen, da fluteten geradezu aufs neue die deutschen Einflüsse in das für sie so empfängliche Böhmerland. Die Hauptstadt desselben war zur Residenz des deutschen Kaisers, zum Sitze eines Erzbischofes und der ersten Hochschule des deutschen Reiches emporgestiegen. Mit dieser Stellung hatte sie auch ganz andere Kunstaufgaben als ehedem und vor allem im Zusammenhange mit Deutschland zu lösen. Aus einer deutschen Bauhütte kam der geniale Nachfolger des ersten französischen Dombaumeisters, der berühmte Peter Parler aus Gmünd in Schwaben, Sohn des deutschen Meisters Heinrich. Die Führung des Dombaues, der Bau der Karlsbrücke, der Prager Allerheiligenkirche, des Chors der Kolliner Bartholomäuskirche, der Kuttenberger Barbarakirche war ihm anvertraut. Seine Virtuosität übertrug im Kuppelbaue der Kirche des Prager Augustinerchorherrnstiftes Karlshof den Anlagegedanken der berühmten Aachener Pfalzkapelle Karls des Großen ins Gotische; ihm darf die auf süddeutsche Grundrißbildung zurückgreifende Teynkirche zugerechnet werden. Seine führende Stellung bei den künstlerisch hervorragendsten Bauwerken Böhmens, eine fast ein halbes Jahrhundert umfassende Thätigkeit, die Heranbildung seiner in angesehener Stellung ihm folgenden Söhne für den gleichen Beruf, ihre Wirksamkeit nach seinem Hinscheiden brachten es mit sich, daß die Richtung dieses deutschen Meisters durch mehrere Jahrzehnte die Architektur Böhmens und die künstlerische Schulung der von ihm geleiteten einheimischen und fremden Arbeitskräfte beherrschte. Nach den erhaltenen

Rechnungsbüchern (1372—78) arbeiteten in der Prager Dombauhütte hauptsächlich deutsche Steinmetzen, gegen welche die einheimischen so zurücktraten, daß sich das Verhältnis beider Gruppen wie 5:1 stellt. Sämtliche Stückbezeichnungen der Hüttenarbeit selbst sind deutsch. Aus dem fernen Straßburg beruft der Kaiser den Maler Nicolaus Wurmser; im Vereine mit dem Italiener Thomas von Modena und dem Hofmaler Theodorich, dessen Name auf deutsche Abstammung zu deuten scheint, schmückt der Meister die mannigfachen Räume der Burg Karlstein, der Perle des böhmischen Burgenbaues. Die Hauptkapelle diente für die Aufbewahrung der Reliquien des deutschen Reiches, die Wände des Repräsentationssaales zierten die Wandbilder eines Luxemburger Stammbaumes, durch welche Karl IV. sein und seines Hauses besonderes Anrecht auf den deutschen Kaiserthron darthun wollte. Doch läßt sich der Anteil Nicolaus Wurmsers in Karlstein, vielleicht die Darstellungsreihe aus der Wenzel- und der Ludmilalegende, nur schwer sicherstellen. Bedeutsamer für die Geschichte der deutschen Malerei sind die Arbeiten Meister Theodorichs in der Karlsteiner Kreuzkapelle oder die Gemälde Meister Oswalds in der Wenzelskapelle des Prager Domes. Auf dem Prager Boden organisierte sich im Gründungsjahre der Hochschule (1348) die erste Malerzeche des deutschen Reiches; ihre Satzungen sind deutsch abgefaßt, ihre Privilegien bleiben bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts deutsch, der sonnenklare Beweis, daß die Mehrheit der Zunftmitglieder deutsch war, und deutsche Anschauungen ihre Arbeiten bestimmten. 1370 wurde der Maler Henslin von Augsburg, 1380 Johann Rogel von Halberstadt, 1383 Heinrich von Passau und 1391 Claus von Erfurt in Prag seßhaft, wo gleichzeitig die Maler Nicolaus von Constanz, Herdegen, Pertold von Erfurt und Meister Hanric von München und in den Mitgliederlisten des Zechbuches noch viele andere deutsche Künstler begegnen. An den herrlichen Miniaturen der berühmten Wenzelsbibel in Wien, der größten Leistung böhmischer Buchmalerei im XIV. Jahrhundert, beteiligte sich ein N. Kuthner. Bei ihrer innigen Verbindung mit der Architektur stand auch die Bildhauerkunst unter deutschem Einflusse, zunächst Peter Parlers, der selbst das Grabmal Przemysl Ottokars I. im Prager Dome und das Wenzels-

ſtandbild vollendete, die Herſtellung der Fürſtengräber in den Domkapellen und die Ausführung der Triforiumsbüſten überwachte. Neben ihm lieferte Meiſter Tilmann für den Dom ſelbſtändige Arbeiten. Der reiche Portalſchmuck der Teynkirche iſt ganz im Geiſte der Gmünder Schule gehalten. Den Siebenbürger Sachſen entſtammten die Erzgießer Martin und Georg von Klauſenburg, die Söhne des Klauſenburger Malers Nicolaus, welche 1373 das bekannte Reiterſtandbild des heil. Georg auf der Prager Burg vollendeten. Ausſchließlich auf deutſcher Grundlage vollzog ſich ſchon 1324 die Errichtung der Prager Goldſchmiedezunft; ihre Satzungen ſind wie jene der bereits 1328 exiſtierenden Plattnerzunft deutſch. Aus den verſchiedenſten Städten Deutſchlands wanderten die Goldſchmiede nach Prag, wo lohnende Arbeit mannigfacher Art ihrer harrte. Der Prager Domſchatz bewahrt eine ſtattliche Zahl kunſtreicher Werke ihrer vielbeſchäftigten Hände. Die Beſtellung des Hanuſch von Kolin zum Hofgoldſchmiede Karls IV. zeigt am klarſten, daß auch die tſchechoſlaviſchen Mitglieder der Goldſchmiedeinnung, zu welchen der Genannte offenbar zählte, ſich der tonangebenden, der Hofgunſt ſich erfreuenden deutſchen Richtung angeſchloſſen haben müſſen. Das für die Geſchichte des heimiſchen Zinnguſſes ſo wichtige Prager Kannegießerprivileg von 1371, gleichfalls in deutſcher Sprache abgefaßt, verweiſt an erſter Stelle auf den maßgebenden Brauch in Nürnberg und Wien. Letzteres erklärt wohl, daß noch 1393 die Zinngießer Heinrich und Jakob von Wien in Prag ſich niederließen, wo 1418 die Zinngießer Paul von Bautzen, Nicolaus Ernwein, Hans Schink und Hillebrand die deutſche Kunſtüberlieferung hochhalten mochten. Schon 1322 goß der deutſche Meiſter Rudger die Glocke für das Minoritenkloſter in Beneſchau, und noch 1438 übernahm der Glockengießer Peter von Nürnberg Aufträge für Böhmen.

Nicht bloß über die Landeshauptſtadt, ſondern über das ganze Land erſtreckte ſich in der Luxemburger Epoche der Einfluß deutſcher Kunſt. In Kolin und Kuttenberg brachte ihn Peter Parler, in Goldenkron ſein Bruder Michael, in Skalitz der Prager Kirchenbaumeiſter Markwart und anderwärts gar mancher der in der Prager Dombauhütte ausgebildeten Steinmetzen zur Geltung. Selbſt tſchechiſche Meiſter wie Ulrich und Peter Lutka

oder der beim Baue des Königsschlosses in Kundratitz beschäftigte Krziz konnten nur in dieser Richtung ausgebildet worden sein, da sie zweifellos ihre Lehrjahre dort verbrachten, wo am bequemsten das Beste der gerade geltenden Anschauungen gelernt werden konnte. Zeigt doch der Krumauer Bauvertrag von 1407 am klarsten, wie fest sich deutsche Bauausdrücke neben tschechischen behaupteten, die erst Boden gewannen. Die in Budweis genannten Steinmetzen und Maurer Ulrich Seydnswancz, Nicolaus Freyendaler und Gabler sind ebensogut deutsch wie der Koliner Maurermeister Henslin Pleibshie oder der als Meister der Steinmetzkunst in Pilsen genannte Hans von Neuhaus. Welch künstlerisch hohe, mit deutscher Kunst ganz im Zusammenhange bleibende Ausbildung die Schule Peter Parlers erreichte, beweist am besten die Thatsache, daß Hans von Prachatitz, vielleicht ein Sohn oder Verwandter des in Budweis arbeitenden Meisters Christian von Prachatitz, den berühmten Stephansturm in Wien vollendete, indes den sogenannten Junkern von Prag lange die Vollendung des nicht minder bewunderten Straßburger Münsterturmes zugerechnet wurde. Im Schlosse zu Neuhaus, dessen Herrn Freunde deutscher Dichtung waren und die Anregung zu Werken derselben gaben, erhielten sich Ueberreste eines Wandbildercyklus aus der Georgslegende, den Ulrich von Neuhaus 1338 ausführen und mit deutschen Inschriften erläutern ließ; in Form, Auffassung, Zeichnung und Farbe entsprechen sie ganz deutschen Werken der Zeit. In Saaz, wo Nicolaus Wurmser aus Straßburg heiratete, erfreute sich während der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts der Maler Lipold großen Ansehens. Ein deutscher Bildkünstler war augenscheinlich auch der „Wisent Sniczczer" in Budweis, wo am Beginne des XV. Jahrhunderts die Goldschmiede Thomlin, Fritz, Theodorich Pyn und Swab begegnen, die man gleich dem 1359 nachweisbaren Kuttenberger Goldschmiede Perlin und mehreren von 1390 bis 1420 in Eger beschäftigten Goldschmieden deutscher Abstammung zurechnen darf.

Ueber die so triebkräftige Saat deutscher Kunst, die im ganzen Böhmerlande herrlich aufgegangen, schritt die hussitische Bewegung mit vernichtendem Tritte; sie nahm gar bald einen ausgesprochen kulturfeindlichen Charakter an und zertrümmerte

in fanatischem Hasse gegen die bestehenden Kirchenzustände blindwütig Gotteshäuser, Klöster, Statuen und Altarwerke, Tafelbilder, Reliquiarien, gottesdienstliche Geräte und Gewänder. Der Bilderhaß untergrub aber zugleich den Boden des Kunstlebens überhaupt, dem weder das religiöse noch das nationale Moment des Hussitismus befruchtende Anregung zuführte. Rasch wußte er zu zerstören, was deutscher Fleiß, deutsche Rührigkeit und deutsche Kunst geschaffen; aber erst spät und langsam besann er sich darauf, daß jeder weltgeschichtlich große Gedanke nicht nur mit Uebelständen aufräumen müsse, sondern auch seine Lebenskraft in gedeihlicher Arbeit zu bethätigen habe. Wie ungemein widerstandsfähig die Beziehungen Böhmens zur deutschen Kunst trotz der hussitischen Gegnerschaft waren, erhellt am besten daraus, daß 1452 die Herstellung des Majestätssiegels des Königs Ladislaus von den Nürnberger Goldschmieden Seitz Herdegen und Hieronymus Hölper, dem Großvater Albrecht Dürers von mütterlicher Seite her, besorgt wurde.

Keine einzige künstlerisch große Unternehmung monumentaler Art, wie der Prager Dom oder die Barbarakirche in Kuttenberg gewesen, fällt in die bewegten Tage des national großen Georg von Podiebrad. Erst unter dem Jagellonen Wladislaw II. begann eine Nachblüte des gotischen Stiles, vielfach im Zusammenhange mit Deutschland und wiederholt direkt durch angesehene deutsche Meister gefördert. Denn im Lande selbst fehlte trotz mancher achtenswerten Persönlichkeit slavischer Herkunft der feste Rückhalt an die Traditionen einer großen Schule, der in den Hussitenstürmen verloren gegangen. War doch die Not der Angehörigen der Prager Malerzeche infolge der durch den neuen Geist verursachten Arbeitsstockung schon 1430 so groß, daß sie um Nachlaß eines Teiles ihrer Abgaben bitten mußten. Die nächste Zeit brachte keine wesentliche Besserung und keine an großen Aufgaben gewachsene Kräfte. Dies erklärt die Bitte Wladislaws II. an den Rat von Eger im Jahre 1476, ihm den dortigen Steinmetzen Meister Erhart für die Ausführung seiner Bauten, vielleicht des gerade eines Bauleiters bedürftigen Prager Pulverturmes, zu überlassen, an welchem das Können des Meisters Matthias Rayšek erfreulich sich kräftigte. Aus deutschem Lande, aus Piesting in

Niederösterreich, stammte der Jahrzehnte hindurch in königlichen Diensten stehende Benedikt Rieth, den man so lange als Benesch von Laun zu einer ersten Größe der tschechischen Kunstgeschichte stempeln wollte. Der Einbau des so auffallenden Wladislawischen Oratoriums im Prager Dome, der sogar unter die Weltwunder gerechnete Wladislawische Saal der Prager Burg, Saal und Kapelle im Schlosse Pürglitz, die Fortführung des Baues der Kuttenberger Barbarakirche nach Matthias Rayšek, die Mariahimmelfahrtskirche in Kuttenberg, das Langhaus der Stadtkirche in Aussig, die Nicolauskirche in Laun bezeichnen die namhaftesten Arbeiten des Meisters, den man auch mit dem bald wieder aufgegebenen Ausbau des Prager Domes betraute. Wie sein Auftreten bei dem bekannten Annaberger Steinmetzentage im Jahre 1518, Beziehungen zum Kurfürsten von Sachsen und die Heranbildung berühmter deutscher Baukünstler, z. B. eines Wendel Roßkopf, durch ihn bestätigen, erfreute er sich bedeutenden Ansehens im benachbarten Deutschland und stand mit demselben im regsten Verkehre. Gegen ihn traten die Meister der Altstädter Steinmetzenzunft gar bedeutend zurück, deren teilweise noch deutsche Meisterstücksbezeichnungen im tschechischen Satzungstexte am klarsten beweisen, daß man sich trotz aller Ablehnung des Deutschen im Alltagsleben auch im XVI. Jahrhundert von einer ausgesprochenen Abhängigkeit in künstlerischen Dingen noch nicht ganz frei zu machen wußte. Und während diese Zunft 1489 großsprecherisch versicherte, daß sie von der Hauptstadt aus alle gleichen Handwerksverbände im Königreiche Böhmen verwalte, was natürlich eine Abhängigkeit von den bei ihren Mitgliedern geltenden Kunstanschauungen hätte zur Folge haben müssen, ergiebt sich, daß ein solches Verhältnis gar nicht bestand, weil sonst Vorkommnisse an verschiedenen Orten Böhmens einfach unerklärlich blieben.

Meister Benedikt Rieth und die unter ihm arbeitende Hütte kümmerten sich um die Altstädter Steinmetzen gar nicht, denen auch die Kuttenberger Zunft keineswegs respektvoll begegnete. Herr Peter von Rosenberg gründete 1497 einen besonderen Steinmetzenverband für seine Herrschaften in Südböhmen mit dem Vororte Krumau — nicht im Anschlusse an die „alles verwaltende" Prager Steinmetzenzunft, sondern im Anschlusse an die Dombau-

hütte in Passau, welche sogar eine Abschrift der 1459 auf dem großen Hüttentage zu Regensburg vereinbarten Satzungen überließ. Dadurch wurde Südböhmen direkt dem allgemeinen Hüttenverbande des deutschen Reiches angegliedert, welches Verhältnis, wie die Bestätigungen der Krumauer Ordnung von 1564 und 1614 ausweisen, durch viele Jahrzehnte aufrecht erhalten blieb. Auch anderwärts im Lande interessierte man sich für die Vorgänge des deutschen Hüttenwesens offenbar aus dem Grunde, weil die für dasselbe giltigen Bestimmungen in manchen Gebieten Böhmens rechtskräftig waren. An dem Annaberger Hüttentage im Jahre 1518 beteiligten sich außer Benedikt Rieth noch die Meister Jörg von Maulbronn aus Brüx, Jörg Schremle aus Komotau, Hans Günther aus Oberndorf bei Komotau und die Gesellen Philipp von Wimpfen aus Laun und Martin von Plan und erklärten sich mit den andern im Namen der Handwerksgenossen aus dem Königreiche Böhmen, aus Schlesien und Meißen durch das Vorgehen der Magdeburger Hütte hoch beschwert. 1516 nahm Hanusch, der Parlier Benedikt Rieths, in Wien, wo bekanntlich eine der vier Haupthütten des allgemeinen deutschen Steinmetzenverbandes bestand, für den Bau der Kuttenberger Barbarakirche neue Gesellen auf, deren deutsche Namen von 1517 in den Kuttenberger Baurechnungen sich finden. Solche Fühlung mit dem deutschen Hüttenleben mußte natürlich auch das Hereindringen deutscher Kunstanschauungen wesentlich unterstützen.

Deutsche Meister findet man an verschiedenen Orten des Landes wie im 15. so auch im 16. Jahrhundert mit der Ausführung verschiedenartigster Aufträge betraut. An die Bauweise Benedict Rieths knüpfte der unter Ferdinand I. mit der Leitung der Schloßbauten und mit der Wiederinstandsetzung des Prager Domes betraute Meister Bonifaz Wohlmuth an, ein vollständig spätgotischen Anlage- und Wölbungsformen zuneigender deutscher Meister, der jedoch dekorativ vereinzelt Renaissanceformen verwendet. Dies zeigt am klarsten seine 1563 vollendete, an den Wladislawischen Saal anstoßende alte Landrechtsstube. Auch beim Bau des von Italienern errichteten Belvederes wird er ab und zu genannt. Neben ihm vertrat der Baumeister Hans Tyrol eine zwischen den Italienern und Deutschen vermittelnde Richtung. Die Nachklänge der Gotik erhielten sich in Prag

bis ins XVII. Jahrhundert bei der Rochuskapelle im Strahower Klosterhofe und bei der 1611 bis 1614 von den Lutheranern errichteten Salvatorkirche in der Geistgasse. An die Südabhänge des Erzgebirges drang sächsischer Einfluß herab. Der Annaberger Kirchenbaumeister Jakob von Schweinfurt lieferte den Plan für die Stadtkirche in Brüx und überwachte die durch Meister Jörg von Maulbronn geleitete Ausführung, deren von deutschen Bürgern aufgezeichnete Rechnungen noch heute vorliegen; die Grundrißentwicklung zeigt Beziehungen zur Liebfrauenkirche in Ingolstadt. Der Steinmetzmeister Kunz führte zwischen 1480 und 1490 den Bau der Stadtkirche in Graupen. Beziehungen zu sächsischen Anlagen zeigte auch die niedergebrannte Kirche in Joachimsthal. Dem Kirchenbau in Böhm. Aicha stand der Görlitzer Stadtbaumeister Konrad Pfluger vor. 1520 sandte der Görlitzer Rat seinen Bau- und Zimmermeister Jost Möller nach Böhm. Leipa. Der beim Bau der Kuttenberger Barbarakirche thätige Jokoff Polner von Freiberg wurde 1514 aufgefordert, nach Görlitz als Baumeister des Steinmetzengewerkes zu kommen. Die Halle an der Trautenauer Kirche erbaute 1505 ein Meister, den man „das kleine Schweblin" nannte. Noch reger sind die Beziehungen Südböhmens zu dem benachbarten deutschen Gebiete. So übertrug Herr Ulrich von Rosenberg dem Meister Andresen, den ihm seine „Schwieger", die Gräfin Anna von Schaumburg, offenbar aus Oberösterreich zugesandt hatte, 1444 mehrere Arbeiten. 1473 bestellten die Herren von der Rose beim Linzer Steinmetzmeister Albrecht einen Grabstein. 1497 machte Herr Peter von Rosenberg den Steinmetzen Meister Hans Gezinger zum obersten Meister der nach Passauer Muster organisierten Krumauer Hütte. 1513 überließ der Pfalzgraf Wilhelm am Rheine seinen Baumeister Ulrich Pösnitzer dem Herrn von Rosenberg, in dessen Auftrage der Genannte den schönen, wappengeschmückten Erker im vierten Hofe des Krumauer Schlosses vollendete. Gleichzeitig scheint der Görlitzer Stadtbaumeister Wendel Roßkopf mehrfach auf Rosenberg'schem Besitze beschäftigt gewesen zu sein; den Sobieslauer Bürgern stand der bekannte Künstler mit seinem Rate ebenso bei wie später den nordböhmischen Herren von Schleinitz auf Tollenstein und Schluckenau. Er ist einer jener wenigen

deutschen Renaissancearchitekten, die sich gegen die immer mehr bevorzugten Italiener zu behaupten wissen. Gotik und Renaissance reichen einander die Hand bei den Rathäusern in Komotau und Leitmeritz; ein drittes Werk dieser Art, das alte Rathaus zu Brüx, wurde, erst in den letzten Jahrzehnten, leider demoliert. Vom Hofe wie vom Adel, später auch von der Geistlichkeit und den Bürgern wurden seit den Tagen Ferdinands I. mit Vorliebe italienische Meister, Architekten, Bildhauer, Maler und Stuckarbeiter beschäftigt; selbst in kleineren Orten tauchen „Welsche" auf, ja in Pilsen entwickelt sich eine förmliche Kolonie solcher Künstler.

Auch Plastik und Malerei sowie das Kunstgewerbe der absterbenden Gotik, teilweise sogar der Renaissance, bleiben unter deutschen Einflüssen; denn deutsche Meister liefern vielfach Arbeiten nach Böhmen. 1465 übernahmen die Maler Meister Heinrich und Hans Münzer in Freiberg i. S. die Ausführung einer Altartafel für Graupen, das 1486 dem Zinngießer Lorenz von Bautzen den Guß der großen Glocke übertrug. Herr Benesch von Weitmil gewinnt für umfangreiche Wandgemälde im Komotauer Schlosse den Maler Paul von Eger. Seit 1471 ist in Kaaden wiederholt ein Maler Johann von Plauen genannt, von dem im Februar 1486 sein Geselle Johann Günther die Werkstatt übernahm; daneben begegnet auch der Maler Hans Pinther und vereinzelt Hans von Eger. Auf einen der Genannten geht der Flügelaltar in der Kreuzgangskapelle des Kaadener Franziskanerklosters zurück, für dessen Kirche der Steinmetz Ulrich Kreuz 1514 das wohlerhaltene Stiftergrabdenkmal arbeitete. Nach Liebenau lieferte 1495 der Görlitzer Maler Georg Burchart eine geschnitzte Altartafel ab. Für Trautenau arbeitete der Bildschnitzer Vodl Pinczker 1511 ein ähnliches Werk. In Königgrätz hatte am Beginn des XVI. Jahrhunderts der Görlitzer Stadtbaumeister Albrecht Stiglitzer den herrlichen, leider nicht mehr erhaltenen Georgsbrunnen aufgestellt. An der Ausführung des hauptsächlich von Thomas Jarosch aus Brünn gearbeiteten Erzbrunnens im Prager Schloßgarten beteiligten sich außer anderen der königliche Büchsenmeister Wolf Hofprugger und Hans Peiser. 1600 lieferte Benedikt Wurzelbauer aus Nürnberg dem Herrn Johann von Lobkowitz einen heute dem kunstgewerblichen

Museum in Prag gehörigen Brunnen. Eine treffliche Schöpfung Nürnberger Gußtechnik, die auf die berühmte Vischer'sche Gießhütte zurückgeführt wird, bleibt der 1532 vollendete Wenzelsleuchter im Prager Dome. Von der Hand jenes Meisters, der die schönsten Statuen des künstlerisch vornehmsten deutschen Renaissanceschloßbaues, des Heidelberger Ott-Heinrichsbaues, geschaffen, stammt im Prager Dome das Grabmal Ferdinands I., seiner Gemahlin Anna und Maximilians II. Alexander Colin vollendete dies Werk in Tyrol, wo er für das berühmte Innsbrucker Maximiliansgrab die herrlichen Reliefs nach den in Prag von dem Maler Florian Abel entworfenen Skizzen ausführte. Das Gitter um das Prager Denkmal ist eine Arbeit des Hofschlossers Jörg Schmidthammer. Mehr als einmal ist an Werken des zweiten Viertels des XVI. Jahrhunderts der Einfluß Dürers bemerkbar, den später Niederländer und Italiener ablösten. Im deutschen Nordböhmen machten sich die Anschauungen Kranachs und seiner Schule geltend; der leider zu Grunde gegangene Altar in Joachimsthal und jener, den die Anhänger des Winterkönigs in der Sigismundskapelle des Prager Domes vernichteten, werden als Kranachwerke bezeichnet. Dagegen bieten die so interessanten Fassadenmalereien in Prachatitz neben italienischen Einflüssen Anklänge an die Stiche des jüngeren Holbein und Jost Ammanns. Die Dekorationsmalerei des 1583 von Wilhelm von Rosenberg erbauten Lustschlosses Kurzweil bei Netolitz besorgte der Maler Widmann. Die Meister der großen Gesangbücher, welche die Litteratenchöre böhmischer Städte anschafften, nahmen für einzelne Darstellungen wiederholt deutsche Holzschnitte und Kupferstiche zum Vorbilde; auch im Ornamentalen sind sie keineswegs durchaus selbständig.

Ein reiches Kunstleben unter starkem Zuzuge deutscher Meister, die neben Italienern und Niederländern sich zu behaupten wußten, entfaltete sich unter Rudolf II. in Prag. Neben dem Antwerpener Bartholomäus Spranger sind als Hofmaler der zu Köln geborene Hans von Aachen, Hans Hofmann, Dietrich Raffenstainer, Jakob Hufnagel, Johann Rottenhammer, Jeremias Günther, Emanuel Schweiger, der Schweizer Joseph Heinz und als für Kaiser Matthias arbeitend der Hesse Matthäus Gundelach genannt. Für Rudolf II. lieferten köstliche Werke die

Nürnberger Goldschmiede Wenzel Jamnitzer, sein Sohn Abraham, Georg Lencker und Paul Buckl, sowie die Augsburger Goldschmiede Abraham Lotter und Anton Schweinberger. Unter den kaiserlichen Edelstein- und Krystallschneidern stehen die Deutschen Matthias Krätsch, Hans Schwayger, Zacharias Belzer und Kaspar Lehmann an erster Stelle. Letzterem wird die Einführung der Glasschleiferei in Böhmen zugeschrieben, welche die künstlerische Entwickelung der weltberühmten böhmischen Glasware so außerordentlich förderte. Lehmanns Schüler Georg Schwanhart arbeitete in Prag und später für Ferdinand III. Auf dem Prager Hradschin entstand unter Rudolf II. eine der herrlichsten Kunstsammlungen, in welcher außer den großen Italienern besonders Albrecht Dürer mit einer stattlichen Reihe seiner hervorragendsten Werke vertreten war. Die Unruhen im Lande und der bald darauf losbrechende 30jährige Krieg ließen es jedoch nicht zu einem neuen einheitlichen Kunstaufschwunge kommen.

In den Tagen Rudolfs II. setzte im nördlichen Böhmen die deutsche Renaissance ein. Dieselbe beeinflußt Portale und Fassaden einzelner Häuser, die in Komotau nach dem Stadtbrande von 1598 entstanden. Noch bestimmter trat sie auf bei dem Schlosse der Salhausen in Bensen oder bei dem 1582 durch Christoph Melchior von Rädern begonnenen Schloßbau in Reichenberg, dessen von 1604 bis 1606 vollendete Kapelle in den prächtigen Holzschnitzereien einen wunderbaren Motivenreichtum der bereits ans Barocke anklingenden deutschen Renaissance entfaltet. Für die Kirche in Friedland lieferte 1610 der Breslauer Bildhauer Gerhard Heinrich von Amsterdam das stattliche Grabmal Melchiors von Rädern. Künstlerisch feiner sind die Grabdenkmale der Familie Salhausen in der Kapelle neben der Stadtkirche in Bensen und in der 1573 bis 1574 errichteten Kirche zu Waltirsche im Elbethale. Der polychromierte, steinerne Hochaltar der letzteren, das Taufbecken und die Kanzel zeigen erlesenen Geschmack. Das an gleichem Orte aufgestellte Grabdenkmal des 1610 verstorbenen Abraham Bock auf Großpriesen ist inschriftlich als ein Werk jenes David Schwenck verbürgt, der 1611 bis 1612 den neuen Altar in der Stadtkirche zu Pirna an Stelle des später nach Aussig verkauften Flügelaltars er-

richtete. Auch das prächtige, mit anziehenden Putti gezierte Taufbecken in Schwaden dürfte von Sachsen aus beeinflußt sein, wo sich ähnliche vortreffliche Steinmetzarbeiten finden. Von dem alten Friedhofe in Kaaden erhielten sich einige leider arg mitgenommene Grabmälerreste, in denen deutsche Renaissance vorherrscht. In tschechischen Gegenden bleibt die Grabmalsbehandlung vorwiegend von der in Deutschland oder Italien verbreiteten Auffassung abhängig. Während die reichen Adelsgeschlechter Nordböhmens, die Salhausen, Schlick, Räder u. a., deutsche Meister beschäftigten, bevorzugten in der Mitte und im Süden des Landes die Herren von Pernstein, Rosenberg, Neuhaus, Griespeck u. s. w. Italiener. Keiner in dem Grade, wie der gewaltige Albrecht von Waldstein, der binnen kurzem Großes schaffen wollte, ohne daß jedoch die von ihm ausgehende Bewegung im Lande selbst nachhaltige Wirkung hatte.

In der Periode der Gegenreformation behaupteten auf dem Gebiete der Kirchen- und Profanbaukunst lange die Italiener die Führung. Erst um die Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts verstanden es deutsche Meister, sich neben ihnen zur Geltung zu bringen. An erster Stelle verdient Abraham Leutner, Maurermeister der Prager Neustadt, erwähnt zu werden, der mit seinem theoretischen Werke „Grundtliche Darstellung der fünff Seullen" auf eine für weitere Kreise berechnete Unterweisung hinarbeitete und bei der Aufführung des von Francesco Caratti und Giovanni Battista de Rossi begonnenen Palais Czernin auf dem Prager Hradschin (heute Kaserne) Beschäftigung fand. Beim Baue des Cisterzienserklosters Waldsassen lernte er Angehörige der Baumeisterfamilie Dienzenhofer kennen, von denen sich Christoph Dienzenhofer nach Prag zog. Letzterer entfaltete sein Können beim Umbaue der Benediktinerkirche in Brzewenow und bei der Inangriffnahme der Jesuitenkirche St. Nicolaus auf der Kleinseite in Prag, welche von seinem Sohne Kilian Ignaz Dienzenhofer vollendet wurde. Dieser hat, auf Reisen gebildet, besonders im zweiten Viertel des XVIII. Jahrhunderts eine ungemein reiche, über alle Landesteile sich verbreitende Bauthätigkeit entfaltet, indem er in der Hauptstadt Prag und in ganz Böhmen zahlreiche Gotteshäuser ganz neu errichtete, vollendete oder wieder in Stand setzte. Von bedeuten-

der Wirkung ist seine Nicolauskirche auf der Prager Altstadt, interessant die Kirche des heil. Johann von Nepomuk auf dem Hradschin und an der Skalka, geschmackvoll das Aeußere der Karl-Borromäuskirche, die Umgestaltung des Innern der Thomas- und Aegidiuskirche. Auf ihn gehen die Kirchen in Przestitz, Ročow, Nicow, Karlsbad und an vielen anderen Orten zurück. Bei St. Johann an der Skalka und vor dem Lorettokloster auf dem Hradschin verstand er Treppen und Geländer malerisch wirksam anzuordnen. Nicht minder beachtenswert sind seine Schöpfungen des Profanbaues, so die anziehende Villa „Amerika" in der Karlshofer Gasse; auch an den Palästen Piccolomini (jetzt Nostitz-Graben) und Golz (jetzt Kinsky) ist er beteiligt. Im Vergleiche zu seinem Vater zeigt Kilian Ignaz Dienzenhofer einen feineren Geschmack; für seine eigenen Entwürfe bevorzugte er die Centralanlage. Während der Dienzenhoferepoche fand auch ein großer Wiener Architekt, Johann Bernhard Fischer von Erlach, in Böhmen Beschäftigung; in Prag errichtete er das prächtige Palais Clam-Gallas, in Haindorf 1722 die Wallfahrtskirche, und lieferte dem Bildhauer Ferd. Brokoff den Entwurf für das Grabmal des Grafen Joh. Wenzel Wratislaw-Mitrowitz in der Prager Jakobskirche. Von Wien aus bezog man das Modell für den Bau der Laurentiuskirche in Gabel. In einer ganz auffälligen Gotisierung wurden die alten Stiftskirchen zu Kladrau, Sedletz, Selau und Raudnitz restauriert. Die Prager Meister Franz Bayer und Johann Santini waren die Hauptvertreter dieser Richtung. Führende Geister von der Art des jüngeren Dienzenhofer kamen der Architektur Böhmens im vorigen Jahrhunderte nicht wieder. Rokoko und Klassizismus fielen gegen die kraftstrotzenden Leistungen der Barockkunst stark ab. Mit der Bewegung der Romantiker belebte sich während des XIX. Jahrhunderts das Interesse an der Bauweise der Vorzeit, das zur Errichtung neuer Kirchen in romanischem und gotischem Stile und zur Inangriffnahme der großen Restaurierungsaktionen beim Prager Veitsdome, bei der Kuttenberger Barbarakirche und der Burg Karlstein führte; für die Würdigung der Kunstschätze der letzteren war namentlich Friedrich Schlegel besonders warm eingetreten.

Wie abhängig die Plastik auch nach dem 30jährigen Kriege

von Deutschland aus blieb, beweist am besten die Thatsache, daß die von Johann Brokoff modellierte Statue des heil. Johann von Nepomuk auf der Prager Brücke von dem Nürnberger Meister Wolf Hieronymus Herold 1683 im Erzgusse vollendet wurde. Ernst Heidelberger, der Schöpfer des Brunnens von 1686 im ersten Hofe des Prager Schlosses, und Georg Pendel, von dem die 1650 aufgestellte Marienſäule des Altstädter Ringes stammt, waren in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts viel beschäftigt. Aus Friedland stammte der tüchtige Andreas Quinteiner, den der 1688 in Prag geborene Maximilian Ferd. Brokoff beträchtlich überragte. Derselbe ist mit seinem Vater an der Herstellung des Statuenschmuckes der Prager Karlsbrücke beteiligt, errichtete Gedenksäulen und Grabmale und arbeitete 1714 die prächtigen Mohrenkaryatiden des Palais Morzin. Neben ihm behauptete sich der begabte Matthias Braun, den Graf Franz Sporck 1704 nach Böhmen berufen hatte und in Kukus und Lissa beschäftigte. Die Prager Paläste Clam-Gallas, Thun, des Malteser Grandpriorates u. s. w. besitzen reichen Schmuck seiner kunstfertigen Hand, welcher die Karlsbrücke die ungemein wirksame Gruppe der heil. Luitgard dankt. 1718 übernahm er die Ausführung der vor kurzem restaurierten, hübsch komponierten Dreifaltigkeitssäule in Teplitz. Gegen die Genannten fällt das Pathos, dem Ignaz Platzer zuneigt, stark ab. In dieser Epoche ist die Errichtung von Gedenksäulen, Brunnen und Statuengruppen auf den Stadtplätzen, die mit Bildschmuck bedachte Anlage von heiligen Stiegen, die Aufstellung von Johannesstandbildern auf Brücken sehr beliebt. Die Innenausstattung der Kirchen, der Kloster- und Schloßsäle, der Prachträume und Stiegenhäuser der Paläste, die Fassadenbelebung durch Zieraten aller Art boten den Stuccateuren ebenso lohnende als abwechslungsreiche Arbeit.

Die Wiederausschmückung der böhmischen Kirchen mit neuen Altären während der Epoche der Gegenreformation erforderte zahlreiche Altarblätter, deren Herstellung vor allem Karl Skreta, seine Zeitgenossen wie M. Zimbrecht und seine Schüler beschäftigte. Er huldigte dem vorwiegend von Italien bestimmten Eklekticismus, bekundete aber im Bildnisse eine größere Selbstständigkeit, die natürliche Haltung und lebendigen Ausdruck

glücklich zur Geltung zu bringen verstand. Hinter ihm blieb der 1668 in Prag geborene Peter Brandl nicht zurück, der lange in Kuttenberg arbeitete und auf vielen, fast ganz nachgedunkelten Altarbildern tiefe Farbenstimmung anstrebte. Skretas Manier verflachte in den Werken des Schlesiers Joh. Georg Heintsch, der gleich Lischka, Georg Neunherz und dem visionäre Darstellungen bevorzugenden Franz X. Palcko in Böhmen mit zahlreichen Aufträgen bedacht wurde. Die Art des in Würzburg gestorbenen Geschichts- und Blumenmalers Joh. Rudolf Byß lebte in Adalbert Angermayer und seinem Schüler Hirschely fort. Noch einmal gelangte die monumentale Freskomalerei zu einer gewissen Blüte. Die Führung übernahmen die sonst in Bayern thätigen Cosmas Damian Asssam und Johann Hiebel, sowie der einen Teil der Prager Kreuzherrnkirche ausmalende Schlesier Lischka. Unter ihrer Leitung schulte sich Wenzel Lorenz Reiner, einer der fruchtbarsten Meister des XVIII. Jahrhunderts, dessen Freskogemälde in den Prager Kirchen und auswärtigen Klöstern noch einen großen Zug zeigen. Der Freskomalerei wandten sich dann der Strahower Prämonstratenser Siard Nosecky und der Jesuit Raab zu, gegen welchen der dem gleichen Orden angehörige Joseph Kramolin aus Nimburg und sein Bruder Wenzel abfallen. Ein umfangreiches Werk schuf Maulpertsch in den Deckengemälden der Strahower Bibliothek; auch im Cisterzienserstifte Sedletz entstand ein großer Freskencyklus von T. Supper. Für die Cisterzienserklöster Böhmens arbeitete um die Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts so manches der in Schlesien vielbeschäftigte Michael Willmann. Als Landschaftsmaler errangen sich einige Beachtung Joh. Jakob Hartmann aus Kuttenberg und seine Söhne Franz und Wenzel. Der 1728 zu Aussig geborene Anton Raphael Mengs, der gefeierte Eklektiker, der in Dresden, Rom und in Spanien mit Ehren und Aufträgen überhäuft wurde, fand weder Zeit noch Gelegenheit, die Malerei seines Geburtslandes irgendwie zu beeinflussen. Bedeutende, außerhalb Böhmens hochgeschätzte Künstler waren die Brüder Joseph und Anton Hickel aus Böhmisch-Leipa, die namentlich als Bildnismaler großen Ruf erlangten.

Tischlerei und Schlosserei behaupteten in vielen Schöpfungen der Barockzeit, besonders bei Altären, Kanzeln, Beichtstühlen,

Bilderrahmen, Kirchenbänken, Chorgestühlen, Sakristeischränken, Thüren, Brüstungs- und Oberlichtgittern, oft feinen Geschmack. Marcus Nonnenmacher, der Meister der Launer Altäre, faßte die am Anfange des XVIII. Jahrhunderts geltende Theorie in seinem 1710 erschienenen Werke „Der architektonische Kunsttischler oder Pragerisches Säulenbuch" zusammen. Besondere Beachtung verdienen die Schlosserarbeiten der Dienzenhoferbauten, deren Ausführung der Architekt augenscheinlich überwachte.

Trotz alledem gingen die Kunstverhältnisse Böhmens in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts stark zurück. Auf Anregung des kunstfreundlichen Reichsgrafen Franz von Sternberg-Manderscheid und des Med. Dr. Joh. Mayer vereinigten sich 1796 die hervorragendsten Kunstliebhaber der wohlhabenden Bevölkerungsklassen zur Gründung der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde", welche die Errichtung einer Gemäldegalerie und einer Kunstschule durchführte. Unter der Leitung des aus Passau berufenen Joseph Bergler, seines Schülers Franz Waldherr und selbst Franz Kadliks kam letztere keineswegs zu besonderer Blüte. Erst mit Christian Ruben, dem Corneliusschüler der Düsseldorfer Akademie, erhielt die Prager Kunstschule einen Leiter, der seine Zöglinge wirklich anzuregen und zu leiten, aber auch das Interesse für Kunst im Publikum zu beleben wußte. Da gleichzeitig der Münchener Landschaftsmaler Max Haushofer und der um Böhmens Kunstgeschichte sehr verdiente Architekt Professor Bernhard Grueber nach Prag berufen wurden, gewannen die Münchener Kunstanschauungen rasch die Oberhand. Durch Vorträge über Anatomie und Kunstgeschichte wußten der berühmte Anatom Hyrtl und der ihm an Bedeutung nicht nachstehende Anton Springer Künstler und Kunstfreunde anzuregen.

Die Begründung der von dem Prager Universitätsprofessor Dr. Klar errichteten Künstlerstiftung und des Kunstvereines für Böhmen, der die Veranstaltung regelmäßiger Kunstausstellungen und die Ausführung bestimmter großer Kunstaufträge ins Auge faßte, erweiterte die Grundlage für eine gedeihliche Entwickelung der einheimischen Talente.

In der Enge und Bescheidenheit dieser Verhältnisse wuchs

Joseph von Führich heran, der größte kirchliche Maler Oesterreichs, der schon 1830 den Cyklus „Genovefa" für die Kunsthandlung P. Bohmann in Prag radierte. Nach seinen Entwürfen führten die Münchener Maler Joh. Bapt. Müller und G. Holzmaier die Kreuzwegstationen auf dem Prager Laurenziberge, und die beiden Kadlikschüler Anton Lhota und Wilhelm Kandler die Wandgemälde in der Raphaelskapelle des Klar'schen Blindeninstitutes zu Prag aus. Die Romantiker Schlegel, Tieck und Novalis, die Kompositionsweise von Peter Cornelius und die Holzschnitte Albrecht Dürers zeigten dem Deutschböhmen Führich, der nach 1848 noch Größeres schaffen sollte, neue Bahnen.

Große bildhauerische Aufträge wurden bewährten deutschen Meistern übergeben. So lieferte Ludwig Schwanthaler in München die Modelle von acht Erzstandbildern hervorragender Persönlichkeiten Böhmens, die der Gutsbesitzer Anton Veith von Liboch in einer Ruhmeshalle „Slawin" aufstellen wollte; sie zieren heute das Landesmuseum in Prag. Der Entwurf des Denkmals Karls IV., das Burgschmiedt in Nürnberg goß, stammt von dem Dresdener Meister Ernst Hähnel. Das Reiterstandbild des Kaisers Franz I. auf dem vom Architekten Kranner entworfenen, 1845 vollendeten Prager Brunnen ist eine tüchtige Arbeit von Jos. Max, dem Vater des Malers Gabriel Max; nächst ihm haben sich Emanuel Max und der lange in Wien thätige Vincenz Pilz aus Warnsdorf als Bildhauer geachtete Namen erworben.

An der in Deutschland mächtig auflodernden Begeisterung für die großen Kunstschöpfungen der Vergangenheit, besonders für den Ausbau des Kölner Domes entzündete sich das Interesse für die Restaurierung und Vollendung des Prager Domes, die von dem Geiste Friedrichs von Schmidt, des genialen Wiederbelebers der Gotik, getragen ist. Bis 1848 finden bei dem Neubaue von Kirchen und Schlössern, wie im benachbarten Deutschland, die mittelalterlichen Baustile eine nicht immer glückliche Verwendung.

Das Jahrtausend, welches seit der Bekehrung der böhmischen Edlen am Hofe Ludwigs des Deutschen in Regensburg dahingegangen, zeigt Böhmens Kunstleben in einer bald mehr, bald

weniger bedeutenden, niemals aber gänzlich unterbrochenen Abhängigkeit, beziehungsweise in gedeihlicher Fühlung mit der Kunstentwickelung in Deutschland. Von hier strömte zunächst die befruchtende Anregung zu. Und als die Anschauungen italienischer Kunst das Uebergewicht und die Führung erlangten, geschah dies wieder in Uebereinstimmung mit den zunächst benachbarten deutschen Gebieten, die gleichfalls Italiener zu bevorzugen begannen. In jener Zeit, in welcher neuerdings einheimische Talente mehr Geltung und Selbständigkeit zu gewinnen wußten, löste sich allmählich die Abhängigkeit von den wälschen Meistern, und fand hauptsächlich eine stattliche Anzahl deutscher Künstler Beschäftigung. Jene Verhältnisse aber, aus welchen das Kunstleben Böhmens im XIX. Jahrhunderte sich entwickelte, haben zunächst deutschgesinnte Kunstfreunde und deutsche Meister geschaffen; was jetzt blüht, entfaltet sich auf dem von ihnen vorbereiteten Boden, wenn auch unter wesentlich anderen Zeit- und Kunstströmungen, in welchen freilich niemals untergehn kann, was Böhmen in tausendjähriger Kulturentwickelung deutscher Kunst und ihren Meistern dankt.

II. Die neuere Kunst.

Von

Dr. Friedrich Adler.

Mehrere Momente wirkten zusammen, gegen die Mitte des Jahrhunderts die künstlerische Thätigkeit und die Teilnahme an ihr in Prag als dem natürlichen Centrum zu heben. Wie die Dinge bis dahin lagen, kennzeichnet anschaulich Emanuel Max in seiner Selbstbiographie: „Zweiundachtzig Lebensjahre“: „Es wurde nichts gemacht, und man bedauerte damals sogar jeden, der sich der Kunst widmen wollte, als einen armen, halb verlorenen Menschen, der einmal nichts zu beißen haben wird“. Aber es fanden sich bald ehrliche Kunstfreunde, welche die Verhältnisse günstiger gestalteten. Der Architekt Stamann aus Hamburg vereinigte in seinem Hause einen Kreis der schaffenden Künstler (Kutschera, Würbs, Grus, Kratzmann, Kandler, Kran-

ner, Pfortner und als Akademieschüler Ramberg) und wußte auch das Interesse des Adels lebhaft anzuregen. Den glücklichsten Weg zur Förderung der heimischen Kunst betrat Prof. Dr. Alois Klar mit der Begründung eines Reisestipendiums, das einen dreijährigen Aufenthalt in Italien gewährte. Der erste Stiftling war der Bildhauer Emanuel Max, dem hierdurch der Besuch Roms ermöglicht wurde. Der Kunstverein für Böhmen, begründet und ausgestaltet von dem um die Kunst hochverdienten Franz Grafen Thun, begann eine rege Thätigkeit zu entfalten. Die Ausstellungen, die bisher in bescheidenem Maße nur Arbeiten einheimischer Künstler geboten hatten, wurden durch Einbeziehung auswärtiger Arbeiten bereichert, der Ankauf von Kunstwerken wurde wesentlich erweitert und in dem „Fond zur Veranlassung öffentlicher Kunstwerke" ein Mittel geschaffen, unmittelbar fördernd einzugreifen. An der Spitze der Prager Kunstakademie stand um diese Zeit Christian Ruben, der in die Lehrthätigkeit ein frischeres Leben zu bringen verstand, die Ausbildung der Schüler auf eine breitere Grundlage stellte und um die Anregung des Kunstinteresses mit Eifer und Geschick bemüht war.

Diesen vorteilhaften Einflüssen stehen freilich auch nachteilige gegenüber, die von den politischen Veränderungen ausgehen. Die nationale Trennung machte sich bald leidenschaftlich geltend, und das Fest, das der Künstlerverein „Concordia" im Februar 1848 gab, war das letzte, bei dem sich die deutschen und tschechischen Künstler gemeinsam zusammenfanden. Alfred Meißner hat sehr ergötzlich beschrieben (Geschichte meines Lebens, 3. Buch, 2. Kap.), wie grotesk schon auf diesem Ball bei verschiedenen Teilnehmern das bis dahin unbekannte slavische Herz durchbrach. Dieses Wahltschechentum, mit der zunehmenden Geltung des tschechischen Elements immer häufiger geworden, wirkt bis in unsere Tage fort. Und wenn von der deutschen bildenden Kunst in Böhmen die Rede ist, so fehlen manche bedeutende Namen nur deshalb, weil die Träger derselben es für zweckmäßig gehalten haben, sich auf die begünstigte Seite zu schlagen, während die Wurzeln ihrer Kunst durchaus deutsch sind.

Christian Ruben (geb. 1805 in Trier, gest. 1875 in Wien) hatte sich zuerst durch die Glasmalereien in der Auer (Mariahilf-)

Kirche in München bekannt gemacht, wandte sich jedoch später mit Glück dem Genre zu und leistete sein Bestes in seinem „Columbus“ (nach der Ballade von Luise Brachmann), der sich in der Nostitz'schen Galerie in Prag befindet. Von den Lehrern, die unter Ruben an der Akademie wirkten, seien der Landschafter Max Haushofer und der Architekt Bernhard Grueber hervorgehoben. Nach Cartons von Ruben führten seine Schüler die Ausschmückung der Halle im Prager Belvedere durch, 14 Darstellungen aus der böhmischen Geschichte. An dieser Arbeit waren vorzüglich Trenkwald, Laufer und Laufberger beteiligt.

Josef Mathias von Trenkwald (geb. 1824 in Prag, gest. 1897 in Perchtolsdorf) setzte seine Studien unter Karl Rahl in Wien fort und wurde nach Haushofer und Eduard Engerth als Direktor an die Prager Kunstakademie berufen. Später ging er wie Engerth nach Wien. Von seinen durch Adel und Schwung ausgezeichneten Historien nimmt der „Einzug Leopold des Glorreichen in Wien“ den ersten Rang ein. In der Folge wandte sich Trenkwald vornehmlich der Kirchenmalerei zu, auf welchem Gebiete er der würdigste Nachfolger Führichs wurde. Emil Lauffer (geb. 1837, lebt in Prag) ist dem Vorgenannten im Ernst der Auffassung verwandt. Seine Historien: „Die Bekehrung des Bulgarenkönigs Boris“ und „Chriemhildens Klage“ (Beim Erscheinen Hagen's blutet die Wunde Siegfrieds) sind von edlem Pathos getragen. Ferdinand Laufberger (geb. 1829, gest. 1891) that sich als Historien- und Genremaler mit reizvollen Werken von Geist und frischer Laune hervor. Monumentalarbeiten von ihm enthalten die Votivkirche, die Hofoper in Wien. Er war an der großartigen Hebung des Kunstgewerbes in Wien hervorragend beteiligt. Ein Schüler Rubens und Haushofers ist Friedrich Hawranek (geb. 1821, gest. 1899). Durch seine liebevolle Vertiefung in das Detail der Landschaft und die Neigung zu schlichten Motiven der engeren Heimat bildet er eine Besonderheit der deutschböhmischen Kunst. Noch in den letzten Jahren hat der alte Meister die Ausstellungen mit seinen innig warmen Aquarellen bereichert.

Gleichfalls ein Schüler Haushofers ist Alois Kirnig, der von seinem Lehrer das tüchtige Verständnis für die stille Schönheit von Wald und Feld gewonnen hat. Wilhelm Kandler

hat kirchliche Gemälde und Ansichten aus Rom gearbeitet. Von den Schülern Eduard Engerths, der selbst in Prag für die Hebung des Porträts hervorragend thätig war, sind Victor Barvitius und F. Krause zu nennen. Rudolf Müller, ein Schüler Radlik's, Josef Hellich und Em. Rom haben auf dem Gebiete der Historie und des Kirchenbildes ansehnliche Arbeiten geliefert. Müller ist noch heute in Reichenberg als Schilderer der böhmischen Kunstgeschichte eifrig thätig. Als Marinemaler wurde Josef Püttner, als Porträtmaler Johann Brandeis, Franz Wiehl und Anton Hölperl gerühmt. In den Spuren Führichs wirkt Eduard Luttich von Luttichheim, während Gustav Kindermann mehr dem Beispiele Trenkwalds gefolgt ist. Wilhelm Riedl leistete unter dem Einfluß der französischen Schule Treffliches auf dem Gebiete der Landschaft. Friedrich Friedländer (geb. 1825), mit dem Prädikat „von Malheim" geadelt, genießt ein begründetes Ansehen als Genremaler. Die Prager Galerie besitzt von ihm ein lebhaft bewegtes Bild aus dem Dorfleben: „ein Brandstifter wird auf frischer That ertappt". Am bekanntesten sind seine Invalidenbilder, die er immer neu zu variieren weiß und mit echter Wärme ausstattet. Gleich Friedländer lebt Anton Ebert in Wien, der Arbeiten auf allen Gebieten geschaffen hat und insbesondere das Porträt mit Glück bebaut. In München wirkt Michael Haubtmann, der seine Motive aus Süden und Norden mit ernster Hingabe erfaßt und einen besonderen Beruf für die ägyptische Landschaft bekundet. Auf demselben Boden holt Robert Leinweber seine besten Motive, erstreckt jedoch seine scharfe Beobachtung auch auf das Volksleben. Waldmotive behandelt mit ansprechender Zartheit Victor Puhonny. Ein ganz eigenes Gebiet hat sich Eduard Steffen geschaffen, indem er den Reiz altertümlicher Städte, so insbesondere Rothenburg an der Tauber, mit feiner Empfindung vermittelt hat. Die Familie Piepenhagen, der durchwegs ein weicher Duft in der Wiedergabe von Alpenansichten gemeinsam war, ist heute noch durch Charlotte von Mohr-Piepenhagen in würdiger Weise vertreten.

Der eigenartigste und bedeutendste Maler Deutschböhmens ist Gabriel Max (geb. 1840, lebt in München), ein Sohn des

zu früh verstorbenen Bildhauers Josef Max. Schon auf der Akademie in Prag (1857) malte er sein erstes Bild: „Richard Löwenherz an der Leiche seines Vaters" und stellte 1863 im Prager Kunstverein seinen „Judas, der den Priestern die Silberlinge vor die Füße wirft", aus. Seine „Phantasien zu Tonstücken" aus dieser Zeit weisen bereits die Tiefe der Empfindung auf, die sich so überraschend reich entfalten sollte. Seinen ersten großen Erfolg brachte ihm „die heilige Julia" im Jahre 1867. Von da ab schuf er eine ununterbrochene Reihe von Werken, die schon lange zum Gemeingut des deutschen Volkes gehören und ihn wegen der unvergleichlichen Innigkeit des Gefühls und der technischen Meisterschaft zu den glänzendsten Erscheinungen der deutschen Kunst stellen. Eine lyrische Stimmung, die das Stoffliche restlos überwindet und in ihren feinsten Ausströmungen bis zur Mystik geht, ist allen seinen Arbeiten eigen. Prag selbst besitzt von ihm: „Die Seherin von Prevorst im Hochschlaf", ein Werk, in dem die Verinnerlichung des Künstlers den größten Triumph feiert. Erst in reiferen Jahren hat Franz Rumpler (geb. 1848, lebt in Wien) auf der internationalen Kunstausstellung in München 1897 die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Eine intime, weiche Art, schlichte Stoffe aus Natur und Leben zu erfassen und ein ungewöhnlicher Reichtum von Anschauung zeichnen ihn aus. Er ist auf dem Gebiet des Genre, der Landschaft, des Stilllebens und des Porträts mit gleichem Erfolge thätig.

Einen bedeutenden Namen trägt Julius von Payer (geb. 1842), der kühne Polarforscher, der nach seiner Rückkehr sich der Malerei zugewendet und in mächtigen Bildern die Eindrücke der Expedition verwertet hat. „Die Bai des Todes" machte als erstes Bild großes Aufsehen. Ihm folgten zahlreiche Scenen voll männlicher Energie, teils die Franklinsche, teils die eigene Fahrt als Motive behandelnd, von denen „Nie zurück!" an erster Stelle steht.

Die jüngste Zeit hat die Deutschen in Böhmen zu einer starken Zusammenfassung ihrer Kraft gedrängt, und auch auf dem Gebiete der Kunst bricht ein lebendiges Streben hervor, das sich nicht damit begnügen will, im Bannkreis der Heimat

Erfolg zu haben, sondern auf dem weiten Felde der allgemeinen deutschen Kunst Ehre zu gewinnen. Viele von den jüngeren Namen haben bereits in weitem Kreise Anerkennung gefunden und trotz der Ungunst der Zeiten, die für die Talente in Böhmen die Möglichkeit öffentlicher Bethätigung außerordentlich eingeschränkt hat, wächst die Zahl der beachtenswerten aufstrebenden Künstler. Der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia", der alljährlich ein Stipendium in dem bescheidenen Ausmaße von 200 fl. ausschreibt, hat noch in jedem Jahre die Genugthuung gehabt, neue würdige Bewerber zu finden. Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen", die mit bedeutenderen Mitteln und einem ungewöhnlichen Aufgebot an Kraft und Liebe für die Hebung der geistigen Arbeit Böhmens eintritt, verzeichnet jährlich eine erfreuliche Zunahme echter Begabungen. Und die genannte Gesellschaft, deren Kunstabteilung der verdienstvolle ehemalige Direktor der Prager Galerie, der Maler Victor Barvitius leitet, dürfte viel dazu beitragen, die Keime, die auf dem deutschen Boden in Böhmen so reich ausgestreut sind, zur Blüte und Frucht zu bringen.

Es hängt mit der Aenderung des allgemeinen Geschmackes zusammen, daß die Historienmalerei gegenwärtig am wenigsten Vertreter zählt. Von den Jüngeren haben Gustav Mikſch und Carl Krattner religiöse Stoffe behandelt, von denen der letztere in einer von Uhde beeinflußten „Geburt Christi" bemerkenswerte Kraft bewährt hat. In der Ausschmückung des Kaiserbades in Karlsbad fanden Alexander Jakeſch und Eduard Lebiedzki Gelegenheit, geschichtliche und sagenhafte Stoffe monumental zu behandeln. Beide weist übrigens ihre Begabung vornehmlich auf das Genre, in dem sie bereits Schönes geleistet haben. (Jakeſch: „Eine alte Geschichte"; Lebiedzki: „In der Predigt", „Idylle".) Außer den eben genannten sind im Genre einige starke Talente vorhanden, so vor allem Emil Orlik, der ganz auf modernem Boden steht. Hervorragendes hat er auf dem engeren Gebiete der graphischen Künste geleistet, deren Technik er sich in vorzüglicher Weise zu eigen gemacht hat. Neben zahlreichen Blättern, unter denen die „Wäscherinnen am Bache" und die „Heimkehr der Schnitterinnen" die besten

sind, hat sich Orlik durch eine Anzahl geistreicher Plakate und Ex libris in den Kunstkreisen eine so lebhafte Teilnahme gesichert, daß fast alle Sammlungen der großen Galerien Radierungen von ihm erworben haben. Gegenwärtig weilt er in Japan, um die für die neueste Zeit so bedeutsame Kunst des Landes aus nächster Anschauung kennen zu lernen. Hermine Laukota, durch Energie der Anschauung und Idee hervorstechend, hat doch auch viel Sinn für das Dämmerige und Weiche, wie ihre Genrebilder und namentlich ihre tüchtigen Radierungen darthun. Weiche, einschmeichelnde Behandlung weiblicher Gestalten ist Heinrich Jakesch nachzurühmen; in den letzten Jahren hat er sich mit Glück der Radierung zugewendet. Das gesellschaftliche Leben zeichnet in flotten Aquarellen Friedrich Wahle, der seit 1887 ständiger Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" ist. Oscar Rex, in Paris ausgebildet, hat zunächst Figuren aus dem Pariser Leben mit kecker Realistik gemalt, später Skizzen aus dem Militärleben und aus den Gassen Prags, und endlich eine Reihe von Gemälden, welche das Leben Napoleons zur Darstellung bringen. Josef Rolletschek hat mit seinem heiteren Idyll „Kunst und Natur" viel Erfolg gehabt, doch bewältigt er auch den Ernst in seinen „Vertriebenen Arbeitern". Unter den Jüngsten zeigt Hermine Lindner, eine Schülerin der Laukota, viel Begabung für das Phantastische. August Frind, Otto Meinl und Gustav Redelhammer beobachten das bürgerliche Kleinleben mit Liebe und Laune. Von den neuesten Kräften, die auf den Ausstellungen mit hübschen Arbeiten erschienen sind, seien Ernst Krause, Wilibald Novy und Josef Pilz genannt.

Fanny Assenbaum und Bertha von Grab geben mit ehrlichem Gefühl die deutsche Landschaft wieder und wissen auch die wechselnde Stimmung des Tages glücklich zu verwerten. Emil Uhl hat nach seiner Rückkehr aus Kairo eine Sammelausstellung seiner Studien veranstaltet, welche die Landschaft und das Volksleben mit eingehender Treue schildern. Auch in der Historie hat Uhl eine beachtenswerte Probe seines Könnens gegeben. Auch Leo Diet hat seine landschaftlichen Motive Kairo entnommen. Italienische und holländische Landschaften charakterisiert mit sicherem Geschmack Arthur Koch.

Hans Thiele, Franz Thiele und Victor Schubert von Soldern widmen ihre Kraft mit besonderer Neigung dem Süden. Als begabte Künstler, die unter modernem Einflusse stehen, sind Hermann Buschbeck, Emanuel Hegenbarth, Wenzel Wirkner, Hugo Mieth und Karl Schade mit schönen Arbeiten hervorgetreten. Kreidezeichnungen von romantischem Gepräge liefert Raimund Wolf. Das Stilleben wird, wie überall in Deutschland, meist von Damen geübt. Marie Kirschner mag unter ihnen als die phantasiekräftigste erscheinen. Mit Farbenwirkungen experimentiert nach moderner Weise Caroline Kubin. Geschmackvolle Stilleben malen Mary Ostermann, Frieda Sieburger u. a. Als Porträtmaler sind am meisten geschätzt Karl Grund, Gustava Helmessen (auch im Genre thätig), Karola König, Hedwig Höna-Senft (Miniaturmalereien), Eugenie Sommer, Robert Stübchen-Kirchner u. a. Als Tiermalerin hat sich Marie Nestler-Laux einen guten Namen gemacht. (Bilder aus dem Vogelleben.) Otto Tragy ist in seinen Bildnissen und Studien von lebendiger Frische. Zu den bereits genannten Radierern Orlik und Laukota gesellt sich als tüchtiger Beherrscher der Technik Walter Ziegler. Der vierzehnte Jahrgang der „Kunst für Alle" (S. 53) hat eine anziehende Probe aus dem von ihm vorbereiteten Handbuch der Radierkunst gebracht. Als Dekorationsmaler hat Hermann Burghart großen Ruf erlangt.

Die Plastik hat in Böhmen nicht eben einen günstigen Boden gehabt. Das drückt sich am deutlichsten darin aus, daß an der Kunstakademie erst seit den letzten Jahren eine besondere Schule für Bildhauer besteht. Die Zeit um die Mitte des Jahrhunderts beherrschen die bereits genannten Bildhauer Josef Max und Emanuel Max. Das glänzendste Werk ihrer gemeinsamen Arbeit ist das imposante Radetzky-Denkmal in Prag. Das prächtig gegliederte Franzens-Denkmal hat Josef allein geschaffen. Während Josef schon im Jahre 1855 starb, lebt Emanuel Max, wenn auch nicht mehr arbeitend, so doch an den Kunstbestrebungen teilnehmend, noch heute in Prag. Hervorragendes leisteten, insbesondere für Wien, Wenzel Pilz (Quadriga des Abgeordnetenhauses) und Thomas Seidan. In Prag thätig ist Otto Mentzel, ehemals Direktor der Goldschmiedeschule,

der für den Museums- und Rudolfinums-Bau mehrere tüchtige Standbilder und die plastische Dekoration des Mühlbrunns in Karlsbad geliefert hat. Von Emanuel Gerhart stammen mehrere Denkmäler; in der letzten Zeit hat er in dem plastischen Schmuck des Gewerbemuseums in Reichenberg viel Geist bewährt. Porträtbüsten von feinster Ausprägung des Charakters hat Emanuel Hegenbarth gearbeitet, die Bedeutendes von seiner Weiterentwickelung erwarten lassen. Heinrich Kautsch, der in Paris lebt, hat sich die elegante Manier der Franzosen glücklich zu eigen gemacht. Tüchtige Begabung zeigen Karl Wilfert, Ignaz Weirich, Joseph Trautzl (Schmeykal-Denkmal), Alois Reinitzer. Es ist in den Verhältnissen begründet, daß auf dem Gebiete der Architektur die Leistungen noch spärlicher sind. Einer der begabtesten Architekten ist Friedrich Ohmann, der durch mehrere Jahre in Prag gewirkt hat und eine Reihe von Bauten und Entwürfen von überraschender Frische der Erfindung ausgeführt hat. Das Reichenberger Gewerbemuseum ist mit Zugrundelegung seines Planes gebaut worden. Tüchtige Architekten sind Franz Xaver Daut, Hans Mikisch, Moriz Hinträger, Robert Stübchen-Kirchner u. a. In der Würdigung dessen, was von den Deutschen für die bildende Kunst geschehen, muß der unter deutscher Leitung stehenden „Böhmischen Sparkasse" gedacht werden, die in dem prächtigen Bau des Rudolfinums der Kunst ein großartiges Heim gewidmet hat und auch heute noch für die Ausschmückung des Hauses namhafte Opfer bringt. Der stilvolle Kunsthof insbesondere soll mit Fresken geziert werden, zu denen Julius Schmeid, Eduard Veith und Eduard Lebiedzki schöne Entwürfe geliefert haben.

Deutsche Tonkunst in Böhmen.

Von

Dr. Richard Batka.

Etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung, beim Einmarsch der Markomannen, erschollen zum erstenmal germanische Weisen im alten Bojerheim. Aber kein leiser Nachhall davon ist bis auf uns gelangt, und so bescheiden wir uns denn mit der Thatsache, daß bis zum Abzug der deutschen Stämme, durch fünf Jahrhunderte also, in Böhmen deutsch gedichtet und gesungen wurde.

Es folgt die Zeit der slavischen Besiedelung, und erst um die Mitte des IX. Jahrhundertes macht sich deutscher Einfluß wiederum bedeutsam geltend. Die von Regensburg aus mit Eifer betriebene Christianisierung führte eine Menge deutscher Priester ins Land, aus deren Händen die Tschechen zugleich mit dem römischen Glauben die römische Kultusmusik, den gregorianischen Choral empfingen. Am Hofe der Herzöge wie an den Edelsitzen bzw. an den dort errichteten Kirchen wirkten die baierischen Geistlichen als Träger und Lehrmeister des Kultus, sie richteten den liturgischen Gesang im Lande ein und als 973 der erste Bischof, der Sachse Dietmar, in Prag seinen Einzug hielt, konnten ihn der Herzog samt dem böhmischen Adel mit einem deutschen Kirchenliede begrüßen. Man darf als sicher annehmen — zuverlässige Forschungen stehen auf diesem Gebiete noch aus — daß die Deutschen, die in Kapiteln und Klöstern infolge des fortwährenden Nachschubs aus dem Mutterlande einen bedeutenden Bruchteil des Klerus in Böhmen bildeten, an der Pflege des Kirchengesanges reichlichen Anteil gehabt haben, wie denn der Reorganisator der Prager Domschule, der Probst Marcus († 1226) ein Deutscher war.

Die weltliche deutsche Musik fand eine ihr günstige Stätte am Königshofe, wo sich durch die vielen, an Przemysliden ver-

heirateten deutschen Prinzessinnen, die in der Regel ihren Hofstaat aus der Heimat mitbrachten und durch die besondere Gunst, welche die böhmischen Könige deutschem Wesen entgegenbrachten, eine deutsche Gesellschaft zusammengefunden hatte, verstärkt durch die Hofpartei des einheimischen Adels. König Wenzel II. ist uns als Verfasser deutscher Lieder bekannt und die vielen deutschen Minnesänger, welche die Freigebigkeit des deutschen Hofzirkels herbeilockte, Reimar von Zweter, Meister Sigeher, Friedrich von Sonnenburg, Tannhäuser, Heinrich Frauenlob ꝛc. kommen ja auch als Komponisten ihrer Lieder in Betracht. Auch unter den Luxemburgern begegnet man deutschen Sängern, Musikern und Dichterkomponisten wie Heinrich von Mügeln und dem Mönche von Salzburg, der sein Lied „der Freudensaal" in Prag als Gast Wenzels IV. verfaßt hat.

Eine dritte besondere Sphäre der Musikpflege bilden die deutschen Kolonisten, die entweder als Bauern unwirtliche Waldstrecken urbar gemacht und besiedelt oder als Bürger die Blüte der Städte durch ihren Gewerbefleiß und Ordnungssinn begründet hatten. Leider besitzen wir über ihr geselliges, außerpolitisches Leben nur spärliche Nachrichten, die uns verraten, wie unter ihnen das Volkslied beliebt war, wie sie durch Bestallung von Pfeifern und Posaunern für eine gute Stadtmusik sorgten, wie in den Schulen der Choral zur Abhaltung des Gottesdienstes geübt wurde. Die großartige Entfaltung des kirchlichen Lebens im XIV. Jahrhundert hatte einen Aufschwung auch der Kirchenmusik zur natürlichen Folge, dem die anspruchsamere Kunst der Mehrstimmigkeit gelegen kam. Der von Karl IV. und seinem Kanzler Johann von Neumarkt begünstigte Marienkult förderte nicht bloß die bildenden Künste, sondern auch die Musik. Vereine, die sogenannten „Marienbrüderschaften", aus dem Schoße der Bürger hervorgegangen und Vorläufer der späteren Litteratenchöre, bemühten sich z. B. in Prag, Aussig, Kolin für eine würdige Ausführung des gottesdienstlichen Gesanges, wogegen man von den Meistersingerschulen in Böhmen bisher nur kümmerliche Spuren zu entdecken vermochte.

In den Stürmen der Hussitenzeit verlor das Deutschtum fast alle schon errungenen Positionen. Was nicht durch Feuer und Schwert umkam, räumte den Platz und nur wenige Städte

und Landstriche bewahrten damals ihren ursprünglichen deutschen Charakter. Dennoch ist gerade aus jenem XV. Jahrhundert, wo man die Deutschen in Böhmen gern als rechtlose Eindringlinge behandelte, das erste Denkmal deutschböhmischer Musik überliefert: in den schönen Melodien der neu aufgefundenen Hohenfurter Liederhandschrift, in ihren Weihnachts-, Krippen-, Oster-, Wallfahrts- bezw. Marienliedern. Es begegnen da nicht bloß interessante Kirchenmelodien, z. B. die zu „Es ist geporn dein Kindelein", die man bisher nur aus dem ungarischen Concional „Lyra coelestis" kannte und die Liszt in der „Heil. Elisabeth" für den Armenchor verwertet hat, sondern auch — wie der ungenannte Verfasser sagt — „geistliche Lieder (Texte) in weltlichen Weisen", die für die Verbreitung und Bekanntheit des deutschen Volksliedes wenigstens für Südböhmen indirekt Zeugnis ablegen. Demnach müssen dort die Lieder „Wohlauf, wir wöllen's wecken", „Nun laube, Lindlein, laube", „Wär ich ein wilder Falke", „Ich sieh den Morgensterne", „Der Maie, der Maie, der bringt uns Blümlein viel" 2c. gesungen worden sein.

Im XVI. Jahrhundert sehen wir die Deutschen in Böhmen wieder allenthalben in der Ausbreitung begriffen. Natürlich mieden sie die tschechisierte Prager Universität und holten ihre Bildung aus Wittenberg oder aus Leipzig. Von dorther verbreitete sich unter ihnen die Lehre der Reformation, von dorther schreiben sich die nahen persönlichen Beziehungen Luthers und Melanchthons zu Deutschböhmen. Mit dem Protestantismus geht eine Neublüte des Kirchengesanges Hand in Hand; sie wurde nicht wenig gefördert durch das Cancional der „böhmischen Brüder", welches Michael Weiße zunächst für die deutschen Anhänger der Sekte zu Landskron und Füllneck übersetzte und mit eigenen Dichtungen vermehrt 1531 in Jungbunzlau herausgab. Uebrigens waren den Deutschen nur die Texte neu, nicht die Weisen, die nach dem ausdrücklichen Zeugnis einer Vorrede mit den alten Kirchenmelodien übereinstimmten. — Jede Stadt des deutschen Grenzgürtels von Nordböhmen hat damals zur Entwicklung der Musikpflege beigetragen. Reichenberg, das 1607 durch den Kunstsinn der Katharina von Rädern ein' treffliche Kapelle von Instrumentalisten erhielt, war die Heimat des Zittauer Kantors Christoph Demant (Demantius), der von 1567 bis 1643 lebte

und in der Geschichte der Passionsmusik und des deutschen Gesellschaftsliedes eine nicht unwichtige Rolle spielt. Aus Zittau stammte der 1551 in Böhmischbrod verstorbene Rektor Fayt, den der Dichter Mitis wohl etwas überschwenglich als den größten Tonkünstler seiner Zeit besingt. Leipa weist seinen Balthasar Hartzer (Resinarius) auf, der Meister Isaaks Unterricht genossen hatte und 1554 in Wittenberg bei G. Rhau „80 Responsorien" erscheinen ließ. Er ist der älteste uns namentlich bekannte deutschböhmische Komponist, von dem sich Werke erhalten haben. Auch die bei Rhau im gleichen Jahre herausgekommenen „Newen deudschen Geistlichen Gesenge" enthalten viele Choralsätze von ihm.

Besonders reges geistiges Leben herrschte aber im Nordwesten, der durch den neu eröffneten Bergbau zu raschem Wohlstand gelangt war. Das nach Melanchthonschen Grundsätzen neu geordnete Schulwesen erforderte tüchtige Kantoren. Für den Unterricht im Kirchengesang war in dem Lehrplan ausgiebig gesorgt. Schulkomödien und Volksschauspiele, die der Kantor leitete und bei denen auch die Musik nicht fehlte, gehörten zu den beliebtesten Unterhaltungen. Daß auch die Kunstmusik gepflegt ward, dafür bürgt z. B. der erhaltene Bibliothekskatalog der Schlaggenwalder Lateinschule, der eine große Menge der bedeutendsten Musikwerke des XVI. Jahrhunderts aufzählt. In Schönfeld bei Schlaggenwald hat David Köler aus Zittau 1554 geweilt und dort seine „Zehn Psalmen" geschrieben, die zu Leipzig in Druck kamen und — lang vergessen — nun dank ihrer meisterlichen Satzkunst und erstaunlichen Realistik des Ausdrucks eine Wiederauferstehung feiern. Köler gehört zu jener Gruppe von Kirchenmusikern, die nach Stoltzers Vorgang sich vom gregorianischen Choral emanzipierten und mit selbst erfundenen Melodien grandiose Tongemälde entrollten. — Das gemütliche, volkstümliche Musizieren florierte aber zu Joachimsthal. Hier gab es reichen Verdienst; hier konnte man nach sauren Wochen frohe Feste feiern und „der Schlemmer aus Joachimsthal" wurde sprichwörtlich. Vergebens predigte der wackere Pfarrer Mathesius gegen die „Buhlliedlein, Gassenhawer, Fidler und Sackpfeiffer"; wie viele der flotten „Bergreihen", die vom Erzgebirge durch ganz Deutschland klangen, weisen immerzu auf ihren Ursprungs-

ort, das üppige Joachimsthal zurück! Indessen auch die frommen „christlichen Gesänge", die der dortige Kantor Nicolaus Hermann († 1561) als Hausmusik, zur Erbauung der Jugend und — wie sein Freund Mathesius versichert — „fein rund und artig, nach Form und Maß der alten Meistergesang gestellt, mit lieblichen Melodeien und Weisen", fanden Anklang und weite Verbreitung. Noch ein Menschenalter nach Hermanns Tode konnte man sie zu Leipzig von den Schulknaben auf der Gasse hören. Im Erzgebirge haben sich einige bis auf heute im Munde des Volkes erhalten und seine Choräle „Lobt Gott ihr Christen" und „Erschienen ist der herrliche Tag" stehen in jedem protestantischen Gesangbuch. Neben ihm wird unter andern als „fürnehmer Musikus" Isak Haßler genannt, den aber die Idylle des Joachimsthaler Musiklebens auf die Dauer nicht befriedigen konnte, weshalb er, „der Kunst wegen" nach Nürnberg zog, wo der moderne künstliche Tonsatz allerdings zu Hause war.

Infolge seines regen Verkehrs mit Nürnberg durfte Eger als eine geistige Filiale dieser Stadt gelten. In Nürnberg fand der Egerer Kantor Clemens Stephani († 1592), der aus Buchau bei Karlsbad stammte, den Verleger für seine „Geistlichen Gesänge" (1560) und für seine vielen musikalischen Sammelwerke. Sie enthalten Sätze von den ersten Meistern (Othmayer, Ducis, Josquin de Près, Isaac, Senffel, Bruck, Kugelmann, Dietrich, Walther u. a.) und bekunden den Anteil, womit man in Deutschböhmen die Entwicklung der Musik jenseits der Grenze verfolgte. In Eger selbst scheint man, nach den überlieferten Tonwerken zu schließen, insbesondere die Psalmen kultiviert zu haben. Stephani publizierte zwei Bände Psalmen von verschiedenen Komponisten, darunter von Johann Hagen (Hagius) und Wolfgang Otho. Ein selbständiges Psalmenbuch ließ Jobst Brand 1572 zu Eger bei Michael Mülmarckart erscheinen, aus dessen Offizin gleichzeitig Hagens dreistimmige „Symbola" hervorgingen, so daß die Stadt auch als musikalischer Verlagsort eine Zeitlang mitzählte. Neben der gelehrten Psalmistengruppe bestand bis ins XVIII. Jahrhundert zu Eger die „Ihnung der uhralten, berühmten Kunstpfeiffer", deren Wirkungsbereich sich flußabwärts bis Schlaggenwald erstreckte.

Wie sehr das deutsche Kirchenlied und die Kunst der Kan-

toren zur Ausbreitung des Protestantismus beitrug, ist bekannt. Auch in Böhmen klagt z. B. der katholische Dechant von Brüx 1565, daß die Bevölkerung „das meiste Tail wegen der deutschen Gesäng" nach den reformierten Dörfern der Umgegend ströme. Bald wurde auch auf katholischer Seite der Gedanke laut, der Bewegung durch ein katholisch-deutsches Gesangbuch entgegenzuarbeiten, aber die maßgebenden Kreise nahmen sich der Sache nicht an. Zu den thätigsten Vertretern dieser namentlich von Leisentritt propagierten Idee gehört der Pfarrer Christoph Schwecher (Hecyrus) aus Krummau mit seinem in Prag edierten Buch „Christliche Gebet- und Gesang", die nach Wort und Ton sein Eigentum sind und auch in andere Liederbücher übergingen. Die im XVI. Jahrhunderte in Böhmen neu aufblühenden Litteratenchöre und ihre Tendenz auf Kirchengesang in der Volkssprache, scheinen mit Ausnahme von Arnau und vielleicht auch Brüx auf die Städte mit tschechischer Bevölkerung beschränkt geblieben zu sein.

Einen hervorragenden Sammelpunkt deutscher Musikanten bildete die Kapelle der prunkliebenden Rosenberge zu Krummau. Nach dem Verzeichnis ihres alten Notenschatzes fanden dort die hervorragendsten Meister ihre Pflege, auch deutsche Lieder, Wilhelm von Rosenberg gewidmet, haben sich erhalten, wie denn auf der Wiener Musikausstellung ein solches, Johann Freudlingers vierstimmiges Loblied „Von Gott dem Herrn allein wird bescheert", zu sehen war.

Ueberdies ist Arnold Schlick zu nennen, ein hervorragender Organist in pfälzischen Diensten, der als „Magister aus Böhmen" angeführt wird, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, seine Herkunft genauer zu ermitteln.

Unter dem Scepter der Habsburger gewann das Deutschtum auch in Prag wieder neue Kräfte, ja während der Herrschaft Rudolfs II. (1576—1812) wurde diese Stadt sogar zum Mittelpunkt des gesamten deutschen Musiklebens. Neben Italienern und Niederländern waren auch die bedeutendsten deutschen Meister der Epoche bald länger bald kürzer am Prager Hofe angestellt. So auch Hans Leo Haßler (der Sohn jenes Joachimsthalers), von dem man mit Recht behaupten durfte, „daß seinesgleichen in Teutschland nit ist und auch unter den Teutschen bis

auf diese Zeit kein solcher Komponist gefunden worden". Mit ihm sein talentvoller Bruder Jacob Haßler, ferner Thomas Bodenstein u. a. Gleichzeitig wirkte Jacob Handl genannt Gallus, der berühmte, aus Krain gebürtige Komponist, der auch in Prag 1591 sein Leben beschloß, als Chorregent bei St. Johann am Ufer. Im Verzeichnis der Mitglieder der kaiserlichen Kapelle überwiegen die deutschen Namen die slavischen in allen Fächern um das vier- bis sechsfache. Außerdem sind viele andere deutsche Organisten, Sänger, Harfenschlager, Posauner ꝛc. aus den Akten nachweisbar, deren Vorhandensein bezeugt, daß das Beispiel des musikfreundlichen Hofes auf die Bürgerschaft nicht ohne Einfluß blieb. An der Altstädter evangelischen Kirche zu Prag hatte Valerius Otto das Amt eines Organisten inne; von einem Joachim Lange kamen 1606 „Schöne, newe, weltliche Lieder" heraus. Auch die welschen und niederländischen Musiker schlossen sich dem deutschen Kulturkreise an und komponierten deutsche Texte, z. B. Regnard „Newe kurtzweilige teutsche Lieder mit fünff Stimmen" (1580), Pinelli „Musetten für fünff Stimmen" (Prag 1588), Turini „Neue liebliche teutsche Lieder mit 4 Stimmen nach Art der welschen Villanellen" (1590). In den Prager Amtsprotokollen machen die fremden kaiserlichen Musiker ihre Aussagen in deutscher Sprache.

Nach Rudolfs II. Tode übersiedelte die Hofkapelle nach Wien, aber der musikalische Sinn war damit nicht aus der Stadt geschwunden. Im Jahre 1616 wurde der erste weltliche Musikverein, das collegium musicum zur Pflege des Madrigal- und Motettengesanges gestiftet. Von den acht Begründern dürften Tepprecht, Günzel, Fleischer, Kalander von Weißenfels und Langefelder Deutsche gewesen sein. Leider wurde die gedeihliche Fortentwickelung der Künste bald durch den dreißigjährigen Krieg unterbrochen und auf lange hinaus gehemmt. Mag die Gegenreformation den Deutschen in Böhmen so manchen Zuwachs und Vorteil gebracht haben: in anderer Hinsicht erlitten auch sie gar schweren Schaden, da gerade die besten, geistig regsamsten Elemente zur Auswanderung gezwungen oder doch bewogen wurden. So die Eltern des nachmaligen Thomaskantors Kuhnau, des Begründers der Klaviersonate, die im Erzgebirge zu Hause waren. Aehnliche Motive scheinen Andreas Hammerschmidt

(1611—75), einen gebornen Brüxer, veranlaßt zu haben, nach Sachsen zu gehen, wo er als Organist in Zittau zu einer der bedeutendsten künstlerischen Erscheinungen des XVII. Jahrhunderts erwuchs. „Der Deutschen Ehre, Ruhm und Zier" nennt ihn seine Grabschrift. Die Musikgeschichte aber ehrt ihn als einen großen Kontrapunktisten und auf Grund seiner „Dialogi oder Gespräche zwischen Gott und einer gläubigen Seele" (Dresden 1645) als das Mittelglied zwischen Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach in der Gestaltung des Oratoriums. Der Wechsel von konzertmäßig durchgeführten Sätzen mit Kirchenliedern der Gemeinde geht auf ihn zurück und in der Entwickelung des einstimmigen Liedes sind seine „Weltlichen Oden" (Freiberg 1650) bemerkenswert.

Namhafte deutsche Musiker in Böhmen waren damals Christian Roth, der Leitmeritzer Organist, dessen recht weltliches „Couranten-Lustgärtlein" 1625 in Dresden zum Druck kam, Sixt von Lerchenfels, Andreas Fromm († 1683), August Pfleger († 1693). Graf Losi galt nach weitläufigen Kunstreisen in ganz Europa für den größten Lauteniſten des Jahrhunderts. „A Dio Lauten! à Dio Geigen!" waren seine letzten Worte, als er 1721 zu Prag in hohem Alter starb. Ueberhaupt stand das Lautenspiel in Böhmen hoch in Blüte. Neben Losi lebte in Prag z. B. sein Freund und Rivale Anton Eckstein, und Thomas Edlinger baute ihnen seine vorzüglichen, überall begehrten Instrumente. Als Lautenmacher von großem Ruf seien noch Proder und Pradler genannt, die mit den Orgelbauern Artmann, Arnoldt, Strick und Christendel das Ansehen der böhmischen Instrumentenfabrikation auch dem Ausland gegenüber bestärkten. Diesen deutschen Namen gesellt sich der berühmte Heinrich von Biber (1644—1707), der Losi der Geige, ihm ähnlich auch in seinen Schicksalen. Gleich Losi machte er Kunstfahrten nach Deutschland, Frankreich und Italien; gleich Losi verdankte er seiner unvergleichlichen Virtuosität seinen Adelstand. Und wenn es von Losi heißt, daß er „in der Komposition alle Franzosen übertraf", so nennt man Biber den Vater der Violinsonate. Erst kürzlich wurden seine acht Sonatae Violino Solo (1681) in den „Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich" neu herausgegeben.

Immer schwerer wird es für die Periode des XVIII. Jahrhunderts, die deutschen und tschechischen Komponisten Böhmens auseinanderzuhalten. Das nationale Leben der Slaven liegt seit dem großen Kriege darnieder; die Künstler ihres Stammes gehen im Welschtum oder im Deutschtum auf. Bei der immer häufigeren Mischung der Nationen bilden die Namen kein sicheres Kriterium mehr für die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volke. Es bedürfte einläßlicher (vorläufig noch nicht angestellter) biographischer Studien über die einzelnen Künstler dieser Periode, um hier genauer scheiden zu können. Sahen wir schon am Ausgang des XVII. Jahrhunderts böhmische Virtuosen in der Fremde zu Ansehen kommen, so nahmen diese Reisen im folgenden immer mehr überhand. Vom vagierenden Straßenmusikanten bis zum soliden Mitglied der Kapellen und hinauf bis zum verhätschelten Virtuosen entsendet Böhmen seine Harfenspieler, Bläser und Geiger nach Deutschland, wo das Emporkommen der Kammer- und Orchestermusik neben der sonst alleinherrschenden italienischen Oper einen steigenden Bedarf nach tüchtigen Kräften bewirkte. Man vergesse aber nie, daß es sich dabei nicht weniger um Deutsche handelt als um Slaven, ja gerade das deutsche Erzgebirge ist noch heute der Ausgangspunkt jener Wandertruppen, die unter dem Namen „Böhmische Musikanten", „Prager Musikanten", „Böhmische Harfenisten" den ganzen Orient bereisen. Der Anfang dieser Reisen datiert etwa vom Jahre 1800 und als erste „Fahrende" wird Anna Görner aus Preßnitz genannt, welches stets den Mittelpunkt des böhmischen Musikantenwesens bildete. Aber auch auf höherer künstlerischer Stufe bethätigt sich das deutsche Element, dem sich eine Reihe von germanisierten Tschechen kaum unterscheidbar zugesellt. Stamitz begründet die Mannheimer, Franz Benda die Berliner Schule des Violinspiels; der unglückliche Jacob Scheller aus Schettal erringt den Namen eines „Paganini des XVIII. Jahrhunderts". Stich (Punto) als Waldhornist, Anton Kraft als Cellist, Josef Beer aus Grünwald als Klarinettist, Josef Krumpholz als Harfenvirtuose u. a. haben in der Geschichte ihrer Instrumente einen Ehrenplatz. Außer Landes gingen die Komponisten Johann Zach aus Celakowitz († 1773 als Mainzer Organist), Fr. Chr. Neubauer aus Horzin († 1795 zu Bückeburg), Josef Schu-

bert aus Warnsdorf (1757—1833) in Dresden, Franz Rosetti (Rößler) aus Leitmeritz (1750—92) in Ludwigslust und last not least Georg Benda aus Altbenatek (1722—95) in Gotha, der berühmte Schöpfer des deutschen Melodrams, den Mozart seinen „Liebling unter den lutherischen Kapellmeistern" nannte, und viele andere, die sich einst eines guten Rufes erfreuten, aber heute vergessen sind.

Nicht wenige böhmische Musiker wandten sich natürlich nach der Reichshauptstadt, nach Wien. Dort wirkte Franz Tuma († 1774) aus Adlerkosteletz, den seine Zeitgenossen als „Deutschen von echtem Schrot und Korn" priesen, dessen Kirchenmusik Mozart eifrig studierte und dem Leipziger Thomaskantor Doles wärmstens anempfahl, dessen Messen in E-moll und D-moll Ambros überaus hochschätzt und dessen Stabat mater erst kürzlich erfolgreich ans Licht gezogen wurde. Auch Florian Gaßmann aus Brüx (1729—74) lebte in Wien, nachdem er aus Liebe zur Musik als Knabe seinem Vater entlaufen, als Bettelmusikant nach Italien gewandert war und dort durch Padre Martini seine Ausbildung empfangen hatte. Seine Zeit schätzte ihn als Opern- und Balletkomponisten. Als Lehrer Salieris und Begründer der Wiener Tonkünstlersocietät steht er heute noch in ehrenvollem Andenken. Endlich sei Josef Anton Steffan aus Kopidlno genannt, der zu Wien mit seiner „Sammlung deutscher Lieder" (1778) eine neue, süddeutsche Richtung der Liederkomposition eröffnete, die der norddeutschen des P. A. Schulz gegenüber durch blühende Melodik und selbständige Ausgestaltung des Klavierparts charakterisiert ist und welche dann Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert weiterführten.

Mit dem Beginn der klassischen Epoche betreten wir bekanntes Gebiet, wofür ein paar kurze Fingerzeige genügen werden, obwohl Böhmens Rolle in der allgemeinen Musikgeschichte noch bedeutsamer hervortritt. Schon Gluck widerfuhr es, daß man ihn, der seine Kindheit in Komotau verlebte und als Student zu Prag auf den Dörfern der Umgegend zum Tanz aufgespielt hatte, als „Böhmen" reklamierte und er selbst bestärkte diese Annahme, indem er die Böhmen seine „Landsleute und Wohlthäter" nannte. Ebenso erging es Mozart, dem Prag nach so viel Anfeindungen und Mißgeschicken in der Heimat, ein freund-

liches, neidloses Asyl bot. Seine persönlichen und künstlerischen Beziehungen zu Prag gipfeln in der denkwürdigen Première des „Don Giovanni" (29. Oktober 1787) und schließen mit der Aufführung der „Clemenza di Tito" (6. September 1792) ab. In Prag lebten Mozart treue, begeisterte Freunde, die hervorragendsten Musiker, voran der Kapellmeister Johann Josef Strobach aus Zwittе standen auf seiner Seite und die Traditionen der alten Prager Mozartgemeinde lassen sich in ununterbrochenem Zusammenhang in der deutschen Bevölkerung der Moldaustadt bis auf den heutigen Tag verfolgen. Unter den zahlreichen Deutschböhmen, die zur Mozartzeit in Wien ihr Brot als Musiker verdienten, ist nur Adalbert Gyrowetz aus Budweis (1763—1850) zu größerem Ruf gelangt. In Prag waren alle namhaften Musiker bis ins vierte Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts Mozartianer, auch der erste Direktor des Prager, 1811 gegründeten, für ganz Deutschland vorbildlichen Konservatoriums, Dionys Weber (1760—1842) aus Welchau, bei dem Richard Wagner den Mozart'schen Vortragsstil lernte. Für die weitere Entwickelung der Tonkunst bedeuteten die mit Zähigkeit an ihrem Meister festhaltenden Anhänger der Mozartpartei allerdings ein Hemmnis.

Dies sollte schon Carl Maria von Weber empfinden, als er in den Jahren 1815—17 das Prager Theater reorganisierte. Wie wichtig dieser Aufenthalt für ihn gewesen, wie er ihm die Stimmung zu vielen Scenen des „Freischütz" gab, wie er böhmische Volksmelodien darin benützte und wie die tschechischen Komponisten (Smetana ꝛc.) später just an ihn anknüpften, um zu einer selbständigen Nationaloper zu gelangen, kann hier nur angedeutet, nicht aber ausgeführt werden. Webers volkstümlichen Bahnen folgten — abgesehen von Heinrich Marschner, dessen Eltern Görkauer waren — zwei gebürtige Deutschböhmen, und zwar Franz Gläser aus Obergeorgenthal (1799—1811), dessen Oper „Des Adlers Horst" (1832) lang eine der beliebtesten Repertoirestücke aller deutschen Bühnen blieb, und Josef Maria Wolfram (1789—1839), Bürgermeister seiner Vaterstadt Teplitz, dessen Oper „Almansor" ihm beinahe die Nachfolgerschaft Webers in Dresden eingetragen hätte.

Auf dem Gebiete der Haus- und Konzertmusik hatte der

Genius Beethovens zu Prag einen harten Kampf gegen die einseitige Mozartschwärmerei zu bestehen. Unter jenen, die sich kräftig für ihn einsetzten, sei vor allem der blinde Klavierpädagoge Josef Proksch (geb. 1794 zu Reichenberg, † 1864), das Haupt einer namhaften Pianistenschule, genannt. In den dreißiger Jahren galt Prag als eine der fortschrittsfreudigsten Städte überhaupt und als erste Musikstadt des Reiches. Der Einfluß Mendelssohns bzw. der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte zu Leipzig wirkte herüber, während in Wien nach dem Tode Beethovens und Schuberts bloß Tanz-, italienische und Virtuosen-Musik herrschte. Mit Strauß und Lanner rivalisierte übrigens Josef Labitzki (1802—81) aus Schöneseld. Schumanns Zeitschrift hatte in Prag bezeichnenderweise von allem Anfang ihre meisten Abonnenten. Die bedeutendsten litterarischen Vertreter dieser Epoche waren Anton Schmidt aus Pihl bei Leipa, der Musikgelehrte Wilhelm Ambros, dem wir die große grundlegende Musikgeschichte verdanken, und Eduard Hanslick, der Begründer des Musikfeuilletons und Urheber der formalen Richtung in der Musikästhetik. Als schaffende Künstler seien Johann Friedrich Kittl (1809—68), dessen „Jagdsymphonie" Schumann schätzte, und der mit der Oper „Die Franzosen von Nizza" (Text von Richard Wagner) Erfolg hatte, dann Wenzel Heinrich Veit aus Repic (1806—64) genannt, die sich in ihrem Schaffen an Mendelssohn anlehnten. Hierher gehört auch der Liederkomponist („Von der Alpe tönt das Horn") Heinrich Proch aus Böhmisch-Leipa, dessen Gesangsvariationen noch immer der Zeit trotzen, und der Prager Johann Wenzel Kalliwoda (1800—66), von dessen Chorgesängen „Das deutsche Lied" noch immer nicht verklungen ist. Theodor Krüttner aus Einsiedl vermochte sich Richard Wagners Wertschätzung zu erwerben. Als vielgesungener Komponist im Liedertafelstil sei auch W. Tauwitz († 1894) angeführt, der durch ein mehr als dreißigjähriges Wirken in Prag heimisch geworden ist. Einer jüngeren Generation entstammt Johann Abert aus Kochowitz, der Komponist der einst beliebten Oper „Astorga". Er ging nach Stuttgart, wo auch der Komponist W. W. Steinhart aus Prag (1819—99) und der Sänger Josef Schütky aus Kratzau eine zweite Heimat fanden. Groß ist die Zahl der berühmten

ausübenden Tonkünstler aus Deutschböhmen; es genüge, hier die Pianisten Alexander und Raimund Dreyschok aus Zak, Ignaz Moscheles, Josef Dessauer, Sigmund Goldschmidt und Julius Schulhof aus Prag; den ausgezeichneten Geiger Ferdinand Laub aus Prag, die Sänger Franz Hauser aus Krasowitz, Josef Tichatschek aus Oberweckelsdorf und Franz Ander aus Liebititz; von pädagogischen Größen außer dem bereits erwähnten Prokisch noch den Gesangmeister Johann Alois Mikisch aus Obergeorgenthal, den Lehrer der Agnese Schebest und Schröder-Devrient und den großen Theoretiker Simon Sechter aus Friedberg, den Lehrer Bruckners anzuführen. Als Theoretiker, namhafter Organist, vor allem aber als Kirchenkomponist und energischer Vorkämpfer gegen die Bestrebungen des Cäcilienvereins auf Beseitigung der Instrumentalmusik aus der Kirche hat sich Joh. Ev. Habert aus Oberplan ein weitreichendes Ansehen erworben. Moscheles nimmt übrigens mit seinen Etuden und Charakterstücken in der Geschichte der Klaviermusik keinen geringen Platz ein. Als Komponist im kleinen Genre wird der Prager Ludwig Grünberger immer noch geschätzt.

In der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ist Böhmen, wo Richard Wagner seine erste Oper „Die Hochzeit", dann seinen „Tannhäuser" und „Lohengrin" schrieb und die „Meistersinger" entwarf, ein Hort der modernen Musikpflege. Berlioz, Liszt, anderwärts geradezu verfehmt, konnten in Prag schon 1847 zu Ehrenmitgliedern des Konservatoriums ernannt werden. Die drei Meister zählten in Prag von allem Anbeginn zahlreiche, treu ergebene Anhänger und kamen deshalb oft persönlich herbei, um nach den Aufführungen ihrer Werke rauschende Triumphe einzuheimsen. Ulm und Ambros, als Kritiker der „Bohemia" ebneten dem Verständnis der neuen Richtung mit Klugheit und Energie die Pfade.

Ueber den gegenwärtigen Stand des deutschen Musikwesens in Böhmen ist viel Erfreuliches zu berichten. Seinen Mittelpunkt hat es im Prager Landestheater, das nicht nur eine große zahlreiche Wagnergemeinde herangezogen hat, welche die Aufführungen der „Meistersinger", des „Rings der Nibelungen" und des „Tristan" stets mit Begeisterung als wahre Festtage begeht, daneben auch andern Meistern u. zw. deutschen (Mozart,

Gluck, Weber, Marschner, Lortzing, Goldmark ꝛc.), italienischen (Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi, Mascagni, Leoncavallo) und französischen (Boieldieu, Auber, Meyerbeer, Halevy, Gounod, Thomas) gerecht wird, seine größte Bedeutung aber der alle übrigen deutschen Bühnen überfliegenden Pflege neuer, ernst zu nehmender Erscheinungen verdankt. Zur Kennzeichnung seiner Leistungsfähigkeit seien hier die neuen Werke der beiden letzten Spielzeiten angeführt: 1898/99 Lazzari „Armor", Kienzl „Don Quixote", Goldmark „Die Kriegsgefangene", Hugo Wolf „Der Corregidor", Siegfried Wagner „Der Bärenhäuter", Procházka „Das Glück". 1899/1900: Gluck „Maikönigin", Pfitzner „Der arme Heinrich", Weingartner „Genesius", Bach „Lady Longford", Zichy „Meister Roland", Schjelderup „Norwegische Hochzeit", Urspruch „Das Unmöglichste von Allem", Saint-Saëns „Heinrich VIII."

Dem bewegten, auch für Auswärtige höchst beachtenswerten Theaterleben steht ein ebenbürtiges Konzertleben nicht zur Seite. Zwar vermittelt der Kammermusikverein in 8 Konzerten seinen Mitgliedern die Schätze der Kammermusik, zwar zeichnet sich der von Friedrich Heßler geleitete „Singverein" durch interessante Chor-Programme aus, aber schon an den „Philharmonischen" Konzerten (jährlich 4) ist das öffentliche Interesse nicht eben stark und gute Solisten-Konzerte finden nur im Dienste der Wohlthätigkeit (Schulvereins- und Juristen-Konzert) statt. Unter den Männerchor-Vereinen ist an erster Stelle die „Liedertafel der Deutschen Studenten" (Dirigent: Universitätslektor Hans Schneider) zu nennen. Das Konservatorium ist nur noch dem Namen nach utraquistisch, und das deutsche Element darin eigentlich nur mehr in der Person seines jahrelangen Direktors Anton Bennewitz, des hoch angesehenen Violinlehrers, vertreten. Das von deutschen Benediktinermönchen der Beuroner Kongregation bewohnte Emauskloster ist unter der musikalischen Führung P. Albanus Schachleitners eine der wenigen Pflegestätten des echten gregorianischen Chorales. Von den deutschen Komponisten Prags sei der auch als anmutiger Musikschriftsteller bekannte, dem kleineren Genre zugethane Rudolf Freiherr Procházka, dann der phantasievolle, im Vollbesitze der modernen Orchestertechnik arbeitende Josef Stransky namhaft gemacht. Jakob Holfeld ist als Klavierlehrer bedeutend;

außerdem wirken hier die Musikschriftsteller Heinrich Rietsch (aus Falkenau), Heinrich Schuster (aus Tabor), Richard Batka (aus Prag) und Christian von Ehrenfels.

Das Musikleben in den Landstädten bestand und besteht zumeist noch in den Veranstaltungen der zahlreichen Gesangvereine. Als Specialität erfreut sich das Lobositzer Doppelquartett eines über die Landesgrenzen hinaus reichenden Rufes, und Warnsdorf hat durch große Choraufführungen zu öfteren Malen von sich reden gemacht. Um die Traditionen des sehr individuell gefärbten Egerländer Volksliedes zu bewahren, hat sich in Eger ein eigener Verein gegründet, und Pilsen ist der Wohnort des beliebten Chorkomponisten C. Burgstaller. Das sangesfrohe Erzgebirge stellt auch die Mehrzahl der (besonders im Orient) als „böhmische Musikanten" reisenden Gesellschaften; Petschau besitzt eine sehr gute Musikschule, aus welcher alljährlich viele gute Orchestermusiker hervorgehen, und Graslitz bildet den Mittelpunkt der ausgebreiteten nordwestböhmischen Geigenindustrie. In Brüx wirkt der tüchtige Liederkomponist Ferdinand Rimon, in Leipa der Komponist Franz Mohaupt, ein frisches, melodiöses Talent (Klavierquintett, Orchestersuite). Reichenberg, Teplitz, Karlsbad haben gute Stadttheater. Nachdem Reichenberg mit seinem „Reimer-Streichquartett" und insbesondere durch den „Wagnerverein" den Zusammenhang mit dem allgemeinen deutschen Musikleben hergestellt hatte, fing um 1896 durch das Betreiben des idealgesinnten Hermann Teibler, der auch eine fortschrittliche Zeitschrift (Neue Musikalische Rundschau) mit Beiträgen der hervorragendsten Musiker herausgab, in Aussig eine Bewegung zu Gunsten vornehmer Konzerte unter Mitwirkung namhafter Virtuosen an. Man pflegte das Lied, das Solospiel, die Kammermusik. Dagegen warf man sich im benachbarten Teplitz auf das Gebiet des Symphonischen, brachte die Stadtkapelle unter dem trefflichen Dirigenten Franz Zeischka auf eine künstlerische Stufe, um ein Konzertleben großstädtischer Art zu entfalten, das in diesem Jahre durch die Aufführung von Beethovens „Neunter" gekrönt ward.

Zum Schlusse seien einige der markantesten deutschböhmischen Ton-Künstler genannt, die ihre Heimat verlassen haben. Da lebt in Wien kein Geringerer als Gustav Mahler aus Kalischt

als Leiter der Hofoper, glänzender Dirigent und einer der bedeutendsten modernen Symphoniker; Anton Rückauf aus Prag, der beliebte Liederkomponist; Camillo Horn aus Reichenberg, durch Chor und Klavierwerke wohlberufen; Josef Labor aus Horowitz, der Organist; Alfred Grünfeld aus Prag, der Klaviervirtuose; Gustav Walter aus Bilin, der bekannte Schubertsänger; die Musikschriftsteller E. Hanslick, Franz Marschner, R. v. Kralik, Max Graf, A. A. Naaff, der Herausgeber der „Lyra", Albert Kauders u. A.

In Graz, wo der Pädagoge Wilhelm Mayer (W. A. Rémy), ein Prager, der Lehrer von Busoni, Kienzl, Reznicek, Heuberger und Weingartner, kürzlich gestorben ist, lebt noch der Musikschriftsteller E. von Savenau. In Pest David Popper aus Prag, der „Cellokönig"; in München der Komponist Victor Gluth aus Pilsen, der Meister der Gesangsballade Eugen Gura aus Pressern, der Dirigent Hugo Röhr aus Leitmeritz und der bekannte Berlioz-Liszt- und Wagnerpionier Heinrich Porges aus Prag; in Stuttgart der Komponist J. J. Abert aus Kochowitz, der Musikschriftsteller E. Swoboda aus Prag und der Hofkapellmeister Karl Pohlig aus Teplitz; in Würzburg der Pädagoge Karl Kliebert aus Prag; in Wiesbaden Edmund Uhl; in Bremen der Dirigent Karl Panzner aus Teplitz; in Hamburg Ferdinand Pfohl, Komponist und Musikschriftsteller aus Falkenau; in Weimar der Hofkapellmeister Krzyzanowsky aus Wildstein; in Berlin die Geiger Karl Halir aus Hohenelbe und J. Witek aus Saaz, der Cellist Heinrich Grünfeld; in Dresden der Operettenkomponist Rudolf Dellinger aus Graslitz („Don Cesar"); in Leipzig der Geiger Hans Sitt, der von Richard Strauß in die Musikwelt eingeführte Gustav Brecher u. A.

Dieser kurze Ueberblick wird genügen, um darzuthun, welch reichen Anteil die Deutschen in Böhmen nicht nur an der musikalischen Entwickelung des Landes genommen, sondern auch welch ehrenvollen Platz sie in der deutschen Musikgeschichte überhaupt innehaben.

Deutsche Bühnenkunst in Böhmen.

Von

Heinrich Teweles.

Es giebt kaum ein Land, in welchem soviel Theater gespielt wurde und gespielt wird, wie in Böhmen. Eine merkwürdige Schaulust beherrscht die Bewohner dieses Landes, eine Lust, die vielleicht aus dem Boden heraufzieht, vielleicht aus den mit Sagengestalten dicht bevölkerten dunkeln Waldesgipfeln und Schluchten des Riesengebirges, des Erzgebirges und des Böhmerwaldes, die dieses Land umschließen, eine Lust, die gleicherweise Deutsche wie Tschechen erfüllt. Wohl aus dieser Natur läßt es sich erklären, daß das Theater beiden Völkern dieses Landes eine wahre Herzenssache ist. Es ruht auf einem durch uralte Kulturarbeit geebneten Grunde, und weil es eine Herzenssache der beiden Völker ist, so ist es auch eines der meistumstrittenen Kampfobjekte und eines der hervorragendsten Kampfesmittel geworden.

Wenn das deutsche Theater in Prag noch heute dem Berufe der Schaubühne entspricht, welchen Schiller als einen moralischen bezeichnet, dem sie aber im allgemeinen einerseits durch das unverhohlen wachsende Bedürfnis der Menschen nach sinnlicher Unterhaltung, andrerseits aber durch die modernen Anschauungen über den Selbstzweck der Kunst einigermaßen entfremdet worden ist, so dankt dies das Theater in erster Reihe dem eifersüchtig wachenden Auge des deutschen Volkes, seinen politischen und künstlerisch-litterarischen Vertretern und Führern, welche sich bewußt sind, daß das deutsche Theater in Prag als eine der edelsten Erziehungsstätten des deutschen Volkes erhalten werden muß. Und es erscheint als keine bloße Unwillkürlichkeit, daß man das deutsche Landestheater, als es vor mehr als hundert Jahren von einem kunstsinnigen Grafen erbaut wurde, dem Carolinum gegenüber errichtete, jenem altehrwürdigen

Bau der ersten deutschen Universität, welche wie eine stete Mahnerin, wie eine durch die mannigfachsten persönlichen Wechsel-Beziehungen erworbene Freundin, wie eine untrennbare und schließlich gleichen Zielen zustrebende Begleiterin der Kunstanstalt erscheint.

Und nicht bloß in diesen Bauten ist die Verbindung von Theater und Universität in Prag zu finden. Von altersher datiert sie, und man kann wohl sagen, daß die ersten Studenten in Prag auch die ersten Schauspieler gewesen sind. Ja, als nach einer durch die grausamen Hussitenkriege hervorgerufenen Pause wieder Theater gespielt wurde, da schlug man im Carolinum selbst die Bühne auf, und in jenem andern gewaltigen Bau, der gegenwärtig als Clementinum die Universitätsbibliothek, die Sternwarte, die Lehrsäle der philosophischen Fakultät und das archäologische Institut der deutschen Universität, drei Kirchen, das theologische Alumnat, eine Druckerei u. s. w. einschließt, veranstalteten im 16. Jahrhundert die Jesuiten Theater-Vorstellungen. Mysterien machten den Anfang und erweiterten sich zu biblischen Schauspielen, wie dies ja überall als der Beginn des Theaters angesehen werden kann.

Aber wo wurde in Prag nicht überall Theater gespielt? Altstadt und Kleinseite, die beiden Centren des alten Prag, der Bürgerstand und der Adel wetteiferten miteinander in der Veranstaltung von Schauspielen. Nicht bloß im Carolinum und im Clementinum, auch in der Hradschiner Burg und im Schloßgarten, in vielen Schulen und auf offenem Platze wurde Theater gespielt. Das „alte Gericht" und das Gasthaus „bei den Kronen" (nicht weit von dem ersteren), der Convictsaal, der „goldene Stern", die „eiserne Thür", das Bad auf der Kleinseite, das Mannhardtsche Haus in der Zeltnergasse, das Thunsche Palais auf dem Fünfkirchenplatz, dasselbe Haus, welches heute für die Landtagssitzungen hergerichtet ist, das Kotzentheater, die Sommerbuden auf dem Obstmarkt und dem Roßmarkt, das Hibernerkloster und so weiter dienten für öffentliche Vorstellungen; aber es fehlte auch nicht an Privattheatern, in denen adelige oder bürgerliche Dilettanten ihr kunstfreudiges Wesen trieben. Man darf sogar eine eigene Stätte des Dilettantismus erwähnen, welche vor mehr als sechzig Jahren im ehemaligen

Niklaskloster als „Niklastheater" gegründet wurde, ein merkwürdiges Theaterlein, aus dem nachher manche Talente für die deutsche Bühne emporstrebten und dessen Erbe heute noch von einem eigenen Verein verwaltet wird.

Als sich die berufsmäßige Ausübung der Schauspiele entwickelte, erschien natürlich auch Prag — ein Platz, in welchem ein König und Kaiser, ein großer und reicher Adel residierte, eine wohlhabende Bürgerschaft wohnte, von der man ja allenthalben wußte, wie schaufreudig sie sei, — den Komödiantentruppen als verheißungsvoller Halt für ihre Wanderungen. Rudolf II. engagierte schon eine große Kapelle; italienische und hochteutsche Wandertruppen verbanden sich miteinander, die englischen Komödianten schlugen ihre Bühne auf. 1650 fand sich die erste deutsche Truppe von Johannes Schilling ein; freilich der Begriff der Kunst war damals noch nicht oder nicht mehr mit den Darbietungen verbunden, welchen heute Tempel gebaut werden. Unter Komödianten verstand man alle Schauspieler jeder Art, solche, die schwere und ergötzliche Stücke tradierten; aber auch Bärenführer, Seiltänzer, Luftspringer, Clown und Pickelhäring beherrschten die Schaubühne neben den wundersamben und seltsamben Tragödien von den großen und grausamben Herrschern des Altertums. Heute hat sich ja all das specialisiert und neben dem deutschen Theater und seinen Dependenzen, dem neuen deutschen Theater, dem deutschen Volkstheater in den Weinbergen, den Dilettanten im Deutschen Haus, neben dem tschechischen Nationaltheater und den vielen Vorstadtbühnen besteht heute eine größere Anzahl von Specialitätentheatern, insbesondere das von dem deutschen Architekten Ehlen erbaute und in neuester Zeit von dem deutschen Professor Friedrich Ohmann künstlerisch umgestaltete Théatre Variété, in welchem Specialitäten-Vorstellungen unter möglichster Wahrung der Gleichsprachigkeit für Hände und Füße, für Pudel und Katzen stattfinden. Freilich fließen die Grenzen der Specialitäten auch zusammen. Die Entwicklung des Theaters scheint wieder der Specialität zustreben zu wollen. Schaustellungen, wie wir sie namentlich durch den Einfluß der englischen Springsingvorstellungen im Theater erleben müssen, in denen dem Darsteller alle möglichen akrobatischen Kunststücke zugemutet werden, und zugleich

dem Auge durch exotische Farbeneffekte Zwang angethan wird, sind nur geeignet, das Theater seinem Berufe zu entfremden und es in eine Konkurrenz eben mit jenen Specialitätenbühnen zu drängen, in welcher es notwendigerweise schließlich unterliegen muß, wenn es sich nicht rechtzeitig auf sich selbst besinnt. Dazu gehört freilich auch das Publikum, und dem gesund bewährten Sinne des Publikums in künstlerischer wie in nationaler Beziehung darf man wohl schließlich vertrauen.

Zu Beginn des Theaterwesens in Prag war es das natürliche Bestreben aller Truppen, mangels der allgemeinen Gesetze Specialgesetze oder Privilegien zu erlangen, und im Jahre 1713 erhielt eine Bande hochdeutscher Komödianten das erste ausdrückliche Privilegium. Noch bis zum heutigen Tage haben sich für die Landestheater Privilegien erhalten, so z. B. das Recht von den Einnahmen fremder außerhalb der beiden Landestheater gastierender Künstler, Virtuosen und Spezialisten jeder Art Prozente einzuheben. Neben dem Schauspiele ging die Entwicklung des Operntheaters ziemlich selbständig vor sich. Der kunstfreundliche Graf Franz Anton Spork, ein Name, der auch heute noch mit der Musik verbunden ist, förderte die Opernvorstellungen, die von 1724 unter Dentio begannen; italienische Opern, Stagioni, wurden einfach permanent.

Ein glücklicher und gewiß nicht auf einem Zufall beruhender Umstand war es, daß Christoph Ritter Gluck seine musikalische Ausbildung Böhmen zu verdanken hat. Er war zwar in der Oberpfalz geboren, aber auf einer Herrschaft des Fürsten Lobkowitz, und in Komotau und in Prag erhielt er seine geistige und künstlerische Ausbildung. Locatelli, einer der namhaftesten Pächter des Prager Theaters, zugleich einer der ersten Pächter des neuen Kotzentheaters, welches von der Prager Altstadt erbaut worden, war ein Verehrer und Förderer der Gluckschen Muse, deren reformatorisches Wesen er erkannte und würdigte. Es hat Prag überhaupt niemals an hervorragenden Theaterdirektoren gefehlt. Die Gründe hierfür haben wir ja bereits dargelegt. Prag war eine der ältesten Stätten der mitteleuropäischen Kultur, es besaß einen reichen, mächtigen und zahlreichen Adel, eine wohlhabende und theaterliebende Bürgerschaft. So kann man lauter Namen nennen, die der deutschen Theater-

und Litteraturgeschichte überhaupt angehören; ob man nun den Hanswurst Bernardon anführt oder den Opernunternehmer Bustelli oder Brunian, den Schauspielreformator, der ein abenteuerliches Leben hinter sich hatte, oder Bergopzoom, der auch wieder als Schauspielreformator erstand oder Carl Wahr und wie die andern Schauspielreformatoren alle heißen. Eins ist allen eigentümlich, sie jammern alle über schlechte Zeiten. Die einen kommen eben mit großen Erwartungen und noch größeren Schulden; Prag hat das Defizit von Graz oder einer anderen Stadt zu decken. Die andern geraten in dem Bestreben, vortreffliche Kräfte zu gewinnen und die heftige Konkurrenz, welche sich die Unternehmungen der Altstadt und Kleinseite machen, zu besiegen, in ein Mißverhältnis zwischen den nötigen Ausgaben und den möglichen Einnahmen. Oft findet sich dann ein Kavalier, der das Defizit übernimmt; aber auf solch schwankender Basis ist es doppelt schwer, fest und für die Dauer zu bauen.

Da war es denn ein besonders rühmliches Unternehmen, als der Graf Franz Anton Nostitz, kgl. böhmischer Oberstlehensrichter, jenes Theater erbaute, welches am 21. April 1783 mit „Emilia Galotti" eröffnet wurde. Lessings Bild prangte auch über dem Portal der Gardine. Der Atem der josephinischen Zeit erfüllte das Theater. Es spricht aus dem Aufruf, welchen der edle Graf erließ und der überdies so charakteristisch für das nationale Bewußtsein der damaligen Zeit ist, daß wenigstens ein Teil dieses denkwürdigen Dokuments hier Platz finden muß. Nachdem Graf Nostitz zunächst konstatiert, daß von den gegenwärtig in Prag offen stehenden drei Theatern (das von Bondini besetzte Theater im gräflich Thunschen Palais auf dem Fünfkirchenplatz der Kleinseite, das Kotzentheater, eine Sommerbude auf dem Karolinplatze, d. i. dem Obstmarkt), die zwei letzten auf seine Kosten spielen, und er einen Ueberblick über die schlechten Verhältnisse dieser Theater, sowie über die gute Lage seiner Vermögensumstände gegeben, welche ihn von dem Verdachte der Gewinnsucht lossprechen, erklärt er:

„Werde ich in dieser, in ihrer Art der ersten, ohne alle dermalen in Schwung gehende Subskription, aus Vaterlandsliebe gewagten Unternehmung unterstützet, so wird in kurzem die zur Zeit in Deutschland ganz vergessene Prager

Schaubühne ein ganz anderes Ansehen gewinnen und gewiß den berühmtesten Bühnen zugezählet werden. . . . Meinen vorgenommenen Plan will ich mit wenig Worten dem Publikum vor Augen legen. Wie hoch ist das Wienerische Nationaltheater unter dem Schutze Sr. k. k. Apost. Maj. emporgestiegen? Diesem erhabenen Beispiele haben alle deutschen Erbländer nachgeeifert; sollten wir Böhmen allein eine Ausnahme machen und weniger deutsches Blut in unsern Adern fühlen? Diesen Vorwurf zu vermeiden, wird das Nationalspektakel in unserer Muttersprache mein Hauptaugenmerk sein. Hat dieses seinen guten Fortgang, so nehme ich keine Art von erlaubten Schauspielen, keine Sprache aus, wo ich dem Adel und dem Publikum auf sein Verlangen nicht mit vielen Freuden Genüge leisten will, nachdem ich aber allem Gewinn entsagt und von meinem ausgelegten Kapital nur die landesübliche 4 pCt. ziehen will, als kann man mir nicht zumuten, ohne ausgewiesene Fonds auf Verlust und Geradewohl Ausländer zu verschreiben."

Josef II. selbst war allerdings, als er es anläßlich der Manöver in Böhmen besuchte, nicht sonderlich zufrieden, verbrachte vielmehr fast jeden Abend seines Prager Aufenthaltes im Bondinischen Opernhaus auf der Kleinseite, wo nicht nur die Oper unter Leitung Bondinis selbst, sondern auch das Schauspiel unter dem von ihm bestellten Regisseur Reinecke wahre Triumphe feierten. Man glaubt ein Lob von heutzutage zu vernehmen, wenn man liest, was der Prager Korrespondent der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung von dem Bondinischen Trauerspiel und Lustspiel sagt: „Natur ist die Losung von beiden und Konversationston das Charakteristische der Gesellschaft." An Bondini möge sich Graf Nostitz ein Beispiel nehmen. Auch die Bude auf dem Roßmarkt, in welcher bereits tschechische Vorstellungen für das niedere Volk gegeben wurden, von einheimischen Schauspielern, die sich freilich wegen der geringen Zahl des Publikums auch auf deutsche Vorstellungen einrichten mußten, besuchte Kaiser Josef, und der heute als Germanisator verschriene Kaiser spendete dem Unternehmen nicht nur sein Lob, sondern auch eine stattliche Anzahl von Dukaten. Lange Zeit,

bis weit über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus blieb das tschechische Theater ein Unternehmen, welches man in erster Reihe als Kuriosität bezeichnen muß; ohne originale dramatische Litteratur, ohne ein gebildetes, kunstliebendes Publikum, fristete es ein kümmerliches Dasein in den verschiedenen Theatergebäuden, zuletzt auch im ständischen Nostitzschen, gegenwärtig kgl. deutschen Landestheater, bis durch die Gelegenheit, welche die Verfassung bot, das Tschechentum zu ungeahnter Ausbreitung zu bringen, auch das Theater als eine Sache der tschechischen Nation aufgenommen und in dem gegenwärtigen Nationaltheater zu einer achtbaren Höhe gebracht wurde.

Das Nostitzsche Theater war ein schlechtes Geschäft. Im ersten Jahre schon setzte Graf Nostitz nicht weniger als 10000 Gulden zu. Aber die Bemühungen, gute Darbietungen und ein gewähltes Repertoir in Oper und Schauspiel zu schaffen, wurden eifrigst fortgesetzt. Einen Lichtpunkt von ungewöhnlichem, das deutsche Theater in Prag noch heute bestrahlenden Glanz bildete Mozarts Erscheinung. 1782 wurde seine „Entführung aus dem Serail" aufgeführt, 1786 die „Hochzeit des Figaro", das Jahr darauf der für Prag bestellte „Don Juan". Vom Landestheater führt eine Straße direkt zu dem Hause, das heute durch eine Marmortafel bekundet, daß Mozart da gewohnt und die letzte Hand an seinen „Don Juan" gelegt hat. Westlich von Prag im Garten der „Bertramka" erhebt sich ein schlichtes Denkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des jungen Meisters in Prag, und die Zimmer in jenem gastfreien Landhause bilden noch heute ein Mozartmuseum. Der Enthusiasmus, mit dem die neue Harmonie Mozarts, die originellen, bisher nie gehörten Sätze der Blasinstrumente, seine Konzerte, seine Phantasien aufgenommen wurden, war außerordentlich und gab ein ehrenvolles Zeugnis für den Kunstsinn der Prager, die ja von altersher die Musik gepflegt und zwischen den Gipfeln Gluck und Mozart noch manche andere anmutige, wenn auch bescheidene Höhe aufzuweisen haben.

Indessen vermochten die schönen Tage des Mozart-Aufenthaltes nicht das Theater zu sanieren, und Nostitz mußte daran denken, sich von der ungeheuren Last zu befreien, die ihm sein Kunstsinn aufgebürdet hatte. Schon 1790 wollte er sein Theater verkaufen, aber vergeblich. Erst im Jahre 1798 wurde das

Theater von den böhmischen Ständen gekauft, und zwar für den Preis von 80 000 Gulden, welcher von den Grafen Christian Clam-Gallas, Johann Swerts-Spork, Franz Josef Wrtby, Rudolf Morzin, Philipp Kinsky, Gräfin Philipp Schlick, geb. Nostitz, derart entrichtet wurde, daß jeder von ihnen 10 000 Gulden zahlte, daß ferner dem Verkäufer Friedrich Grafen Nostitz, dem Sohne des Erbauers, ein Betrag von 10 000 Gulden für Ablösung des Grundzinses und ein gleicher Betrag eben als Beitrag zum Kaufschilling in Anrechnung gebracht wurde. Diese sieben Adeligen wurden durch die Einzahlung, welche sie geleistet, Besitzer von je einer Erbloge und ihre Rechtsnachfolger erfreuen sich noch heute dieses wohlfeilen Kaufes, durch welchen sie auch das Recht erworben haben, in allen das Schicksal des deutschen Theaters betreffenden wichtigen Fragen ihre Stimme abzugeben.

Es ist kein Zweifel, daß diese Einrichtung, die damals den Fortbestand des Theaters ermöglichte, heute nach vielen Richtungen hin als eine Last empfunden wird. Zunächst dadurch, daß nicht alle Logenbesitzer von dem Geiste durchdrungen sind, der den Grafen Friedrich Anton Nostitz zur Erbauung desselben veranlaßte. Nicht allen ist daran gelegen, in diesem Theater ein deutsches Nationaltheater zu erblicken, denn aus den ehemals feudalen Herren sind mitunter tschechisch-nationale Eiferer geworden, während auf Seite der deutschen Großgrundbesitzer die Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volk ziemlich langsam erkannt wurde und die energische Betonung derselben erst spät erfolgte. In einer Sitzung des böhmischen Landesausschusses, die über das deutsche Theater zu entscheiden hat und der die Inhaber der Erblogen zugezogen sind, haben daher die Tschechen die Majorität, die sie allerdings bisher in Bezug auf das Theater loyal handhaben. Freilich ist die Subvention, welche das tschechische Nationaltheater vom Lande bezieht, im ganzen um mehr als 100 000 Kronen höher als die des deutschen Landestheaters, und das letztere erhält nichts zugebilligt, was dem tschechischen Theater nicht in weit höherem Maße ersetzt würde. Die Einrichtung der Erblogen hat aber weiter den Nachteil, daß sieben Logen dem Verkehr entzogen sind, somit der Zuschauerraum verengert und die Möglichkeit der Einnahme verringert

wird. Sieben der reichsten Adelsfamilien besuchen seit einem Jahrhundert täglich das Theater, ohne daß der Direktor hierfür das geringste Entgelt erhielte. Gewiß ein Zustand, welchem etwa durch Ablösung dieser Rechte seitens des Landes ein Ende gemacht werden müßte.

Noch in einem andern Punkte ist das deutsche Landestheater gegenüber anderen Bühnen im Nachteil, nämlich im Punkte der Censur. Vor hundert und mehr Jahren galt der Grundsatz, dessen Anerkennung heute in ganz Deutschland vergeblich angestrebt wird, als selbstverständlich: daß die theatralische Censur von einem Fachmann, und zwar von einer Autorität geübt werden müsse, während heute die Thätigkeit des Censors als ein Teil der Polizeithätigkeit des Staates angesehen und von Beamten geübt wird, die bei aller vortrefflichen juristischen und verwaltungsrechtlichen Vorbildung weder verhalten werden, noch in der Lage sind, jenen Grad litterarischer Kenntnisse und jenen Einblick in die geistigen Strömungen, welche die dichterische Produktion eines Volkes durchdringen, nachzuweisen, der nötig wäre, um ihrem Urteil außer der Macht der Vollstreckung die größere Macht der zwingenden Beweisführung zu verleihen. Vor hundert und mehr Jahren waren ein Sonnenfels in Wien und ein Seibt in Prag zur Ausübung der Censur bestellt. Seibt war ein Moralphilosoph von freien Anschauungen, ein Aesthetiker von Geschmack, er kannte und liebte die deutsche Muttersprache, für deren Pflege und Reinheit er unermüdlich eintrat. Er war von der Aufgabe der Schaubühne als einer moralischen und ästhetischen Anstalt überzeugt. Er betrachtete sich als Hüter und Wächter über den guten Geschmack, sein Rotstift kämpfte, wie Oskar Teuber in seiner ausgezeichneten, stoffreichen und fließend geschriebenen Geschichte des Pragers Theaters sagt, der wir in diesen Blättern auf Schritt und Tritt folgen müssen, nur gegen die Verrohung der Sprache, gegen die Verderbtheit des Geschmacks, gegen die Zügellosigkeit der Bühne; er widmete seine Muße dem eingehendsten Studium Shakespeares, glossierte und kommentierte dessen Werke, und mit Begeisterung nahm er an dem Reformwerke teil, welches dem regelmäßigen und gesitteten Repertoir, der edleren Sprache den Sieg über die rohe, extemporierte Posse verschaffen sollte. Ihm stand der

Aktuarius der Prager Büchercensur Franz Fischer zur Seite, der auch für die Prager Bühne Shakespeares Timon von Athen, den Kaufmann von Venedig, Richard II., Macbeth u. s. w. bearbeitete und den schließlich sogar seine Begeisterung für das Theaterwesen im Jahre 1788 in die Wahrsche Theatergesellschaft im Nostitzschen Theater führte. — Diese Censur freilich erfuhr eine gewaltige Veränderung, als die Ideen der französischen Revolution auch nach Oesterreich herüberdrangen. Da galt es denn mit allen Mitteln und Mittelchen dem Geist zu wehren, und wenn auch der Censor zuweilen sich als Aesthetiker gebärdete und die eine Komödie als ein „zu dummes Hanswurststück", die andere Tragödie „wegen des allzustarken Blutvergießens" von der Bühne ausschloß, so obwalteten doch schon jene Rücksichten, die wir heute reaktionäre nennen, wenn Dramen, wie die Räuber, Don Carlos, Kabale und Liebe, Maria Stuart, Emilia Galotti, Julius von Tarent, ja sogar die meisten Kotzebueschen Stücke als gefährlich entweder ganz verboten wurden, oder nur mit den sinnzerstörendsten Auslassungen oder die Absicht des Dichters verändernden Zusätzen die Genehmigung zur Aufführung erhielten.

Noch heute waltet der Polizeicensor seines Amtes. Hin und wieder kommt es vor, daß ein jüngerer Beamte den Schimmel der alten Polizeiverordnung reitet und dem Theaterdirektor Vorschriften oder Warnungen erteilt, wie z. B. daß die Aufführung von Macbeth nur „gegen dem" gestattet sei, daß die auftretenden Soldaten nicht in österreichischer Uniform erscheinen. Noch immer darf sich Du Chatel in der „Jungfrau von Orleans" nicht als Erzbischof geben, der Wienerische volkstümliche Ausdruck „dumme Urschl" muß in „dumme Gretl" verwandelt werden, ohne daß man erfährt, was sich der Censor Anstößiges bei der „dummen Urschl" gedacht hat; jede politische Anspielung ist streng untersagt, und nur harmlose Lokalereignisse, wie das Umstehen eines Tramwaypferdes oder die Anbringung neuer Kandelaber dürfen in den Bereich der Improvisation gezogen werden.

Doch muß anerkannt werden, daß die höheren Polizeibeamten ihr Amt durchaus nicht vexatorisch ausüben und gern zu Kompromissen neigen. Ibsens „Gespenster" und Halbes

„Jugend" sind von der Polizei in Prag ohne Schwierigkeit freigegeben worden, freilich nur für das deutsche Volkstheater, eine Sommerbühne, und für das Dilettantentheater, nicht aber für das deutsche Landestheater, denn dieses steht unter einer doppelten Censur. Die Polizei waltet erst dann ihres Amtes, wenn ihr ein von der Intendanz genehmigtes Buch vorliegt. Der Intendant aber, jener in den Landesausschuß gewählte Landtagsabgeordnete, welchem die Angelegenheiten des deutschen Theaters und die oberste Aufsicht über die Einhaltung des Pachtvertrages überwiesen sind, gehört nicht immer den Reihen der freisinnigen Deutschen an. Es ist einmal auch ein feudaler Kavalier, und selbst der freisinnige Abgeordnete glaubt zuweilen im Interesse anderer Forderungen, deren Erfüllung ihm wichtiger dünkt, Zugeständnisse in der Censur an Abgeordnete machen zu müssen, die Anzengruber oder Ibsen als den Antichrist ansehen. Am ängstlichsten natürlich ist man, das Nationalgefühl der Tschechen nicht zu verletzen. Grillparzers Meisterwerk „König Ottokars Glück und Ende" darf in Prag nicht gegeben werden, obzwar die ganze tschechische Dramatik keinem ihrer Helden eine solche tragische Größe zu geben vermochte, wie Grillparzer dem Böhmenkönig Ottokar. Aber in diesem Stück siegt Rudolf von Habsburg, und die Verherrlichung der Habsburger könnte gewisse tschechische Gemüter verletzen; daher darf ein Stück, das im Wiener Burgtheater heimisch ist, auf der deutschen Bühne in Prag nicht erscheinen.

Man sieht, wie mancherlei Schranken noch heute die Entwicklung des deutschen Theaters hemmen, welches bis zum Anbruch der konstitutionellen Aera ein wahrhaft deutsches Nationaltheater gewesen ist. Als Iffland im Jahre 1801 in Prag auftrat, da erklärte er auf offener Bühne, es sei ihm besonders ehrenvoll, „den Beifall eines Publikums einzuernten, dessen Volk in stürmischen Zeiten aus eigener Kraft bewiesen hat, daß es ein deutsches Volk sei," und nicht lange darauf wurden die tschechischen Abendvorstellungen, welche zuweilen im Landestheater gegeben wurden, ebenso wie die italienische Oper, sistiert, und zwar mit folgender Begründung: „Der Zweck der Stände bei Uebernahme des Theaters sei hauptsächlich die Errichtung einer guten *deutschen* Bühne gewesen und deshalb könne es

nicht der Willkür des Pächters überlassen bleiben, böhmische oder deutsche Vorstellungen nach seinem Belieben zu geben, da die Abonnenten des Theaters aus der gebildeten Klasse des Publikums beständen, welche bei dem Mangel guter böhmischer Schauspiele wenig Genuß darin finden würden, denselben öfter beizuwohnen." Diese Verfügung erfolgte unter der Direktion Karl Liebichs, der zuerst als Oberregisseur unter dem Direktor Guardasoni, dann als Direktor von 1806 bis 1816 ein fruchtbares, erfolgreiches und künstlerisches Wirken entfaltete; als Schauspieler stellte ihn Ludwig Tieck über Iffland; Varnhagen von Ense und die Rahel, Gentz und Metternich, Ludwig Robert und Clemens Brentano, sie alle schätzten ihn nach seiner hohen Bedeutung. Er ließ es sich angelegen sein, die klassischen Werke Schillers und Goethes in guten Aufführungen auf die Bühne zu bringen, er entdeckte Ludwig Loewe und brachte heimische Komponisten auf die Bühne. Freilich war das Publikum noch stark im Bann der italienischen Sänger, deren Thätigkeit unter Liebich ein Ende gemacht wurde. Erst Karl Maria v. Weber war es beschieden, in den wenigen Jahren, in denen er hier wirkte, die Oper auf eine Höhe zu heben, welche seinem Genie entsprach. Bei aller Anerkennung aber, die er als Dirigent wie als Komponist erfuhr, machte er doch zuweilen unangenehme Erfahrungen, so als er im Jahre 1814 Beethovens „Fidelio" aufführte und dieses Werk keinen Beifall fand. Unmutig sagte er von den Pragern: „ich habe „Fidelio" gegeben, der trefflich ging, es sind wahrhaft große Sachen in der Musik, aber — sie verstehen es nicht, man möchte des Teufels werden; Kasperle, das ist das Wahre für sie." Weber hat den Pragern in dieser Beziehung Unrecht gethan, denn dieses Publikum war nicht schlechter als ein anderes; aber „Fidelio" gehört zu jenen Werken, die einem erst langsam in der Seele aufgehen. Sprach doch Mozart von seinem „Don Juan" den Wunsch aus, sein Werk möge nicht allen gefallen, denn er wüßte den geringen Wert eines Augenblickserfolges sehr wohl gegen den nachhaltigen und Richtung gebenden Beifall der Kenner abzuschätzen.

Als Liebich vorzeitig starb, trat seine Frau Johanna Liebich sein Erbe an, d. h. sie übernahm seine Schulden. Kaum einen Direktor giebt es auch im XIX. Jahrhundert, der in Prag nicht

mit einer Unterbilanz gearbeitet hätte. Jeden Augenblick gab es zu retten, jeden Augenblick wandte sich der oder jener Direktor an die Stände um Hilfe. Zu einer eigentlichen Katastrophe kam es jedoch erst unter Eduard Kreibig.

Die Geschichte der Prager deutschen Bühne ist die Geschichte des deutschen Theaters überhaupt. Hier wie in jeder andern großen Stadt werden Sterne entdeckt, wirken bedeutende Schauspieler und kommen Musiker und Dichter zum erstenmal zu Gehör. Nennen wir die Nachfolger des Liebichschen Regiments Franz v. Holbein, Johann August Stöger, Johann Hofmann, Franz Thomé, Rudolf Wirsing, so sind die Namen von Direktoren genannt, die auch anderwärts mit redlichem Bestreben und mitunter mit großen Erfolgen der Kunst gedient haben. Hier wurden Ludwig Löwe und Karl Seydelmann, Henriette Sonntag, Jenny Lutzer, Pauline Lucca entdeckt, hier traten Minona Blumauer und Fanny Janauschek zum erstenmal auf, Heinrich Moriz, Nina Herbst, Therese Peche, Marie Bayer-Bürk, Wilhelm Jahn, Richard Genée, Heinrich Oberländer und Emil Claar haben hier gewirkt.

Von großer Bedeutung für das Prager Theater ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Theaterkritik gewesen. Sie hat von jeher die höchsten Anforderungen gestellt und dadurch auf Theater und Publikum gleicherweise einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Da die eigentümlichen Verhältnisse in Prag es mit sich bringen, daß das öffentliche Leben der Deutschen wie kaum in einer zweiten Stadt auf das Theater konzentriert ist, so ist natürlich auch die Theaterkritik ein Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit. Geistreiche und gelehrte Männer, strenge und milde Herren, haben hier das kritische Amt versehen. Im Anfang des Jahrhunderts war Professor Anton Müller, der für die „Bohemia" schrieb, der angesehenste. W. A. Gerle, ein überaus fruchtbarer Lustspieldichter, sowie die Dramatiker Wilhelm Marsano und Uffo Horn, waren teils für Prag, teils als Korrespondenten auswärtiger Blätter kritisch thätig. In der Musikkritik sind Namen wie Bernhard Gutt, A. W. Ambros, Karl Tobisch, Richard Batka, Dr. v. Belsky zu nennen. Unter den Schauspielreferenten der letzten Jahrzehnte ragen der tiefgründige und gelehrte Seligmann Heller und der geistreiche und stil-

glänzende Alfred Klaar, ferner Oskar Teuber, Dr. Friedrich Adler, Dr. A. Grünberger hervor.

Die letzten fünfzehn Jahre des Prager deutschen Theaters gehören einem Mann, der in der Theatergeschichte ein besonderes Kapitel ausfüllt. Es ist Angelo Neumann. Er war Sänger an der Wiener Hofoper gewesen, ging mit August Förster als Operndirektor und administrativer Leiter nach Leipzig, schuf das Richard Wagner-Theater, mit welchem er das von Wagner selbst für unausführbar Gehaltene, die Aufführung des Nibelungenrings, in ganz Europa zur That machte und nahm im Jahre 1885 die ihm angebotene Direktion des Landestheaters an, welches durch die Katastrophe Kreibigs in größter Gefahr war. Neumanns Wirken ist charakterisiert durch eine lebhafte Initiative, welche er sowohl im Suchen neuer Talente, als auch in der Aufführung von Novitäten kräftig walten läßt, und durch welche er das deutsche Theater Prags in der vordersten Reihe der führenden Bühnen erhält. Sie ist ferner gekennzeichnet durch eine große Prachtliebe, die Neumann als Schüler Franz Dingelstedts bewährt, und zu deren Entfaltung er namentlich durch das neue deutsche Theater begünstigt wird, über dessen Errichtung an einer anderen Stelle dieses Buches, in dem Abschnitt „Das deutsche Prag", berichtet wird. Denkwürdig ist Angelo Neumanns Aera durch die Aufführung von Richard Wagners Nibelungenring, Tristan und Isolde, die Feen, wie durch die Pflege Wagnerscher Musik überhaupt. Wiederholt wurden Richard Wagners Werke insgesamt in einem Cyklus aufgeführt. Auch Mozarts, Webers, Meyerbeers Opern wurden dem Publikum durch cyklische Aufführungen näher gebracht. Der Erfolg stellte sich immer ein, er wuchs mit jedem Abend, und namentlich die Cyklen waren es, welche jedesmal einen Triumph der Meister wie des Theaters bedeuteten. Dasselbe gilt von den Cyklen im Schauspiel. Shakespeares Königsdramen, Schiller, Goethe, Grillparzer, Raimund, Anzengruber, Friedrich Hebbel zogen in solcher Weise, mächtige Spuren hinterlassend, über die Bühne. Die neueste von reichem Erfolg begleitete That Neumanns waren die im Frühling 1900 veranstalteten „Meisterspiele". Welche glückliche Hand Neumann im Auffinden von Talenten bewährte, sei bloß an der Liste der Dirigenten nachgewiesen, die hinter-

einander hier gewirkt haben: Anton Seidel, Gustav Mahler, Dr. Karl Muck, Rudolf Krzyzanowsky, Franz Schalk, Leo Blech. Dabei machte sich aber auch die große Verwaltungskunst Angelo Neumanns geltend, welcher es zu danken ist, daß das deutsche Theater in Prag vielleicht zum erstenmal seit seinem Bestande ohne finanzielle Bedrängnis seines Leiters geführt wird. Freilich haben sich die Zuschüsse, welche das Land jährlich teils bar, teils durch Uebernahme mannigfacher Kosten des Betriebes leistet, in dem Zeitraum, den Neumanns Wirken ausfüllt, sehr beträchtlich erhöht, ebenso wie der deutsche Theaterverein zuweilen eine außerordentliche Subvention geleistet hat. Ein Theater wie das deutsche Landestheater ist ohne ausgiebige Subvention eben nicht zu führen. Die Anforderungen, welche an dasselbe gestellt wurden, sind im Hinblick auf die Bildung und Wohlhabenheit der deutschen Bewohner Prags die denkbar höchsten. Prag muß und will noch heute den gleichen Rang mit den Stadttheatern von Leipzig und Frankfurt behaupten, und diese beiden genießen fast ebenso große Zuschüsse von ihren Städten, verfügen aber anderseits über ein fünf- bis zehnmal so großes Publikum als das deutsche Landestheater in Prag. Trotz der außerordentlichen Theaterseligkeit des Prager deutschen Publikums, trotz des größeren Umsatzes der Besucher kann doch Prag niemals aus einem solchen Reservoir schöpfen wie die genannten Theater, ja sogar wie die Theater in Nürnberg, Breslau und Chemnitz. Hierzu kommt die mächtige Konkurrenz, welche dem Prager deutschen Theater allgemach aus dem wachsenden tschechischen Nationaltheater entstanden ist. Es ist noch kein Menschenalter verflossen, seit Tschechen regelmäßig das Prager deutsche Theater besuchten, ja dort ihr Abonnement hatten. Heute hat sich aber die Scheidung nach Nationalitäten so völlig und glatt abgewickelt, daß nur in besonderen Ausnahmsfällen Tschechen sich in das deutsche Theater verirren, und selten auch kommt ein eingeborener Deutscher in das tschechische Theater.

Stellt das deutsche Theater in Prag vermöge seiner Geschichte, vermöge der Geschichte des Landes und der Bedeutung des Prager Deutschtums, mit dem sich keine andere deutsche Stadt Böhmens auch nur annähernd vergleichen kann, den Mittelpunkt aller Bestrebungen dar, welche die Pflege der Dicht-

kunst und der Musik, sowie der in ihrem Dienste stehenden darstellenden Künste bezwecken, so ist damit noch nicht alles erschöpft, was die kunstfreudige Bevölkerung Deutschböhmens für das Theater thut. Der letzte Almanach der deutschen Bühnen-Genossenschaft weist nicht weniger als 42 Theaterdirektoren und reisende Gesellschaften aus, welche im deutschen Böhmen, hauptsächlich im ganzen Norden spielen, von einem Ort als dem Mittelpunkt des Geschäfts in die Ortschaften der Umgebung ziehen und ihre Kunst zum besten geben. Zu loben ist hierbei freilich meist nur der Wille. Die größeren deutschen Städte, wie Teplitz, Karlsbad und Reichenberg, ebenso die deutsche Minorität in Pilsen haben prächtige Theater gebaut und dürfen sich verhältnismäßig guter Vorstellungen rühmen. In Aussig, dessen Bewohner das Prager deutsche Landestheater und das Dresdner Hoftheater von wechselseitigen Besuchen her gut kennen, strebt man den Bau eines ständigen Theaters an. Auch Budweis, Leitmeritz und Marienbad dürfen als Bühnen genannt werden, welche größeren Anforderungen ihres Publikums zu entsprechen haben. Was darüber ist, gewährt dem theaterlustigen Publikum, den Kleinbürgern und Dörflern nur einen grauen Dämmerschein der Kunst und ihres wahren Wesens. Freilich, auch die Kunst des Theaters geht nach Brot. Man muß es geradezu mit Bewunderung vernehmen, wenn man hört, daß über die vereinigten Städte im Nordwesten Böhmens: Buchau, Rudig, Kriegern, Jechnitz, Netschetin und Lubenz Frau Direktrice Marie Kostner seit dem Jahre 1848 das theatralische Szepter streckt. Das Repertoir solcher Landbühnen ist von den modernen Erzeugnissen ebensoweit entfernt wie von den Werken unserer Klassiker. Es wird, von einigen Ausnahmen abgesehen, in denen sich der arme Teufel von Direktor entschließt, die ihm aufdiktierten Bedingungen des Theateragenten für ein neues Stück zu erfüllen, zumeist das allerälteste österreichische Volksstück, dessen zerschlissene Manuscripte kaum noch zu entziffern sind, aufgeführt und der Stil dieser Aufführungen mit allem, was drum und dran hängt, schmiegt sich ganz entsprechend dem Stück an. Bei alldem findet sich unter diesen Gesellschaften manch einer, der bessere Tage gesehen hat, besser und Besseres gespielt hat. Die Entwicklung des deutschen Theaterwesens ist trotz Bühnenverein und

Genossenschaft noch sehr im argen. Die Existenz des Schauspielers und seines Direktors steht fast überall auf schwankem Boden. Aber wenn einstmals gar manchen die Freude am Vagieren, die Sehnsucht nach der Welt und die trügerische Phantasie verführt hat, zum Theater zu gehen, so gewinnt heute dem entgegen das Theater einen immer stärkern Zug der Seßhaftigkeit. Damit kehrt es zu seinen ersten Anfängen zurück, zu den Volksgebräuchen und den Volksspielen, die in einem Ort, in einem kleinen Bezirk heimisch waren und nicht darüber hinausgedrungen sind.

Wenig von diesen Spielen ist in Deutschböhmen lebendig geblieben. Einzelne Gestalten, höchstens zwei, erscheinen bei den Festen, welche mit den Jahreszeiten kommen, zu Ostern, zu Pfingsten, zu Weihnachten. So z. B. im Erzgebirgsland, Sommer und Winter, der eine mit der Sense, der andere mit dem Dreschflegel. Von größeren Spielen, wie sie einst in Buden auf dem Marktplatz in Eger abgehalten wurden, ist keine Rede mehr. Die neue Zeit mit ihrem großen Verkehr, der die Menschen einander näher bringt und sie dennoch fremder macht, und der bis in die Dörfer vordringende Thespiskarren verdrängen das Volksspiel immer mehr. Nur im Böhmerwald hat sich noch manches Volksschauspiel, zumeist das Leben der Heiligen behandelnd, erhalten, das von Leuten aus dem Volke, Bauern oder Handwerkern gespielt wird, die in ihrem Bezirk von Ort zu Ort ziehen (Professor Ammann in Krummau hat sie in der von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen herausgegebenen Bibliothek gesammelt). Man kann hier die Wahrnehmung machen, daß der Bestand dieser Spiele die berufsmäßigen reisenden Theatergesellschaften vom Böhmerwald abhält, während sie in dem deutschen Norden Böhmens, wo es an Volksspielen mangelt, besseren Boden finden. Eine großartige Ausbildung hat das Volksschauspiel des Böhmerwaldes in der Neubelebung der Passionsspiele in Höritz erfahren. Der tapfere deutsche Abgeordnete Josef Taschek, der für die armen deutschen Bewohner des Böhmerwaldgebirges unermüdlich thätig ist, hat die Erbauung eines Theaters in dem kleinen Böhmerwaldorte und die regelmäßige Veranstaltung von Passionsspielen durchgeführt,

wodurch insbesondere aus dem Zufluß von Fremden eine ungewöhnliche Erwerbsquelle entstanden ist.

An einem muß für die Deutschen in Böhmen festgehalten werden, an dem moralischen Beruf der Schaubühne. Was die dramatische Poesie zur höchsten Kunstgattung erhebt, das soll die Schaubühne zur höchsten und vollendetsten Kunstanstalt machen, daß sie mit Ehren neben ihrer Nachbarin, der Universität der Wissenschaften, bestehe, daß von ihr in das deutsche Volk Böhmens strömt, was die Dichter in ganz Deutschland sprechen und gestalten, daß sie mitwirkt an der Erziehung eines Volkes, dem ein harter und schwerer Kampf um seinen nationalen Bestand aufgezwungen ist, daß sie ihm Waffen leiht, die nicht verwunden und doch unfehlbar treffen, und daß sie ihm nach dem Kampfe winkt als eine friedliche Stätte reinsten, heitersten und erhabensten Genusses.

Deutsche Wissenschaft in Böhmen.

Von

Prof. Dr. Philipp Knoll.

Böhmen ist ein alter deutscher Kulturboden. Selbst nach dem Zeugnis des bedeutendsten tschechischen Geschichtsschreibers Palacky, der durch und durch tschechisch-nationaler Eiferer war, dankt Böhmen den Deutschen nicht weniger als das Urbarmachen der Wildnis, das Entstehen eines freien Bauern- und Bürgerstandes, den Bergbau und das Aufblühen der Gewerbe.

Auch das wissenschaftliche Leben in Böhmen ist ausschließlich unter deutschem Einfluß erwacht. Durch das Wirken deutscher Gelehrter und den massenhaften Zuzug deutscher Studenten gedieh die von Karl IV. im Jahre 1348 begründete Prager Universität, die erste Hochschule in Deutschland, rasch zu großer Blüte. Und als die deutschen Professoren und Studenten von der Prager Universität vertrieben waren und Hus triumphierend von der Kanzel herab verkündigen konnte: „Kinder, gelobt sei der Allmächtige, daß wir die Deutschen ausgeschlossen haben, daß wir erlangt haben, wofür wir unsere Kräfte einsetzten, und daß der Sieg unser ist!“ da hob eine Periode furchtbaren Niederganges für diese hohe Schule an, deren Studentenzahl sofort auf ein Drittel sank. Zehn Jahre nach dem Auszuge der deutschen Professoren und Studenten kam es zu einer durch drei Jahre währenden vollständigen Auflösung der Universität, auf die dann ein fast vierhundertjähriges Scheinleben derselben folgte, aus dem sie zunächst durch die Thätigkeit zweier deutscher Gelehrten, Meißner und Seibt, wieder erweckt wurde, welche durch ihre Vorträge Teilnahme für die neuaufblühende deutsche Litteratur hervorzurufen und nach langer geistiger Oede wieder ein tiefergehendes litterarisches Interesse in den gebildeten Kreisen Prags anzuregen wußten.

Dieses wiedererwachende geistige Leben an der Prager Uni-

versität erfuhr mächtige Förderung durch die im Jahre 1784 von Kaiser Joseph II. erlassene Verordnung, daß fortan an Stelle der lateinischen die deutsche Lehrsprache an der Universität gebraucht werden solle.

Wohl beeinträchtigte der reaktionäre Geist in der Aera Metternich mit der hermetischen Abschließung gegenüber dem geistigen Leben in Deutschland den Aufschwung der Wissenschaft wie in ganz Oesterreich so auch an der Prager Universität, doch entwickelte sich namentlich an ihrer medizinischen Fakultät selbst in der vormärzlichen Zeit ein reges Leben. Ilg und Hyrtl riefen einen Aufschwung der anatomischen, Oppolzer, Jaksch und Pitha der klinischen Studien hervor. Neue Fächer wie die pathologische Anatomie, die Augenheilkunde, die Tierkunde fanden hier, lange bevor sie Gemeingut aller deutschen Universitäten wurden, ausgezeichnete Vertretung, und weit früher als anderwärts wurden für die Kinderheilkunde mit Errichtung eines eigenen Kinderspitals, für die Frauenheilkunde durch eine eigene Abteilung des allgemeinen Krankenhauses besondere Pflegestätten geschaffen und für den in Deutschland damals noch ganz vernachlässigten psychiatrischen Unterricht in der für damalige Zeiten musterhaften Prager Irrenanstalt gesorgt. So entwickelte sich neben der unter der Führung zweier bis an ihr Lebensende als Jünger der deutschen Wissenschaft sich bekennenden Söhne Böhmens, Skoda's und Rokitansky's, zur Berühmtheit gelangten Wiener eine Prager medizinische Schule, die kaum minderes Ansehen genoß und in der „Prager Vierteljahrsschrift für praktische Heilkunde" sich ein wissenschaftliches Organ schuf, welches auch in Deutschland hochgeschätzt wurde. Daß aber auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft von der Prager Universität mächtige Impulse ausgingen, erweist die große Zahl hervorragender deutsch-böhmischer Gelehrter in jener Zeit, von denen die Juristen Haimerl, Hasner und Helfert, der Physiker Baumgartner, der Astronom Littrow, die Chemiker Balling, Hlasiwetz und Pleischl, die Mineralogen Zippe und Reuß und der Theologe Anton Günther angeführt seien, der lange Zeit hindurch das Haupt einer philosophischen Schule innerhalb der katholischen Kirche war. Wesentliche Förderung erfuhr dabei das wissenschaftliche Leben in

Böhmen durch die von dem Siebenbürger Sachsen Ignaz Edlen von Born, einem tüchtigen Mineralogen, im Jahre 1770 ins Leben gerufene königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften und das von dem bekannten deutsch-böhmischen Naturforscher Kaspar Graf Sternberg, einem Freunde Goethes, im Jahre 1818 begründete vaterländische Museum, beides Anstalten, deren sich später die Tschechen vollständig zu bemächtigen wußten.

Von der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften aus erfolgte durch die bahnbrechenden Arbeiten des deutschen Priesters Dobner die Anregung zu einer gründlichen Erforschung der Geschichte Böhmens, sowie durch Pelzel und Jungmann die Wiedererweckung der tschechischen Sprache von da ausging, während das Wirken der deutsch-böhmischen Naturforscher Sternberg, Zippe und Reuß am böhmischen Museum den Impuls zur Durchforschung der Naturschätze Böhmens gab.

Auch die Errichtung einer technischen Hochschule in Prag verdankt Böhmen einem seiner deutschen Söhne, dem ausgezeichneten Mathematiker Gerstner, der den ersten Schienenweg in Böhmen gebaut und sich um die Ausbildung des Eisenbahnwesens in ganz Mitteleuropa die größten Verdienste erworben; er wußte als erster Direktor des Prager Polytechnikums diesem rasch eine ehrenvolle Stellung zu schaffen.

Eine neue Epoche begann für die deutsche Wissenschaft in Böhmen, als sich die österreichische Unterrichtsverwaltung im Jahre 1859 bestimmt fand, die Universitäten Oesterreichs derart nach deutschem Muster umzugestalten, daß der damalige Unterrichtsminister im Namen seines Kaisers den deutschen Regierungen mitteilen konnte, die österreichischen Universitäten seien organisiert wie die deutschen, die Schranken zwischen beiden gefallen.

Unter dem Einfluß des früheren Professors der Prager Universität Fr. Exner wehte damals ein Hauch von Idealismus in den Räumen des Unterrichtsministeriums in Wien, wie aus Erlässen hervorgeht, in deren einem die Pflege echter Wissenschaftlichkeit und wahrer Charakterbildung als oberster Zweck der Universitäten bezeichnet wird, während in einem anderen

die Aufforderung enthalten ist, mutig die eingeräumte größere Freiheit zu gebrauchen und sich selbst durch die Rücksicht der Kollegialität niemals die strenge Wahrhaftigkeit und volle Verläßlichkeit der Aeußerungen und Anträge beeinträchtigen zu lassen. Da gleichzeitig die engherzige Abschließung gegenüber den Forschern Deutschlands fallen gelassen wurde und durch eine Reihe von Berufungen von Universitätsprofessoren aus Deutschland einerseits jene strengere ethische Auffassung der Aufgaben der Hochschullehrer gefördert und andererseits Vorsorge getroffen wurde für die Pflege bisher nicht oder nur unzureichend an den österreichischen Universitäten vertretener Fächer, so nahm das wissenschaftliche Leben nun wie an den anderen österreichischen Universitäten auch an der Prager einen kräftigen Aufschwung. Die Namen Jos. Unger, Hasner, Herbst, Brinz, von denen die drei ersteren später dem österreichischen Staate auch als Minister sehr wichtige Dienste leisteten, kennzeichnen diesen Aufschwung an der juridischen, Curtius, Lange, Schleicher und Höfler an der philosophischen Fakultät. Die Prager medizinische Schule wußte dabei zunächst ihr Ansehen nicht nur zu wahren, sondern bezüglich gewisser Fächer noch zu mehren, wie die glänzende Vertretung der Augenheilkunde durch Arlt und Jos. von Hasner, der Gynäkologie durch Kiwisch und Scanzoni, der Syphilidologie durch Johann Waller erweist, Männer, die, durchwegs Deutschböhmen von Geburt, auch für den Aufschwung ihrer Fächer in Deutschland von wesentlicher Bedeutung waren. Der berühmte Ophthalmologe A. von Gräfe, der Otiater Tröltsch empfingen damals in Prag den Impuls, sich den Fächern zu widmen, deren Zierden sie später in Deutschland wurden; der Kliniker Heinrich Bamberger, ein Deutschböhme von Geburt, der, wie Scanzoni, in seinem langjährigen Wirken an der Würzburger Universität auch bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichtes in seinem Fache in Deutschland nahm, begann damals als Assistent in Prag seine glänzende akademische Laufbahn.

Dagegen scheiterte der Versuch, durch Berufung des ausgezeichneten tschechischen Physiologen Purkyně von Breslau, wo er das erste physiologische Institut in Deutschland ins Leben

gerufen hatte, in Prag auch einen Aufschwung der theoretischen Medizin herbeizuführen. Hohes Alter und einseitige Beschäftigung mit den slavischen Bestrebungen machten sein Wirken an der Prager medizinischen Fakultät im ganzen unfruchtbar. Doch ist zu bemerken, daß sein langjähriger Prager Privatassistent, der aus Deutschland stammende Julius Sachs, der auch in Prag promovierte und kurze Zeit daselbst als Privatdozent wirkte, der Schöpfer der Pflanzenphysiologie in Deutschland wurde.

Die Aufgabe, welche Purkyně zugedacht war, wurde erst nach dessen Abgang von der Universität durch Ewald Hering gelöst, der von der Leipziger Universität, wo er derzeit wieder wirkt, zunächst an die militärärztliche Akademie in Wien und dann an die Prager medizinische Fakultät berufen wurde, an der er geradezu reformatorisch wirkte, zugleich aber, weitsehend, seinen Einfluß im Unterrichtsministerium in Wien auch zu Gunsten der Förderung der deutschen Wissenschaft an den anderen Fakultäten und der Sicherung des nach und nach immer mehr untergrabenen deutschen Charakters der Prager Universität aufbot.

Sein Institut wurde alsbald eine Stätte reger Thätigkeit, an welcher nicht nur die Experimental-Physiologie, sondern auch die pathologische Physiologie und die Histologie eifrig gepflegt wurden und die neu aufblühende Wissenschaft der experimentellen Psychologie mannigfaltige Förderung erfuhr. Einer seiner Assistenten übernahm nach dem ausgezeichneten Histologen W. Flemming, der seine akademische Laufbahn in der ersten Hälfte der siebziger Jahre in Prag begann, die Lehrkanzel für Histologie an der Prager medizinischen Fakultät, woselbst er noch jetzt erfolgreich wirkt; ein anderer seiner Assistenten wurde als Professor der Physiologie nach Jena berufen, und mehrere derselben gingen zur praktischen Medizin über, in welcher sie auf Grund ihrer vortrefflichen physiologischen Schulung sich angesehene akademische Stellungen teils in Oesterreich, teils in Deutschland erwarben.

Neben diesem unmittelbaren Einfluß auf die Entfaltung des wissenschaftlichen Lebens an der Prager medizinischen Fakultät in den letzten Jahrzehnten übte Hering einen kaum minder großen mittelbaren Einfluß auf dieselbe aus. Seiner Initiative vorzugsweise war die Berufung beziehungsweise Ernennung aus-

gezeichneter Fachmänner für Anatomie, physiologische Chemie, pathologische Anatomie, Chirurgie, Gynäkologie, Psychiatrie, Dermatologie und Otiatrie in den siebziger Jahren zu danken, Fachmänner, die durchwegs gleich ihm innerhalb der regsamen deutsch-böhmischen Jugend Schule machten und teils den Hochschulen neue Lehrer, teils dem Lande, insbesondere den Landkrankenhäusern treffliche specialistisch ausgebildete Aerzte zuführten, welche die durch ihre Lehrer nach Prag verpflanzten Segnungen der modernen Wundbehandlung für weite Kreise der Bevölkerung Böhmens fruchtbar machten. Für Hygiene und für experimentelle Pathologie und Pharmakologie wurden neue Lehrkanzeln errichtet und mit hervorragend befähigten Zöglingen der alten Prager Schule besetzt. Neue stattliche Institute für die theoretisch-medizinischen Fächer wurden errichtet, neue Kliniken begründet, und die mannigfachen in den letzten Jahrzehnten an Lehrkräfte der Prager medizinischen Fakultät ergangenen Berufungen, das Erscheinen einer angesehenen medizinischen Zeitschrift und einer tüchtig geleiteten medizinischen Wochenschrift in Prag, sowie die rege Beteiligung der Angehörigen der Prager medizinischen Fakultät an den in Deutschland erscheinenden medizinischen Zeitschriften legen genügend Zeugnis ab von dem hohen Stand, den die medizinische Fakultät der Prager deutschen Universität nach ihrer letzten Regeneration erreicht hat.

Zur selben Zeit, als sich ein neuer Aufschwung an der medizinischen Fakultät der Prager Universität vollzog, wurden auch die Keime zu einem solchen an der juridischen und philosophischen Fakultät gelegt. Die Verluste, welche die juridische Fakultät durch den Uebertritt ihrer hervorragendsten Männer in das philosophische Fach erlitten hatte, wurden ersetzt, und einzelne der hierzu berufenen Männer, wie der Strafrechtslehrer Merkel und der Rechtshistoriker Heinrich Brunner, gaben der deutsch-böhmischen juristischen Jugend nachhaltige Anregungen, welche in der im letzten Jahrzehnt immer mehr zur Ausbildung gelangenden seminaristischen Richtung des Unterrichts an dieser Fakultät weitere Vertiefung erfuhren.

Die philosophische Fakultät hatte durch den Eintritt des seither nach Wien berufenen ausgezeichneten Physikers Ernst Mach, eines Mannes von tiefer philosophischer Bildung, ein

Mitglied gewonnen, das auf den Geist innerhalb der Fakultät nicht minder vorteilhaft einwirkte als Hering innerhalb seiner Fakultät. Im Verein mit dem noch derzeit in Prag wirkenden Vertreter der mathematischen Physik bildete er eine Reihe von vortrefflichen Schülern aus, von denen mehrere als Professoren an österreichischen Universitäten wirken. An den Kämpfen um die Erhaltung der deutschen Universität nahm er regen Anteil und trug durch das Schwergewicht seiner hochangesehenen Persönlichkeit viel zum glücklichen Ausgang derselben bei.

In ähnlicher Weise wissenschaftlich anregend wirkte der aus Danzig stammende, zunächst am Prager deutschen Polytechnikum lehrende H. Durège, der durch seine ausgezeichnet geschriebenen Bücher die ganze jüngere deutsche Mathematikergeneration geistig zu befruchten wußte. Auch von seinen Schülern wirken mehrere derzeit als Professoren an österreichischen Hochschulen. Für die Liebe seiner Schüler und zugleich für die Bedeutung derselben zeugt die zu seinem 70. Geburtstage erschienene, Beiträge von 12 Gelehrten enthaltende Festschrift.

Das Studium der klassischen Philologie erhielt durch die Errichtung eigner Professuren für Altertumswissenschaft und alte Geschichte und die Berufung Otto Benndorfs und Otto Hirschfelds für die betreffenden Lehrkanzeln mannigfaltige neue Anregungen, und auch hier können wir als Folge das Aufblühen einer Schule beobachten, deren Bedeutung unter anderem aus der von 15 meist der Prager Universität angehörenden Gelehrten verfaßten Prager Festschrift zum Wiener Philologentage „Symbolae Pragenses", sowie daraus hervorgeht, daß wichtige Stellen in dem neu errichteten archäologischen Institute in Wien, sowie die Professur für Archäologie in Leipzig und jene für klassische Philologie in Freiburg in der Schweiz mit Deutsch-Böhmen besetzt erscheinen.

Für eine neue Lehrkanzel für neuere deutsche Litteratur wurde der derzeit in Straßburg i. E. wirkende Ernst Martin berufen, der Anstoß zu einem eingehenderen Studium der Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur in Böhmen gab und als Markstein seines verhältnismäßig kurzen Wirkens in Prag die „Bibliothek mittelhochdeutscher Schriftsteller aus Böhmen" begründete, die noch heute vom „Verein für Geschichte der Deutschen

in Böhmen" fortgesetzt wird. Auch für Pflanzen-Physiologie, für romanische und englische Philologie, für Geographie, Pädagogik, Kunstgeschichte und Geologie wurden neue Lehrkanzeln errichtet, und die für den Deutsch-Böhmen A. W. Ambros, den Verfasser der hochangesehenen vierbändigen „Geschichte der Musik" begründete Lehrkanzel der Musikgeschichte in eine solche für Musikwissenschaft ausgeweitet; und in welch hervorragender Weise diese Lehrkanzeln besetzt wurden, dafür zeugt, daß fünf der betreffenden Professoren an andere große Universitäten berufen wurden, daß das Prager pädagogische Seminar mehrfach von Pädagogen aus dem Auslande besucht wurde und der Vertreter der Geologie wesentlichsten Anteil an der Aufklärung der so interessanten geologischen Verhältnisse Böhmens nahm. In wie hohem Maße die letzteren die deutsch-böhmische Jugend zum Studium der Geologie anregten, geht unter anderem daraus hervor, daß mehrere hervorragende Stellen an der Wiener geologischen Reichsanstalt, sowie die Professuren für Geologie an der Universität in Bonn, der Bergakademie in Berlin und der landwirtschaftlichen Hochschule in Tetschen-Liebwerd von Deutsch-Böhmen eingenommen werden.

Hand in Hand mit der Errichtung neuer Lehrkanzeln ging auch an der philosophischen Fakultät der Bau neuer, den modernen Bedürfnissen entsprechender Institute, ferner die Begründung von Seminarien für die meisten Lehrkanzeln, einer archäologischen und kunsthistorischen Sammlung, und in dieser Umgestaltung der Prager philosophischen Fakultät, welche sie vollständig auf das Niveau der philosophischen Fakultäten in Deutschland erhob, erlahmte man bis in die unmittelbare Gegenwart nicht, wie die jüngst erfolgte Eröffnung neuer, allen Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragender Institute für systematische Botanik und für Pflanzen-Physiologie und die Errichtung eines physikalisch-chemischen Institutes erweist.

Der Ausbau, den die Prager deutsche Universität in dem siebenten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts erfuhr, der eigentlich erst gestattete zu sagen, sie sei „organisiert wie die deutschen", war aber um so wichtiger, als sie unmittelbar darauf den schwersten Ansturm auf ihren deutschen Charakter zu bestehen hatte.

Es ist früher darauf hingewiesen worden, daß die Tschechen sich zweier von Deutschen gegründeten wissenschaftlichen Anstalten in Prag, der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und des Museums des Königreiches Böhmen, ganz zu bemächtigen wußten. Es gelang dies teils durch Geltendmachen der tschechischen Sprache bei den Verhandlungen, den Veröffentlichungen und Amtsgeschäften, was vielen deutschen Gelehrten, die dieser Sprache nicht mächtig waren und ein solches Recht nur einer hochstehenden Kultursprache zugestehen wollten, die Beteiligung an diesen Anstalten verleidete, teils durch einseitige Begünstigung von Tschechen bei den Wahlen.

In ähnlicher Weise suchte man sich zunächst des Prager Polytechnikums zu bemächtigen. Die tschechischen Mitglieder des Lehrkörpers machten bei jeder Gelegenheit die Ansprüche ihrer Muttersprache geltend, suchten mit allen Mitteln an erledigte Lehrkanzeln immer wieder nur Tschechen zu bringen. So wurde aus der einsprachig deutschen zunächst eine zweisprachige Anstalt, an welcher für die deutschen Professoren so unerträgliche Zustände sich entwickelten, daß diese nachdrücklichst die Errichtung zweier national gesonderter polytechnischer Institute verlangten.

Auf tschechischer Seite setzte man diesem Verlangen in der Hoffnung, auch hier den Alleinbesitz der Anstalt zu erlangen, den energischsten Widerstand entgegen. Eine günstige politische Constellation führte aber im Jahre 1868 zur Erfüllung der Forderung der deutschen Professoren, und ein neuerliches Aufblühen des deutschen Polytechnikums, das bald nachher in eine Staatsanstalt umgewandelt wurde, war die Folge dieser Maßregel. Die rege Anteilnahme der Deutsch-Böhmen an der Entwickelung der technischen Wissenschaften spricht sich aber nicht bloß in der angesehenen wissenschaftlichen Stellung aus, welche sich diese Anstalt nach ihrer Reorganisation errungen, sondern auch darin, daß hervorragende Lehrkräfte an den technischen Hochschulen in Wien, Graz und Brünn sowie in Darmstadt, Stuttgart und Riga Deutsch-Böhmen sind.

Wohl hemmen die engen räumlichen Verhältnisse und die beschränkten Mittel der Institute heute noch den vollen Aufschwung der deutschen technischen Hochschule in Prag, doch ist

hierin baldiger Wandel zu erhoffen, da ein großer Neubau auf einem geeigneten Platze in Aussicht genommen ist.

Als der Versuch der Tschechen, sich unter dem Titel der Gleichberechtigung und Gleichstellung der tschechischen Sprache den Alleinbesitz des Prager Polytechnikums zu sichern, fehlgeschlagen war, wandten sie sich mit um so größerer Energie und Zähigkeit der Verwirklichung dieser Absicht an der Prager Universität zu.

Nachdem sich in den fünfziger Jahren des XIX. Jahrhunderts, gestützt auf einen im Jahre 1848 erlassenen Ministerialerlaß, der alle Sprachen als Lehrsprachen an der Prager Universität zuließ, mehrere Dozenten, so insbesondere ein Prager Advokat vergeblich bemüht hatten, tschechischen Vorträgen Boden an der Universität zu gewinnen, gewährte die im Jahre 1861 als politische Konzession erfolgte Errichtung zweier außerordentlicher Professuren mit tschechischer Vortragssprache diesen Boden. Die Antwort auf dieses erste Zugeständnis der Regierung war die Behauptung, das historische Recht und die Gleichberechtigung erfordere mindestens eine volle Parität der tschechischen mit den deutschen Lehrstühlen an der Prager Universität, und die Mehrheit des böhmischen Landtages empfahl im Jahre 1866 dem tschechenfreundlichen Ministerium Belcredi in einem in fünf Punkten formulierten Ersuchen zunächst wenigstens die Anbahnung einer solchen nationalen Gleichstellung an der Universität.

Die Errichtung mehrerer tschechischer Professuren im Jahre 1871 unter dem tschechischen Unterrichtsminister Jireczek bildete eine bemerkenswerte Etappe auf dem Wege dieser Anbahnung, und vorurteilslosen Beurteilern der österreichischen Verhältnisse mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß die ungestörte Verfolgung dieses Weges zur vollständigen Tschechisierung der bestehenden Prager Universität führen müsse, und daß dieser nur durch Errichtung einer eigenen tschechischen Universität sicher vorgebeugt werden könne.

Von diesem Gesichtspunkte aus nahm der damalige Privatdozent an der Prager Universität Philipp Knoll den von einzelnen deutschen Abgeordneten in früheren Landtagsverhandlungen flüchtig hingeworfenen Gedanken der Errichtung einer

selbständigen tschechischen Universität auf und wies in einer im Jahre 1871 im Verfassungsverein der Deutschen in Böhmen gehaltenen Rede eingehend nach, daß dem tschechischen Volke als solchem ein historisches Anrecht auf die Prager Universität nicht zukomme, daß aber die Entwickelung der sprachlichen Verhältnisse in Böhmen, insbesondere an seinen Mittelschulen, sowie die Sicherung des von ihrer Begründung an deutschen Charakters der bestehenden Prager Universität, die schon zu Beginn des XV. Jahrhunderts von den damals an der Prager Universität wirkenden deutschen Professoren zu letzterem Zwecke verlangte Errichtung einer selbständigen tschechischen Universität notwendig machten.

Seine Auseinandersetzungen führten dazu, daß der Verfassungsverein in einem Memorandum den damaligen Klub der liberalen deutschen Reichsratsabgeordneten darauf aufmerksam machte, „daß der unaufhaltsam an der Universität sich vollziehende (sprachliche) Dualismus, bei Beibehaltung eines gemeinsamen Senates und gemeinsamer Professorenkollegien, nur die Bedeutung und den Zweck einer vollständigen Lähmung des deutschen Elementes, den natürlichen Konsequenzen nach den einer vollständigen Tschechisierung der Universität haben könne." Auf Aufforderung der deutsch-böhmischen Reichsratsabgeordneten entwickelte Philipp Knoll dann im Jahre 1872 in einer größeren Denkschrift eingehend die schwere Schädigung der Prager Universität durch das damals an derselben befolgte sprachliche System, sowie die Möglichkeit der Errichtung einer tschechischen Universität. Eine Deputation der deutsch-böhmischen Reichsratsabgeordneten mit Eduard Herbst an der Spitze überreichte dem damaligen Unterrichtsminister diese Denkschrift, und der Abgeordnete Dr. Alfred Knoll machte unter Benutzung ihrer Ausführungen in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. März 1872 den Vorschlag auf Errichtung einer selbständigen tschechischen Universität.

Leider wurde damals der Augenblick, diese Maßregel zur Zeit zu verwirklichen, wo man auf deutscher Seite die Macht in der Hand hatte und sie daher ohne Schädigung der deutschen Universität hätte durchführen können, versäumt. In den Kreisen der Regierung und der deutschen Abgeordneten träumte man

von einem einheitlich deutschen Oesterreich und in den deutschen Professorenkreisen machten sich nur wenige, unter diesen in erster Reihe Ewald Hering, die Gefahr klar, während die übrigen die Aussicht auf eine Verkleinerung der Universität nur widerwillig aufnahmen. So begnügte man sich mit einer Reihe von an und für sich sehr dankenswerten Maßregeln zur Förderung der deutschen Wissenschaft an der Universität und mit der von Hering mit dem Ausblick auf eine seinerzeitige Erleichterung der Teilung der medizinischen Fakultät beantragten Errichtung zweier Kliniken für Chirurgie, Dermatologie und Gynäkologie.

Jenes Versäumnis war um so bedauerlicher, als aus mannigfachen Kundgebungen hervorging, daß man auf tschechischer Seite im Hinblick auf die derselben ungünstige politische Lage damals bereit war, sich mit der Errichtung einer neuen tschechischen Universität zu bescheiden. Sowie aber unter dem Ministerium Taaffe der Wind wieder den Tschechen die Segel blähte, tauchte auch wieder die Forderung der Gleichstellung an der bestehenden Universität auf. Und auch jetzt noch bedurfte es mannigfacher nachdrücklicher Kundgebungen der Prager deutschen Professoren und der deutsch-böhmischen Bevölkerung, sowie einer eingehenden Darlegung der Verhältnisse in einem im März 1881 in Wien von Philipp Knoll gehaltenen Vortrage, um in den Kreisen der deutschen Reichsratsabgeordneten den Widerstand gegen den Gedanken an die Errichtung einer eigenen tschechischen Universität zu besiegen.

Bei der Verhandlung dieses Gegenstandes entschied sich dann die Kommissions-Mehrheit des Herrenhauses zunächst dafür, daß neben der bestehenden eine Universität mit tschechischer Unterrichtssprache errichtet werden solle, unter Wahrung ihres vollen bisherigen Besitzstandes für die erstere. Doch war es für die Erreichung dieses Zieles nunmehr zu spät, und man mußte sich begnügen, bei der im Jahre 1882 gesetzlich verfügten Teilung der Prager Karl Ferdinands-Universität in eine „deutsche" und eine „böhmische" Universität wenigstens die volle Selbständigkeit der ersteren und die Sicherung des zum Betriebe ihrer medizinischen Fakultät notwendigen Kranken- und Leichenmaterials zu erreichen. Auf tschechischer Seite, wo man sich bis zum letzten Augenblick der Hoffnung hingegeben hatte, auf dem Wege der

„Gleichstellung" an der bestehenden Universität den Alleinbesitz zu erlangen, war man über diese Entscheidung zunächst sehr bestürzt, tröstete sich aber dann, wie ein Mitglied der tschechischen Gelehrtenkreise naiv gestand, mit dem Gedanken, daß man den deutschen Professoren das Leben in Prag so unangenehm machen werde, daß die meisten derselben weggehen würden und den Tschechen dann die Konkurrenz mit der verfallenden deutschen Universität in Prag keine Schwierigkeiten bereiten werde.

Von dem Gesichtspunkte der Herabdrückung der deutschen Universität aus müssen denn auch die mannigfaltigen Feindseligkeiten beurteilt werden, welche seitdem in Prag gegen deutsche Professoren und Studenten verübt wurden, insbesondere die unsäglich rohen, auch gegen die neuen deutschen Universitätsinstitute gerichteten Angriffe im Dezember 1897.

Doch ist es bisher nicht gelungen, den stolzen Bau der deutschen Universität in Prag zu erschüttern. Der Wegfall der schweren inneren Kämpfe, welche während des Bestandes des sprachlichen Utraquismus an der Universität getobt hatten, steigerte den Arbeitseifer der Professoren und Studenten an derselben, so daß die im Jahre 1899 erschienene Festschrift der deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph I. in allen Fakultäten ein bis in die Gegenwart währendes Anwachsen des wissenschaftlichen Betriebes erkennen läßt.

Auch an der theologischen Fakultät, welche am spätesten von allen Fakultäten, nämlich erst im Jahre 1890, den reindeutschen Charakter erhielt, tritt das zu Tage, wenn auch der Mangel an deutschen Priesterseminarien in Böhmen derzeit noch ein Hemmnis ihres Aufschwunges bildet.

Es wäre indessen gefehlt, wenn man die Beteiligung der Deutsch-Böhmen an der Entwickelung der deutschen Wissenschaft nur nach dem Stande ihrer Hochschulen beurteilen wollte.

Es sei dabei ganz davon abgesehen, daß das Gerippe der neuen tschechischen Universität doch nur ein deutsches ist, daß die meisten ihrer Lehrkräfte an den Brüsten der deutschen Wissenschaften großgezogen wurden und an ihr schließlich doch nichts anderes gelehrt wird, als deutsche Wissenschaft in tschechischer Sprache.

Es muß aber zunächst darauf hingewiesen werden, daß auch an den Universitäten Wien, Graz, Innsbruck, Czernowitz, München, Leipzig, Heidelberg, Freiburg im Breisgau, Freiburg in der Schweiz, Straßburg, Breslau, Bonn und Jena, an den ersteren Universitäten sogar in größerer Zahl, Deutsch-Böhmen als Professoren wirken, und viele von diesen in der ersten Reihe ihrer Fachgenossen stehen. Es muß ferner hervorgehoben werden, daß aus den Veröffentlichungen in den Programmen der deutschen Gymnasien und Realschulen in Böhmen hervorgeht, daß auch von den deutsch-böhmischen Mittelschulprofessoren gar mancher Baustein zu dem stolzen Gebäude der deutschen Wissenschaft geliefert wurde.

Der bedeutsamen Rolle, welche im geistigen Leben Deutschböhmens der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", der Verein „Lotos" und ganz besonders auch die im Jahre 1891 begründete „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen" einnehmen, wird in einem anderen Abschnitt dieses Buches, der „das deutsche Prag" behandelt, ausführlicher gedacht.

Das Schulwesen Deutsch-Böhmens.

Von

Prof. Dr. Victor von Kraus.

Man mißt das Bildungsbedürfnis der Deutsch-Böhmen wohl am genauesten an der Gegenüberstellung weniger trockener Ziffern über den Stand der Volksschule, des für die Kulturhöhe der breiten Masse maßgebendsten Faktors. Nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 bekannten sich in Westösterreich 8 461 580, davon in Böhmen 2 159 011 Personen zur deutschen Umgangssprache. Das Gesamtreich verfügte 1897 über 7576 deutsche Volksschulen, hievon kamen (1898) auf Böhmen 2479 (2339 öffentliche und 140 private) deutsche Volksschulen. Es entfällt demnach 1 öffentliche deutsche Volksschule auf 1117 Deutsch-Oesterreicher, dagegen 1 öffentliche deutsche Volksschule auf rund 933 Deutsch-Böhmen. Diesen erfreulichen Zustand haben natürliche Begabung der den deutschen Sprachenring bewohnenden Volksstämme, Arbeitsamkeit und kluge Einsicht über den Wert von Bildungsmitteln, nicht minder aber im allgemeinen günstige, dem Bergbau und der Industrie zuträgliche, wirtschaftliche Voraussetzungen gezeitigt. Noch kommt ein zweites hinzu: Der aus der Berührung mit dem nachbarlichen Gegner, dem Tschechen, längs der vielfältig gewundenen, stellenweise durchbrochenen, sehr langgedehnten Sprachgrenze in fortgesetzter Spannung erhaltene Wetteifer. Billigerweise muß zugestanden werden, daß der Tscheche in Böhmen unter allen Slavenstämmen der Monarchie eine überragende Stellung behauptet. Auch hier spricht die Statistik des Volksschulwesens eine überaus beredte Sprache. Die 6,6 Millionen Polen und Ruthenen Galiziens besaßen 1897 3901 Volksschulen, darunter nur 11 Bürgerschulen und nicht weniger als 2739 einklassige Anstalten, dagegen die 3 644 188 Tschechen Böhmens 1898 3138 (3023 öffent-

liche und 115 private) tschechische Volksschulen, darunter 137 (zumeist doppelte) Bürgerschulen und nur 482 einklassige Anstalten. Diese Ziffern beziehen sich auf den Stand der Volksschulen in den tschechischen Landschulbezirken, von deren 2844 Schulen die darunter befindlichen 29 deutschen Schulen auszuscheiden sind.

Der eingehenderen Betrachtung des mittleren deutsch-böhmischen Schulwesens müssen einige orientierende Bemerkungen vorangeschickt werden. Bis zum Jahre 1860, also bis zur Einführung konstitutioneller Formen in Oesterreich, beherrschte die deutsche Sprache fast ausschließlich das Mittelschulwesen Böhmens. Deutsch war die Sprache von Amt und Gericht, der oberen tonangebenden Stände und in dem großen über die Landesgrenzen reichenden Verkehre. Daneben behauptete sich die slavische Sprache als Volkssprache in den slavischen Landesteilen mit erstaunlicher Zähigkeit, ja sie durchlief, gefördert vom slavisch-national gesinnten Klerus, eine Periode bedeutsamer und den Erfolgen nach recht anerkennenswerter Fortentwickelung. Die erstarkende Bewegung zu Gunsten der Errichtung slavischer Mittelschulen erhielt durch den Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger eine machtvolle Stütze. Dieser Artikel stellte allerdings nur einen allgemeinen Grundsatz auf, nach welchem jedem Volksstamme das unverletzliche Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache eingeräumt wurde und er bezüglich des öffentlichen Unterrichtes das Recht auf die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache ohne Anwendung des Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache erhielt, ohne daß die Völker Oesterreichs es bis zur Stunde zu einem den Inhalt und Umfang dieser sprachlichen Berechtigung umschreibenden Durchführungsgesetze gebracht hätten. Immerhin war damit die Aera der zahlreichen slavischen Schulschöpfungen eröffnet, die trotz der Errichtung der tschechischen Universität in Prag und einer tschechischen Akademie der Wissenschaften daselbst noch immer nicht ihren endgiltigen Abschluß gefunden zu haben scheint.

Als Mittelschulen werden in Oesterreich die 8klassigen Gymnasien samt den ihnen gleichgestellten Real-

gymnasien und die 7klassigen lateinlosen Realschulen bezeichnet. Jede dieser Anstalten zerfällt in einen 4klassigen Unterbau (Untergymnasium, Realgymnasium und Unterrealschule) und einen 4klassigen (Obergymnasium), oder 3klassigen Oberbau (Oberrealschule). Den absolvierten Schülern des Realgymnasiums ist, je nachdem sie neben dem Latein entweder das Griechische oder das Französische betrieben haben, der Uebertritt nach dem Obergymnasium oder der Oberrealschule ermöglicht. Die Feststellung der Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschulen und Gymnasien steht dem Reichsrat, dagegen den Landtagen der einzelnen Länder das Gesetzgebungsrecht bezüglich der Realschulen zu. Das Gesetzgebungsrecht bezüglich des Gewerbeschulwesens hat sich der Gesamtstaat faktisch vorbehalten. Die Mittelschulen werden von Staatsorganen, in letzter Linie vom Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien, geleitet und beaufsichtigt. Dem Staat kommt auch bezüglich der Staatsmittelschulen die Bestellung der Lehrpersonen zu. Er übt sein Aufsichtsrecht über das gesamte Unterrichtswesen (mit Ausnahme der Hochschulen und eines Teiles des gewerblichen Unterrichtes) in Böhmen durch den k. k. Landesschulrat in Prag aus, eine Behörde, die aus dem Statthalter als Vorsitzenden, einem Vizepräsidenten als unmittelbaren Leiter der streng getrennten, deutschen und tschechischen, Sektionen und deren Mitgliedern: 4 Referenten für administrative und ökonomische Angelegenheiten, 12 Landesschulinspektoren für deutsche oder tschechische Schulen, 6 (3 deutschen und 3 tschechischen) Abgeordneten des böhmischen Landesausschusses, 2 (1 deutschen und 1 tschechischen) Vertretern der Stadt Prag, 5 (2 katholischen, 2 protestantischen und 1 jüdischen) Vertretern der Religionskulten und 4 (2 deutschen und 2 tschechischen) Vertretern des Lehrstandes gebildet wird. Die Mittelschulen unterstehen unmittelbar dem Landesschulrat und dessen Organen.

Der Staat unterhält (1900) für die Deutschen Böhmens 18 8klassige Ober-Gymnasien in Arnau, Brüx, Budweis, Eger, Kaaden, Krummau, Landskron, B. Leipa, Leitmeritz, Mies, Pilsen, Prag (4 Schulen), Saaz, Smichow, Kgl. Weinberge (mit 5 Klassen eröffnet), in Teplitz-Schönau ein 8klassiges Real- und Ober-Gymnasium, in Reichenberg ein mit einer 4klassigen Unter-

realschule verbundenes 8klassiges Ober-Gymnasium, in Prachatitz ein 4klassiges Untergymnasium, insgesamt 21 Gymnasien, für die er im Voranschlag von 1900 einen Aufwand von 881 687 fl., dagegen zur Bedeckung außer dem Schulgeldeingang verschiedenartige Beiträge der Gemeinden in der Höhe von 36 040 fl. in Anspruch nimmt. Von deutschen Gemeinden wurden 5 Anstalten erhalten und zwar drei 8klassige Obergymnasien zu Aussig, Karlsbad und Komotau und zwei 4klassige Realgymnasien zu Gablonz und Prachatitz. Die Braunauer Benediktiner führen ein 8klassiges Obergymnasium, die Straka-Stiftung in Prag eröffnete ein Privatgymnasium mit 2 deutschen Klassen, das Prager Erzbistum erhält das Privatgymnasium zu Duppau, die Jesuiten in Mariaschein eine Privatlehranstalt für Gegenstände des Gymnasiums, beide letztere ohne Oeffentlichkeitsrecht. Den Deutschen Böhmens stehen demnach 30 gymnasielle Lehr-Anstalten zur Verfügung, an welchen (1900) 464 Lehrkräfte wirkten und 6128 Schüler deutschen Unterricht genossen. Im tschechischen Landesteile werden an 33 tschechischen (30 staatlichen und 3 kommunalen) Gymnasien 9070 Schüler unterrichtet.

Die deutschen Gymnasien Böhmens haben eine zum Teil ruhmreiche Vergangenheit. Das Gründungsjahr des Saazer Gymnasiums fällt in das XIII. Jahrhundert. Das Braunauer Gymnasium entstand aus einer 3klassigen Klosterschule des XIV. Jahrhunderts. In Eger ist die Lateinschule schon im XV. Jahrhundert nachweisbar; Leitmeritz wurde 1549, Krummau 1584 gegründet; Komotau entstand 1591 als Jesuitenakademie. Gründer der Gymnasien zu B. Leipa 1627 und zu Prag-Kleinseite 1628 war Wallenstein. In das XVIII. Jahrhundert reichen die Gründungsjahre von Brüx 1768, Budweis 1762, Pilsen 1776, Prag-Graben 1778.

Die zukünftigen Ingenieure und Bautechniker Deutsch-Böhmens erhalten (1900) ihre Vorbildung an 12 (11 staatlichen und 1 kommunalen) 7klassigen Oberrealschulen, von denen 3 allerdings erst in der Ausgestaltung begriffen sind. Der Staat erhält (1900) deutsche Oberrealschulen zu Budweis, Elbogen, Karolinenthal, B. Leipa, Leitmeritz, Pilsen, Plan, Trautenau, Die Gemeinde Eger hat 1899 die kommunale Realschule eröffnet. Der Aufwand für die 11 staatlichen Realschulen ist für 1900

mit 445 136 fl. präliminiert, dem an Bedeckung außer dem Schulgeld Gemeindebeiträge von 27 329 fl. gegenüberstehen. An sämtlichen deutschen Realschulen wirkten (1900) 219 Lehrkräfte, und wurden 3406 Schüler unterrichtet. Den Tschechen standen in ihrem Landesteile 18 von 7095 Schülern besuchte tschechische Realschulen (15 staatliche und 3 kommunale) zur Verfügung. Seit 1895 haben sie nicht weniger als 8 Realschulen neu ins Leben gerufen. Die deutschen Realschulen sind entsprechend der Entwickelung des technischen Wissens durchaus jüngeren Alters. Die ältesten Anstalten sind Prag-Neustadt I (gegr. 1833) und Elbogen (gegr. 1852). Das Land Böhmen mit überwiegend slavischem Landesausschuß leistet (1900) eine vertragsmäßige Subvention von 5000 fl. an den Staat für die deutsche Oberrealschule zu Karolinenthal (Prag), unterstützt dagegen mit einem vierfachen Beitrag 4 tschechische Gymnasien und 3 tschechische Realschulen.

Die statistischen Nachweise über den Anteil des Gesamtstaates und seiner Teile an dem Mittelschulwesen nach Zahl der Anstalten und der an sie entsandten Schüler zeigen uns, daß Böhmen überhaupt und insbesonders der deutsch-böhmische Landesteil in dieser Richtung einen hervorragenden Platz einnehmen. Beiläufig der 11. Teil der österreichischen Mittelschüler befindet sich in deutsch-böhmischen Mittelschulen. Allerdings arbeiten die Tschechen mit allen Mitteln rastlos daran, die Zahl ihrer Mittelschüler — sie sind heute schon mit 6611 Köpfen überlegen — gegenüber den deutschen zu verdoppeln. Im Jahre 1897 entfiel auf 1083 Quadratkilometer und auf 92 126 Einwohner Westösterreichs, in Böhmen dagegen auf 658 Quadratkilometer und 78 444 Einwohner eine Mittelschule; in Westösterreich kam ein Mittelschüler auf 302, in Böhmen auf 270 Einwohner. Inzwischen hat sich das Verhältnis noch weiter zu Gunsten Böhmens und insbesonders Deutsch-Böhmens fortentwickelt. Jetzt entfällt eine deutsche Mittelschule auf ca. 52 000 Deutsch-Böhmen, 1 deutsch-böhmischer Mittelschüler auf 227 Deutsch-Böhmen. Bedeutsames ist im letzten Vierteljahrhundert auf deutsch-böhmischem Gebiete durch Errichtung *industrieller Bildungsanstalten* geleistet worden. So wie die Deutschen für die Pflege der Kunst keine eigene Schul-

stätte im Lande besaßen — die seit 1896 als Hochschule in die Staatsverwaltung übernommene, 1900 von 81 Studenten besuchte k. k. Kunstakademie in Prag beherbergte als gemischtsprachiges Institut im Jahre 1897 neben 71 Tschechen 13 Deutsche, — so wenig ist ihnen im eigenen Lande eine Bergakademie beschieden. Die Vortragssprache an der 1849 gegründeten k. k. Bergakademie in Przibram ist zwar die deutsche, aber die Anstalt liegt auf tschechischem Sprachboden und unter der Zahl der 112 Hörer (1900) verschwinden die Deutschen, deren Zahl die Statistik von 1897 mit 20 angiebt. Auch die k. k. Kunstgewerbeschule in Prag ist ein gemischtsprachiges Institut. Dagegen besitzen die Deutschen zwei reich ausgestattete Staatsgewerbeschulen in Pilsen, besucht von 582, und in Reichenberg, besucht von 805 Hörern. An diesen Anstalten wirkten 62 Lehrer. Den Tschechen stehen 3 Staatsgewerbeschulen zur Verfügung: Prag, Pilsen und Pardubitz. Auch hier zeigt sich ein reger Wetteifer zwischen Deutschen und Slaven.

Sehr vielgestaltig ist das den einzelnen gewerblichen Zweigen gewidmete Fachschulwesen. Der Spitzenarbeit und der Kunststickerei ist die 1881 gegründete k. k. Fachschule für Spitzennäherei zu Gossengrün und die 1897 gegründete k. k. Fachschule für Hand- und Maschinenstickerei zu Graslitz gewidmet. Die erstere besuchten 50, die zweite 49 Schüler. Sechs Lehrer wirkten dort. Für die Pflege der Weberei und Wirkerei ist seit den ersten 70er Jahren ein Kranz von Webeschulen an den Hängen des Riesen- und Isergebirges ins Leben gerufen worden. Es sind 9 Anstalten: die Webeschulen zu Hohenelbe, Landskron, Reichenberg, Rochlitz, Rumburg, Schluckenau, Starkstadt, Warnsdorf und die Wirkschule zu Schönlinde. Ihnen schließen sich im Nordwesten Böhmens die Webe- und Wirkschule zu Asch, und im Süden die Webeschule zu Neubistritz an. Sie wurden (1900) insgesamt von 1044 Schülern, darunter höchstens 60 tschechischen, besucht und von 69 Lehrern geleitet. Die noch 1896 als gemischtsprachig geführte Webeschule zu Wildenschwert gehört nun den Tschechen, die neben einer Spitzenfachschule noch weitere 7 Webeschulen besitzen. Fachschulen für Holz- und Steinindustrie besitzt Deutsch-Böhmen 5, und zwar die Holzbearbeitungsschulen zu Bergreichenstein, Grulich, Königsberg und

Wallern, die Fachschule für Drechslerei zu Tachau. Sie wurden (1900) von 602 Schülern (darunter 1895/6 15 Tschechen) besucht und von 40 Lehrern geleitet. Gleichartige Staatsanstalten (und zwar eine für Holzbearbeitung und eine für Bildhauer und Steinmetze) besaßen die Tschechen nur zwei. Zu Bleistadt im Falkenauer Bezirk unterwiesen zwei Lehrer 23 deutsche Schüler in der Korbflechterei. Die Korbflechtschule zu Böhm. Rotwasser wird vom Staate subventioniert; die zu Silberberg bei Klattau — 1895/6 noch gemischtsprachig — ist nun tschechisch geworden. Der Staat erhält sonst noch eine und subventioniert drei tschechische Korbflechtschulen. An Fachschulen für Quincaillerie, keramische und Glasindustrie besitzen die Deutsch-Böhmen 4 Anstalten: die Fachschulen für Glasindustrie zu Haida und Steinschönau, die Modellierschule für Keramik zu Oberleutensdorf, die Fachschule für Thonindustrie zu Teplitz. Der Besuch dieser Anstalten betrug 959 Schüler unter der Leitung von 35 Lehrern. Die Tschechen besitzen eine Fachschule für Thonindustrie. Die Deutschen besitzen im nordwestlichen Böhmen zu Komotau eine maschinengewerbliche Fachschule und im nördlichsten Winkel Deutsch-Böhmens zu Nixdorf eine Fachschule für Metallindustrie. Beide Anstalten werden unter 13 Lehrern von 243 Schülern besucht. Dagegen besitzen die Tschechen eine Staatsfachschule für Kunstschlosserei zu Königgrätz. Endlich wären noch die Fachschulen verschiedenen Zieles zu erwähnen: die für Gürtler und Graveure zu Gablonz, die dem Muster der sächsischen Anstalten in Markneukirchen, Klingenthal und Adorf im Vogtlande nachgebildeten Fachschulen für Musikinstrumentenerzeugung zu Graslitz und Schönbach, die Musikschule zu Petschau, von 934 deutschen Schülern unter der Leitung von 26 Lehrern besucht. Noch wird für das Jahr 1895/6 der gemischtsprachigen und in diesem Jahre neben 57 Tschechen von 14 Deutschen besuchten ersten öffentlichen Baufachschule zu Prag Erwähnung gethan.

Indem wir zu den allgemeinen Handwerkerschulen übergehen, müssen wir einen Augenblick bei einer beachtenswerten Thatsache verweilen. Während die Deutschen in all den früher genannten Zweigen des industriellen Unterrichtswesens den slavischen Landesgenossen gegenüber eine überragende Stellung behaupten oder doch mindestens mit ihnen gleichen

Schrittes vorwärts schreiten, stehen sie in der erziehlichen Fürsorge für den Handwerksmann sowie auf einem anderen später zu erwähnenden Gebiete entschieden nach. Die Deutschen besitzen die einzige k. k. allgemeine Handwerkerschule zu Tetschen, die allerdings (1900) sehr gut, von 317 Schülern, besucht und von 16 Lehrern geleitet wird. Die noch 1895/6 als gemischtsprachig bezeichnete Handwerkerschule zu Wolin ist seitdem tschechisch geworden. Außerdem besitzen jedoch die Tschechen 3 staatliche und 3 kommunale allgemeine Handwerkerschulen. Damit im Zusammenhang steht wohl die national bemerkenswerte Thatsache, daß die Tschechen zum Handwerkerstande selbst reindeutscher Gemeinden außerhalb Böhmens ein sehr ansehnliches und nationalbewußtes Kontingent stellen, und daß sich die deutschen Städte Böhmens fortgesetzt durch den aus dem slavischen Kleingewerbestande nach den anderen Ständen hin sich vollziehenden Auftrieb national bedroht fühlen.

Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung der kommerziellen Schulen zu. Das Prager Handelsgremium erhält seit 1856 eine dreiklassige Handelsakademie. Sie wurde (1900) von 435 Hörern besucht und von 23 Lehrern geleitet. An diese schließen sich als wohl gleichwertige deutsche Anstalten die 3 höheren Handelsschulen zu Aussig (erhalten von Stadt, Land, Gemeinde, Bezirk, Sparkasse, Handelskammer und dem Kaufmännischen Vereine (1900 zusammen von 418 Schülern besucht), Reichenberg (3klassig, vom Staat unterstützt, von 390 Schülern besucht) und zu Pilsen (vom Staat, Land, Bezirk, Stadt, Handelskammer und Sparkasse erhalten, von 254 Schülern besucht). An diesen 3 Anstalten wirkten 45 Lehrer, der Staat subventioniert sie mit 10 600 fl. Der Schülerstand aller 4 vorgenannten Anstalten hat sich in den letzten Jahren wesentlich gehoben (1895/6 wird er mit 756 — darunter 105 Tschechen — angegeben). Den Deutschen Böhmens stehen noch weitere Anstalten zu Gebote: die höhere städtische Handelsschule zu Gablonz, die städtischen Handelsschulen zu Brüx, Budweis, Teplitz und Warnsdorf. An diesen 5 Anstalten wirkten (1900) 46 Lehrer und fanden 841 Schüler Aufnahme. Der Staat subventionierte sie zusammen mit dem Betrage von 15 000 fl., das Land widmet (1900) allen deutschen kaufmännischen Schulen 11 900 fl. Dem-

gegenüber verfügten die Tschechen über eine Handelsakademie in Prag und 6 zum Teil höhere Handelsschulen, alle 7 vom Land ausgiebig unterstützt. Kaufmännische Fortbildungskurse besaßen die Deutschen 1895/6 25 mit schwankender Klassenzahl, die Tschechen 26, zwei galten als gemischtsprachig. Nach Angabe des Landesausschusses, der leider über die Verteilung der Landessubventionen nach Nationalitäten schweigt, zählte man (1898/9) 22 deutsche kaufmännische Fortbildungsschulen für Knaben, 2 solche für Mädchen, wogegen die Tschechen 23 für Knaben, 1 für Mädchen besaßen. Ueberdies waren 2 deutsche und 5 tschechische mit gewerblichen Fortbildungsschulen verbunden.

Ueber ganz Deutsch-Böhmen verteilt ist eine große Anzahl fachlicher gewerblicher Fortbildungsschulen, zumeist nicht eigene selbständige Anstalten, vielfach in den Räumen der Volksschule von Lehrkräften derselben abgehalten. Die zur Verwendung im Gewerbe förderliche Fortbildung ist ihr wesentlicher Zweck. Derlei Anstalten gab es 1897 in Oesterreich 750, von denen 306, also 40.8 %, auf Gesamtböhmen entfielen. Von ihren 84 135 Zöglingen in Oesterreich kommen 35 102 auf Gesamtböhmen. Faßt man alle dem gewerblichen Unterricht Böhmens gewidmeten Schulen von der höheren Staatsgewerbeschule bis zur letzten Fortbildungsschule zusammen, so ergiebt sich, daß die Deutschen mit einem Drittel, die Tschechen mit 2 Drittel an diesem Unterricht Anteil haben (1897 15 193 deutsche und 31 743 tschechische Schüler) und daß die deutschen Schüler Böhmens sich beiläufig mit ¼ an dem deutschen Schülerstande Oesterreichs (55 280 deutsche Schüler Oesterreichs, darunter 15 193 deutsche Schüler Böhmens) beteiligen. Die Statistik von 1895/6 weist den Deutschen Böhmens 115 deutsche und einige gemischtsprachige Anstalten zu. Die Zahl ist seither gestiegen. Der Landesausschuß rechnet 1898/9 deutsche Schulen für Knaben 118, für Mädchen 4, verbunden mit kaufm. Schulen 2 für Knaben. Die Tschechen besaßen dagegen 197 Schulen und 6 in Verbindung mit kaufm. Schulen. Im September 1897 wurde der gewerbliche Fortbildungsunterricht von 88 deutschen Volksschulen aus besorgt. Als Fortbildungsschulen besonderer Art heben wir die deutschen Schifferschulen zu Tetschen, Tichlowitz und Aussig, 1 Flößerschule, die Fortbildungsschule für Weber

und Wirker in Asch, die Gemeindespitzenklöppelschule zu Gottesgab und den offenen Zeichen- und Modellliersaal am städtischen Gewerbemuseum in Budweis hervor. Von den 380 Fortbildungsschulen Böhmens aller Art wurden vom Lande 333 unterstützt. Die Deutschen hatten hievon (doch liegen nur Nachrichten von 345 Anstalten vor) 470 Klassen oder Abteilungen, die Tschechen 863 Klassen oder Abteilungen. An diesen wirkten 942 deutsche und 1785 tschechische Lehrer. Der Nationalität nach zählte man — obwohl die Statistik des Landesausschusses zu berechtigtem Bedenken Anlaß giebt — 27 936 tschechische und 11 765 deutsche Knaben, 1829 tschechische und 102 deutsche Mädchen. Diese letztere Ziffer ist absolut unrichtig. Der Aufwand der (sich ausweisenden) 134 deutschen Fortbildungsschulen wird mit 196 006 fl., der 212 tschechischen mit 408 029 fl., der Gesamtaufwand mit über 604 000 fl. veranschlagt, wovon 86 190 fl. auf das Land, 81 094 auf die Gemeinden, 44 108 auf die Bezirke, 151 890 fl. auf den Staat, der Rest auf andere Faktoren entfielen. Für 1900 hat das Land einen Kredit von 92 000 fl. für Fortbildungsschulen in Anspruch genommen, wobei aber die Verteilung nach Nationalitäten nicht ersichtlich gemacht wurde.

In der Pflege der land- und forstwirtschaftlichen Anstalten nimmt Böhmen einen sehr ehrenvollen Platz ein. Von den 137 (15 mittleren und 122 niederen) land- und forstwirtschaftlichen Schulen Oesterreichs entfielen (1897) nicht weniger als 55 (5 mittlere und 50 niedere) auf Böhmen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß das tschechische Böhmen ebenso wie auf dem Gebiete des Handwerkerschulwesens auch hier dem deutschen Böhmen überlegen ist. Unter den deutschen Anstalten heben wir in erster Linie hervor: die höhere landwirtschaftliche Landeslehranstalt zu Tetschen-Liebwerd, die (seit 1850) Schüler mit reiferer Vorbildung (23 im Jahre 1899) in drei Jahrgängen unterrichtet, und die seit 1895 bestehende höhere Forstlehranstalt zu Weißwasser mit 3 Jahrgängen und (1900) 90 Hörern. Als mittlere Schulen sind zu erwähnen: die landwirtschaftliche Mittelschule zu Kaaden mit 3 Jahrgängen (135 Schülern), die Staats- und Landessubvention genießt, die land- und forstwirtschaftliche Lehranstalt zu Budweis, an der sich seit 1893 eine Flachsbauschule, seit 1894 eine Molkerei- und Haushaltungs-

schule und seit 1899 eine Forstschule befindet. In 2 Jahrgängen wurden 38 Knaben und 18 Mädchen unterrichtet. Die Ackerbauschule zu Eger, seit 1899 durch eine Waldbauschule erweitert, subventioniert vom Lande und dem Verein deutscher Forstleute, mit 2 Jahrgängen (40 Schülern), die Ackerbauschule zu B.-Leipa erhalten aus Staats- und Landesmitteln (28 Schüler), die Ackerbau-, Obst- und Weinbauschule zu Leitmeritz mit 2 Jahrgängen und mit Staats-, Landes-, Bezirks- und städt. Subvention (25 Schülern), die Acker- und Flachsbauschule zu Trautenau mit 2 Jahrgängen (26 Schülern). Außerdem existieren noch eine Anzahl landwirtschaftlicher Winterschulen: mit 2 Jahrgängen zu Friedland, Kaaden, Reichenberg, Staab, mit 1 Jahrgang zu Saaz und Schluckenau. Hinzu kommt heuer Großdorf bei Braunau. Friedland besitzt auch eine Molkerei- und landwirtschaftliche Haushaltungsschule. Die Tschechen dagegen besitzen in Tabor eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, 2 land- und forstwirtschaftliche Mittelschulen, 10 Ackerbauschulen, darunter eine Wiesenbauschule zu Hohenmauth, eine Weinbauschule zu Melnik, 20 vom Lande subventionierte Winterschulen, 3 Haushaltungs- und Molkereischulen. Hinzu muß noch Troja (bei Prag), pomologisches Landesinstitut, gezählt werden mit 2 Jahrgängen und 36 Schülern, welches als „gemischtsprachig" gilt. Ueber den Anteil des Landes orientieren folgende Ziffern: Die Subventionen 1897/8 betrugen für alle Anstalten 209 287 fl., hiervon entfielen auf die deutschen 76 870 fl. Alle Schulen sollen von 493 Deutschen und 1387 Tschechen besucht worden sein. Außerdem gab es Ende 1897/8 100 landwirtschaftliche Fortbildungsschulen: 39 deutsche und 61 tschechische.

In Dux befindet sich eine deutsche niedere Bergschule für das nordwestliche Böhmen mit 2 Jahrgängen. An der einzigen Hebammenschule des Landes befindet sich neben 2 tschechischen ein deutscher (Mai — September) von 52 Schülerinnen besuchter Kurs. Ziffermäßig schwer feststellbar sind die Leistungen der Deutsch-Böhmen zur Pflege der Musik, der modernen Sprachen, des Schwimmens, Turnens, Reitens und Fechtens. Die Landes-Fecht-, Reit-, Turn- und Tanzschule in Prag mit dem Aufwand von 5786½ fl. (1900) gehört wohl nur den Tschechen. Asch unter-

hält eine städtische Musikschule, derlei private Anstalten befinden sich in größerer Zahl zu Aussig, B. Leipa, Braunau, Brüx, Dux, Budweis, Eger, Prag, Pilsen, Gablonz ꝛc. Geistliche Knabenseminare besitzen die Bistümer zu Leitmeritz und Prag und die deutschen Jesuiten in Mariaschein. Auch die gräflich Straka'sche Akademiestiftung in Prag nimmt deutsche Knaben auf. Städtische Studentenheime wurden in Prachatitz und Krummau errichtet.

Die wachsende Frauenrechtsbewegung ist auch nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung des Unterrichtes für das weibliche Geschlecht Deutsch-Böhmens geblieben. In zahlreichen Städten giebt es private und öffentliche Mädchenfortbildungsschulen. Aussig unterhält eine höhere städtische Töchterschule. Daneben existieren Schulen für Handarbeiten und weibliche Schneiderei. Deutsche Mädchen werden in der Musik, der dramatischen Kunst und den Handelsfächern unterrichtet. Die Lehranstalt des deutschen Frauen-Erwerbvereins zu Prag besteht neben einem Pensionat aus einem Handelskurse, einem Lehrkurs für Kindergärtnerinnen und aus Arbeitsschulen, die sämtlich von 312 Mädchen besucht wurden. Das deutsche Mädchenlyceum in Prag im Range einer Mittelschule hat 1898 den 1. Jahrgang eines weiblichen Gymnasiums eröffnet und genießt eine staatliche Subvention von 8000 fl. und eine Landessubvention von 2000 fl.

Schließlich ist auch der Universitätsausdehnungsbewegung Erwähnung zu thun. Die deutsche Universität in Prag hält in Deutsch-Böhmen zahlreiche und gut besuchte volkstümliche Universitätsvorträge ab, welche der Staat mit einer Jahressumme von 3000 fl. unterstützt.

Wir wenden uns nun dem wichtigen Abschnitt des deutschen Volksschulwesens in Böhmen zu. Die Einrichtung und der Bestand der westösterreichischen und daher auch der deutsch-böhmischen Volksschulen wird von Reichs wegen durch die Gesetze vom 14. Mai 1869 und vom 2. Mai 1883, dann durch die vom Ministerium für Kultus und Unterricht vom 20. August 1870 erlassene Schul- und Unterrichtsordnung, von Landes wegen durch das Schulaufsichtsgesetz für Böhmen vom 24. Februar 1873 (in einzelnen Bestimmungen durch das Landesgesetz vom 24. Juni 1890 abgeändert) und das Landesgesetz vom 19. Februar 1870,

wirksam für Böhmen, bestimmt. Die wesentlichsten Grundsätze sind: 8jährige Schulpflicht nach zurückgelegtem 6. Lebensjahr mit dem Zugeständnisse von Erleichterungen in den letzten zwei Schuljahren von Fall zu Fall, strenge Sonderung der Volksschulen in öffentliche (vom Staat, Land oder Ortsgemeinde ganz oder teilweise erhaltene) und private. Die Pflicht, überall da, wo sich im Umkreise einer Stunde und nach einem fünfjährigen Durchschnitte mehr als 40 schulpflichtige Kinder vorfinden, welche eine über 4 Kilometer entfernte Schule besuchen müssen, eine Volksschule zu errichten, die Bestellung einer neuen Lehrkraft und Klasse für je nach 3jährigem Durchschnitt zu ermittelnde 80 schulpflichtige Kinder, wobei die Landesgesetzgebung diese Ziffer herabsetzen kann. Einteilung des Landes in Schulbezirke, die mit dem Umfang der politischen Bezirke zusammenfallen, wobei die Schulen einer Sprache von denen der anderen bezirksweise zu trennen sind, Bildung von Schulgemeinden, die eine oder mehrere Ortsgemeinden oder auch verschiedene Teile von Ortsgemeinden umfassen. Eine genau geregelte Schulaufsicht, die im Land durch den Landesschulrat, im Schulbezirk durch den Bezirksschulrat, in der Schulgemeinde durch den Ortsschulrat, von diesem allerdings mit wesentlich eingeschränkter Kompetenz, ausgeübt wird. Von dem mit 6jähriger Funktionsdauer bestellten Landesschulrat, dessen Mitglieder zum Teil vom Kaiser ernannt werden und dem die Mittelschulen des Landes unmittelbar unterstehen, haben wir bereits gesprochen. Der Bezirksschulrat wird ebenfalls auf 6 Jahre bestellt und besteht aus dem Vorsteher der politischen Bezirksbehörde (Bezirkshauptmann) und dessen Stellvertreter, aus Vertretern der namhafteren Religionsgesellschaften des Bezirkes, aus 2 Fachmännern des Lehramtes und aus mindestens 4 Vertretern der Gemeinden des Schulbezirkes. Städte mit eigenem Statut (in Böhmen das gemischtsprachige Prag, das deutsche Reichenberg und das tschechische Königgrätz) bilden eigene Schulbezirke, besorgen die Verwaltung des öffentlichen Schulwesens durch die Gemeindevertretung und ihre Exekutivorgane und bestellen ihren Bürgermeister oder dessen Stellvertreter zum Vorsitzenden des Bezirksschulrates. Darnach giebt es also in Böhmen (deutsche und tschechische) Landschulbezirke und 3 Stadtschulbezirke. Der auf 3 Jahre bestellte Ortsschulrat besteht aus

dem Vertreter der Religionsgesellschaften (Ortsseelsorger, eventuell Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde), der Schule (dem rangältesten Schulleiter), dem Gemeindevorsteher und mindestens 2, höchstens 6 Abgeordneten der Gemeindevertretung.

Die Pflicht der Erhaltung der Volksschulen ist in Böhmen in nachfolgender Weise geregelt: Der Schulgemeinde fallen die Lasten bei Errichtung des Schulhauses zu. Alle zu einem Schulsprengel, als dem Territorium der öffentlichen Schule, vereinigten Gemeindegebiete haben die Kosten für den Schulbau durch Umlage auf ihre Steuerpflicht hereinzubringen. Sonst fällt der Schulgemeinde die Miete, Beheizung, Beleuchtung und Reinigung der Schulräume, die Beschaffung der Wohnung für den Schulleiter, die Erhaltung von Schulgärten und Turnplätzen, die Anschaffung und Erhaltung der Schuleinrichtung sowie der zum Unterricht erforderlichen Verbrauchsgegenstände zur Last. Doch können armen Schulgemeinden zu den oft recht kostspieligen Schulbauten Beihilfen bis zur Höhe von 20 000 fl. vom Lande gewährt werden. Dem Schulbezirk obliegen die Bestreitung der Bezüge des Lehrpersonals des Bezirkes, die Auslagen für Lehrmittel, die Dotation der Bezirkslehrer- wie der Schulbibliotheken, die Kosten für die Bezirkslehrer- und Landes-Konferenzen. Dafür fließt das noch in Böhmen übliche Schulgeld (von 6 fl. 24 kr., 5 fl. 20, 3 fl. 12, 2 fl. 8 kr. jährlich pro Kind, je nach der Klasse des Schulortes), oder das an dessen Stelle mit der Schulgemeinde vereinbarte Schulgeldpauschale in die Bezirksschulkasse, die zur weiteren Stärkung auf eine Bezirksumlage bis zu 10 % der Gesamtleistung an direkten Steuern samt Staatszuschlägen angewiesen ist. Reicht diese Umlage zur Deckung der Kosten nicht hin — was in Böhmen durchgängig der Fall ist — so hat das Land das Fehlende an die Bezirke zuzuschießen, wofür der Staat seinerzeit als allerdings wenig zureichende Entschädigung die bis zur Aera der Reichsvolksschulgesetzgebung getrennt geführten Normalschulfonds an die Länder überwiesen hat. Das Reichsvolksschulgesetz legt in sehr eingehender Weise das durch die Volksschule zu erreichende Ziel fest. Gegen säumigen Schulbesuch wird mit Schulstrafen (Geld und selbst Einschließung) vorgegangen. Die Ausgestaltung der Volksschule über 5 Klassen findet in der Regel nicht statt. Doch giebt es auch sechs- und selbst mehrklassige

Volksschulen. In allen Fällen müssen die 8 Jahrgänge auf die bestehenden Klassen der Schule sinngemäß aufgeteilt werden. In vielen größeren Orten schließt sich an die 5klassige Volksschule die 3klassige Bürgerschule, so daß je ein Jahrgang in einer Klasse Platz nimmt. Am schwierigsten und wohl auch am aufreibendsten gestaltet sich die sinngemäße Beschäftigung von 8 Jahrgängen in dem einen Schulzimmer der einklassigen Volksschule.

Das böhmische Landesgesetz vom Jahre 1870 schreibt im § 5 kategorisch den Bestand von mindestens einer Bürgerschule in jedem Schulbezirk vor. Durch das Reichsgesetz ist der Bürgerschule als Lehrziel eine über die allgemeine Volksschule hinausreichende Bildung namentlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirte und Gewerbetreibenden, die Vorbereitung für Lehrerbildungsanstalten und bestimmte Fachschulen zugewiesen. Hier greift schon beim Unterricht durch Scheidung der sprachlich-geschichtlichen von den naturgeschichtlich-mathematischen Wissensgruppen das Fachlehrersystem ein. Schulzeitschriften, Lehrerbibliotheken, periodische Konferenzen, eine hiervon jährlich im Bezirk, eine nach 6 Jahren im Lande, und Fortbildungskurse sind im Gesetze für die Fortbildung der Lehrer vorgesehen. Der Bezirksschulrat als kaiserliche Behörde führt fast ausnahmslos die unmittelbare Ueberwachung der Schulen, die er durch den Bezirksschulinspektor, einen meist dem Mittel- oder Volksschulamte entnommenen Schulmann mit beschränkter Funktionsdauer, ausüben läßt. Mit der Kontrolle über die Amtsführung der Bezirksinspektoren sind die am Sitze der Landesregierung verwendeten und als solche bleibend angestellten Landesschulinspektoren betraut.

Als verantwortliche Leiter können nur solche Lehrpersonen bestellt werden, welche auch die Befähigung zum Religionsunterricht jenes Glaubensbekenntnisses nachweisen, welchem die Mehrzahl der Schüler der betreffenden Schule nach 5jährigem Durchschnitt angehört.

Das Landesgesetz vom 13. Mai 1894 setzt das Grundgehalt der Bürgerschullehrer in 4 Klassen (nach der Einwohnerzahl der Schulorte) mit 700, 800, 850 und 900 fl., das der Volksschullehrer in 5 solchen Klassen mit 500, 550, 600, 700 und 800, mit 6 Gehalterhöhungen von 5 zu 5 Jahren

und zwar bei den Bürgerschullehrern dreimal zu je 80 fl. und dreimal zu je 100 fl., bei den Volksschullehrern dreimal zu je 50 fl. und dreimal zu je 100 fl. fest. Ueberdies für die Schulleiter Funktionszulagen, Naturalwohnung oder Quartiergeld. Definitive Unterlehrer beziehen an Gehalt 400, 500 und 550 fl. (in Klassen nach der Einwohnerzahl) mit Gehaltserhöhungen von je 50 fl. nach 5 Jahren, provisorische Unterlehrer eine Remuneration von 360 fl. ohne Unterschied der Gehaltsklasse des Ortes. Das Grundgehalt der Lehrerinnen und Unterlehrerinnen ist dasselbe, doch beschränken sich die Gehaltserhöhungen an Bürgerschulen auf 6 zu 80 fl., an den Volksschulen auf 6 zu 50 fl.

In keinem der österreichischen Kronländer ließ sich die Scheidung der das Land bewohnenden Nationen dank einer hiefür sehr günstigen topographischen Anordnung leichter als in Böhmen durchführen. Stärkere Durchmischungen des einen Sprachgebietes durch Angehörige des anderen kommen verhältnismäßig weniger vor. Daraus ergiebt sich, daß der überwiegendste Teil der Schulen der einen Sprache auf dem der betreffenden Nation zukommenden Boden liegt, nur sehr wenige Schulen sich in der Diaspora befinden, daß die Zahl der sprachlich gemischten Orte verhältnismäßig klein ist und daß der Uebergang von einem Volke zum anderen an der Sprachgrenze fast unvermittelt von Dorfschaft zu Dorfschaft erfolgt. Freilich fehlt es nicht an Stellen mit allmählichem sprachlichen Uebergang. Das ist der Kampfesboden für die verschiedenen nationalen Schutzvereine auf beiden Seiten, hier setzt der deutsche Schulverein auf der einen, die matice skolska (der tschechische Schulverein) auf der anderen Seite ein, hier fällt schließlich die Entscheidung und der Gewinn zu Gunsten des national rührigeren Kämpfers. Da giebt es so manches deutsche Schulhaus im verlassenen Dorfe, dessen Flur eine bescheidene Steintafel ziert mit den Dankesworten: „Dieses deutsche Schulhaus wurde mit Unterstützung unserer Stammesbrüder vom Rhein, von der Elbe, von der Isar, vom Ostseestrand ꝛc. im Jahre X errichtet."

Die Vorbildung der Lehrerschaft erfolgt in vierklassigen, mit Uebungsvolksschulen verbundenen Lehrerbildungsanstalten, welche ihre Zöglinge mit dem Reifezeugnis ent-

lassen, das zur provisorischen Versehung des Schuldienstes berechtigt. Nach zweijähriger Verwendung an öffentlichen Schulen können die Lehrer die Lehrbefähigungsprüfung ablegen, und als definitive Unterlehrer, Lehrer, Schulleiter (an einklassigen Schulen) und Oberlehrer (Leiter an mehrklassigen Schulen) den definitiven Schuldienst versehen. Die Leiter der Bürgerschulen werden als Direktoren bestellt. Die Deutschen besitzen in Böhmen 8 staatliche Lehrerbildungsanstalten zu Budweis (gegründet 1791), Eger, Komotau, Leitmeritz, Mies, Prag (gegründet 1775), Reichenberg und Trautenau. An ihnen wirkten (1900) 108 Lehrkräfte und wurden 1088 Kandidaten unterrichtet. Ferner drei Lehrerinnenbildungsanstalten: Die von einem Frauenverein mitsamt der Stadt 1892 gegründete private zu Budweis, die geistliche Privatanstalt der Schwestern vom heil. Kreuze zu Eger und die staatliche Anstalt zu Prag. Diese 3 Anstalten zählten (1900) 77 Lehrkräfte und 526 Kandidatinnen. Die Tschechen besaßen (1900) 9 (8 staatliche und 1 private) Lehrerbildungsanstalten und 4 (darunter 3 private) Lehrerinnenbildungsanstalten, insgesamt von 1984 Kandidaten und Kandidatinnen besucht. Der Anteil Böhmens an der Leistung Westösterreichs für die Lehrerbildung beträgt 29.6 % (81 Anstalten in Westösterreich, darunter 24 in Böhmen), der Anteil Deutsch-Böhmens an der reindeutschen Leistung Westösterreichs für die Lehrerbildung 25.6 % (43 reindeutsche Anstalten Westösterreichs, darunter 11 in Deutsch-Böhmen).

Für das deutsche Volksschulwesen kommen in erster Linie die 48 deutschen Landschulbezirke und von den 3 Stadtschulbezirken der deutsche zu Prag und der zu Reichenberg (Stadt) in Betracht. Ihnen standen 61 tschechische Landschulbezirke und die tschechischen Stadtschulbezirke Prag und Königgrätz gegenüber. Bezüglich der Intensität der Schulpflege wichen die deutschen Landschulbezirke wesentlich voneinander ab. So wiesen (1897) die hochentwickelten industriellen Bezirke Tetschen 271, Aussig 236, Falkenau 227, Leipa 216, Reichenberg (Land) 206 und Gablonz 202 Volksschulklassen auf. Diese Ziffer sank bei den deutschen Schulbezirken Taus auf 34, Kralowitz und Policka auf je 24 herab. Tetschen präliminiert den Aufwand (1899) mit 229 194 fl. Schulgeld, Bezirksumlage und sonstige Einkünfte mit

zusammen 70,269 fl. reichen durchaus zur Deckung nicht hin. In den 2 letzten Jahren ist das Präliminare um 16 244 fl. gestiegen. Aussig mit 198 984 fl., B. Leipa mit 190 013 fl., Falkenau mit 192 905, Reichenberg (Land) mit 185 303 fl., dagegen Taus mit 24 923, Kralowitz mit 20 934, Policka mit 18 523 fl. Der Aufwand für das deutsche Schulwesen in Prag wurde (1897) bei 56 Klassen mit 125 270 fl. veranschlagt. Im Durchschnitt stellt sich der Aufwand für eine Schulklasse auf 7—800 fl. In den deutschen Landschulbezirken gab es (1898) 92 deutsche Bürgerschulen mit 525 Klassen und zwar: 60 Doppelbürgerschulen (für Knaben und Mädchen) und 32 einfache Bürgerschulen (teils für Knaben, teils für Mädchen), in den 2 Stadtschulbezirken 2 deutsche Bürgerschulen mit 25 Klassen, und, da dies Doppelbürgerschulen sind, eigentlich 4 Bürgerschulen. Das geschlossene deutsche Gebiet weist also 94 (bezw. 156) deutsche Bürgerschulen auf.

Allgemeine deutsche Volksschulen gab es (1898) in den deutschen Landschulbezirken 2194 mit 5699 Klassen, in den Stadtschulbezirken 18 mit 97 Klassen, zusammen also 2212 allgemeine Volksschulen. Der Gesamtstand aller Schulen war daher 2306 (bezw. 2368) mit 6249 Klassen. Dazu kommen noch die deutschen Schulen in der Diaspora Böhmens, d. h. in den tschechischen Landschulbezirken und zwar 4 (mit 1 Doppelschule d. h. 5) Bürgerschulen mit 19 Klassen und 29 Volksschulen mit 108 Klassen. Es befanden sich daher in ganz Böhmen 98 (bezw. 161) deutsche Bürgerschulen mit 569 Klassen und 2241 allgemeine deutsche Volksschulen mit 5904 Klassen, überhaupt 2339 (bezw. 2402) öffentliche deutsche Schulen mit 6473 Klassen.

Die deutschen Bürgerschulen Böhmens wurden (1898) von 13 423 Knaben und 10 319 Mädchen, zusammen von 23 742 Kindern, die deutschen Volksschulen von 344 380 Kindern besucht. Sind die Angaben des böhmischen Landesausschusses verläßlich, so beweist die angeführte Thatsache, daß sich in den deutschen Volksschulen 18 867 tschechische Schüler befanden, doch nur, daß das Bedürfnis nach Erlernung der deutschen Sprache trotz der mächtig erstarkten slavischen Bewegung ein sehr dringliches ist. Umgekehrt ist dies nicht der Fall, wofür die Thatsache spricht, daß sich unter den 588 150 Kindern der

öffentlichen tschechischen Volksschulen nur 3405 deutsche Kinder befanden.

Den Deutschen standen überdies noch 42 *private deutsche Schulen* in den deutschen Landschulbezirken, 16 in den Stadtschulbezirken und 82 in den tschechischen Landschulbezirken, zusammen 140 private Volksschulen zu Gebote. Eine ganz eigene Art von Schulen sind die 59 israelitischen von den Kultusgemeinden auf tschechischem Boden erhaltenen deutschen Privatschulen. Sie sind überwiegend einklassig und von kaum mehr als 10—15 Kindern besucht.

Nichts wäre dünkelhafter, aber auch für die richtige Einsicht in die uns drohende nationale Gefahr bedenklicher, als geringschätziges Herabblicken auf das *tschechische Volksschulwesen*. Der Tscheche weiß den Wert einer gut organisierten und im letzten Dorfe wirkenden Schule sehr wohl zu schätzen. Dafür sprechen die 2611 tschechischen Schulgemeinden des Landes, denen nur 1910 deutsche gegenüberstehen. In den 61 tschechischen Landschulbezirken besaß der Slave 127 (eigentlich 201) Bürgerschulen und 2815 Volksschulen mit zusammen 9525 Klassen, in den deutschen Landschulbezirken 2 (eigentlich 3) slavische Bürgerschulen und 30 slavische Volksschulen mit zusammen 116 Klassen, in den 3 Stadtschulbezirken 8 (eigentlich 15) slavische Bürgerschulen und 41 slavische Volksschulen mit zusammen 334 Klassen. Das öffentliche tschechische Volksschulwesen umfaßt daher 135 (eigentlich 219) tschechische Bürgerschulen und 2886 tschechische Volksschulen, d. h. zusammen 3023 (eigentlich 3105) tschechische niedere Schulen mit 9975 Klassen. Interessant ist die Thatsache, daß das Hinübergreifen des einen Volkes auf das Sprachgebiet des anderen beiderseits in nahezu gleicher Stärke erfolgte: den 2 (3) (die Klammerziffer zeigt die Zahl der einfachen, teils Knaben- teils Mädchen-Bürgerschulen an) tschechischen Bürgerschulen mit 8 Klassen auf deutschem Landgebiete stehen 4 (5) deutsche Bürgerschulen mit 19 Klassen, den 30 tschechischen Volksschulen mit 108 Klassen auf deutschem Landgebiete 29 deutsche Volksschulen mit 108 Klassen auf tschechischem Landgebiete gegenüber. Im Stadtschulbezirk von Prag bestehen 1 (2) deutsche Bürgerschulen mit 9 Klassen und 8 deutsche Volksschulen mit 47 Klassen gegen 38 tschechische Volksschulen mit

249 Klassen. Das deutsche Reichenberg hat eine 4klassige öffentliche tschechische Volksschule gegenüber 10 deutschen Volksschulen mit 50 Klassen zu erhalten. Das slavische Königgrätz besitzt ein reinslavisches Schulwesen. Die Tschechen besaßen (1898) überdies 115 tschechische Privatschulen (25 weniger als die Deutschen und trotzdem mit 12 642 Kindern den deutschen Privatschulen um 767 Kinder überlegen), von denen 65 in den tschechischen Landschulbezirken, 45 in den deutschen Landschulbezirken und 5 in den Stadtschulbezirken lagen. Als Beweis für die strenge Scheidung der Schule in sprachlicher Beziehung erwähnen wir, daß öffentliche utraquistische Schulen gar nicht, private nur 3 (davon 2 in Stadtschulbezirken) existierten. Dies schließt allerdings nicht aus, daß die Bestellung deutscher Katecheten an deutschen Schulen bei dem Mangel deutscher Seelsorger sich immer schwieriger gestaltet, daher vielfach slavische, das Deutsche kaum radebrechende, Religionslehrer an deutschen Schulen in Verwendung kamen. Verfügten doch die 4 theologischen Lehranstalten Böhmens (zu Budweis, Königgrätz, Leitmeritz und Prag) 1896/7 über 98 deutsche neben 241 tschechischen Alumnen.

Zweifellos brachte das Land Böhmen für seine 5362 (5507) Volks- und Bürgerschulen mit 16 448 Klassen schwere materielle Opfer. 1899 war ein Gesamtstand von 22 916 Lehrern zu versorgen. Für beide Landschulbezirke — die Stadtschulbezirke kommen nicht in Betracht — wurde für 1900 das Erfordernis mit 14 219 201 fl. veranschlagt. Hievon entfallen auf die tschechischen Bezirke 8 568 755 fl., auf die deutschen 5 650 446 fl. Da sämtliche Bezirke nur 4 174 096 fl. aufzubringen vermochten, so ergab sich ein Fehlbetrag von 10 045 105 fl., zu dessen Deckung das Land als Erfordernisbeitrag 10 080 000 fl. beanspruchte. Zweifellos wird die inzwischen geplante Erhöhung der Lehrergehalte eine weitere Steigerung nach sich ziehen, weshalb der Landesausschuß die Erhöhung der Bezirksschulumlagen auf 12 % in Antrag brachte. Nun wäre zu erwarten, daß der Größe des Anspruches auch die Höhe der Gegenleistung entspricht. Allein dies ist nicht der Fall. Der Umstand, daß die Deutschen relativ mehr leisten, mag zum Teil durch größere Säumigkeit bei der Schulgeldzahlung auf slavischer und durch die größere, durch

Wohlhabenheit und industrielle Thätigkeit begründete Steuerkraft auf deutscher Seite sich erklären lassen. Die Deutschen zahlten an Schulgeld und sonstigen geringfügigen Eingängen 659 552 fl., die Tschechen — bei einem Mehrstand von 243 770 Volksschülern (1898) gegenüber den Deutschen — nur 967 134 fl. Bei den Deutschen sind die Bezirksumlagen mit 1 080 451 fl., bei den Tschechen mit einem weitaus größeren Territorium (61 gegenüber 48 Schulbezirken) nur mit 1 466 959 fl. veranschlagt, d. h. die Deutschen steuerten 1 740 003 fl., die Tschechen dagegen 2 434 093 fl. für die Volksschule bei. Hiezu kommen weitere Landeslasten: Eine Pauschalentschädigung der Stadtschulbezirke für aufgehobenes Schulgeld mit 59 564 fl., wovon dem reindeutschen Stadtbezirk Reichenberg 9807 fl. zu gute kommen. Der Beitrag zum Lehrerpensionsfond mit 938 000 fl., wovon den Deutschen ca. 400000 fl. zugerechnet werden können. Unterstützungen der Lehrer mit 11 000 fl., hievon an deutsche Lehrer ca. 4000 fl. Schulbausubventionen im Gesamtbetrag von 150 000 fl., hievon wurden in den Jahren 1898—1900 188 800 fl. für tschechische und 92 800 fl. für deutsche Schulen (im Jahre 1899 128 700 fl., für tschechische Schulen 78 700, für deutsche Schulen 50 000 fl. für 3 Jahre) verteilt. Aus der jährlichen Subvention für evangelische Privatschulen von 20 000 fl. erhielten 1899 11 deutsche Schulen (A. C.) 1890 fl., dagegen 48 tschechische (8 A. C. und 40 H. C.) 18 110 fl. Endlich subventioniert das Land Privatschulen, die durch ihren Bestand die Kosten der Pflichtschulen verringern — eine zu Gunsten des tschechischen Schulvereins (matice skolska) gemachten Bewilligung — mit jährlich 25 000 fl. Wie hiebei gemessen wird, ergiebt folgende Thatsache: 1899 erhielten 36 tschechische Privatschulen — darunter 31 Matice-Schulen — 17 730 fl., dagegen 23 deutsche — darunter 5 des deutschen Schulvereins — nur 7270 fl. Pilsens deutsche Schule ging laut Landesausschußbericht deshalb leer aus, weil dort neben 162 deutschen 7 tschechische Kinder saßen! Die Unterstützungen des Prager Instituts für verwahrloste Mädchen und für die zwei Erziehungsanstalten zu Lieben und Kgl. Weinberge (bei Prag) mit 13 000 fl. kommen nur tschechischen Schöpfungen zu gute.

Schwer ist es, bei dem Mangel verläßlicher Ziffern über die

jährlichen gesetzlichen und freiwilligen Leistungen der Gemeinden, über die einmaligen mit dem Bau und der Erweiterung des Schulhauses verbundenen Kosten — vereinzelt kommt selbst eine 3000 %ige Jahresumlage auf die Gemeindesteuer vor — u. s. w. den Gesamtaufwand der Deutschen für ihr Volksschulwesen festzustellen. Doch wird man aus den angeführten Ziffern schon zu einem annähernd richtigen Bild gelangen können.

Noch haben wir der deutschen Kindergärten Erwähnung zu thun. Eine gesetzliche Pflicht zur Errichtung und Erhaltung derselben besteht nicht, doch macht Böhmen von diesem segensreichen Institute einen rühmlichen Gebrauch. Die Deutschen besaßen 1897 in den deutschen Landschulbezirken 88, in den Stadtschulbezirken 8 und in den tschechischen Landschulbezirken 16 (zumeist vom Deutschen Schulverein erhaltene) private, zusammen 112 private Kindergärten, ferner in den deutschen Landschulbezirken 61, in dem Stadtschulbezirke Reichenberg 5 und in den tschechischen Landesbezirken 3 öffentliche, zusammen 69 öffentliche, d. h. überhaupt 181 deutsche Kindergärten, denen sich noch 4 Kinderbewahranstalten anschließen. Eine Ziffer über den Stand der tschechischen Kindergärten liegt uns nicht vor. Doch scheint die Schöpfung Fröbels mehr der deutschen Geistesrichtung zu entsprechen. Wenigstens giebt die amtliche Statistik für 1895/6 die Zahl der Kindergärten ohne sprachliche Trennung in Böhmen mit 215 (von 654 in Westösterreich) an, wonach also nur eine geringe Zahl auf tschechische Kindergärten entfallen kann. Dagegen scheint die Kinderbewahranstalt ein bei den Slaven beliebteres Wohlfahrtsinstitut zu sein. Denn die Statistik giebt deren in Böhmen ohne sprachliche Scheidung 102 an.

Erwähnen wir schließlich, daß der weibliche Handarbeits-Unterricht ausgiebig gepflegt wird — in den deutschen Landschulbezirken zählte man (1899) 62 Industriallehrerinnen an Bürgerschulen und 2084 an allgemeinen Volksschulen —, daß Böhmens Schulen 1895/6 über 4273 Schulgärten (1/3 von ganz Westösterreich), 5226 Schulbibliotheken und 110 Bezirksbibliotheken verfügten, daß im letzten Jahre die Beaufsichtigung der deutschen Schulen und Kindergärten Böhmens von 34 Bezirks- und 3 Landesschul-

inspektoren besorgt wurde, so glauben wir damit ein erschöpfendes Bild über den Stand des unteren deutsch-böhmischen Schulwesens geliefert zu haben.

Eine unbefangene Würdigung des mittleren und unteren Unterrichtes Deutsch-Böhmens wird billigerweise zugestehen, daß das Schulwesen dieses Landesteiles auf einer relativ hohen Stufe steht, daß das Bestreben nach Fortentwickelung nicht zu verkennen ist und daß sich auch hier ganz anerkennenswerte Erfolge nachweisen lassen. Allein so wie der Fluß in seinem Lauf nicht stille steht, so rastet die Menschheit nicht auf dem Pfade der Entwickelung. Dieser Satz gilt für die Deutsch-Böhmen als warnender Ansporn angesichts der unleugbaren Rührigkeit des slavischen Nachbarn. Wer die Kraft der slavischen Bewegung in Böhmen unterschätzt und wer da meint, die Dinge würden sich dank der ererbten Ueberlegenheit deutschen Wesens über kurz oder lang unschwer ins alte Geleise bringen lassen, der schädigt bewußt oder unbewußt die Sache der Deutschen in Böhmen.

Im Jahre 1878 klagte der slavische Abgeordnete Tschelakovsky über stiefmütterliche Behandlung des slavischen Unterrichtes im Lande. „Wir haben" — sagte er — „neben 18 „böhmischen" (soll heißen tschechischen) 24 deutsche vollständige Bürgerschulen, die Gesamtzahl der Bürgerschulen ist 56 „böhmische" und 57 deutsche, jede der beiden Nationen hat je 6 Staatspädagogien (Lehrerbildungsanstalten). Die Bezüge der deutschen Industriallehrerinnen betragen 153 000 fl., die der „böhmischen" bloß 90 000 fl. Die Landesdotation für „böhmische" Schulbezirke beträgt 1879 1.285.000 fl., die für die Deutschen 1.497.000 fl." Wie hat sich nach unserer Darstellung trotz aller Arbeit der Deutschen seitdem das Bild zu Gunsten der Slaven im Lande verändert! Und man täusche sich nicht, die Slaven werden auch weiter rüstig nach vorwärts streben.

Da helfen keine müßigen Klagen, keine Politik des Kopfhängens, da gilt es, mit voller Arbeitskraft einzusetzen. Wer da nicht will, daß auch Deutsch-Böhmen „ein Land voll deutscher Leichensteine" werde, der greife rüstig zu. Auch auf dem Gebiete des Schulwesens muß für jeden Deutschen das heilsame Rezept gelten: „Ich bin, ich will, ich setze mich durch!"

Deutsche Industrie in Böhmen.

Von

Prof. Dr. Josef Grunzel.

Ein rühmliches Stück deutscher Arbeit in Böhmen verkörpert sich in der Industrie. Wenn heute Böhmen das gewerbereichste Kronland der österreichisch-ungarischen Monarchie und eines der bedeutendsten Industriegebiete auf dem europäischen Kontinente darstellt, so verdankt es diese hohe geistige und materielle Kulturstufe in erster Linie dem deutschen Volksstamme in Böhmen, der in guten wie in bösen Tagen bemüht war, die Produktivkräfte des Landes zu wecken und zu entfalten. Die zahlreichen politischen und wirtschaftlichen Krisen, welche Mißgeschick und Unverstand für Oesterreich heraufbeschworen, wären nie so rasch, vielleicht überhaupt nicht überwunden worden, wenn das gewerbereiche Böhmen dem Staate nicht die Mittel zu seiner Wiederaufrichtung geboten hätte. Selbst in ruhiger Zeit ist Böhmen die allezeit offene und unerschöpfte Schatzkammer, aus welcher die Kosten gedeckt werden für die Verwaltung der passiven Provinzen im Osten und Süden der Monarchie, aus welcher zum beträchtlichen Teil der Aufwand bestritten wird für die Großmachtstellung des Reiches. Die ergiebigste Quelle dieses Wohlstandes der Bevölkerung in Böhmen ist aber nicht der Ackerbau, dem die Natur in der anbaufähigen Bodenfläche eine feste Grenze vorgeschrieben hat, sondern der Gewerbefleiß, welcher unabhängig von der Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Landes und unbekümmert um Regen und Sonnenschein überall blüht, wo tüchtige Menschen ihre Existenz in der Arbeit suchen.

Daß Gewerbe und Industrie in Böhmen deutschen Ursprunges sind und auch gegenwärtig zum weitaus größten Teil in deutschen Händen ruhen, kann als unbestrittene Thatsache gelten. Die Deutschen bewohnen bekanntlich einen 10 bis 50 km breiten Rand des Landes; es ist nun interessant, daß die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen so ziemlich auch jene Linie

bildet, welche die wichtigsten Industriecentren von dem mittleren Flachland scheidet. Der Slave ist von Natur aus Ackerbauer, der die weite und fruchtbare Ebene zur Ansiedelung vorzieht; die Grenzgebirge mit dem felsigen Boden und rauhen Klima boten nur für eine gewerbliche Thätigkeit genügenden Raum, sie wurden deshalb die Domäne der Deutschen. Gewiß haben sich unter dem ermunternden Beispiel des deutschen Gewerbefleißes auch in rein tschechischen Gegenden erfolgreiche Ansätze zu einer Industrie gezeigt — das Handwerk hat dort seit jeher Pflege gefunden — aber ein bemerkenswerter Unterschied ist trotzdem bestehen geblieben. Die Tschechen haben zumeist in solchen Industrien Hervorragendes geleistet, die mit der landwirtschaftlichen Produktion innig zusammenhängen und deren Fabrikate mehr mit Rücksicht auf das aufgewendete Rohmaterial als mit Rücksicht auf die Kosten der Verarbeitung ihre Preisbewertung erfahren, wie die Müllerei, Zuckerindustrie u. s. w. In den deutschen Gebirgen, wo eigene Rohstoffe weniger zu finden und fremde schwerer zu beschaffen sind, konzentrierte sich die gewerbliche Thätigkeit hauptsächlich auf solche Erwerbszweige, bei denen die Kosten der Verarbeitung den Wert des Rohmaterials weit überwiegen; ein deutliches Beispiel hierfür ist die Musikinstrumenten-Erzeugung und die Spitzenklöppelei des Erzgebirges, welche daselbst nach dem Verfalle des Bergbaues in Aufnahme kamen.

Böhmen nimmt mit seiner hohen gewerblichen Entwickelung unter den verschiedenen „Königreichen und Ländern" Oesterreich-Ungarns eine besondere Stellung ein; während es dem Areal nach nur den zwölften Teil der Monarchie bildet, faßt es doch etwa ein Drittel aller Industrial- und Handelsgewerbe. Das Getreidegeschäft ist im nördlichen und nordwestlichen Böhmen, von der Gerste abgesehen, ein reines Importgeschäft, so daß selbst in guten Erntejahren Roggen, Hafer und Mais importiert werden müssen; auch im übrigen Teile Böhmens widmet sich die Landwirtschaft mehr den Handelspflanzen, wie Hopfen, Zuckerrübe, Flachs u. s. w. Der wirtschaftliche Charakter des Gesamtstaates aber ist der eines Agrarstaates, die wichtigsten Produkte des Ausfuhrhandels bilden noch immer, obzwar hierin eine Abschwächung in neuester Zeit nicht zu verkennen ist, die

Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft, nämlich Getreide, Vieh, Holz u. dgl.

Unter diesem Gegensatz zwischen den vorwiegend agrarischen Interessen der Gesamt-Monarchie und dem eminent industriellen Gepräge des wirtschaftlichen Lebens in Böhmen hat die deutsche Industrie seit jeher viel zu leiden gehabt. Die überaus einflußreiche Feudal-Aristokratie kommt dem schaffenden deutschen Bürgertum mit wenig Verständnis, ja mit Uebelwollen entgegen, seitdem die gut bezahlte Arbeit in der Fabrik die Arbeitsleute vom Lande entlockt und die Latifundien des Großgrundbesitzes entvölkert. Berücksichtigt man dazu die gesamte politische Situation, welche die Deutschen in Böhmen meist in heftige Gegnerschaft zum herrschenden Regierungssystem bringt, so wird man es verstehen, wenn behauptet wird, daß sich sehr selten ein Strahl der Regierungsgunst in die nordböhmischen Gaue verirrt.

Gewiß, die deutsche Industrie in Oesterreich steht auf eigenen Füßen, sie bettelt nicht um Liebesgaben. Eine einseitige und zweckwidrige Wirtschaftspolitik hat ihr aber viel geschadet. Durch allerlei handelspolitische Experimente haben es die Agrarier zu Wege gebracht, daß der Verkehr mit den Balkanländern eingedämmt und dem ungarischen Landwirt und Viehzüchter ein Monopol auf dem österreichischen Markte gesichert wurde; der Industrie ist damit durch Verteuerung der Lebensmittel und Entreißung des natürlichsten Absatzgebietes eine doppelte Wunde geschlagen. Die neuere sozialpolitische Gesetzgebung, so erfreulich sie an sich sein mag, wurde mit dem Schlagwort ins Werk gesetzt, den „Fabrikanten den Brotkorb höher zu hängen," und hat jedenfalls dadurch, daß sie das kapitalsarme und rückständige Oesterreich an die Spitze der in der Sozialpolitik voranschreitenden Staaten stellte, nichts zur Prosperität der heimischen Produktion beigetragen.

Diese Verhältnisse erklären die auf den ersten Blick befremdliche Thatsache, daß die Industrie in Oesterreich nicht wie anderwärts eine Stütze der Regierung, eine Freundin der Mächtigen ist, sondern das Rückgrat aller oppositionellen Strömungen bildet. Die Industriellen gehen politisch vielfach mit ihren natürlichen Gegnern, den Sozialdemokraten, Hand in Hand. Der stetige

Kampf um politisches Recht und wirtschaftliche Freiheit hat aber die Kraft der Deutschen in Böhmen nicht gelähmt, sondern gestählt. Die trotz natürlicher und künstlicher Schwierigkeiten errungenen geistigen und materiellen Erfolge haben jenes Maß von Selbstvertrauen und Gemeinsinn ergeben, das öfters die Bewunderung aufmerksamer Beobachter erregt hat. —

Fast wie ein Märchen klingt heute die Erzählung von jenen Rechten und Freiheiten, welche einst die Böhmenkönige den deutschen Einwanderern verliehen. Wie und warum sie es thaten, findet sich bereits im zweiten Essay dieses Buches dargelegt. Es ist zweifellos, daß bereits vor dieser Einwanderung in den slavischen Dörfern jenes Handwerk selbständig geworden war, das aus dem Hausfleiß notwendigerweise hervorgeht und dem die Befriedigung der notwendigsten menschlichen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wohnung zufällt; es gab Fleischer, Bäcker, Schneider, Schuster, Maurer u. s. w. Jene Erwerbszweige dagegen, welche sich erst auf höherer Kulturstufe entfalten und den ersten Uebergang zu einer industriellen Thätigkeit bilden, sind erst durch fremde Einwanderung eingeführt oder wenigstens gefördert worden; über diese Handwerke und Industrien, sowie über die, reichsdeutschen Vorbildern nachgeschaffenen Rechtsverhältnisse der deutschen Einwanderer ist gleichfalls bereits in dem erwähnten Abschnitt gesprochen worden. Nur eine deutsche Institution, das Zunftwesen, begegnete dem tiefen Mißtrauen der Böhmenkönige und ihrer Berater, weil es in einigen deutschen Reichsstaaten zu scharfen Konflikten mit einigen hochmögenden Zünften gekommen war. Gelitten wurden nur die in den slavischen Gemeinwesen üblichen, mehr auf religiöser Grundlage beruhenden Bruderschaften im Handwerk.

Die Zunft entsprach aber einem lebhaften Bedürfnis der damaligen Zeit. Der Staat war noch zu ohnmächtig, um die nötige Regelung der gewerblichen Arbeit anzuordnen und durchzuführen. Die Gewerbsgenossen des gleichen Handwerks vereinigten sich deshalb zu Korporationen, welche die Wahrung der wirtschaftlichen Interessen des Einzelnen und der Gesamtheit in die Hand nahmen. Der Ausgangspunkt der zünftigen Organisation war das materielle Gewerberecht, und es ist kein Zufall, daß der größte Teil aller deutschen Zunftordnungen auf

die Textilindustrie entfällt, weil in derselben der ziemlich komplizierte technische Erzeugungsprozeß eine weitgehende Arbeitsteilung und demnach auch eine genaue Regelung erforderte.

Die Böhmenkönige suchten sich auf andere Weise zu helfen. Die zahlreichen Verordnungen, welche im Laufe des XIV. Jahrhunderts erlassen wurden, um alle Zusammenkünfte und Beratungen der Handwerker zu verbieten und alle Zunftbestrebungen hinanzuhalten, zeigen zugleich das Bestreben, das materielle Gewerberecht dem König und dem Stadtrate zu reservieren, um auf diese Weise den Beweggrund zur zünftigen Organisation zu beseitigen. Diese Versuche scheinen ihr Ziel, die Zünfte gegenstandslos zu machen, nicht immer erreicht zu haben, denn wiederholt wandten sich die Stadträte an den Landesherrn mit der Bitte, er möge diese oder jene Zunft für aufgehoben erklären. Der Bitte wurde zwar immer willfahrt, doch dürfte der Landesherr nicht in der Lage gewesen sein, seine Anordnungen auch wirklich durchzuführen.

Der blutige Hussitenkrieg vernichtete größtenteils die erfreulichen Ansätze der Städtebildung. Blühende Gemeinwesen verschwanden vollständig vom Erdboden, von Reichenberg beispielsweise, dem heutigen Manchester Böhmens, blieb nicht einmal der Name übrig. Die gewerbliche Thätigkeit wurde vollständig lahm gelegt, denn der Wohlstand der Bevölkerung war dahin und die wirtschaftliche Misère eine dauernde und allgemeine. Noch in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, als der Friede im Lande wieder eingekehrt war, dauerte die mißliche Lage an. Das Land mußte erst bevölkert und bebaut werden, das Vertrauen und die Kraft zu ruhiger Arbeit konnten nur allmählich Wurzel fassen.

Das XVI. Jahrhundert mit seinen religiösen Kämpfen war einem wirtschaftlichen Aufschwunge auch nicht günstig, trotzdem begann sich das niedergerungene Gewerbe zu erholen. Man knüpfte dabei an die Traditionen an, welche der Krieg mit seinen Schrecken und Verwüstungen doch nicht hatte vollständig tilgen können. Diese Zeit der schweren Krise scheint dem Handwerk sogar eine Errungenschaft gebracht zu haben, um welche es sich früher vergeblich bemüht hatte. Während vor dem Hussitenkriege die Behörden alle Zünfte mit scheelen Augen

ansahen, wurde es nunmehr den Handwerksleuten mit Rücksicht auf die schlechte Geschäftslage nicht schwer, besondere und weitreichende Zunftprivilegien zu erlangen. Man war froh, daß eine gewerbliche Thätigkeit wieder Boden gewann. Die meisten und wichtigsten Zunftartikel in Böhmen führen uns denn auch in das XVI. Jahrhundert.

Aus dieser Zeit (1599) stammt auch die feierliche Bestätigung, welche das Handwerk der Tuchmacher in Reichenberg für seine „Gewohnheiten und Freiheiten" von der Grundherrschaft erhielt. Gerade in dem durch das Lausitzer Gebirge vom übrigen Böhmen abgetrennten, geographisch und ethnographisch mehr zu Schlesien hinneigenden Neißethal hat die zünftige Organisation den günstigsten Boden. Sie entfaltete sich daselbst in größter Freiheit, da der Einfluß der den Zünften nicht günstigen Staatsregierung in jenem Winkel erheblich schwächer war als anderwärts, und erhielt sich daselbst bis in die neueste Zeit, als das Prinzip der Gewerbefreiheit für genossenschaftliche Bildung andere Formen fand. Außerordentlich fördernd wirkte der Umstand, daß das Zunftwesen nach Böhmen als etwas fertiges kam, weil es zu einer Zeit übertragen wurde, da es in Deutschland in voller Blüte stand; der schwierige Werdeprozeß, den die Zunft im Reiche durchzumachen hatte, blieb ihr hier erspart.

Es ist bekannt, daß die Zunft nicht bloß in das gewerbliche, sondern auch in das soziale Leben des Mittelalters tief eingriff, sie war nicht nur eine private Vereinigung gleicher Gewerbsgenossen, sondern eine Korporation des öffentlichen Rechts. Charakteristisch hierfür ist das Verhältnis der Reichenberger Tuchmacherzunft zu den städtischen Behörden. In den deutschen Städten erhielten die Zünfte nicht volle Unabhängigkeit vom Stadtrate, in Reichenberg aber war die Gerichtsarbeit, vor allem aber die allgemeine Sicherheitspolizei Sache der Zunft. Kein Meister durfte sein Recht anderswo suchen als bei seinem Zunftgericht; demselben unterstand auch das Gesinde, die Knappen, ja sogar die auswärts beschäftigten Spinnerinnen. Eine vielseitigere Verwendung als die der jungen Gesellen, der sogenannten „Jüngsten" läßt sich gar nicht denken. Sie waren die Gendarmen, welche die Verbrecher aufzugreifen und dem Gerichte zu überliefern hatten, sie mußten als Polizisten auf

Jahrmärkten und bei ähnlichen Gelegenheiten für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung Sorge tragen, sie waren die Feuerwehr, wenn ein Brand des Nachbars Gut verzehrte, sie ministrierten dem Priester beim Altare und bedienten die Meister beim Gelage, sie besorgten das Begräbnis des verstorbenen Meisters u. s. w. Die Zunft beschränkte sich nicht darauf, dem Meister die Normen vorzuschreiben, welche das Handwerk zu seinem Gedeihen erforderte, sie erfaßte die ganze Person des Handwerkers und seiner Familie, indem sie für ein entsprechendes Einkommen, für den Unterhalt der Hinterbliebenen, ja sogar für die Verheiratung der Töchter Sorge trug. Stadt und Zunft waren auf diese Weise innig verwachsen.

Neue und schwere Schläge erlitt das deutsche Gewerbe in Böhmen durch die politischen und kriegerischen Wirren, welche mit dem dreißigjährigen Kriege ausbrachen. Als dann die äußeren Feinde das Land verlassen hatten, ließ die gewaltsame Gegen-Reformation das Land noch lange nicht zur Ruhe kommen. Gerade die gewerbfleißigen Grenzstädte des nördlichen Böhmens waren lutherisch geworden, das Bekehrungswerk für die katholische Kirche hatte also daselbst ein reiches Feld. Die Bürger aber, die durch die Verheerungen des Krieges ohnedies viel von ihrem Hab und Gut verloren hatten, wollten nicht auch noch den Glauben opfern; so verließen denn um die Mitte des XVII. Jahrhunderts Hunderte und Tausende von tüchtigen Handwerkern die Heimat und wanderten in die Nachbarländer aus; ihre Besitzungen wurden konfisziert und für den kaiserlichen Fiskus verkauft.

Als sich das Gewerbe nach diesen Drangsalen erholte, war die beste Zeit für die Zünfte vorüber. Die neuen Zunftordnungen stellen die Bekämpfung ketzerischer Anschauungen und die gottesdienstlichen Verrichtungen in den Vordergrund. Niemand durfte Meister werden, der nicht katholisch war, an Sonn- und Feiertagen mußte der Meister mit Weib und Kind, sowie mit dem Gesinde beim Gottesdienst erscheinen u. s. w. In anderen Bestimmungen zeigte sich eine oft lächerliche Aufmerksamkeit für Aeußerlichkeiten. Ueberall gewann jener engherzige Dünkel und Formalismus Oberhand, welcher das deutsche Zunftwesen ganz

in Mißkredit brachte und es dem Fluche der Lächerlichkeit überlieferte.

An ihrer Autonomie hatten die Zünfte verhältnismäßig noch wenig Schaden gelitten, die Staatsverwaltung ließ sie als freie Schöpfungen des Handwerks ruhig gewähren. Dort, wo sich das Handwerk auf herrschaftlichen Gütern angesiedelt hatte, kam allerdings in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts eine böse Zeit. Die Grundherrschaften erblickten in den Zünften eine gute und bequeme Steuerquelle; die herrschaftlichen Beamten waren erfinderisch in der Schaffung neuer Abgaben. Schließlich mußte vom Rohstoff, von jeder Werksvorrichtung irgend eine willkürliche Abgabe gezahlt werden, ja, die Zünfte mußten sich in vielen Fällen dazu bequemen, von den landwirtschaftlichen Produkten der herrschaftlichen Meiereien ein festgesetztes Quantum von Getreide, Kartoffeln, Milch, Butter u. s. w. zu kaufen. Die Reichenberger Tuchmacher zahlten, weil sie den herrschaftlichen Käse nicht essen wollten, ein — „Käseverschonungsgeld".

Unterdessen reifte auch bei der Staatsverwaltung das Verständnis für die gewerblichen und kommerziellen Interessen des Reiches. Im Jahre 1666 war über Initiative des bekannten Merkantilisten Dr. Joachim Becher durch kaiserliche Entschließung ein Kommerzien-Kollegium in Wien ins Leben gerufen worden, welches der Beförderung und Verbreitung von Handel und Gewerbe in allen Provinzen des Kaiserstaates gewidmet war, mit den ersten Versuchen zur Einführung neuer Fabrikationszweige jedoch wenig Glück hatte. Eine erfolgreichere Industriepolitik wurde — nach dem rühmlichen Beispiele Colberts in Frankreich — unter Kaiser Josef I. (1705—1711) und Karl VI. (1711—1740) eingeschlagen. Am 25. September 1705 wurde eine eigene „Kommerz-Deputation" für Böhmen eingesetzt, welche mit Hofreskript vom 2. November 1714 durch ein Kommerz- oder Manufaktur-Kollegium ersetzt wurde. Die Männer, welche in diesen Körperschaften wirkten, hatten ein offenes Auge für die wirtschaftlichen Interessen. Ihrer Einwirkung ist es zuzuschreiben, daß trotz des lebhaften Widerspruches der Zünfte die Fabriksindustrie langsam festen Fuß fassen konnte. Im Jahre 1710 wurde von Johann B. Fremmrich die erste Tuch-

fabrik in Planitz errichtet; ihr folgte 1715 die Tuchfabrik des Grafen Johann Josef Waldstein in Oberleutensdorf, 1723 die erste Baumwollwarenfabrik in der Nähe von Grottau u. s. w.

Gleichzeitig ging man den Auswüchsen der Zunftverfassung scharf zu Leibe. Eine amtliche Erhebung, welche 1705 in Böhmen vorgenommen wurde, hatte ein bedeutendes Sündenregister zu Tage gefördert. Es wurde zwar zugestanden, daß die Zünfte auf eine gute Qualität der Ware bedacht seien und den Konsumenten nicht schädigten, als ein großer Uebelstand wurde es jedoch empfunden, daß sie keinen neuen Meister mehr aufkommen lassen wollten. Eine Aufhebung der Zünfte wurde deshalb noch nicht empfohlen, dagegen eine energische Abstellung der Mißbräuche. Im Hinblick darauf verordnete Josef I. am 1. Oktober 1708, daß die Bestätigung der Innungsartikel, Privilegien und Freiheiten der Zünfte ausschließlich dem Kaiser vorbehalten bleibe.

Eine Besserung wurde dadurch nicht herbeigeführt. Das Handwerk hielt an den überlieferten Arbeitsmethoden fest, ohne sich um die technischen Fortschritte anderwärts zu bekümmern, die Meister und ihre Familien entfalteten einen unerhörten Luxus, ihre Versammlungen dienten nur noch unglaublichen Gelagen. Karl VI. entschloß sich deshalb zu einem neuen Schritte, indem er für die böhmischen Provinzen das Handwerkspatent vom 16. November 1731 erließ; die Errichtung neuer Zünfte und die Bestätigung neuer Satzungen wurde als ein ausschließliches Recht des Landesfürsten erklärt, überdies mußten alle bereits bestehenden Zünfte ihre Satzungen der Hofbehörde in Wien zur Genehmigung vorlegen. Man dachte daran, durch Ausarbeitung einer einheitlichen Norm die Zunftverfassung auf eine sichere Grundlage zu stellen.

Das Resultat dieser Arbeit waren die „Generalzunftartikel", welche mit Patent vom 5. Januar 1739 für die böhmischen Provinzen publiziert wurden. Diese Zunftartikel konnten aber doch nicht die verschiedenen Statuten und Gewohnheiten ablösen, nach denen die einzelnen Handwerke in allen böhmischen Städten lebten, deshalb wurde den Zünften der größeren Städte die Bewilligung erteilt, je nach Bedarf Spezialartikel auszuarbeiten und der Centralbehörde zur Genehmigung vorzulegen;

dieselben durften aber nichts enthalten, was den Generalartikeln entgegen gewesen wäre. Die Generalartikel trafen Bestimmungen über die Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen, die Lösung des Arbeitsverhältnisses, die Erwerbung des Meisterrechtes, die Zusammensetzung des Zunftvorstandes, die Jurisdiktion und Geldgebahrung der Zünfte u. s. w. Insbesondere wurde Stellung genommen gegen die eingerissenen Mißbräuche, wie die Privilegien der Meisterssöhne, die barbarischen Gebräuche bei der Freisprechung, die Vagabondage, in welche die Wanderschaft der Gesellen ausgeartet war, die Gesellenbruderschaften, die Trinkgelage bei den Zunftversammlungen und die Vergeudung der Zunftgelder überhaupt u. s. w.

In den ersten Regierungsjahren Maria Theresias (1740 bis 1780) wurde diese nach zwei Richtungen: auf die Beschränkung der Autonomie der Zünfte und die Beförderung der Fabriksindustrie gerichtete Gewerbe-Gesetzgebung fortgeführt. Zur Beratung und Beschlußfassung in allen gewerblichen und kommerziellen Angelegenheiten wurde in jedem Kronlande ein Kommerzien-Konseß errichtet; durch Hofreskript vom 25. Juni 1753 wurde sodann ein Manufaktur-Kollegium geschaffen, welches bald darauf — durch Reskript vom 20. Oktober 1757 — mit der vorgenannten Behörde zu einem „Consessus in commercialibus et manufacturisticis" vereinigt wurde. Eigene Kommerz-Inspektoren und Manufakturs-Kommissäre hatten als Organe dieses Kollegiums das Fabrikswesen in den einzelnen Kreisen zu beobachten und darüber zu berichten. Behufs Ueberwachung der Zünfte wurde, entsprechend der damals üblichen Einteilung in Polizei- und Kommerzialgewerbe, 1755 je eine Kommerzial- und Polizei-Zunftskommission ernannt, welche jedoch bald gewahr wurde, daß die auf Abstellung der Zunftmißbräuche erlassenen Verordnungen zumeist auf dem Papier geblieben waren. Man erließ gleichzeitig — gleichsam als Ergänzung zu den Generalzunftartikeln — für wichtigere Industriezweige spezielle Normen, wie die „Generalien zur Garn- und Leinwandeinrichtung" (1750), die Papiermacherordnung (1755), die Tuchmacherordnung (1758) u. s. w. Für die Leinenweber wurde sogar durch Hofdekret vom 21. März 1755 der Zunftzwang aufgehoben.

Ein wichtiges Ereignis sollte der Gewerbe-Gesetzgebung

Maria Theresias bald eine geänderte Richtung geben. Der siebenjährige Krieg mit seinen Begleitern, Hungersnot und Pest, hatten dem Handwerk so schwere Wunden geschlagen, daß an eine Fortführung der auf Einschränkung der Zünfte gerichteten Bestrebungen nicht zu denken war. Der schmerzliche Verlust des gewerbereichen Schlesiens reifte aber in der Kaiserin den Entschluß, einen Ersatz hierfür durch Pflege der Industrie in Böhmen zu schaffen, und seit diesem Momente datiert jene weitausblickende und thatkräftige Industriepolitik, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Grundlagen der heutigen Industrie in Böhmen geschaffen hat.

Maria Theresia berief fremde Meister aus den Niederlanden, Italien, Frankreich u. s. w., welche die heimische Bevölkerung in neuen Arbeitsmethoden unterrichten sollten. Viele Spinnschulen wurden errichtet, um der ärmeren Bevölkerung lohnende und nützliche Beschäftigung zu geben. Auf neue Erfindungen, auf qualitativ hervorragende Erzeugnisse wurden Prämien gesetzt, auch auf die Beförderung der Ausfuhr erstreckt sich dieses Prämiensystem. Wo sich irgend eine Gelegenheit bot, dem Export neue Wege zu öffnen, wurden die Zünfte sogleich von amtswegen darauf aufmerksam gemacht. Sehr bedeutend waren die direkten Geldunterstützungen, welche Maria Theresia dem Adel in Böhmen gewährte, damit auf dessen Gütern Fabriken errichtet würden. In der That waren es zumeist Aristokraten, welche uns als die ersten Begründer größerer Fabriken in Böhmen überliefert werden. Die von der Regierung gewährten Vorschüsse wurden nicht immer zurückgezahlt; 1785 betrug die Summe der Rückstände 679 527 fl. Kaiser Josef II. sah denn auch von diesem System der direkten Geld-Subventionen ab, umsomehr als das bürgerliche Element aus eigener Kraft und mit viel mehr Glück in das industrielle Schaffen eingegriffen hatte.

Die Erfolge dieser intensiven Fürsorge blieben nicht aus. Bereits 1765 wurde die Zahl der gewerblichen Unternehmer in ganz Böhmen auf 45 740 angegeben und der Jahreswert der gewerblichen Erzeugnisse auf mehr als 9 Millionen Gulden geschätzt. Den größten Anteil hieran hatte die Leinen-Manufaktur, ihr zunächst die Wollindustrie, wäh-

rend die Baumwoll- und Seiden-Industrie über die ersten vielversprechenden Anfänge noch nicht hinausgekommen waren. Einer hohen Entwickelung erfreuten sich auch schon die Papier-, Glas-, Eisen-, Leder-Industrie u. s. w.

Josef II. schenkte, bereits als Mitregent in den letzten Regierungsjahren Maria Theresias, dem Zunftwesen mehr Aufmerksamkeit. Seine Reformgesetzgebung war aber richtiger und glücklicher als die Karls VI., der die Zünfte am liebsten wegdekretiert hätte. Josef II. erkannte den gesunden Kern der zünftigen Organisation, und mit demselben Feuereifer, mit dem er gegen die Auswüchse zu Felde zog, war er auch bestrebt, das Gewerbe von allen lästigen Fesseln zu befreien.

Die Generalzunftartikel von 1739, die auch jetzt noch als unumstößliche Norm galten, wollten sich allerdings nicht einleben, offenbar deshalb, weil sie nicht auf alle Erwerbszweige gleich paßten. Die Bestätigung von Spezialartikeln wurde ungern erteilt und wiederholt verweigert. Wie wenig das nützte, beweist eine Hofentschließung von 1796, welche entscheidet, daß auch die nicht bestätigten Spezialartikel in Kraft bleiben könnten, sofern sie nur den Generalartikeln nicht widersprächen. Auch die Versuche, durch den Befehl zur Drucklegung und zur Verlesung der Statuten bei allen Versammlungen den Spezialartikeln eine größere Publizität zu geben, erwiesen sich als wenig erfolgreich. Zweckmäßiger waren die vielen Verordnungen, die zur Bekämpfung einzelner Mißbräuche erflossen. Die Geldgebahrung der Zünfte wurde einer sehr strengen Aufsicht unterworfen. Die Verleihung des Meisterrechtes suchte man bereits den Magistraten und Ortsobrigkeiten zu vindizieren, nachdem dieses Recht in der Zunft zu einem odiosen Privilegium einzelner Familien geworden war.

Auf der anderen Seite schützte man aber das Handwerk vor unberechtigter Ausbeutung. Seit Jahrzehnten mußten die Zünfte — es hing das mit der drückenden Leibeigenschaft zusammen — den Grundherrschaften unter verschiedenen Namen, Wollegroschen, Weberzinse, Stuhlgelder, Bleichzinst u. s. w. hohe Abgaben entrichten. Maria Theresia verordnete nun in mehreren Hofdekreten aus den Jahren 1774—1777, daß solche Abgaben einzelner Handwerker oder ganzer Zünfte nur dann als

zu Recht bestehend anerkannt werden sollten, wenn sie sich auf einen besonderen Rechtstitel stützten. Die politischen Behörden wurden angewiesen, alle Abgaben, die diesem Erfordernis nicht entsprechen, nicht zu dulden, bei etwaigen Klagen aus dem Handwerke von amtswegen eine Untersuchung einzuleiten und im Falle eines Rechtsstreites den Beschwerdeführern eine Vertretung durch den königlichen Fiskus zu gewähren. Es wurde den Zünften sogar freigestellt, im Rechtswege die bereits gezahlten Summen zurück zu verlangen. Die Handwerker im ganzen Lande atmeten erleichtert auf und feierten diesen Akt als den Beginn einer neuen Zeit.

Eine notwendige Ergänzung fand die Gewerbeförderung in der auswärtigen Handelspolitik. Seit dem Zollpatent von 1764 galt der Grundsatz, daß jeder Artikel mit einem Einfuhrverbot zu belegen sei, sobald auf Grund amtlicher Erhebungen konstatiert werde, daß dieser Artikel im Inlande in hinreichender Menge und Güte hergestellt werde. Durch die Zollordnung vom 15. Juli 1775 waren die vielen Zolllinien, welche bis dahin die einzelnen Provinzen von einander trennten, größtenteils aufgehoben, die böhmischen und innerösterreichischen Länder zu einem gemeinsamen Zollgebiete vereinigt. Durch die Zollordnungen von 1784 und 1788 wurden die Einfuhrverbote auf alle Industrie-Erzeugnisse ausgedehnt und damit das Prohibitivsystem ausgebahnt, welches mit wenigen Abschwächungen bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts erhalten blieb.

Den entscheidenden Schlag gegen das immer mehr verknöchernde Zunftwesen führte nicht die Gesetzgebung, sondern das Fabrikssystem. Aus dem Gewerbe selbst ging die Reform hervor, welche die alten Formen zerbrach und der heimischen Produktion die Aufnahme jener gewaltigen Erfindungen ermöglichte, die sich bereits in anderen Industrieländern, vor allem in England, Bahn gebrochen hatten. Die Fabrik war der Totengräber des zünftigen Handwerks, das erst nach großen Kämpfen als freies Gewerbe seine Auferstehung feierte. Verwaltung und Gesetzgebung wußten diesen wirtschaftlichen Prozeß gut auszunützen. Mit Verordnungen gegen die Auswüchse des Zunftwesens hatte man sehr wenig ausgerichtet; man unterstützte nun den mächtigsten Gegner des Zunftgeistes, die Fabriksindustrie,

und erreichte so indirekt dasselbe Ziel. Diesem Bestreben entsprang ein umfassendes System der Industrieförderung. Um den Fabriken in der Erhaltung und Vermehrung einer geschulten Arbeiterschaft behilflich zu sein, wurden ihnen vielfach für die gelernten Arbeiter die Befreiung von der Militärpflicht zugestanden. Die Einwanderung ausländischer Handwerker und Fabrikanten wurde durch Befreiung vom Militärdienst, durch direkte Staatsaushilfe und andere Begünstigungen erleichtert, der Auswanderung der gelernten Arbeiter, die vielfach durch fremde Emissäre in das Ausland gelockt wurden, die nötige Aufmerksamkeit geschenkt. Ausländische Maschinen konnten bei vorheriger Anmeldung zollfrei eingeführt werden, der Staat gewährte unter Umständen Vorschüsse zur Anschaffung derselben. Spinn- und Webeschulen wurden allenthalben errichtet, die Bildung gesellschaftlicher Unternehmungen erleichtert. Die genaue und ausführliche Industriestatistik aus jener Zeit beweist, wie eingehend sich die Verwaltung über alle einschlägigen Verhältnisse informierte.

Die Fabriksbefugnisse, welche die Behörde verlieh, waren zweierlei Art. Durch die „einfache Befugnis" erlangte der Unternehmer die öffentliche Anerkennung seiner Unternehmung, die Befreiung von jedem Zunftzwange und das Vorrecht, alle zur vollständigen Herstellung des Fabrikates nötigen Hilfsarbeiter unter seiner Leitung zu vereinigen und auf eigene Rechnung zu beschäftigen. Einen höheren Grad repräsentierte die „Landes-Fabriksbefugnis", die nur Unternehmungen von „vorzüglicher Wichtigkeit, Solidität und Verdienstlichkeit um die Industrie" gegeben wurde. Mit ihr waren gewisse Vorrechte verknüpft, wie die Führung des k. k. Adlers, die Errichtung von Niederlagen in allen Hauptstädten, zur Befreiung von der Militär-Einquartierung u. s. w. Solche Firmen führten den noch heute gebräuchlichen Titel: „k. k. privilegierte Fabrik".

Die in Böhmen und anderen kontinentalen Ländern entstehenden Industrien bekamen bald in unangenehmer Weise die übermächtige Konkurrenz der englischen Industrie zu fühlen. Ein bedeutsames Ereignis befreite sie davon auf Jahre hinaus: die Kontinentalsperre von 1806. Einzelnen Industriezweigen in Böhmen gelang es damals, sich auch auf auswärtigen Märkten

lohnenden Absatz zu sichern. Die kolossale Geldentwertung, die durch die unsinnige Vermehrung des österreichischen Papiergeldes 1805—1811 eintrat, begünstigte den Export, weil das Fabrikat im Auslande mit gutem Gelde bezahlt wurde, während die Produktionskosten im Inlande mit der Geldentwertung sanken. Um so größer war aber dann die Verheerung, als am 15. März 1811 das berüchtigte Finanzpatent erschien, durch welches der Wert des Papiergeldes auf ein Fünftel herabgesetzt wurde. Durch diesen Staatsbankerott trat eine außerordentliche Verschiebung der Besitzverhältnisse und eine ungeheure Verteuerung der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse ein. Dazu kam noch die Aufhebung der Kontinentalsperre, welche zur Folge hatte, daß sich nun England mit um so größerer Wucht auf die kontinentalen Märkte warf.

Die Gewerbe-Gesetzgebung kam allmählich ganz zum Stillstande. Man hatte eingesehen, daß der Staat seiner Industrie nichts Besseres geben kann als Licht und Luft, damit sie aus eigener Kraft unbehindert wachsen kann. Die Zünfte existierten nur noch dem Namen nach. Als die neue Gewerbeordnung vom 20. Dezember 1850 das Prinzip der Gewerbefreiheit zur Durchführung brachte, war die Zunft bereits abgethan, und die unter diesem Titel bestehenden gewerblichen Vereinigungen hatten keine Mühe, sich im Sinne des VII. Hauptstückes der Gewerbe-Ordnung als Genossenschaften zu konstituieren.

Wenn auch die Gesetzgebung ruhte, so wurde dafür auf anderem Gebiete viel für die Gewerbeförderung gethan. Ueber Anregung des Oberstburggrafen Karl Grafen Chotek fanden in den Jahren 1828, 1829, 1831 und 1836 in Prag Landesausstellungen statt, um ein Bild der Leistungsfähigkeit der heimischen Industrie zu geben. Große Verdienste erwarb sich auch der 1833 gegründete „Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes in Böhmen", der später auch zur Bildung von lokalen Gewerbevereinen in den größeren Städten der Provinz führte.

Ein vielumstrittenes Gebiet wurde in der Folgezeit die auswärtige Handelspolitik. Die Bildung des deutschen Zollvereins mit Ausschluß Oesterreichs war von den österreichischen Staatsmännern aus politischen Gründen lebhaft bedauert worden; ihr ganzes Streben ging nun dahin, den Eintritt Oesterreichs in den

Zollverein zu ermöglichen, begegnete jedoch dem Widerstande Preußens, das seine in politischen Rücksichten begründete Ablehnung damit motivierte, daß es auf die Unvereinbarkeit des österreichischen Zollsystems mit dem deutschen hinwies. Oesterreich brach deshalb seit dem Jahre 1850 plötzlich mit dem Prohibitivsystem und begab sich auf die Bahn des Freihandels, die zwar nicht in den deutschen Zollverein, wohl aber durch die weitgehenden Verträge mit Deutschland und England zu einer ernsten Gefährdung der industriellen Interessen Böhmens führte. Das traurige Krisenjahr 1873 leitete wieder einen Umschwung ein zu jener ruhigeren Epoche der Handelsverträge, die ihren letzten Ausdruck in dem um Deutschland und Oesterreich gruppierten System der mitteleuropäischen Handelsverträge von 1891 gefunden hat.

Die deutsche Industrie in Böhmen hat diese Wechselfälle glücklich überdauert, allerdings hat mancher kleinere Betrieb verschwinden müssen, weil nur das große und kapitalskräftige Unternehmen den Anforderungen der Konkurrenz gewachsen war. Auf allen Gebieten hat sich eine Konzentration der Betriebe vollzogen. Leider erfreut sich die deutsche Industrie auch heute keiner gedeihlichen Entwickelung. Die Lasten des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, der zunehmende Steuerdruck, der wenig industriefreundliche Geist in der Verwaltung und schließlich die allgemeine politische und wirtschaftliche Lage sind schwere Hemmnisse für das weitere Wachstum.

* * *

Das Resultat dieser Jahrhunderte alten Entwickelung des Gewerbes in Böhmen zeigt uns eine Wanderung durch die deutschböhmischen Gaue. Wir finden da mehrere Industriecentren, welche vielfach eine eigenartige Entwickelung aufweisen. Der Brennpunkt des industriellen Lebens ist Reichenberg mit seiner weiteren Umgebung, (Friedland, Gablonz), daran reiht sich im Norden das böhmische Niederland mit Rumburg und Schluckenau, das für Handel und Industrie gleich günstige Elbethal von Leitmeritz bis Tetschen mit der rasch aufstrebenden Stadt Aussig, das Erzgebirge mit seinen zahlreichen Hausindustrien, im äußersten Westen das Egerland mit dem industrie-

reichen Asch, im Süden der Böhmerwald in seiner ganzen Ausdehnung, weiter das östliche Böhmen mit seiner armen, aber fleißigen Weberbevölkerung und schließlich das Riesengebirge mit der alten Leinenstadt Trautenau. Um die Landeshauptstadt Prag haben sich namentlich in neuerer Zeit ebenfalls zahlreiche industrielle Etablissements gruppiert.

Einen tieferen Einblick in die Leistungen des deutschen Gewerbefleißes in Böhmen erhält man erst, wenn man die einzelnen Industriezweige Revue passieren läßt und ihre Entwickelung bis auf den Ursprung verfolgt. So weit dies in einer beschränkten Skizze möglich ist, soll es in den nachfolgenden Zeilen geschehen. Vielleicht wird selbst mancher Landsmann staunen, was alles in Böhmen an deutscher Arbeit geleistet wird.

Der außerordentliche Reichtum des Landes an Mineralien — nur das Salz fehlt vollständig — hat schon vor Jahrhunderten einen ausgedehnten Bergbau ermöglicht. Im Erzgebirge, das nicht mit Unrecht diesen Namen trägt, sind zahlreiche, einstmals blühende Gemeinwesen aus der Ansiedlung deutscher Bergleute entstanden. Die ersten „Thaler" leiten ihre Benennung von Joachimsthal ab, wo die Grafen Schlick 1519 eine Münzstätte errichtet hatten. Um 1526 sollen in Joachimsthal und Umgebung etwa 8000 Arbeiter mit der bergmännischen Förderung des Silbers beschäftigt gewesen sein. Durch den dreißigjährigen Krieg wurde dieser Bergbau schwer geschädigt, durch die Entwertung des Silbers in neuerer Zeit jedoch völlig unproduktiv. Heute sind in den zwei Grubenabteilungen bei Joachimsthal nur noch 240 Arbeiter in Verwendung. Die Metallhütte wurde in den Jahren 1853—58 auf die Verarbeitung der Uranpecherze für Uranfarben eingerichtet, die in der Glas- und Porzellanmalerei gebraucht werden. Die Silbererze werden nach Przibram, die übrigen Metallerze nach Freiberg in Sachsen gebracht. Der Silber-Bergbau in Gottesgab, das deshalb Ende des XVI. Jahrhunderts zur Bergstadt erhoben worden war, hat nach 1850 völlig aufgehört, auch in Abertham hat er die einstige Bedeutung eingebüßt.

Der ehedem sehr ausgiebige Kupfer-Bergbau in Graslitz ging bereits im XVII. Jahrhundert ein, erhalten hat sich nur noch

ein Rest der ältesten und einst der reichsten Zinnbergwerke des Kontinents in Graupen. Der Umstand, daß die heute maßgebende Weltproduktion in Zinn (Straits Settlements, Australien u. s. w.) nicht aus bergmännischen Betrieben, sondern aus Seifenlagerstätten kommt, hat in den letzten Dezennien die Preise sehr herabgedrückt. Gegenwärtig kommt die heimische Zinnproduktion in der Höhe von etwa 500 t gegenüber der Einfuhr von ca. 38000 t (im Jahre 1898) fast nicht in Betracht.

Sehr geringe materielle Erfolge weisen auch die Metallbergbaue im mittleren und südlichen Böhmen auf. Das ärarische Werk in Przibram, aus dem Silber und Blei gewonnen werden, ernährt zwar die zahlreiche, seit mehr als einem Jahrhundert dort ansässige Arbeiterschaft (ca. 5000), ermöglicht vielfach die fachmännische Ausbildung von Bergleuten, liefert jedoch dem Staate kaum Erträgnis. Einen sehr schwierigen Stand haben auch die beiden Gewerkschaften, welche in Mies den Bleibergbau betreiben.

Was den Bergbau in Böhmen durch die Unproduktivität der Metallgewinnung abging, hat er durch die rasch gesteigerte Ausbeute an Kohle reichlich gewonnen. Wenn heute Oesterreich bereits der viertgrößte Kohlenproduzent der Welt ist, so hat Böhmen daran den wesentlichsten Anteil, indem es zu der gesamten Braunkohlenproduktion Oesterreichs 82,7%, zu der gesamten Steinkohlenproduktion 38,5% liefert.

Das nordwest-böhmische Braunkohlenbecken erstreckt sich am Fuße des Erzgebirges von Aussig bis Eger, wird jedoch zwischen Klösterle und Karlsbad durch Eruptivgestein unterbrochen, so daß es in zwei Teile, das größere Aussig-Teplitz-Komotauer und das kleinere Elbogen-Falkenauer Revier zerfällt. Die Mächtigkeit der Kohlenflötze beträgt 8 bis 18 Meter, steigt sogar bei Brüx bis zu 24 Meter. Braunkohle wurde in Böhmen bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts gefördert, aber erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts hat eine rationelle bergmännische Förderung und der Ausbau des Eisenbahnnetzes die Produktion in ungeahntem Maße erhöht. Im Jahre 1860 wurde eine Produktion von 5 Mill. t erreicht, 10 Jahre später eine solche von 15, 20 Jahre später eine solche von 50 Mill. t und im Jahre 1897 wurden bereits ca. 250 Mill. t im Werte von

ca. 30 Mill. fl. gefördert. Der größte Teil des erzeugten Quantums wird nach Deutschland ausgeführt. Die Schächte sind zumeist im Besitze großer Aktiengesellschaften, unter denen die Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft mit einem Aktienkapital von 8 Millionen Gulden die bedeutendste ist.

Der Steinkohlenbergbau in Böhmen steht an Bedeutung hinter dem wichtigsten österreichischen Produktionsgebiete, dem an der mährisch-schlesischen Grenze gelegenen Ostrau-Karviner Kohlenrevier zurück. Er wird am stärksten betrieben im Bassin von Kladno im Centrum des Landes und in den nordöstlich gelegenen Kohlenwerken von Schwadowitz, die eine räumliche Ausdehnung von etwa 16 km besitzen (zwischen den Dörfern Markausch und Zdarek) und denen von Schatzlar, welche sich zwischen der Station Königshan und der Stadt Schatzlar hinziehen; außerdem giebt es noch einzelne kleinere Werke in Südböhmen.

Eine steigende industrielle Verwertung findet in neuester Zeit der Torf, den namentlich das südliche Böhmen in großer Menge und ausgezeichneter Qualität liefert. Die ausgedehntesten Torflager finden sich in der Ebene der Moldau, südlich und westlich von Wittingau, ferner nordwestlich von Wessely a. d. L. bei Borkovci und Zalsi, in den Niederungen des oberen Moldaugebietes zwischen Friedberg und Kuschwarda, dann längs des Laufes des Olschbaches und in dem Langenbrucker Teichbette. 1892 wurde auch bei Sebastiansberg im Erzgebirge ein Torfmoor der industriellen Verwertung erschlossen, welches 68 Hektar umfaßt und stellenweise eine Mächtigkeit von 8 bis 10 Metern aufweist. Der Torf giebt eine vorzügliche Streu und ein gutes Dungmittel, weshalb vielfach seine Verarbeitung zu Torfstreu und Torfmull erfolgt; neuestens sind jedoch noch andere Verwendungsarten aufgedeckt worden, so daß der Torfindustrie noch eine weitere Entwickelung beschieden zu sein scheint.

Ein wichtiges Bergwerksprodukt liefert Südböhmen im Graphit. Es sind zwei größere Becken hierfür konstatiert, das eine im Bezirke Oberplan, das die Lager bei Schwarzbach, Stuben und Mugrau umfaßt, und das andere im Bezirke Krummau mit den Lagern von Krummau, Weichseln und Prisnitz. Das größte Lager ist das von Schwarzbach. Das Produkt ist von seltener Reinheit und steht dem englischen Graphit an Quali-

tät nicht nach, so daß er in Bleistiftfabriken und Stahlhütten gern verwendet wird. Der größte Teil des Graphits wird ins Ausland exportiert; 1898 erreichte die Ausfuhr nahezu eine halbe Mill. Gulden. Während das Produkt früher in rohem Zustande zur Versendung gebracht wurde, bestehen nunmehr einige Graphit-Raffinerien in der Nähe der Gruben, die das Rohprodukt einer ersten Verarbeitung unterziehen.

Die Bearbeitung von Steinen, namentlich das Polieren und Schleifen von Syenit, Granit, Labrador, Marmor und Porphyr wird in zahlreichen Unternehmungen betrieben, die über das ganze Land verbreitet sind. Eine über die Grenzen des Landes bekannte Spezialindustrie ist die Turnauer Edelsteinschleiferei, die noch vorwiegend hausindustriell, zum Teil aber auch schon fabriksmäßig betrieben wird. Die Entstehung dieser Industrie läßt sich auf Kaiser Rudolf II. zurückführen, der die Kunst des Steinschneidens durch besonders angestellte Edelsteinschneider am kaiserlichen Hofe selbst ausüben ließ und 1601 dem Pastor Simon Thaddäus Budeccius von Falkenberg in Rowensko ein Privilegium für das Edelsteinsuchen im nahen Iser- und Riesen-Gebirge erteilte. Der genannte Pastor scheint der Begründer der Edelsteinschleiferei zu sein, die zunächst in dem Markte Rowensko selbst gewerbsmäßig betrieben wurde, ihren Hauptsitz aber bald nach der Stadt Turnau verlegte, wo sie noch heute blüht. Geschliffen werden dort hauptsächlich böhmische Granaten, seitdem jedoch Granatwaren nicht mehr modern sind, kommen dort allerlei Halbedelsteine und Edelsteine, auch Diamanten, zur Verarbeitung. Sehr fördernd hat sich die im Jahre 1884 begründete k. k. Fachschule für Edelsteinschleiferei in Turnau erwiesen. In neuerer Zeit ist der Turnauer Edelsteinschleiferei eine Konkurrenz in Svetla bei Deutschbrod erwachsen.

Kalkbrennereien sind über das ganze Land verbreitet, arbeiten jedoch, da ein weiter Transport des Artikels nicht rentabel ist, zumeist für den Lokalbedarf. Die Erzeugung von Portland-Cement, der zuerst in Tirol festen Fuß gefaßt hat, wurde in den Sechzigerjahren auch nach Böhmen verpflanzt, wo gegenwärtig drei Unternehmungen dieser Art bestehen.

Die Thonwaren-Industrie findet in Böhmen ein ausgezeichnetes Rohmaterial in den ausgedehnten Thonlagern des westlichen und südlichen Böhmens. Dort wird auch die beste Thonerde gewonnen, die Kaolinerde, welche in der Gegend von Karlsbad der dortigen Porzellanindustrie den Rohstoff liefert und in der Gegend von Pilsen zumeist für Zwecke der Papierfabrikation, der Erzeugung schwefelsaurer Thonerde, der Ultramarin-, Steingut- und Goldleistenfabrikation verwendet wird. Die Erzeugung von Töpferwaren bildete früher in allen Städten einen wichtigen Gewerbszweig, hat jedoch an Bedeutung verloren, seit die Erzeugnisse der Porzellan- und Glasindustrie durch Aufnahme des fabriksmäßigen Betriebes infolge ihrer Billigkeit auch in den kleineren Haushalt Eingang erhielten. Einen Ersatz bekam die Thon-Industrie durch den Aufschwung des Baugewerbes; in dem ornamentalen Schmuck des Hauses und dem Bau von Oefen erreichte sie sogar das Gebiet des Kunstgewerbes. Von wesentlichem Einflusse war auch der steigende Bedarf einzelner Industrien an feuerfesten Waren, wie Chamotteziegeln, Gasretorten, Glasschmelzöfen, Düsen, Muffeln u. s. w. für die Glasfabriken, Gasanstalten, Hüttenwerke u. dgl. Bis vor 30 Jahren wurden diese Artikel von der ausländischen Industrie geliefert, bis die Einführung eines Schutzzolles die Errichtung heimischer Fabriken ermöglichte. Seitdem sind insbesondere in Nordböhmen mehrere hervorragende Chamottewarenfabriken entstanden. Aber auch in Südböhmen besitzt die Thonwaren-Industrie hervorragende Vertreter in der Thonwaren-Industrie von L. & C. Hardtmuth in Budweis und der Chamottewarenfabrik des Fürsten Schwarzenberg in Zliv im Bezirke Frauenberg. In der Gegend zwischen Bodenbach und Dux, namentlich in der Umgebung von Teplitz, hat seit der Einführung durch Karl Hussky, welcher die erste Fabrik 1822 in Hohenstein bei Mariaschein baute, die Fabrikation von Majolika- und Siderolithwaren Aufnahme gefunden, welche zum großen Teile zur Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, Frankreich, England, Deutschland u. s. w. gelangen.

Zu einem hervorragenden, weithin bekannten Industriezweig hat sich die Porzellan-Industrie im östlichen Böhmen, in der Gegend von Karlsbad emporgeschwungen. Bald nach

Erfindung des Porzellans war 1718 eine Porzellanfabrik in Wien begründet worden, welche bereits 1744 vom Staat übernommen, infolge schlechter materieller Erfolge jedoch Mitte des XIX. Jahrhunderts aufgelassen wurde. Sie mußte der Konkurrenz weichen, die ihr die inzwischen außerordentlich erstarkte böhmische Porzellanindustrie bereitete, zumal letztere durch die Nähe von ausgezeichneten Kaolinlagern begünstigt war. Im Jahre 1791 hatte der Besitzer eines Bauernhofes bei Schlaggenwald, Namens Habertizl, auf der nahen Petschauer Herrschaft eine weiße Erde entdeckt, die sich nach einigen Proben als gute Porzellanerde erwies. Auf seine Veranlassung konstituierte sich eine Gesellschaft von 30 Mitgliedern, Bürgern und Bauern; im Hause Habertizls wurden die nötigen Einrichtungen hergestellt, dann Arbeiter aus dem Auslande berufen; die Erzeugung beschränkte sich zunächst auf ordinäres Kaffeegeschirr aus grauem Porzellan. Der Gründer starb schon 1793 und da löste sich auch die Gesellschaft infolge Uneinigkeit auf. Die Porzellanindustrie selbst lebte aber auf, weil ein Mitglied der Gesellschaft, Georg Paulus, 1794 eine eigene Porzellanfabrik errichtete und in den nächsten Jahren auch Nachahmer fand. Die Erzeugungsweise wurde allmählich verbessert; während bis 1815 das Produkt eine graue, undurchsichtige Masse bildete, erwarb sich bald danach das „böhmische Porzellan" wegen seiner Qualität und Reinheit einen besseren Ruf. Der Mitte des XIX. Jahrhunderts eingetretene Umschwung in der österreichischen Handelspolitik, der durch den Uebergang zu mäßigen Schutzzöllen die Industrie einem schärferen ausländischen Wettbewerb aussetzte, veranlaßte die Porzellanfabriken zu neuerlicher Verbesserung ihrer technischen Einrichtungen, so daß sie bald auch auf auswärtigen Märkten in erfolgreiche Konkurrenz treten konnten. Heute bildet die böhmische Porzellanindustrie, welche in 43 Unternehmungen um Karlsbad und Eger konzentriert ist, eine der hervorragendsten Export-Industrien Oesterreichs, deren Fabrikate nach allen Weltrichtungen gehen.

Eine der ältesten Industrien Böhmens ist die Glasindustrie, welche bereits im 16. Jahrhunderte durch die Familie Schürer von Waldheim zu hoher Entwickelung gebracht wurde. Die damals ausschließliche Holzfeuerung und der Bedarf an

Holzasche für die Verfertigung des Glases selbst ließen die Glasindustrie fast als forstwirtschaftliches Nebengewerbe erscheinen, weshalb sich dieselbe denn auch vorwiegend im Riesen- und Isergebirge, im Erzgebirge und Böhmerwald ansiedelte, wo an schlagbaren Waldungen kein Mangel war. Im Laufe dieses Jahrhunderts haben sich die Verhältnisse allerdings wesentlich geändert. Die Holzasche wurde überflüssig, weil die chemische Industrie in der Soda, Potasche und dem Glaubersalz die nötigen Rohprodukte in vollendeter Reinheit lieferte, auch die Holzfeuerung wurde immer mehr durch die Kohlenfeuerung ersetzt. Die idyllischen Glashütten im Gebirge verloren an Bedeutung, dagegen traten die in den Kohlengebieten der Ebene errichteten und mit allen Hilfsmitteln moderner Technik ausgestatteten Großbetriebe in den Vordergrund. Manche technische Erfindung kam hinzu, um die österreichische Hohlglasfabrikation, für welche Böhmen das Centrum bildet, auf der Höhe des industriellen Fortschritts zu erhalten.

Der Aufschwung, welchen die Flaschen-Fabrikation in Deutschland erlangt hatte, veranlaßte die Begründung dieses Industriezweiges auch in Böhmen; 1872 wurde hierfür die Oesterreichische Glashüttengesellschaft in Aussig begründet, der 1879 eine Fabrik bei Elbogen folgte.

Zu einer Spezialindustrie hat sich die Raffinierung des Hohlglases in den nordböhmischen Schwesterstädten Haida und Steinschönau ausgebildet. In Steinschönau bestehen heute etwa 30, in Haida 43 Firmen für diese Industrie; sie besorgen die weitere Zurichtung des Rohglases zum Teil in größeren Werkstätten, zumeist aber im Wege der Hausindustrie, und vermitteln zugleich den Vertrieb der Ware, namentlich den Export, indem sie daheim und auswärts reichhaltige Musterlager halten. Der größte Teil der dortigen Bevölkerung ist in den Glasraffinerien und Schleifereien als Maler, Graveure, Aetzer, Mattierer, Kugler, Gürtler und Stöpseleinbohrer thätig.

Von geringerem Umfange ist die Spiegelglas-Fabrikation, welche sich hauptsächlich auf den Pilsner Kammerbezirk, und zwar auf das Gebiet der böhmisch-bairischen Grenze beschränkt. Diese Lage der Industrie erklärt sich durch die Möglichkeit der billigen Beschaffung des Brennholzes aus dem Böh-

merwalde und der Kohle aus den westböhmischen Kohlengebieten, andrerseits aus der Nähe der knapp an der Grenze liegenden bairischen Schleif und Polierwerke, die, begünstigt durch billige Wasserkraft, zum größten Teil das österreichische Rohprodukt veredeln.

Eine Export-Industrie im eminenten Sinne des Wortes ist die sogenannte Gablonzer Industrie, die sich mit der Erzeugung von Glaskurzwaren, namentlich von hohlen und massiven Glasperlen, Schmelz, Glasknöpfen, imitierten Edelsteinen, Schmuckgegenständen aus unedlen Metallen und Glas u. s. w. befaßt. Auch da ist der Betrieb in der Weise organisiert, daß etwa 100 Firmen die Waren vorwiegend durch Heimarbeiter verfertigen lassen und sodann nach allen Ländern zum Export bringen, mit denen Oesterreich in Handelsverbindung steht. Die zahlreichen Schleifhütten, Druckhütten, Gürtlereien u. s. w. erstrecken sich von Gablonz aus bis weit hinein ins Gebirge (Wiesenthal, Morchenstern u. s. w.). Die Gablonzer Artikel sind sehr dem Wechsel der Mode unterworfen, weshalb der günstige Geschäftsgang sehr oft durch heftige Geschäftskrisen unterbrochen wird.

Die böhmische Eisen-Industrie basiert auf den Erzablagerungen von Nucic, welche zwischen Prag und Beraun in einer Länge von etwa 15 km und mit einer Mächtigkeit bis 20 m sich erstrecken. Das gesamte Erzvorkommen ist teils von der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, teils von der Böhmischen Montangesellschaft occupiert. Die Eisenerze werden zum Teil mittels Tagbau, zum Teil mittels Tiefbau gefördert und weisen einen Eisengehalt von 44 bis 49% im gerösteten Zustande und einen Phosphorgehalt von durchschnittlich 2¾% auf. Die Erze der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft werden nach Kladno überführt, wo 148 Röstöfen zu Gebote stehen, die Erze der Böhmischen Montangesellschaft werden in Königshof verhüttet. Wegen ihres hohen Phosphorgehaltes standen die böhmischen Eisenerze in früherer Zeit gegen die Erze des altberühmten steirischen Erzberges an Qualität weit zurück. Die Einführung des basischen Windfrischprozesses nach Thomas und Gilchrist 1878 hat jedoch die böhmischen

Erzlager in einen äußerst wertvollen Besitz verwandelt; die intensivere Erschließung des nahen Steinkohlenreviers von Kladno, die Bildung großer Unternehmungen unter tüchtiger Leitung und die Aufnahme aller technischen Fortschritte hat schließlich dahin geführt, daß die böhmische Eisen-Industrie die führende Stellung erlangte. Vor Einführung des Thomas-Prozesses trugen die südlichen Provinzen etwa zwei Drittel zu der österreichischen Roheisenproduktion bei, heute beträgt ihr Anteil aber nur noch ein Drittel. Die in ganz Oesterreich 1897 erzeugte Roheisenmenge betrug 8,9 Mill. t und repräsentierte einen Wert von 31,6 Millionen Gulden. Das Eisenwerk Kladno ist mit seinen modernen Hochofenanlagen das leistungsfähigste Werk der Monarchie geworden, die im Jahre 1890/91 erbaute Tiegelgußstahlfabrik Poldihütte in Kladno liefert jährlich ca. 100 000 t des besten Tiegelgußstahls nicht bloß für den inländischen Bedarf, sondern auch für das Ausland. In Königshof bestehen die Hochöfen und Stahlwerke der Böhmischen Montangesellschaft, die noch durch den Bau einer Cementfabrik und einer Schlackenziegelei für die Verwertung der Hochofenschlacken erweitert wurden; 1886 errichtete die Maschinenfabrik E. Skoda in Pilsen eine Gußstahlhütte mit den nötigen Appretur-Werkstätten für die Erzeugung von Stahlfaçonguß aller Art, wie: Herz- und Kreuzstücke, Lokomotiv-Radsterne, Rammwalzen und Getriebe mit Winkelzähnen, Walzen, Maschinen-Bestandteile, Panzer-Kuppeln und -Türme, Steven, Rudergerippe, Propeller u. s. w.; der frühere Import in diesen Artikeln ist durch diese Fabriksgründung vollständig unterbunden worden, ja manches fremde Handels- oder Kriegsschiff ist mit Steven, Steuer, Propeller oder Maschinenbestandteilen aus der Skoda'schen Gußstahlhütte ausgerüstet. Das 1872 begründete Teplitzer Walzwerk ist vielfach erweitert worden und beschäftigt heute mehr als 1000 Arbeiter. In der Nähe dieses Walzwerkes wurde 1885 die „Rudolfshütte" in Betrieb gesetzt, die heute mit einer Jahresproduktion von 150 000 t Schwarz- und Weißblech, das größte Feinblechwalzwerk Oesterreichs ist. Die Blechabschnitte der „Rudolfshütte" werden in der Teplitzer Schaufel- und Zeugwarenfabrik verarbeitet, die namentlich Schaufeln und Sägen, sowie Zeugwaren aller Art fabriziert. Auch das Eisenwerk Rothau,

das Eisenwerk Libschitz, das Fürst Wilhelm von Hanau'sche Eisenwerk in Romanau, das Fürst Colloredo-Mansfeldsche Eisenwerk Dobrzis u. a. sind an der Gesamtproduktion in hervorragendem Maße beteiligt.

Mannigfach vertreten ist die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren. Für die Erzeugung von Eisendraht und Drahtstiften bestehen 7 Etablissements, welche ein gemeinsames Verkaufsbureau in Prag haben. Emailgeschirr wird von den Fabriken der Aktiengesellschaft „Emaillierwerke Austria" hergestellt, bedeutend ist auch die Fabrikation in Blechemballagen u. s. w. In eigenartiger Weise hat sich die Fabrikation von Stahlwaren in Nixdorf, einem industriereichen Dorfe des äußersten Nordens in Böhmen, entwickelt. Der Grund zu derselben wurde bereits Ende des vorigen Jahrhunderts gelegt. Ignaz Rösler, später mit dem Prädikat „von Ehrenstahl" geadelt, begründete daselbst 1796 eine Schleiferei mit Wasserkraft und erweiterte dieselbe, bis sie 1811 ein Landesprivilegium erhielt; das Etablissement besteht unter der Firma Ignaz Röslers Söhne heute noch. Im übrigen wird jedoch die Stahlwaren-Erzeugung in Nixdorf vielfach als Hausindustrie betrieben und erfuhr eine besondere Förderung durch die Errichtung einer k. k. Fachschule für Metallindustrie (Graveure, Emailleure u. a.).

Die Verarbeitung von Metallen beschäftigt in Böhmen gleichfalls viele, meist kleinere Unternehmungen. Erwähnenswert ist die Erzeugung von Metallknöpfen, welche in den Dreißigerjahren in Tyssa bei Tetschen und Umgebung eingeführt wurde; gegenwärtig sind einzelne Etablissements zur Erzeugung von Horn- und Steinnußknöpfen übergegangen. Sehr gesteigert hat sich die auf verschiedene Unternehmungen im Lande zerstreute Erzeugung von Staniol und Flaschenkapseln. Die noch Ende des vorigen Jahrhunderts in Schlaggenwald, Karlsbad und Schönfeld blühende Zinngießerei ist völlig verschwunden.

Die Maschinen-Industrie, die sich zu einer großen Leistungsfähigkeit entwickelt hat und insbesondere Maschinen für die Zucker-Industrie, die Textilindustrie, die Landwirtschaft und Müllerei u. s. w. liefert, hat ihren Hauptsitz in Prag, wo mehrere große Unternehmungen bestehen, ist jedoch auch in

Nordböhmen und in der Gegend von Pilsen gut vertreten. Als Spezialität wäre die Erzeugung von Feuerspritzen, Pumpen und sonstigen Feuerwehrartikeln zu erwähnen, die im nördlichen Böhmen von Bedeutung ist.

Sehr alten Datums ist die Waffenfabrikation in Böhmen. In Prag entwickelte sich das seit jeher schwunghaft betriebene Büchsenmachergewerbe zur Industrie, als Anton Vincenz Lebeda (1797—1857) 1820 eine Gewehrfabrik errichtete, deren Erzeugnisse bald auch im Auslande einen gesuchten Artikel bildeten. Zu einem besonderen Industriezweig entfaltete sich die Waffen-Erzeugung in Weipert. Dort saßen bereits anfangs des XVIII. Jahrhunderts Rohrschmiede, die ihre Erzeugnisse an die Gewehrfabriken ablieferten. Unter Maria Theresia aber wurden bereits ganze Gewehre erzeugt, und in der Folgezeit bis 1864 bedeutende Lieferungen an das Militärärar abgegeben. Später wurden Gewehrbestandteile für die von der österreichischen Waffenfabriksgesellschaft in Steyr in Angriff genommene Fabrikation von Repetiergewehren geliefert. Gegenwärtig sind in dieser Industrie 400 bis 500 Arbeiter beschäftigt, die jährlich ca. 1500 fertige Gewehre, 1000 Stück in weichem Zustande und fast ebenso viel baskulierte Läufe und andere Gewehrbestandteile (Schlösser, Schnallen, Garnituren) erzeugen. In neuerer Zeit ist in Weipert auch eine k. k. Probieranstalt für Handfeuerwaffen ins Leben gerufen worden.

Einen alten und renommierten Erwerbszweig weist das Erzgebirge in der Musikinstrumenten-Fabrikation auf, die in Schönbach (für Streichinstrumente) und Graslitz (für Blasinstrumente) ihre Centralpunkte besitzt. In Schönbach, das sich „Oesterreichs Cremona" betitelt, ist der Geigenbau seit Jahrhunderten zu Hause, er soll von dort durch böhmische Exulanten nach dem dreißigjährigen Kriege in das benachbarte Sachsen eingeführt worden sein. Die alten Geigenmacher erzeugten jeden zur Geige gehörigen Bestandteil selbst, erst in den letzten Jahrzehnten bildet die Verfertigung der Böden, Decken, Hälse, Wirbel, Griffbretter, Stege, Saitenhalter u. s. w. den Gegenstand selbständiger Gewerbe; der Meister beschränkt sich darauf, die außer Haus verfertigten Bestandteile zu fertigen Instrumenten zusammenzusetzen und die allenfalls nötigen Nachbesse-

rungen vorzunehmen. Außer Geigen werden in Schönbach und Umgebung nunmehr auch Guitarren, Zithern, Mandolinen, Harfen, Messing- und Holzblasinstrumente, Akkordeons und Ziehharmonikas, Saiten u. s. w. hergestellt; die ganze dortige Bevölkerung nährt sich von dieser Fabrikation, die zum größten Teil hausindustriell betrieben wird. In Schönbach allein werden 300 Instrumentenmacher mit 400 Gehilfen und Lehrlingen und über 250 weiblichen Hilfskräften gezählt. Die Fabrikate werden nicht nur im Inlande verkauft, sondern in alle Länder zum direkten Versand gebracht. Im Jahre 1873 wurde in Schönbach eine Musikschule errichtet, welche 1882 in staatliche Verwaltung übernommen wurde. In Graslitz kam die Instrumenten-Erzeugung auf, als der Bergbau gänzlich verfiel und der Bevölkerung keine Existenzmöglichkeit mehr bot. Anfangs waren es ebenfalls Geigen- und Saitenmacher, die daselbst ihr Gewerbe trieben, erst Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Metall-Blasinstrumenten-Erzeugung eingeführt. Die ersten Instrumente waren noch recht primitiv, denn auf den verfertigten Trompeten, Posaunen und Waldhörnern konnte man bloß Naturtöne hervorbringen. Im Jahre 1811 kamen die Klappentrompeten auf und 1830 wurde die Ventilmaschine eingeführt, die einen großen Umschwung zur Folge hatte. Der Bezirk Graslitz zählt jetzt 115 Instrumentenmacher, darunter befinden sich 11 fabriksmäßige Unternehmungen. Die Erzeugung von Kindertrompeten, die besonders Ende der Sechzigerjahre eine große Ausdehnung erfuhr, beschäftigt ca. 300 Arbeiter in den Fabriken und 500 in der Hausindustrie. Im Uebrigen umfaßt die Erzeugung in Graslitz alle modernen Blech- und Holzblasinstrumente, auch Streichinstrumente, in allen Systemen und Bauarten. Der größte Teil gelangt zum Export. 1865 wurde in Graslitz eine Musikschule eröffnet.

Seit 1870 ist in Böhmen auch die Klavierfabrikation in Aufnahme gekommen. Anfangs hatten die in Nordböhmen errichteten Klavierfabriken gegenüber der mächtigen deutschen Konkurrenz einen schweren Stand und konnten sich erst unter der Einwirkung eines Schutzzolles entfalten. Gegenwärtig bestehen in Reichenberg allein 3 Klavierfabriken, die zusammen ca. 200 Arbeiter beschäftigen und eine wöchentliche

Gesamterzeugung von 16 bis 18 Stück Klavieren aufweisen.

Die ausgedehnten Waldungen der Randgebirge Böhmens haben der Holz-Industrie sowohl in der Form der Hausindustrie als auch in der des fabriksmäßigen Betriebes frühzeitig ihre Entstehung gegeben. Sägewerke und Möbeltischlereien bestehen allenthalben, auch die spezifisch österreichische Industrie von Möbeln aus massiv gebogenem Holze ist seit 1870 durch zwei Etablissements in Niemes und Oberleutensdorf vertreten. Die seit altersher gepflegte Kunst der Holzschnitzerei und Holzbildhauerei wird sowohl in tschechischen, als auch in deutschen Gegenden betrieben; erwähnenswert ist namentlich die vielgestaltige Hausindustrie des Böhmerwaldes und die Spielwaren-Industrie des Erzgebirges mit dem Mittelpunkte in Oberleutensdorf. Die Schnitzwaren-Industrie ist repräsentiert durch die Horndrechslerei in Rumburg, die Tabakpfeifen, Pfeifen- und Cigarrenspitzen aus Horn, Stock- und Schirmgriffe u. s. w. erzeugt und außer zwei Fabriken 53 selbständige Drechslermeister beschäftigt. Das nördliche Böhmen ist auch der Hauptsitz der Steinnußknopferzeugung, welche vor etwa 4 Dezennien in Birmingham aufkam und bald danach in Oesterreich eingeführt wurde. Die Stroh- und Bastflechterei ist Gegenstand einer ansehnlichen Hausindustrie im Erzgebirge. In Ehrenberg bei Rumburg wurde bereits im vorigen Jahrhundert aus der französischen Schweiz die Sparteriewaren-Erzeugung übernommen; etwa 2000 Personen sind damit beschäftigt, die Holzspäne teils mit der Hand, teils auch auf Webstühlen hausindustriell zu verarbeiten. In den weidenreichen Niederungen der Elbe, hauptsächlich in der Gegend von Königssaal, Melnik und Brandeis, wird Korbflechterei betrieben. Die Korkindustrie fand in Böhmen vor etwa 15 Jahren Eingang und verdrängte allmählich den bis dahin schwunghaften Import von Korkstöpseln aus dem Auslande.

Die Lederindustrie ist über das ganze Land verbreitet; die kleineren Gerbereien machen immer mehr den großen Fabriksbetrieben Platz. Auch mit der Erzeugung von Schuhwaren befassen sich außer den für den Lokalbedarf arbeitenden Handwerkern mehrere größere Etablissements. Für Hand-

schuhe ist Prag der wichtigste Fabriksort, bedeutenden Aufschwung hat jedoch auch die Handschuh-Industrie des Erzgebirges genommen, die sich in Kaaden, Joachimsthal und Abertham konzentriert. Die Leder-Galanteriewaren-Erzeugung, die ehedem in Prag ihr Emporium besaß und mehr als 1000 Arbeitern lohnende Beschäftigung bot, ist vom Weltmarkte durch die deutsche Industrie (Offenbach) verdrängt worden.

Der Löwenanteil der Industrie-Thätigkeit des Landes entfällt auf die Textil-Industrie. Die Seiden-Industrie ist durch einige hervorragende Fabriken für Seidenzeuge und Seidenbänder vertreten. Die Schafwollwaren-Industrie in Böhmen dankt ihre Entstehung den fremden Tuchmachern, welche vom Ende des XII. Jahrhunderts ab aus Flandern und vom Niederrhein einwanderten. Die böhmische Tuchmacherei erreichte einen hohen Grad der Entwickelung und wurde anfangs des XVIII. Jahrhunderts in 68 Städten und Märkten Böhmens, am stärksten in Reichenberg, betrieben. Zur selben Zeit erstanden bereits die ersten Tuchfabriken. Seit dieser Zeit hat das zünftige Handwerk Schritt für Schritt einer immer mehr emporblühenden Großindustrie weichen müssen. Heute ist Reichenberg — neben Brünn in Mähren, Bielitz und Jägerndorf in Schlesien — eines der großen Centren der österreichischen Wollwaren-Industrie. Die Wollwarenfabriken beschäftigen daselbst 8 bis 10 000 mechanische Webstühle; daneben bestehen aber noch die Tucherzeuger, deren Zahl innerhalb drei Jahrzehnten von 400 auf 130 gesunken ist, mit 1600 mechanischen und 500 Handwebstühlen. Dementsprechend zählt der Reichenberger Bezirk viele Streichgarn- und Kammgarnspinnereien; die Zahl der Spindeln beläuft sich auf 250 000. Auf deutschen Ursprung ist auch die Tuchmacherei in Humpolec zurückzuführen, wo heute durchwegs tschechische Tucherzeuger in kleinen Betrieben zu 4 bis 8 Handwebstühlen hauptsächlich Lodentücher verfertigen. Die Teppich-Industrie findet ihre Pflege durch mehrere Etablissements, unter denen die anfangs der Fünfzigerjahre in Maffersdorf bei Reichenberg begründete große Decken- und Teppichfabrik von J. Ginzkey & Söhne hervorragt.

Die Verarbeitung der Baumwolle fand, obzwar ihr die

heimische Leinenfaser sehr feindlich gegenüberstand, doch frühzeitig Eingang nach Böhmen, ja die Leinenweber des Riesengebirges scheinen frühzeitig Baumwolle mit verarbeitet zu haben. Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts entstanden mehrere sogenannte Barchent-, Zitz- oder Cottonfabriken, die den Rohstoff auf den umliegenden Dörfern verspinnen und die so erzeugten Garne auch außerhalb verweben ließen, während sich die Fabrikation auf die Vollendung des Ganzfabrikates beschränkte. Das erste derartige Unternehmen in Böhmen entstand 1723 in Grottau. Gegenwärtig ist der nordböhmische Distrikt der Hauptsitz der österreichischen Baumwollspinnerei, er umfaßt etwa die Hälfte der 3 Millionen Spindeln, die sich in ganz Oesterreich finden. Ueber das ganze Land verbreitet ist, teils als Fabriks-, teils als Hausindustrie, die Baumwollweberei. In der Baumwolldruckerei zählt Böhmen die meisten und leistungsfähigsten Etablissements. In Warnsdorf hat sich die Fabrikation von Hosenzeugen zu einem besonderen Industriezweig entfaltet. In Warnsdorf selbst und dem benachbarten Ober- und Niedergrund sind etwa 4200 mechanische und 16 000 Handwebstühle in Thätigkeit.

Während für die wärmere Ebene des mittleren Böhmens die Rübe die wichtigste Industriepflanze ist, war dies für die rauheren deutschen Gebirgsgegenden namentlich des östlichen und nördlichen Böhmens der Flachs. Damit war die Basis für eine ausgedehnte Leinen-Industrie gegeben, die zum Teil noch heute als hausindustrielle Nebenbeschäftigung seitens der landwirtschaftlichen Nebenbevölkerung betrieben wird. Daneben ist allerdings eine bedeutende Großindustrie entstanden. Der Hauptsitz der böhmischen Leinen-Industrie ist Trautenau mit dem Elbe- und Aupathal, ein kleineres Industriegebiet gruppiert sich um Rumburg, das allerdings von seiner früheren Bedeutung („Rumburger Leinen") viel eingebüßt hat. Die erste österreichische Flachsspinnerei wurde 1837 in Jungbuch bei Trautenau errichtet. Inzwischen hat sich die Zahl solcher Spinnereien im Thal der Elbe und Aupa auf 26 vermehrt, in denen sich mehr als 200 000 Spindeln — zwei Dritteile aller Flachsspindeln Oesterreichs — befinden. Der inländische Flachs reicht heute für den Bedarf der Spinnereien nicht mehr aus, so daß 60% des Rohstoffes aus dem Auslande bezogen werden müssen. Zwei

Fünftel der gesamten Erzeugung an Leinengarnen werden jährlich zum Export gebracht. Die Leinenweberei ist zum größten Teil noch Handweberei (15 000 Handwebstühle gegen 1000 mechanische Stühle), ist jedoch gleichfalls in hervorragender Weise am Exporte beteiligt.

Eine spezielle Webe-Industrie hat sich in dem kleinen, aber dicht bevölkerten Bezirke von Asch etabliert. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat die dortige Erzeugung von wollenen, halbwollenen, halbseidenen und seidenen Webewaren, Kleiderstoffen, Tüchern und Shawls in den mannigfaltigsten Arten einen besonderen Ruf erlangt. Mehr als 30 Firmen sind daselbst thätig, welche Tausende von Arbeitern, vorwiegend außerhalb der Fabrik, beschäftigen.

Im Erzgebirge tritt uns die Textilindustrie hauptsächlich als Posamentenfabrikation, Stickerei-Industrie und Spitzenklöppelei entgegen. Die Posamenten-Erzeugung konzentriert sich in Weipert, wo bereits im vorigen Jahrhundert eine sächsische Firma eine Fabrik hierfür errichtete. Nach Auflassung dieser Fabrik blühte die Industrie weiter und heute befassen sich 50 Firmen mit der Erzeugung und dem Handel von Posamenten. Die Stickerei hat insbesondere in der Gegend von Graslitz und Bärringen Aufnahme gefunden und bietet etwa 4600 Personen lohnenden Verdienst. Die Spitzenklöppelei knüpft sich an den Namen Barbara Uttmann in Annaberg (1514—1575); aus dem sächsischen Erzgebirge verbreitete sich die Erfindung seit 1615 auch in die böhmischen Grenzgebiete und Anfang des XVIII. Jahrhunderts soll sie an 10 000 Menschen ernährt haben. Als Hausindustrie ist die Spitzen-Manufaktur im Rückgange begriffen, seitdem die Spitzenmaschine in einigen Etablissements in Verwendung steht. Von Staatswegen wurden mehrere Spitzenschulen errichtet.

Von Bedeutung sind einzelne Zweige der Bekleidungsindustrie, wie die Herren- und Damenkonfektion, Wäschefabrikation, Hut-Industrie u. s. w. Die Hut-Industrie, welche noch vor 30 Jahren Kleingewerbe war, ist seitdem mehr und mehr Großindustrie geworden. Die Wäschefabriken pflegen einen ausgedehnten Export. Geradezu überlegen über die ausländische Konkurrenz steht die Fezfabrikation da, welche

zumeist in Strakonitz in Südböhmen ihren Sitz hat und mit ihren Erzeugnissen die Märkte der Levante siegreich beherrscht. Eine kleinere Spezialindustrie ist die nordböhmische Kunstblumen-Erzeugung.

Seitdem als Rohstoff für die Papier-Industrie an Stelle der Hadern mehr und mehr das Holz in seiner Verarbeitung als Holzschliff und Cellulose in Betracht kommt, weisen gerade die Randgebirge Böhmens die günstigsten Vorbedingungen für die Industrie auf: eine gewerbefleißige Bevölkerung, brauchbares Holz und fließendes Wasser. Böhmen liefert denn auch das weitaus größte Quantum zu der österreichischen Papierproduktion. Zunächst liegen am Abhange des Riesengebirges, in dem Thale der oberen Elbe und der Aupa, nicht weniger als 17 Papierfabriken und 18 Holzschleifereien. An dieses Industriegebiet schließt sich das kleinere an, welches sich an den Wasserläufen des Isergebirges in den Bezirken Gablonz, Reichenberg und Friedland gruppiert. In dem westlichen Winkel, bei Asch und Eger, finden sich drei kleinere Papierfabriken und eine Holzschleiferei. Eine ansehnliche Zahl großer Papier-, Holzstoff- und Holzpappe-, sowie Cellulosefabriken liegt wieder im südlichen Böhmen. Die Chromo- und Buntpapier-Fabrikation wird im Reichenberger und Prager Kammerbezirke betrieben und liefert ihre Artikel zumeist für die Adjustierung der Gablonzer Waren, der Horn- und Steinnußknöpfe, der Samt- und Wirkwaren, Hüte, Kravatten u. s. w. In Reichenau bei Gablonz wird die Erzeugung von Papiermaché-Waren betrieben, seitdem (1784) die Verfertigung von Dosen aus Pappendeckel daselbst eingeführt worden war.

Die Müllerei, ehedem eine über das ganze Land verbreitete blühende Industrie, befindet sich seit den Sechzigerjahren in stetigem Niedergange, weil die unter günstigeren Bedingungen arbeitenden großen Handelsmühlen in Ungarn, namentlich in Budapest, mit billigen Mehlen erfolgreich konkurrieren können. Im engsten Anschluß an die Landwirtschaft hat sich auch die Branntweinbrennerei entwickelt; die größten Etablissements für die österreichische Branntweinproduktion liegen in Böhmen (Prag, Jungbunzlau, Kolin u. s. w.) Seit der ersten Einführung in den Dreißigerjahren hat sich die böhmische

Zucker-Industrie zu einer ungeahnten Höhe emporgeschwungen, so daß sie heute mit mehr als 53% an der Gesamterzeugung Oesterreich-Ungarns beteiligt ist. In der Campagne 1897/98 waren 130 Fabriken im Betrieb, welche mehr als 4 Mill. t Rohzucker produzierten.

Unterstützt durch ausgezeichnete Gerste und guten Hopfen (Saaz) hat sich die Bierbrauerei in Böhmen zu einer mächtigen Industrie entfaltet. Das 1842 in Betrieb gesetzte Bürgerliche Bräuhaus in Pilsen hat den Ruf des böhmischen („Pilsener") Bieres weit über die Grenzen des Landes getragen und stellt sich heute mit einer Jahresproduktion von mehr als 500 000 Hektoliter als eines der größten Etablissements dieses Industriezweiges dar. Als eine selbständige Export-Industrie erscheint seit den Sechzigerjahren die Malzindustrie, die zunächst in dem Gebiete der besten Gerste, der mährischen Hanna, aufkam, heute aber auch in Böhmen durch 23 Malzfabriken repräsentiert wird.

Die chemische Industrie weist in Böhmen außer zahlreichen anderen Fabriken das größte kontinentale Unternehmen dieser Art auf: die im Jahre 1858 begründete chemische Fabrik in Aussig des „Oesterr. Vereins für chemische und metallurgische Produktion". In derselben sind 180 Dampfmaschinen mit zusammen 1400 Pferdekräften und 2400 Arbeitern beiderlei Geschlechts in Verwendung. Das Hauptprodukt ist Soda. Bedeutende Fabriken existieren auch für die Erzeugung von Farben, Seifen, Kerzen, Zündhölzchen und Zündhütchen (seit 1825) und Dynamit (seit 1870).

Diese hohe Entwickelung auf allen Gebieten des gewerblichen Schaffens ist ein Produkt deutscher Arbeit, wenn auch heute ein großer Teil der slavischen Bevölkerung davon lebt. Man wird begreifen, daß die Schöpfer dieses Wohlstandes, daß die Träger dieser kulturellen Entwickelung sich nicht der grausamen Lehre fügen wollen, die ein ganzes Volk nur deshalb zum Schweigen und Dulden verurteilen will, weil es im Lande weniger Köpfe zählt. Hundert Lehrjungen geben noch immer keinen Meister. Das gilt unbedingt in der Volkswirtschaft, vielleicht auch in der Politik.

Das deutsche Kunstgewerbe in Böhmen.

Von

Dr. G. E. Pazaurek.

Mit echt deutscher Zähigkeit und Ausdauer haben deutsche Ansiedler ehedem Böhmens unwirtliche Grenzgebirge nach und nach für die Kultur erobert, während den Tschechen die verhältnismäßig leichtere Arbeit im flachen Innern, an den Ufern der breiten Ströme zufiel. Die Landwirtschaft ist in den rauhen Grenzbergen nicht ergiebig genug, so daß die Bewohner von selbst zur gewerblichen Thätigkeit ihre Zuflucht nehmen mußten. Aber die schwere Arbeit wurde von Erfolg gekrönt, und die Deutschen wußten sich im Laufe der Jahrhunderte gerade in gewerblicher, kunstgewerblicher und industrieller Beziehung eine ganz hervorragende Stellung zu sichern.

Aber nicht nur das Erzgebirge, das Iser- und Riesengebirge, sowie der Böhmerwald kommen hier in Betracht; auch in der nach deutschen Stadtrechten eingerichteten Landeshauptstadt behauptet deutsches Gewerbe und Kunstgewerbe seit jeher einen ehrenvollen Platz. Zweimal war Prag die Residenz römisch-deutscher Kaiser, und beidemal bildete es geradezu einen einzig dastehenden Sammelpunkt kunstgewerblicher Thätigkeit, deren internationales Wesen einen mächtigen deutschen Einschlag aufweist. Sowohl unter Karl IV., als auch unter Rudolf II. wird in der Landeshauptstadt ein geradezu fieberhaftes, kunstgewerbliches Leben entfaltet. Goldschmiede und Miniaturmaler, Plattner und Perlhefter finden reichlichen Unterhalt, und die deutschen Kaufleute im Teinhof vermitteln den Absatz ihrer Erzeugnisse, die die Hofhaltung nicht für sich in Anspruch nimmt.

Unter Rudolf II. sind es außer den Gold- und Waffenschmieden hauptsächlich Edelsteinschleifer und Uhrmacher, welche, dem Rufe des Kaisers folgend, aus ihrer deutschen Heimat

nach Prag übersiedeln. Ob katholisch, ob lutherisch, darauf wird jetzt nicht ausschließlich Gewicht gelegt; zumal in den deutschen Gegenden Böhmens behauptet die Reformation siegreich das Feld, da sich hauptsächlich die Gewerbetreibenden und Kunstgewerbetreibenden mit Feuereifer für die neue Lehre entschieden. Der wackere Pfarrer Mathesius hält seinen Joachimsthalern, die bekanntlich auch in der Geschichte der Münzprägungen keine unbedeutende Rolle spielen, eine Reihe von Predigten, die für unsere Kenntnis der damaligen kunstgewerblichen Verhältnisse als Quellenwerke von besonderer Wichtigkeit sind. Auch die echt deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst findet in Böhmen den günstigsten Boden. Ein Sohn der Stadt Eger, Johann Sensenschmid, begründet in Nürnberg die erste Druckerei, von welcher Stadt aus sich die epochemachende Erfindung rasch über die Städte Böhmens verbreitete.

Nach der Blüte des Kunstgewerbes im XIV. und XVI. Jahrhundert folgte beidemal ein jäher Rückschlag, der alle schönen Hoffnungen im Keime erstickte. Wenn man für die Hussitenkriege und für den dreißigjährigen Krieg als Hauptursachen religiöse Momente anführt, so muß dem doch sehr widersprochen werden. Soziale, politische und nationale Faktoren haben mindestens ebensoviel Anteil. Und wenn namentlich in den Hussitenstürmen das *nationale* Moment mit solch ungestümer Wildheit hervorbricht, so erklärt man es sich am einfachsten als eine naturgemäße Reaktion gegen die übermächtige deutsche Bevormundung auf allen Kulturgebieten, nicht zum mindesten im Gewerbe und Kunstgewerbe. Indirekt mag daraus geschlossen werden, wie dominierend der deutsche Einfluß unter Karl IV. und seinem Sohne Wenzel, für den man eine deutsche Bibelübersetzung mit den großartigsten Miniaturen und Dröllerien schmückte, gewesen sein muß. — Vor Beginn des dreißigjährigen Krieges lagen die Verhältnisse allerdings etwas anders: Das tschechische Element hatte in den autonomen Behörden der Landeshauptstadt den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Und doch merkt man in den Unabhängigkeitsbestrebungen ganz deutlich, daß auch eine Spitze gegen das Deutschtum gerichtet ist. Die tüchtigsten Handwerker und Kunsthandwerker sind eingewanderte Deutsche; sie sind auf allen Gebieten — man braucht nur die

termini technici der damaligen Urkunden zu verfolgen — die Lehrmeister der weniger entwickelten heimischen Bevölkerung und werden gnädig oder ungnädig entlassen, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan haben.

Mit der Gegenreformation nach der Schlacht auf dem weißen Berge ändert sich zum Teile das Bild; Adel und Klerus ergreifen das Scepter, um es absoluter denn je zu schwingen. Nach dem großen verheerenden Kriege giebt es überall vollauf zu thun: die geistlichen und weltlichen Mächte fangen an, sich ihre pomphaften Residenzen zu gründen. Ueberall erstehen neue Kirchen, einfachere alte Gotteshäuser müssen der Tendenz der Zeit entsprechend umgestaltet und erneuert werden. Daß die heimischen Kräfte zur Bewältigung der vielen Aufgaben nicht immer hinreichen, liegt auf der Hand, und so sucht man denn in Nah und Fern geeignete Arbeiter zu gewinnen, wenn sie nur die Hauptbedingung erfüllen, d. h., wenn sie nur dem „alleinseligmachenden" römisch-katholischen Glauben angehören. Nicht nur Italien, hauptsächlich Deutschland stellt naturgemäß wieder das Hauptkontingent, ja mancher Deutsche aus dem puritanischen Norden, der in der Heimat für seine Kunstfertigkeit wenig Verwendung hat, wechselt den Glauben seiner Väter, um lohnende Beschäftigung und reichliches Auskommen zu finden. Unter den Kunstgewerbetreibenden stehen in der Barock- und Rokokozeit bei uns außer den welschen Stuccateuren Holzschnitzer und Goldstaffierer, Glasschneider und Büchsenmacher, hauptsächlich Deutsche, im Vordergrunde. Das ganze kunstgewerbliche Leben steht fast ausschließlich unter deutschem Einfluß, wenigstens direkt, wenn auch indirekt der Ursprung nach Italien, später nach Frankreich weist.

Unter dem großen Kaiser Josef II. nimmt zwar der geistliche Einfluß sein Ende, aber in nationaler Beziehung wird die deutsche Hegemonie nur noch mehr gekräftigt, so daß sie mehr als ein halbes Jahrhundert unangetastet auf allen Gebieten vorwaltet, auch im Kunstgewerbe, obwohl gerade für dieses keine Glanzzeit gekommen war. Erst seit dem Jahre 1848 ist in nationaler Beziehung im Innern des Landes, sowie in der Hauptstadt das deutsche Element, wie überall, so auch unter den Kunsthandwerkern im stetigen Zurückweichen begriffen. Aber das deut-

sche Kunstgewerbe hat dafür in den deutschen Sprachgebieten ein mächtiges Asyl gefunden, wo es sich zu immer schönerer Blüte entfaltet.

Im Laufe der Zeit haben sich allerdings die Verhältnisse gar sehr geändert. Einzelne, ehedem blühende Zweige des Kunsthandwerkes sind völlig abgestorben, beispielsweise die Zunft der Harnischmacher und Waffenschmiede. Auch die Stückgießer, unter denen gar manche Deutsche waren, sind verschwunden. Die Zinngießer, die noch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts namentlich in Karlsbad oder Schlaggenwald eine gewisse Bedeutung für sich in Anspruch nehmen konnten, sind im Aussterben begriffen. Andere Gruppen kunstgewerblicher Arbeiter, die ehedem nicht nur verwendbare, sondern auch schön dekorierte Erzeugnisse zu schaffen wußten, haben sich aus dem Kunstgewerbe von selbst ausgeschaltet, wie z. B. die Wagenbauer oder Instrumentenmacher, welche heutzutage fast nur mehr technische Gesichtspunkte kennen. Die heutigen Goldarbeiter sind nur noch armselige Epigonen der alten Goldschmiede; es fehlen die vornehmen Auftraggeber, die ehedem ihre Ersparnisse in großartige Gefäße und Geräte aus Edelmetall umformen ließen, während die heutige nüchterne Zeit ihre Kapitalien auf Zinsen anlegt. Die Juweliere der Landeshauptstadt sind zum großen Teile nicht mehr Deutsche, ja auch die Edelsteinbearbeitung ist derzeit meist in tschechischen Händen. Die gräflich Schönbornische Granatenfabrik in Podsedlitz, die noch vor einem Halbjahrhundert fünf Centner der für Böhmen so charakteristischen Granaten verarbeitete, besteht nicht mehr, und in Turnau, dem Haupthandelsplatz für böhmische Edel- und Halbedelsteine, sind die deutschen Bürger längst ausgestorben.

Seit 1848 datiert der wahrnehmbare Umschwung in nationaler Beziehung, der, wie überall, auch auf kunstgewerblichem Gebiete zunächst langsam, dann in geometrischer Progression alle Verhältnisse zu Ungunsten der Deutschen verändert. Am deutlichsten ist dies in der noch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts deutschen Landeshauptstadt zu bemerken, welche heutzutage einen fast völlig slavischen Anstrich trägt, wenn auch die Wurzeln des erbgesessenen Deutschtums nicht so leicht auszuroden sind, wie dies die nationalen Gegner möchten. Aber die

Zahl der tüchtigen deutschen Kunstgewerbetreibenden schmilzt immer mehr zusammen. Gar manche kunstgewerblichen Kräfte haben sich in die deutschen Landesteile zurückgezogen, in denen das Kunstgewerbe, meist auf alter Tradition fußend, blüht und gedeiht.

Fast überall hat sich bereits der Uebergang vom alten Kunstgewerbe zur modernen Kunstindustrie vollzogen. Schon unter der großen Kaiserin Maria Theresia und ihrem ebenbürtigen Sohne, Kaiser Josef II., war dieser Schritt vorbereitet worden. Die Einführung englischer Maschinen zu Anfang des XIX. Jahrhunderts besiegelte die epochale Umgestaltung. Zwar giebt es noch überall in den deutschböhmischen Gauen eine altehrwürdige Hausindustrie aus früheren Zeiten, doch mutet uns diese vielfach anachronistisch an. Die Glanzzeit des Tabakschnupfens ist längst vorüber, und Sandau bei Marienbad, dessen Dosen ehedem so beliebt waren, kommt heute kaum mehr in Betracht. Auch die Dosen-Fabrikation in Reichenau bei Gablonz ist ganz zurückgegangen, während die andere merkwürdige Spezialität dieses Ortes, das Malen von Altargemälden nach Quadratmetern, sich bis zum heutigen Tage in Schwung erhalten hat. Gutes leistet die Holzwarenindustrie im Böhmerwald, sowie die vor ungefähr hundert Jahren eingeführte Stahlwarenindustrie von Nixdorf. Tüchtige Fachschulen sorgen in neuerer Zeit da wie dort für eine entsprechende Hebung des technischen und künstlerischen Niveaus.

Im Erzgebirge hat sich einer der interessantesten und ältesten Zweige künstlerischer Handfertigkeit seit mehr als dreihundert Jahren nicht wesentlich verändert erhalten. Barbara Utmann aus Annaberg hat die Spitzenklöppelei um die Mitte des XVI. Jahrhunderts aus den Niederlanden zunächst auf der sächsischen Seite des Gebirgszuges eingeführt, von wo die Fertigkeit bald auch über die Grenze zu uns herübergriff. Die Moden des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, die alle Arten von Spitzen so sehr bevorzugten, ließen die genannte Hausindustrie die schönsten Tage erleben. Nach einem längeren Intermezzo des Niederganges wurde die alte Spitzenklöppelei des Erzgebirges wieder in neuerer Zeit in ihre Rechte eingesetzt. Vor allem ist der Name Dotzauer zu nennen, der sich im Verein mit andern einsichtsvollen

Persönlichkeiten hierbei große Verdienste erwarb. In neuester Zeit sorgt die Heinrichsgrüner Fachschule für die zeitgemäße Weiterbildung ehrwürdiger Ueberlieferungen, obwohl in den gewaltigen Stickereimaschinen der benachbarten Graslitzer Fabriken der Handfertigkeit ein gefahrvoller Konkurrent erwachsen ist.

Soweit die Textilindustrie, die ihre mächtigsten Positionen in den deutschen Teilen des Reichenberger Handelskammerbezirkes hat, noch vom künstlerischen Standpunkte sonst in Betracht kommt, handelt es sich durchwegs um maschinelle Großbetriebe. Zunächst kommt der Zeugdruck in Betracht, der in Deutschböhmen bereits auf eine ansehnliche Geschichte zurückblicken kann. Das Hauptetablissement ist Kosmanos, das schon im Jahre 1763 vom Grafen Bolzano begründet wurde, aber erst den Brüdern Leitenberger seinen außergewöhnlichen Aufschwung und seine fast unerreicht dastehende Bedeutung verdankt. — Noch interessanter vom ästhetischen Standpunkte ist die blühende Teppichgroßindustrie, die sich heute um Reichenberg konzentriert; die Firmen J. Ginzkey in Maffersdorf und Aubin, Protzen & Cie. in Reichenberg sind hier hauptsächlich zu nennen. Außer den vielen Abarten der Maschinenteppiche, die sich durch eine mannigfache, künstlerisch vornehme Zeichnung und wohlabgewogene, treffliche Farbengebung auszeichnen, sind es die in Smyrna-Art mit der Hand geknüpften Kunstwerke in allen Stilarten und Variationen, welche das höchste Lob verdienen. Alt ist die Teppichindustrie in Deutschböhmen nicht. Die orientalischen Teppichweber, die Kaiser Karl IV. nach Prag berufen, hinterließen ebensowenig merkliche Spuren ihrer Thätigkeit, wie in späteren Zeiten die flämischen Meister, die in Böhmen vorübergehend beschäftigt waren. Was bis tief in unser Jahrhundert zerstreut lebende einheimische Teppichweber auf ihren Handstühlen geschaffen, ist qualitativ nicht der Rede wert. Der erste Jacquard-Teppichstuhl von Böhmen wurde im Jahre 1843 in Maffersdorf aufgestellt, so daß man dieses Datum als das Geburtsjahr der jetzt so hoch entwickelten deutschböhmischen Teppichfabrikation bezeichnen muß; heute rasseln in Maffersdorf bei der Firma J. Ginzkey mehr als 250 mechanische Webstühle, denen sich über hundert Handstühle anschließen. Auch das seit 1875 in Reichenberg etablierte Teppich-

haus Aubin, Protzen & Cie., eine Zweigniederlassung der Berliner Firma M. Protzen & Söhne, hat einen gewaltigen Aufschwung genommen; von den andern Vertretern dieser Branche in Deutschböhmen seien noch Wagner in Proschwitz, Pfeiffer in Rumburg oder Bareuter in Eger genannt. Wurde auch die Erzeugung billiger Läufer, welche heutzutage meist aus Jute hergestellt werden, als Massenartikel überall beibehalten, so kommen doch für uns nur die gemusterten Maschinenteppiche, die Brüssler, Axminster, Velvet, Tapestrie oder Kidderminster genannten Arten in Betracht, vor allem aber die nach westasiatischem Vorbild ohne komplizierte mechanische Behelfe hergestellten Knüpfteppiche, welche in fast jeder gewünschten Form und Größe mit beliebig vielen Farbenabstufungen erzeugt werden können. Bei diesen Produkten, die, um nicht übermäßig teuer zu sein, allerdings lange nicht so dicht hergestellt werden können wie ihre orientalischen Vorbilder, die es bis zu einer Einstellung von 400 000 Knoten pro Quadratmeter, also ungefähr auf das Sechsfache der europäischen Einstellungsart gebracht haben, — bei diesen Produkten kann eine von künstlerischen Gesichtspunkten geleitete Unternehmung zeigen, was für einen Stab von Künstlern sie um sich versammelt. Die verschiedensten Stilarten begegnen uns in allen nur denkbaren Farbenzusammenstellungen; die Komposition bringt auch manches Materialwidrige, wie die Wiederspiegelungen von Reliefplafonds mit konstruierter Licht- und Schattengebung, mit naturalistischen Rosen und anderen Blumen, die sich dem Stab- und Muschelwerk anschmiegen. Noch vor einem Jahrzehnt wurden derartige Erzeugnisse vom Geschmacke besonders begünstigt; aber auch heute, nachdem die Zweckwidrigkeiten längst wieder als solche empfunden werden, müssen Louis XIV.- und Louis XV.-Teppiche, die wie mit Goldleistchen und Holz-Cartouchenwerk umrändert, oder Empireteppiche wie mit Broncebeschlägen benagelt, gearbeitet werden, weil das kaufende Publikum sie noch verlangt. Die Secession erst führte die Rückkehr zur naturgemäßen und materialgerechten stilisierten Flächenbehandlung wieder ein, und bereits seit mehreren Jahren werden in den nordböhmischen Teppichfabriken sowohl in der Zeichnung, als auch namentlich in der Farbenstimmung vorzüglich gelungene derartige Knüpfteppiche herge-

stellt. Daneben bleibt, unbeeinflußt vom jeweiligen Tagesgeschmack, die persische Musterung weiterbestehend, was nur mit Zustimmung begrüßt werden kann, da ja die persischen und türkischen Vorbilder seit altersgrauer Zeit fast unbewußt auf diesem Gebiete den richtigen Kompositionsgesetzen folgten. Die reizvollste Spezialität von Maffersdorf sind die handgeknüpften Angora-Ziegenhaar-Teppiche mit ihrem prächtigen weichen Seidenglanz. In den letzten Jahren wurde bei Ginzkey auch die echte alte Gobelintechnik eingeführt, die bereits nach den ausgeführten Arbeiten als für besonders vornehme Aufgaben sehr hoffnungsvoll bezeichnet werden muß.

Gegenüber der Teppichindustrie treten in Deutschböhmen die andern Zweige der Textilgruppe, soweit sie kunstgewerblich in Betracht kommen, wesentlich zurück. Es werden zwar, z. B. von Herzfeld und Fischl in Starkenbach nach guten Zeichnungen schwere, golddurchwebte Kirchenstoffe erzeugt, aber der Umfang dieser Produktion kann auch nicht annähernd mit der der Teppiche verglichen werden. Die Seidenindustrie kommt neben der Schafwoll- und Baumwollindustrie kaum in Betracht. Die meisten Damenkleiderstoffe und Bänder entraten infolge des Mangels einer Musterung jeglichen kunstgewerblichen Interesses. Die mannigfaltigen bunten Giletstoffe, die die Männerwelt bis in die Fünfzigerjahre des XIX. Jahrhunderts allgemein brauchte, bilden längst keinen Gegenstand der Nachfrage mehr, so daß fast nur die Kravattenstoffe übrig blieben, die aber — ähnlich wie gewisse Erzeugnisse des Kattundruckes — in Dessin und Farbe keinen besondern Rang in Anspruch nehmen dürfen, wofür jedoch die internationale Mode, die auch anderwärts nichts besseres hervorbringt, verantwortlich gemacht werden muß.

Eine viel wichtigere Rolle als die Textilindustrie Deutschböhmens spielt vom künstlerischen Standpunkte die Keramik. Sie kann sich auf alte Ahnen berufen, denn z. B. im Schloß Klingenberg wurden ornamentierte Ziegeln aufgefunden, die aus den Tagen des Przemysliden-königs Wenzel II. stammen und deutsche Aufschriften tragen. Inwieweit die hie und da noch gebräuchliche Haustöpferei alte volkstümliche Elemente verwendet, inwieweit die slavischen Bauerngeschirre von den benach-

barten deutschen beeinflußt sind, wollen wir hier nicht untersuchen. Kunstgewerblich sind diese Produkte nicht besonders belangvoll; überdies sind sie, zumal in den deutschen Gegenden, von künstlerisch wertvolleren Arbeiten allmählich fast ganz verdrängt worden. Auch die Hafnerindustrie, die an einzelnen Orten, z. B. in Friedland zu Hause ist, erhebt sich nicht über einen mäßigen Durchschnitt, da sie heutzutage die Konkurrenz mit einer bedeutenden Firma, wie z. B. Hartmuth in Budweis, nicht aushalten kann. Die überreichen, von der genannten Fabrik erzeugten Oefen und Kamine in allen Stilarten haben die anspruchslosen Produkte des ländlichen Gewerbefleißes ins Austragsstüberl verbannt.

Ganz hervorragende Wichtigkeit kommt in Deutschböhmen der Porzellanindustrie zu. Erst ziemlich spät, als schon die meisten deutschen Staaten mehr oder weniger hervorragende Manufakturen besaßen, dringt das Erzeugungsgeheimnis nach Böhmen, das infolge seiner ungemein reichen Kaolinlager, die von mächtigen Kohlenbecken nicht allzuweit entfernt sind, zur Porzellanerzeugung geradezu prädestiniert erscheint. Im nahen Thüringen gab es schon eine ganze Reihe von Fabriken, und diese, in erster Reihe Rudolstadt, gaben, gewiß nicht gerne, die entsprechenden Kräfte ab, als es sich darum handelte, die Porzellanfabrikation in Böhmen einzuführen. Schlaggenwald, 1792 gegründet, eröffnet den Reigen, nachdem die ersten Versuche in Rabensgrün seit 1789 nicht von den entsprechenden Erfolgen begleitet waren. Zunächst wird Steingut erzeugt, ebenso wie in den drei Fabriksgründungen des nächsten Jahres, Klösterle, Prag und Teinitz. Auch die Gründungen im ersten Dezennium des XIX. Jahrhunderts, Gießhübl, Pirkenhammer, Dallwitz und Unter-Chodau, durchwegs bei Karlsbad, mußten sich zunächst mit der Erzeugung von Steingut begnügen, da die damals in höchster Blüte stehende staatliche Manufaktur in Wien ungebetene Konkurrenten nicht aufkommen ließ. Trotzdem entstanden immer neue Unternehmungen, wie Alt-Rohlau oder Elbogen, denen noch viele andere folgten, unter welchen jedoch nur Fischern und Aich bei Karlsbad dauernd zu prosperieren vermochten. Nicht gering waren die Anstrengungen, welche die deutschböhmischen Porzellanfa-

briken zu machen hatten, um von der Steinguterzeugung und von der Fabrikation ordinärer Tabakspfeifen allmählich zur Herstellung künstlerisch gelungener Porzellanobjekte zu gelangen. Kaum waren die in der Reichsmetropole immer wieder geltend gemachten Bedenken endgültig beseitigt, als der drückende deutsche Zolltarif die Entwickelung neuerdings hemmte. In den Dreißigerjahren des XIX. Jahrhunderts kam die Ueberschwemmung des Marktes mit den englischen Umdruck-Massenprodukten, welche die deutschböhmischen Manufakturen ebenso mitriß, wie die beiläufig zehn Jahre jüngere Schablonier-Dekoration, und die vielversprechenden Ansätze wirklich künstlerischer Behandlungsweise im Keime erstickte. Wenn trotzdem heute die alten Fabriken von Elbogen oder Klösterle, von Schlaggenwald (Haas & Czizek), von Pirkenhammer (Fischer & Mieg), von Dallwitz (Prößcholdt & Cie.), von Chodau (Richter, Fenkel & Hahn), Fischern (Karl & Ludwig Knoll) u. s. w. glücklich alle Stürme überdauert haben und sich des besten Rufes erfreuen, wenn auch manche Neugründung hinzutreten konnte, wie z. B. Mildeneichen (Persch), so ist dies gewiß ein Zeichen besonderer Leistungsfähigkeit, die sich auch darin äußert, daß der Porzellanexport Oesterreichs gegenwärtig über 5½ Millionen Gulden ausmacht, wovon der Löwenanteil Deutschböhmen zufällt.

Neben der Porzellanindustrie möge auch der Siderolith- und Majolika-Erzeugung gedacht werden, die sich hauptsächlich zwischen Teplitz und Dux konzentriert. Den Anfang machten 1822 und 1824 Vinzenz und Karl Uffsky in Hohenstein und Mariaschein, welche zunächst die damals verbreitete, sogenannte Basaltware von Wegdwood in Oesterreich imitierten.

Von größter Bedeutung ist hier in neuester Zeit das Eingreifen der Teplitzer Fachschule unter der Leitung von R. Stübchen-Kirchner geworden, die mit ihren originellen, geschmackvollen und künstlerisch hervorragenden Majoliken überall berechtigtes Aufsehen erregt.

So ansehnlich sich die deutschböhmische Keramik auch entwickelt hat, den ersten Rang unter sämtlichen kunstgewerblichen Erzeugnissen behauptet doch die Glasindustrie, die seit Jahrhunderten einen begründeten Weltruf besitzt. Auf keinem andern Gebiete ist der deutschböhmische Kunstgewerbefleiß in

solchem Maße thatsächlich in alle Erdteile gedrungen, und kein Landesprodukt hat in der Fremde einen solchen Grad von Popularität erreicht, wie das böhmische oder, genauer gesagt, deutschböhmische Glas. Der ehrenvolle Stammbaum läßt sich zwar urkundlich nur bis in das XIV. Jahrhundert zurückverfolgen, reicht aber jedenfalls noch weiter zurück. Glashütten finden wir in den ältesten Zeiten nicht nur in der Landeshauptstadt und deren Umgebung, sondern auch in den waldreichen Grenzgebirgen, welche wegen ihres Holzreichtums in erster Reihe hierfür geeignet erschienen. Waren es doch im deutschen Norden wie im Süden Böhmens vielfach zunächst die Glashüttenmeister, welche undurchdringliche Urwälder für die nachfolgende Kultur zugänglich machten. Ganz besondere Verdienste erwarben sich seit dem XVI. Jahrhunderte die Familien Schürer von Waldheim, Wander von Grünwald oder Preißler, denen zahlreiche Glashütten ihre Entstehung verdankten, indem sie mit der zurückweichenden Waldesgrenze immer tiefer in die deutschen Gebirgszüge vordrangen. Was noch im XVI. Jahrhunderte an Glas erzeugt wurde, unterscheidet sich nicht wesentlich von den gleichzeitigen Produkten der andern deutschen Länder. Erst als 1609 der aus Norddeutschland eingewanderte kaiserliche Kammeredelsteinschleifer Caspar Lehmann ein ausschließliches Privileg auf seine wichtige Erfindung des Glasschnittes — nach Analogie des italienischen Kryſtallschnittes — erhalten hatte, war eine besondere Spezialität geschaffen, die sich ganz wesentlich von den bisher üblichen bemalten Willkomm-Humpen, Apostel-, Kurfürsten-, Fichtelgebirgs- oder Wappengläsern unterschied. Farblos hatte man zwar auch vorher bereits das Hohlglas dekoriert, doch die mit dem Diamanten gerissene Zeichnung, die im XVI. Jahrhundert auch in Böhmen vielfach üblich war, gestattet nicht annähernd solche Wirkungen, wie sie die Gravierung mit dem Kupferrädchen hervorbringt. Lehmanns Erfindung drang zwar schon bald durch seinen Schüler Schwanhardt nach Nürnberg und durch Prager Edelsteinsucher auch nach der schlesischen Seite des Riesengebirges, kam aber doch nirgends zu solcher Entfaltung wie in Deutschböhmen, wo der Zusammenhang mit den Vorläufern aus Berg-Kryſtall besonders lebhaft blieb, was sich auch in der späteren Vorliebe,

die Glasgefäße vor der Gravierung noch in Façetten zu schleifen, deutlich ausspricht.

Vielleicht hätte das geschnittene böhmische Glas niemals die große Bedeutung erlangt, wenn nicht einzelne Glasdekorateure, vor allem der Steinschönauer Glasschneider Georg Franz Kreybich zugleich eine so geniale Handelspolitik mit ihren Erzeugnissen einzuschlagen gewußt hätten; vom Balkan bis nach England, von Rußland bis nach Spanien reichen die weitverzweigten kaufmännischen Beziehungen, und der hierdurch erzielte Wohlstand befestigte die soziale Ausnahmestellung, welche die Glasmacher andern Gewerben gegenüber längst besessen. Die ehedem allein herrschende venetianische Glasproduktion wird bald aus dem Felde geschlagen, und die böhmischen Gläser, weniger die bemalten, als hauptsächlich die prächtigen geschliffenen und gravierten Pokale, erringen sich die allgemeinste Anerkennung und weiteste Verbreitung. Die höchste technische Vollkommenheit des Glases geht Hand in Hand mit der feinsten künstlerischen Verarbeitung, welche die besten Dekorationsmotive in geschickter Weise dem Materiale anzupassen versteht und in ihrem großen kosmopolitischen Zuge auch den Wünschen der fernsten Märkte Rechnung trägt. Eine solche Vielseitigkeit und Gediegenheit der schönsten Motive hat das deutsch-böhmische Kunstgewerbe auf keinem anderen Gebiete entfaltet, wie in der Glasdekoration, die in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte. Die guten alten Traditionen hielten noch lange an, so daß das deutsch-böhmische Glas noch bis zu den Freiheitskriegen seine ansehnliche Stellung behaupten konnte. Erst als man sich fremden, namentlich englischen Einflüssen hingab, begann die Periode des Niederganges, der allerdings, infolge der spanischen Beziehungen, nicht sogleich merklich war. Als die englische und französische Konkurrenz immer bedrohlicher wurde, waren es hauptsächlich zwei Männer, welche durch Einführung neuer Spezialitäten der heimischen Glaserzeugung neue Freundeskreise zuführten: im Norden Böhmens der Haidaer Friedrich Egermann, hauptsächlich mit seinen Lythialingefäßen, im Süden Graf Georg von Buquoy, der auf den Glashütten seiner Herrschaft Gratzen das seinerzeit berühmte Hyalith herstellen ließ. Mit solchen Erfindungen, die eine Ab-

wechselung in die sonst üblichen geschliffenen Ueberfang-Farbengläser brachten, half man sich noch ein paar Jahrzehnte, bis endlich nach den Erfahrungen der ersten Weltausstellungen die Rückkehr zur alten vornehmen Dekorationsweise immer gebieterischer gefordert wurde. Das Wiener Weltausstellungsjahr 1873 und das damit zusammenhängende zielbewußte und energische Eingreifen von Ludwig Lobmeyr waren der entscheidende Wendepunkt in der deutschböhmischen Glasindustrie, die inzwischen in ihren Hütten auch wichtige technische Neuerungen, wie die Gasfeuerung, eingeführt hatte. Lobmeyr mit seinen künstlerischen Helfern in Nord- und Südböhmen blieb nicht vereinzelt. Als bedeutendste Unternehmungen sind außer Meyers Neffe in Adolf und außer der gräflich Harrach'schen Fabrik in Neuwelt, Hegenbarth in Haida, Johann Lötz Witwe in Klostermühle, Moser in Karlsbad, Pallme-König in Steinschönau, Clemens Rasch & Sohn in Ulrichsthal und Josef Riedel in Polaun zu nennen. Als vorzügliche Glasraffineure mögen u. a. Goldberg, Mühlhaus, Rachmann und Tschernich, sämtliche in Haida, sowie die Malerfamilie Ahne in Steinschönau Erwähnung finden. Gerade in den jüngsten Tagen haben die Glasdekorateure einen besonders schweren Stand; gilt es doch ganz neue Dekore, für die die historischen Stilarten kein Vorbild liefern, auf den Markt zu werfen. Die Mode bevorzugt Gläser im Genre Tiffany, die den Prinzipien der böhmischen Glasindustrie diametral entgegengesetzt sind; und thatsächlich werden auch bereits von Max Ritter von Spaun ähnliche Spezialitäten, sogenannte „Phänomen"- und „Papillon"-Gläser in den Handel gebracht, die den herrlichsten Irisglanz zeigen.

Aber mit der Hohlglasveredlung ist das Programm keineswegs erschöpft. Die kolossalen Fortschritte, welche das Beleuchtungswesen im XIX. Jahrhundert gemacht, können naturgemäß nicht ohne Rückschlag auf ein Land bleiben, dessen Kronleuchter bereits im XVIII. Jahrhunderte erfolgreich mit den venetianischen konkurrierten. In dieser Beziehung leistet namentlich Karl Hosch in Haida ganz Vorzügliches. — In der Tafelglaserzeugung behauptet Bürgstein mit seinen prächtigen Spiegeln einen hervorragenden Rang; die vom

Grafen Josef Max Kinsky im Jahre 1753 eingeführte Industrie verdient ihren wohlbegründeten Ruf. — In der Glasmalerei giebt es in Deutschböhmen verschiedene Zweigniederlassungen reichsdeutscher Firmen, hauptsächlich aber das einheimische Institut von Karl Melzer in Langenau, das schon so viele Kirchen und öffentliche Gebäude mit großen gemalten Fenstern geschmückt hat. Hoffentlich werden auch die Mosaikmalereien mit Opalescentglas, die sich gegenwärtig einer so großen Verbreitung erfreuen, bald eingeführt werden.

Eine besondere Spezialität wird unter dem Kollektivnamen Gablonzer Industrie zusammengefaßt. Diese Massenartikel, die uns Glassteine und Glasperlen in Verbindung mit unedlen Metallen vorführen, dürfen vom kunstgewerblichen Standpunkte nicht bagatellisiert werden. Man braucht nur die überraschend reichhaltigen Musterlager von Mahla, Dreßler, Klaar oder Jeiteles zu durchwandern und wird über die erdrückende Fülle der verschiedenartigsten Dekorationsmotive geradezu staunen. Tausende und Abertausende verzierter Knöpfe, Perlen, Besatzsteinchen, Schmuckgegenstände, darunter hauptsächlich der Trauer- und Theaterschmuck, Prismen und allerhand geschliffene Nippes sind hier aufgehäuft und werden von einem nimmerrastenden Unternehmungsgeiste alljährlich ins Endlose variiert. Aus Turnau kamen die Anfänge dieser Industrie über Liebenau um das Jahr 1820 nach Gablonz, das namentlich in den letzten Dezennien einen ungeahnten Aufschwung nahm. Glasdrucker, Steinchenschleifer, Perlenbläser und Gürtler vereinigen sich hier zu einer besonders interessanten Hausindustrie, die namentlich in den Jahren, in welchen sie von der Mode begünstigt wird, wie beispielsweise Beginn der Siebziger und Achtzigerjahre, gewaltige Summen ins Rollen bringt.

Schon vom rein fiskalischen Standpunkte liegt es im Interesse des Reiches, die verschiedenartigen kunstgewerblichen Bestrebungen von Deutschböhmen entsprechend zu fördern. Die Fragen einer günstigen Zoll- und Tarifpolitik können hier nicht erörtert werden, wohl aber die Bestrebungen, das künstlerische Niveau in den einzelnen Gruppen zu heben. In früheren Zeiten hatte man es sich in diesem Punkte ziemlich leicht gemacht. Die Gründung von Industrialschulen oder die durch den Grafen

Kinsky 1768 eingerichtete Webeschule in Hohenelbe blieben vereinzelte Maßnahmen, und man überließ es in der Regel den Firmen selbst, für einen entsprechend geschulten Nachwuchs an Zeichnern und Arbeitern Sorge zu tragen. Unter dem Oberstburggrafen Carl Grafen Chotek fand man ein neues bequemes Auskunftsmittel zur Hebung des heimischen Kunstgewerbefleißes und veranstaltete in den Jahren 1828, 1829, 1831 und 1836 in Prag Gewerbeausstellungen, bei denen die besten Produkte durch Preismedaillen ausgezeichnet wurden. Aber auf die Dauer konnte man mit diesem System kein Auskommen finden. Nach den ersten großen Weltausstellungen hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß für das heimische Kunstgewerbe viel mehr geschehen müsse, wenn man es konkurrenzfähig und steuerkräftig erhalten wollte. Die wesentlichste Folge war die Gründung einer großen Anzahl von kunstgewerblichen Fachschulen, von denen die meisten nach der natürlichen Lage der Dinge auf Deutschböhmen entfielen. Der Entwickelung der Textilindustrie entsprechend, nehmen die Webeschulen, zumal in Nordböhmen, die größte Zahl für sich in Anspruch. Asch, Hohenelbe, Landskron, Reichenberg, Rochlitz, Rumburg, Schluchenau, Starkstadt und Warnsdorf bilden heute in Deutschböhmen die Stationen, um welche sich die lokale Textilindustrie gruppiert; tüchtige junge Kräfte werden da herangebildet, welche die Praxis beständig aufs neue befruchten sollen; für die Wirkwaren kommt noch Schönlinde, für die Spitzenindustrie des Erzgebirges Gossengrün in Betracht. Teplitz, Gablonz und Oberleutensdorf haben die Obsorge, den keramischen Betrieben geeignete Kräfte zuzuführen; Gablonz hat überdies für die bereits erwähnte lokale Industrie, namentlich durch Heranbildung guter Graveure zu sorgen. — Die Fachschulen für Steinschönau und Haida sind der dortigen Glasindustrie gewidmet und schulen vor allem gewandte Glasmaler und Glasschneider. In den letzten Jahren werden diese beiden Anstalten in ihren Bestrebungen auch von dem dortigen Arbeiter-Fachverbande unterstützt, der alle Anregungen in die breitesten Volksschichten zu tragen bemüht ist. — Die Nixdorfer Fachschule für Metallbearbeitung hat mit Erfolg die Pflege der dortigen lokalen Industrie im Auge,

während die Holzbearbeitung im Osten, Westen und Süden an den Fachschulen von Grulich, Königsberg, Bergreichenstein und Wallern einen entsprechenden Rückhalt findet. — Daneben bestehen noch einige Handwerkerschulen und über hundert Fortbildungsschulen, denen namentlich die Pflege des unentbehrlichen Fachzeichnens zur Aufgabe gemacht wurde. — Die beiden größten Kunstschulen des Landes, nämlich die Kunstakademie und die Kunstgewerbeschule in Prag, die mit den bedeutendsten Dotationen ausgestattet sind, können leider nicht zu den deutschen Anstalten gezählt werden; nach außen hin sind sie utraquistisch, jedoch de facto tschechisch.

Daß unter solchen Verhältnissen das Kunstgewerbe und die blühende Kunstindustrie im geschlossenen deutschen Sprachgebiete von Prag aus keine übermäßige Unterstützung erhoffen konnte, liegt auf der Hand. Und die Aufgaben, die das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien, das älteste Kunstgewerbemuseum des Kontinentes, namentlich in den ersten beiden Dezennien seines Bestandes zu erfüllen hatte, waren so umfangreich, daß es sich Nordböhmen nicht in dem erforderlichen Maße widmen konnte. So mußten denn die Deutschböhmen — wie man dies auch auf andern Gebieten beständig beobachten kann — zur Selbsthilfe greifen und sie begründeten im Jahre 1873 das Nordböhmische Gewerbemuseum in Reichenberg, ein Dutzend Jahre früher, ehe ein kunstgewerbliches Museum in Prag entstand. Daß die Reichenberger Anstalt, welche gegenwärtig in einem großartigen Prachtbau zweckentsprechend untergebracht ist, einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen hat, beweist der große Aufschwung, den sie im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes genommen hat. Die kunstgewerblichen Sammlungen haben bereits einen bedeutenden Wert; namentlich die Eisenkollektion, die Gruppe der Porzellane und Gläser, sowie die der Textilien haben nicht überall ihres gleichen. Eine stattliche Bibliothek ergänzt die Bestände in entsprechender Weise; ein offener Zeichensaal sorgt für die direkte Einflußnahme; Vorträge, Publikationen und Sonderausstellungen folgen rasch aufeinander. Nicht nur Reichenberg, das heutige Centrum von Deutschböhmen und der Sitz des wichtigsten Handelskammerbezirkes, nimmt an dem

reichen Anregungsmateriale Teil; im Laufe der Zeit haben die Entleihungen von kunstgewerblichen Gegenständen wie von Bibliothekswerken nach allen Gauen des Wirkungskreises eine wohl kaum von einer anderen Anstalt erreichte Ausdehnung angenommen. Die gewerblichen Schulen, die Zeichner der großen Fabriksunternehmungen, gewerbliche Vereine, wie auch einzelne Kunsthandwerker haben sich so sehr daran gewöhnt, die erforderlichen Muster und Vorbilder immer wieder aus Reichenberg zu beziehen, daß diese Quelle der Anregung in Deutschböhmen bereits unentbehrlich geworden ist, zumal die anderen kunstgewerblichen Sammlungen im Lande — deutsch ist unter den nennenswerten Kunstgewerbe-Museen nur jenes in Budweis; das Egerländer trägt nur den lokalgeschichtlich ethnographischen, das Teplitzer den prähistorischen Charakter — den Anforderungen der Praxis nicht annähernd in solchem Maße entsprechen können. Im Nordböhmischen Gewerbemuseum, dem die hervorragendsten deutschböhmischen Industriellen als Patrone zur Seite stehen, herrscht thatsächlich reges Leben und von hier aus wird auf das deutschböhmische kunstgewerbliche Leben im reichsten Maße befruchtend eingewirkt. Wenn die große Kunstindustrie ihren ausgedehnten Export behauptet und zum Teile trotz der unangenehmen national-ökonomischen und sozialpolitischen Verhältnisse weiter ausgestaltet, wenn der Tischler oder Kunstschlosser, selbst in kleinen deutschböhmischen Landstädten, schwierige und umfangreiche Arbeiten mit gutem Geschmack zu bewältigen weiß, so ist davon ein gut Teil diesem Institut zu danken.

Was das deutschböhmische Kunstgewerbe erreicht, hat es sich in unermüdlicher Arbeit, oft unter den ungünstigsten Verhältnissen erkämpfen müssen. Wie ganz anders stünde es da, wenn es von Wien und namentlich von Prag aus in gleicher Weise unterstützt worden wäre, wie das tschechische Kunstgewerbe, das erst in den letzten Dezennien durch die sorgsamste Pflege eine nennenswerte Bedeutung erreicht hat. Wenn wieder glücklichere Zeiten für das Deutschtum in Böhmen gekommen sein werden, dann wird man erst die große Leistungsfähigkeit des deutschböhmischen Kunsthandwerkes vollständig zu erkennen Gelegenheit haben.

Handwerk und Hausinduſtrie in Deutſch-Böhmen.

Von

Karl Roſtka.

Um das deutſche Handwerk und die deutſche Hausinduſtrie in Böhmen in vollem Maße würdigen zu können, muß der Betrachter nach zwei Seiten blicken: in die Vergangenheit und in die Gegenwart. Während man einerſeits die Bedeutung des Handwerks für die Produktion nicht etwa aus ſeiner gegenwärtigen Lage allein beurteilen darf, genügt es andererſeits für die Hausinduſtrie nicht, ſie als eine Art Nebenbeſchäftigung bei der Landwirtſchaft oder als bloße Entwicklungsſtufe für das eigentliche Gewerbe anzuſchauen; bei ihr ſind es vornehmlich die ihren gegenwärtigen Stand ausdrückenden Ziffern, welche uns die in ihr gelegene deutſche Arbeitskraft deutlich zum Bewußtſein bringen und uns zugleich erkennen laſſen, daß wir die Hausinduſtrie als eine beſondere und eigentümliche *gewerbliche* Wirtſchaftsform anzuſehen haben.

Die Größe des deutſchen Handwerks in Böhmen liegt in der Vergangenheit. Auch hier, wie allerorts, wo wir heute von Induſtriegebieten reden können, hat das Handwerk jene ſchweren Kriſen durchgemacht, die dem ſiegreichen Zuge des Induſtrialismus und der emporſtrebenden Kapitalwirtſchaft folgten. In vielen Branchen ſtehen wir noch mitten im Kampfe. — Und doch, es iſt kein Kampf, man müßte denn auch das Sterben in Feld und Wald nach früchtereichem Blühen oder das Vergehen von Menſchenkraft, die zeugend — geiſtig und körperlich — für die Nachwelt gewirkt, ein „Beſiegtwerden" nennen. Nein! Alles Lebendige, auch in der wirtſchaftlichen Welt, dient zwei Zwecken: ſich ſelbſt zur Daſeinsbefriedigung, dem Kommenden zur Daſeinsſchaffung, als Entwicklungsſtufe. Vergehen heißt alſo Werden,

hier, wie überall: nur durch das Handwerk und aus demselben konnte sich eine Industrie überhaupt entwickeln.

Ueber die ersten Anfänge von Handel und Gewerbe in Böhmen, die große, ja ausschlaggebende Bedeutung, welche der deutschen Einwanderung auch nach dieser Hinsicht zukommt, über die Entwicklung des Handwerks, das Erblühen, dann das allmähliche Abwelken des Zunftwesens ist in anderen Abschnitten dieses Buches (den Essays von Dr. Schlesinger und Prof. Dr. J. Grunzel) das Nötige gesagt.

Wenn wir die wirtschaftliche Lage des Handwerks im eben verflossenen XIX. Jahrhundert überblicken, so ist vor allem nicht zu verkennen, daß sich die Linie der Entwickelung, die bis dahin eine stetig aufsteigende war, von diesem Wendepunkte an für das Handwerk senkt. Für das Handwerk allerdings, nicht aber für die gesamte Industrie. Ein anschauliches Beispiel hierfür giebt die Tuchmacherei Reichenbergs. Noch im Jahre 1826 finden wir 1150 Meister mit 585 Webstühlen, die 42.454 Stück Tuch erzeugten mit einem Gesamtwerte von 3,545,705 fl. Conv. M. Dazu kamen damals 4 Fabriken, die 4628 Stück Tuch erzeugten. Allerdings muß zu diesen Zahlen noch bemerkt werden, daß auch damals schon viele Meister 5—10 und mehr Webstühle beschäftigten, also bereits in dem Uebergangsstadium zu fabriksmäßigen Unternehmungen sich befanden. Im Jahre 1856 zählt ein Bericht der Handelskammer Reichenberg daselbst und in der Umgebung 432 Tuchmacher und 7 Feintuchfabriken, im Jahre 1866 werden 7 k. k. priv. Feintuchfabriken, 12 Tucherzeuger mit mehr als 15 Stühlen, 62 mit mehr als 4 Stühlen mit einer Gesamtproduktion im Werte von 11.3 Mill. Gulden erwähnt.

Heute giebt es im ganzen Handelskammerbezirke Reichenberg nur noch 230 selbständige Tuchmacher, hingegen 53 Tuch- und Wollfabriken; die Gesamtproduktion wird heute mit 14.2 Mill. Gulden berechnet. Ein Kenner der Verhältnisse versichert, daß daran mit 80 % die Fabriksbetriebe und mit 20 % die Kleinbetriebe partizipieren.

Was wir hier an einem Beispiele verfolgt haben, ist mit wenigen Ausnahmen bei allen jenen Industriezweigen eingetreten, welche in Bezug auf ihre Produkte und nach der bisherigen

technischen Entwickelung dieser Branche centralisierte Kraftanwendung und die kapitalistische Produktionsweise zulassen.

Es würde zu weit führen, diesen Vorgang an den einzelnen Gewerbearten ziffermäßig zu verfolgen; nur einige Zahlen, in bunter Reihe herausgegriffen, sollen dazu dienen, die obige Behauptung zu illustrieren. Im Jahre 1856 gab es im Kammerbezirke Reichenberg 248 Seifensiedereibetriebe, heute giebt es deren 93, darunter 7 große Betriebe. Mühlen gab es im Jahre 1856 2188, darunter 8 Dampfmühlen, heute 1689, darunter 162 Fabriksbetriebe. Baumwollwebereien gab es im Jahre 1856 48 Fabriksbetriebe und 2175 Kleinbetriebe, heute bestehen 205 Großbetriebe und nur noch 355 Kleinbetriebe. Ein ähnliches Verhältnis gilt für die Gerberei, in der damals 4 fabriksmäßige und 507 Kleinbetriebe, heute 40 Groß- und 154 Kleinbetriebe gezählt werden.

Diese Beispiele ließen sich noch bedeutend vermehren: sie mögen genügen, denn sie beweisen deutlich, daß für diejenigen Produktionszweige, welche die Anwendung der Maschinen und die Erzeugung im großen vermöge ihrer inneren Struktur überhaupt durchführbar erscheinen lassen, der Uebergang zum Großbetriebe sich als eine wirtschaftliche Notwendigkeit herausstellt, die wohl von dem Einzelnen bitter empfunden werden mag, für das gesamte wirtschaftliche Leben eines Landes aber ein Segen und eine Wohlthat sein muß. Daß dieser Großbetrieb in Deutschböhmen in so mächtiger Fülle erwachsen ist, zeigt aber auch, daß das deutsche Handwerk ein kräftiger Boden für die wirtschaftliche Entwickelung dieses Landes war, weshalb seine vergangene Größe immer wie ein erhebendes Denkmal in der Geschichte der deutschen Arbeit in Böhmen dastehen wird.

Wir brauchen hier wohl nicht des Näheren darauf hinzuweisen, welche gesetzgeberischen Maßnahmen sich im XIX. Jahrhundert mit dem Handwerk befassen. Nur in Kürze sei bemerkt, daß nach den Zeiten der unbedingten Gewerbefreiheit, welche in dem Gewerbegesetze vom Jahre 1859 ihren hauptsächlichen Ausdruck fand, ein Einlenken sich bemerkbar machte, ein Suchen nach Formen, um dem Handwerk die Schwierigkeiten seiner Lage wenigstens insoweit zu mildern, als dies durch menschliches Eingreifen überhaupt möglich ist. Ob die hierbei seitens der Re-

gierung gewählten Mittel — Zwangsgenossenschaft, Befähigungsnachweis ꝛc. — die richtigen waren, darüber läßt sich allerdings streiten, aber auch derjenige, welcher an der Wirksamkeit solcher Maßnahmen überhaupt zweifelt, kann wenigstens einigermaßen Beruhigung darin finden, daß sich bei dem Handwerk selbst gerade in der Gegenwart immer mehr und mehr die Ueberzeugung durchringt, daß es nur durch eigene Kraft und durch Anpassung seiner Technik und seiner wirtschaftlichen Organisation an die moderne Gewandung der Wirtschaft die Wunde heilen könne, welche ihm die unaufhaltsam fortschreitende Entwickelung geschlagen hat. Nicht im Festhalten an veralteten Formen, und in philisterhaften Maßnahmen kann heute das Heil für das Handwerk gefunden werden, sondern im klugen Ausnützen der modernen Errungenschaften auf wirtschaftlichem und technischem Gebiete und in festem, einmütigen Zusammenschließen zu gemeinsamem Vorgehen und zu gemeinsamer Arbeit. Mit Befriedigung kann man darauf hinweisen, daß diese Einsicht heute überall im deutschen Handwerkerstande festen Fuß zu fassen beginnt, denn bereits an vielen Orten sehen wir Einkaufs-, Produktiv-, Werk- und Verkaufsgenossenschaften, welche auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1873 gegründet wurden, zu gedeihlichem Wirken entstehen.

Auch die deutsche Großindustrie hat nicht vergessen, wieviel sie dem Handwerk zu danken habe und steuert werkthätig überall zur Förderung des Kleingewerbes bei. Wir erwähnen hier nur des von der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg in jüngster Zeit gegründeten „Institutes für Gewerbeförderung in Reichenberg", welches sich zum Ziele gesetzt hat, die Kleingewerbetreibenden mit den jeweiligen technischen Fortschritten bekannt zu machen, die technische und kommerzielle Bildung des Kleingewerbes im Wege des Unterrichts zu fördern, und ihm mit fachmännischen und praktischen Ratschlägen an die Hand zu gehen. Weiter hat dieselbe Kammer außer ihren jährlich fortlaufenden Beiträgen für Zwecke des gewerblichen, Fachschul- und Fortbildungsschulwesens im Betrage von ca. fl. 20.000 anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers einen „Jubiläumsgewerbefond" in der Höhe von fl. 60.000 gestiftet, der zur Dotierung des eben erwähnten Institutes und zu unverzins-

lichen Darlehen an Werk- und Produktivgenossenschaften oder sonstige kleingewerbliche Vereinigungen behufs gemeinsamer Benützung von Maschinen und Motoren verwendet werden soll. Wenn man in Betracht zieht, daß in diesem Kammerbezirke die Großindustrie fast 90 % der Kosten des Kammerbudgets trägt, so wird man zugeben müssen, daß derjenige Teil der Industrie, welcher als der moderne Träger des wirtschaftlichen Aufschwunges angesehen werden muß, sich vollbewußt ist, was das Handwerk für den allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritt geschaffen hat und was es in gewissen Zweigen noch immer leistet.

Um eine Uebersicht des Verhältnisses der Fabrikindustrie zum handwerksmäßigen Betriebe in den deutschen Gebieten Böhmens zu geben, lassen wir Seite 382 eine Tabelle folgen, in der aus den Handelskammerbezirken Reichenberg und Eger die wichtigsten Industriegruppen nach Groß- und Kleinbetrieben zusammengestellt erscheinen.

Einige Produktionszweige zogen, wenn sie einmal festen Fuß im Lande gefaßt hatten, trotz des ausschließlichen Privilegiums der Bürger auf Handel und Gewerbebetrieb, sehr bald auch auf das flache Land hinaus und wurden hier von den Landbewohnern als Nebenbeschäftigung, als „Hausfleiß" neben ihrer sonstigen Thätigkeit betrieben: wir erinnern an die Spinnerei, Leinwand- und Baumwollweberei. Insbesondere die Flachsspinnerei wurde weit und breit in den deutschen Randgebirgen Nordböhmens schon in der Zeit des XV. Jahrhunderts und noch früher, nachdem der Flachsbau sich einmal eingeführt hatte, eifrigst betrieben. Eine ähnliche Erscheinung finden wir im Erzgebirge wieder, wo die Bewohner der ärmsten Gebiete sich sehr bald den aus Deutschland eingeführten Produktionszweigen zuwandten, wie beispielsweise der Stickerei, Spitzenerzeugung ꝛc., und diese Thätigkeit thatsächlich nach kurzer Zeit hausindustriell, das heißt bei dem Mangel eines anderweitigen Erwerbes als ausschließliche Erwerbsthätigkeit, und zwar nicht nur vereinzelt, sondern in ganzen Ortschaften und in großen Gebieten betrieben wurden.

Von den meisten Industriezweigen, welche schon in frühester Zeit für ein großes Absatzgebiet und über den lokalen Markt

hinaus arbeiteten, hören wir, daß die Händler sehr bald ein gewisses wirtschaftliches Uebergewicht über den Handwerksmeister erlangen. Naturgemäß ist der Händler, dessen Gewinn aus dem Unterschiede zwischen Ein- und Verkaufspreis resultiert, bestrebt, den ersteren möglichst niedrig zu halten, um dadurch den Gewinn für sich zu erhöhen. In seinem Interesse liegt es deshalb, daß die Konkurrenz unter den Erzeugenden nach Möglichkeit gesteigert werde, und er wird deshalb, insbesondere bei Waren, deren Herstellung einfach und ohne besondere Hilfsmittel in der Wohnung des Produzierenden möglich ist, bemüht sein, auch die billigere Arbeitskraft des flachen Landes neben dem Handwerksmeister zur Produktion heranzuziehen. Gelingt es ihm vielleicht schon dadurch allein, den Gewinn und damit die Kapitalansammlung in seiner Hand zu steigern, so wird ihm auch noch weiter zu gute kommen, daß er als Verkäufer den Markt beherrscht und die Erzeuger, die an die Scholle gebunden sind, mehr und mehr in seine Abhängigkeit zwingt und dadurch in die Lage versetzt wird, die Einkaufspreise beständig niedrig zu halten und seine Kapitalskraft und wirtschaftliche Macht zu steigern. Hierin sind vornehmlich die ökonomischen Gründe zu suchen, welche das Entstehen der Heimarbeit begünstigen. In allen Industriezweigen also, welche für weite Absatzgebiete arbeiten, sehen wir, daß sowohl diejenigen, welche die betreffende gewerbliche Thätigkeit als Nebenbeschäftigung, als „Hausfleiß" betreiben, als auch die zugehörigen Handwerker verarmen und in die Abhängigkeit von den Händlern geraten, und wir finden in diesen Industriezweigen auch überall, daß die Handwerksmeister sehr bald diesen Bestrebungen der Händler in ähnlicher Weise gegenübertraten, wie sie es gegenüber dem fabriksmäßigen Betriebe thaten, freilich auch hier zum größten Teile vergeblich, denn der Feind, dem sie gegenüberstanden, war hier wie dort derselbe, die neue kapitalistische und gesellschaftliche Wirtschaftsform.

Gerade in Deutschböhmen können wir diesen Prozeß an vielen Orten mit der größten Deutlichkeit beobachten, können jedoch heute bereits auch in einigen Heimarbeitsbezirken Deutschböhmens die erfreuliche Erscheinung konstatieren, daß sich jener Gedanke zu verwirklichen beginnt, den man vor kurzem noch als

Utopie glaubte bezeichnen zu müssen, die Wiederverselbstständigung der Hausindustriellen durch Cooperation. Und nun zu den Thatsachen.

Wenn wir die deutschen Gebiete Nordböhmens von Osten nach Westen durchwandern, so kommen wir, nachdem wir im östlichsten Teile, in den deutschen Gebieten des Bezirkes Senftenberg und Grulich, einige Hausindustrieen von mehr lokaler Bedeutung wie die Bürstenerzeugung, Holzspanschachtelverfertigung, die Holzschnitzerei und die Korbflechterei berührt haben, in das große Leinengebiet von Arnau und Trautenau, das sich weit hinauf in die Schluchten und Höhen des Riesengebirges ausdehnt, und darüber jenseits des Gebirges in Schlesien seine Fortsetzung findet, andererseits aber auch weit in das flache Land, in die tschechischen Bezirke Neustadt a. M., Hochstadt, Starkenbach, Jitschin, Semil, Nachod hinein sich erstreckt. Die Zahl der hier in Verwendung stehenden Handstühle beträgt nach einer verläßlichen Schätzung ca. 15 000 gegenüber 1000 mechanischen Stühlen. Den Stapelplatz und Haupthandelsplatz für die Waren der Leinenindustrie bildet Trautenau, um welchen Mittelpunkt sich auch die deutschen Händler dieses Industriezweiges angesiedelt haben. Auch in den weiter nordwärts gelegenen Orten Rumburg, Hainspach und Schluckenau finden wir die Leinenhausweberei noch stark vertreten, als Ueberrest der alten Innungen, welche die berühmten Rumburger Weben erzeugten. Anschließend an das vorerwähnte Gebiet von Trautenau dehnt sich weiterhin über ganz Deutschböhmen und auch tief bis in die tschechischen Gegenden hinein der eigentliche Baumwolle- und Wolledistrikt mit den deutschen Mittelpunkten Rochlitz, die Umgebung Reichenbergs, Rumburg, Warnsdorf, Niemes, Gabel, Zwickau, ferner Dux, Teplitz, B. Kamnitz und endlich, im Westen des Landes, Asch. Alle diese Gegenden erzeugen ihre bestimmten Specialartikel. So finden wir im Reichenberger Bezirke als solche Specialartikel verschiedene Plüsch- und Teppichsorten, Krimmer u. dgl., im Rochlitzer Bezirke Musseline, Battiste und Stoffe für feinere Druckwaren, im Rumburger Bezirke Decken, Möbelstoffe u. dgl. Die Zahl der in Rochlitz allein im Betriebe stehenden Handstühle wird mit 1500—2000 angegeben.

Nähern wir uns weiter dem Norden des Landes, und dann der Elbe, so finden wir im Hainspacher und Kamnitzer Bezirke und in der Gegend von Teplitz nach Westen zu eine ausgedehnte Wirkwarenindustrie, welche mindestens 10 000—12 000 Heimarbeiter beschäftigt, außerdem in Teplitz und Umgebung die Konfektionierung von Wäsche. Die große Zahl der in diesen Industriezweigen beschäftigten Heimarbeiter erklärt sich daraus, daß auch alle Vollendungsarbeiten, wie z. B. in der Leinenindustrie das Ausnähen, Säumen und Sticken der Sacktücher, Tischdecken 2c., ferner das Adjustieren, Säumen und Befransen der Wollwaren, durch Heimarbeiter besorgt werden. Mitten hinein in diese Gebiete Deutschböhmens sind noch mannigfache Arten von Hausindustrieen, welche der Textilgruppe angehören, verstreut, wie z. B. die Häklerei, die Fransenerzeugung, die Bandweberei, die Zwirnerzeugung, die Glasweberei, die Stickerei u. s. w.

Kehren wir nun von unserem Streifzuge durch Nordböhmen zurück, in die waldreichen Höhenzüge des Iser- und Lausitzer Gebirges, so finden wir hier die beiden Hauptcentren der Hausindustrie nicht nur Deutschböhmens, sondern ganz Oesterreichs, nämlich einerseits die hausindustrielle Erzeugung von Glaskurzwaren in den Bezirken Gablonz-Tannwald, und andererseits die Heimarbeit in der Hohlglasindustrie von Haida und Steinschönau. Diese Gebiete sind so wichtig und bedeutungsvoll, und zwar sowohl in Bezug auf die enorme Menge und Mannigfaltigkeit der hier erzeugten Produkte und die große Anzahl der beschäftigten Heimarbeiter, als auch andererseits in Bezug auf die merkwürdigen und charakteristischen Produktionsformen, in denen die „Verlagsindustrie" hier auftritt, daß wir, gleichzeitig auf das Essay von Prof. Dr. J. Grunzel in diesem Buche hinweisend, bei ihnen etwas länger verweilen müssen.

Dr. von Tayenthal, ein genauer Kenner der Gablonzer Industrie, schreibt: „Es giebt wohl keinen Namen einer kleinen Stadt, der so sehr der Kaufmannswelt aller bewohnten Länder der Erde bekannt wäre, als der Name Gablonz. Der Indianer Nordamerikas, wie des Feuerlands, das Hinduweib, der Japaner und Chinese, der Negerfürst und sein Gefolge, ebenso wie die

Pariser Modedame, sie schmücken sich und ihr Heim, sei es eine Hütte, sei es ein Palast, mit den Erzeugnissen, die alljährlich in großen Mengen hinaus gesendet werden aus der kleinen, malerisch an den Ausläufern des Isergebirges gelegenen deutsch-böhmischen Stadt, dem Centrum einer Industrie, die mehreren hundert Exporteuren, mehr als tausend Erzeugern, sogenannten Lieferanten, und an 25000 Arbeitern durch lange Jahre schon reiche Beschäftigung und lohnenden Verdienst gewährt."

Die Gablonzer Industrie beruht fast ganz und zwar bereits seit altersher auf dem Verlagssystem. Ihr wichtigster Zweig war lange Zeit hindurch die Erzeugung von Knöpfen und Besatzsteinen, sogenannten „Flüsseln", aus Schwarzglas. Wie die meisten Gablonzer Artikel, waren auch die Glasknöpfe und die Besatzsteine aus Schwarzglas Modeartikel und ihr Schicksal wechselte mit der Mode. Das bedeutendste Knopfgeschäft dürften wohl die Jahre 1878—1885 gebracht haben, dann folgte eine Zeit, in welcher der Absatz bedeutend nachließ, während die letzte Zeit wieder eine merkliche Zunahme dieses Geschäftes verzeichnete. An zweiter Stelle wäre die Erzeugung dekorierter Perlen zu verzeichnen, in der ca. 1500 Arbeiter thätig sein dürften. Diese Produktion blieb zum größten Teile Handarbeit bezw. Mundarbeit, – Perlenbläserei — wenn auch die technischen Fortschritte ihren Einfluß immerhin bemerkbar machten. Die Dekoration von Perlen erfolgte teilweise durch Vergolden und Versilbern auf galvanischem Wege, zum großen Teile aber, namentlich bei den sogenannten Form- und Hohlperlen, die nach ihrer Form mannigfache Namen, wie Eicheln, Oliven u. s. w. führen, durch Einziehen von Farbe oder Gold- und Silber-Tinktur. In dieser Branche wurde im vorigen Jahre ein sehr bemerkenswerter und Erfolg verheißender Schritt zur Vereinigung der gesamten zugehörigen Heimarbeiterschaft zu einer Produktivgenossenschaft gemacht. Dieselbe hat den Verkauf der Perle an die Exporteure vollständig in ihre Hand genommen und bereits nach einem halben Jahre den Verdienst der Arbeiterschaft um ein Bedeutendes erhöht.

Ein sehr wichtiger Zweig der Gablonzer Industrie ist ferner die Bijouteriewarenerzeugung. Sie unterscheidet sich in ihrer Produktionsform zum Teil wenigstens von der

Erzeugung der eigentlichen Glaswaren, wenn auch der Absatz der Hauptsache nach ebenfalls durch die Hand der Exporteure geht. Bei der Bijouteriewarenerzeugung herrscht nämlich die handwerksmäßige Betriebsform vor, indem die meisten dieser Artikel, als Hutnadeln, Kravattennadeln, Armbänder, Fingerringe, sonstiger Hutschmuck 2c. — ausgenommen die dabei zur Verwendung gelangenden ebenfalls hier erzeugten imitierten Edelsteine — in den Werkstätten des handwerksmäßigen Gürtlergewerbes hergestellt werden, welches im Bezirke und namentlich in der Stadt Gablonz selbst von zahlreichen Handwerksmeistern (über 600) ausgeübt wird. — Endlich wäre noch besonders hervorzuheben die Erzeugung von Kryſtallglaswaren, wie Prismen für Luster, Flacons, Tintenfässer, Messerleger 2c. 2c.

Einzig in ihrer Art steht diese Hausindustrie da, nicht nur in ganz Oesterreich, sondern auf dem Kontinente überhaupt, ein Werk deutscher Arbeit und deutschen Handelsfleißes. Für ihre wirtschaftliche Bedeutung sprechen die angeführten Ziffern; wir wollen nur noch hinzufügen, daß nach den Ausweisen des Handelsministeriums alljährlich Gablonzer Artikel im durchschnittlichen Werte von mehr als 20 Millionen Gulden in die Welt hinausgeführt werden.

Das Gegenstück zur Glasquincaillerie von Gablonz liefert das zweite Hauptcentrum der Glasindustrie Nordböhmens, der Haidaer Bezirk, mit seiner Hohlglasinduſtrie. Während bei den Gablonzer Glaskurzwaren auch schon, wie erwähnt, die rohe Formung des Glases durch Handwerker oder Heimarbeiter vorgenommen wird, beschränkt sich bei der Hohlglasindustrie die Thätigkeit der Heimarbeiter auf die eigentliche Appretierung des Glases und die Dekorierung. Erzeugt werden die verschiedensten Gebrauchs- und Luxusgegenstände. Wir nennen unter Hunderten nur die mannigfaltigsten Serviceartikel, darunter kunstvoll geschliffene und gravierte Krystallgläser, Aufsätze, bemalte und geschliffene, besserer und minderer Qualität, Blumenvasen jeder Art und Güte, Lampen, Luxuswaren wie Toilettegegenstände, die verschiedensten Nippes und Jardinieren, kurz alle Hohlglaswaren, von dem gewöhnlichsten 5 Kreuzer-Bazarartikel bis zum feinsten Tafelservice, das mit Hunderten

von Gulden bezahlt wird. Nach der Zählung des Fachverbandes der Arbeiter waren in diesem Produktionszweige im Jahre 1898 3756 Heimarbeiter (Meister und Gehilfen) beschäftigt, weiter noch 537 Lehrlinge und 321 Frauen. Ihre Thätigkeit besteht in dem Schleifen des Glases, sowie im sogenannten „Abstürzen", d. i. dem Vorbereiten der rohen Glasform für den Schliff, ferner im „Kugeln" (Schleifen des Decors), im „Zenkeln" (Zacken schleifen), Mattschleifen, Gravieren, Versilbern, Vergolden und endlich im Bemalen des Glases. Der Verkauf der Ware erfolgt fast ausschließlich durch in Haida und Steinschönau ansässige Exporthäuser (Raffineure), die Nachfolger jener großartigen Handlungsgesellschaften und Großhandlungskompagnien, welche im XVIII. und noch zu Anfang des XIX. Jahrhunderts hier bestanden und durch ihre wahrhaft geniale Handelsthätigkeit den Ruhm des böhmischen Glases zuerst in aller Welt verbreitet haben. Bei den Heimarbeitern selbst hat sich, wie schon aus der oben angeführten Benennung hervorgeht, wohl die Form und die Betriebsweise der handwerksmäßigen Produktion erhalten, thatsächlich sind sie jedoch heute bereits unselbständige Lohnarbeiter geworden. Gerade in diesem Gebiete können wir deutlich beobachten, wie die Hausindustrie, wenigstens in den meisten Produktionszweigen, als Uebergangsstufe von dem eigentlichen Handwerk zur Fabrikindustrie einschiebt.

Nach den Publikationen des Handelsministeriums wurden im Jahre 1897 mehr als 15 Millionen Gulden weißes und bemaltes Hohlglas aus Oesterreich exportiert; man wird kaum fehlgehen, wenn man dem Gebiete von Haida $^2/_3$ bis $^3/_4$ dieses Gesamtexportes zuspricht.

Wenden wir uns nun den Industriezweigen zu, welche in Holz, Bein, Kautschuk und ähnlichen Stoffen arbeiten, so finden wir in den verschiedensten Teilen des Kammerbezirkes Reichenberg eine Reihe von Hausindustrieen, die, oft nur von einzelnen Unternehmern geleitet, einem großen Teile der Einwohner einer oder mehrerer dichtbevölkerter Ortschaften Gelegenheit zum Erwerbe im Hause geben. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht zunächst einige große Unternehmungen, die sich fabrikmäßig mit der Herstellung von Möbeln aus gebogenem Holze beschäftigen. Von dem einen dieser Unternehmer, der

in Niemes (Bezirk Leipa) seinen Standort hat, wird angegeben, daß er in der Umgebung dieser Stadt mehr als 1000 Heimarbeiter zum Glätten und Polieren von Möbelbestandteilen, sowie zum Einflechten der Sitze für Stühle und andere Sitzmöbel beschäftigt.

Verwandt mit diesem Industriezweige ist die Sparteriewarenerzeugung, d. i. die Herstellung von Geweben aus Holzspänen mit ca. 1500 Arbeitskräften in den Bezirken Schluckenau und Rumburg, sowie die Bast- und Strohflechterei, welche in den Höhen des Erzgebirges über 6000 Personen beschäftigt.

Wenn wir schließlich noch die Nixdorfer Stahlwarenerzeugung und die Rumburger Pfeifenproduktion erwähnen, so werden wir in großen Zügen aller wichtigeren Verlagsindustrieen gedacht haben, welche im Kammerbezirke Reichenberg ihren Sitz haben.

Wir wenden uns nun dem westlichen Teile von Böhmen, dem Bezirke der Handelskammer Eger zu, in dem ebenfalls, vor allem in den Gebieten des Erzgebirges, die hausindustrielle Thätigkeit einen hervorragenden Platz einnimmt.

Zum größten Teile haben wir es hier mit aus Deutschland eingepflanzten Produktionszweigen zu thun, die bereits im XVII. und XVIII. Jahrhunderte durch menschenfreundliche Förderer des Gewerbes und humane Vereine in diese von der Natur so karg bedachten Gegenden übertragen wurden und hier recht bald von der Tüchtigkeit und Gründlichkeit der ansässigen deutschen Bewohnerschaft im Vereine mit unternehmenden Handelsleuten zu Blüte und Ansehen emporgebracht wurden. Wir erwähnen zuerst die Musikinstrumentenfabrikation, welche sich um die Städtchen Schönbach und Graslitz konzentriert und von der bereits in dem mehrfach erwähnten Essay von Prof. Dr. J. Grunzel einiges mitgeteilt ist. Die Streichinstrumentenerzeugung ist zum größten Teile auf Handarbeit angewiesen, da alle bisherigen Versuche, diese Instrumente fabriksmäßig mittels Maschinenbetriebes zu erzeugen, gescheitert sind. In welchen Massen besonders Ahorn- und Fichten-, sowie Buchenholz, die wichtigsten Rohmaterialien für diese Produkte, verarbeitet werden, beweist die Thatsache, daß innerhalb 3 Monaten im Jahre

1896 81 Waggons à 10 000 kg von diesen Holzarten nach Schönbach geschafft wurden, was einem Jahresbedarfe von ca. 300 Waggons entspricht. Bemerkt muß werden, daß sich die Meister dieses Gewerbes in ziemlicher Selbständigkeit erhalten haben und im Jahre 1884 mit den Instrumentenhändlern eine Genossenschaft begründeten, welche 292 Mitglieder zählt und die Errichtung eines Musterlagers sowie eines fachlichen Museums anstrebt.

Die Spitzenklöppelei bildete am Anfang des XIX. Jahrhunderts eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechtes in Graslitz, wo 16 Spitzenhändler in Kommission, zum Teil im großen arbeiteten und in- und ausländische Märkte besuchten. Auf Anregung des Erzherzogs Stefan, der um die Mitte dieses Jahrhunderts Landgouverneur war, bildete sich in Böhmen ein Hilfsverein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit der Erz- und Riesengebirgsbewohner, welcher, um den Uebergang von der Klöppelspitze zur Brüsseler Fabrikation zu ermöglichen, für Tüllstickerei, Applikationsarbeiten und Points besondere Schulen errichtete. Heute ist die Spitzenindustrie als Hausindustrie, welche sich um die Ortschaften Gossengrün, Heinrichsgrün, Gottesgab, Neudorf konzentriert, einigermaßen im Rückgange begriffen, was wohl hauptsächlich auf die zunehmende Verbreitung der Spitzenmaschine zurückzuführen sein dürfte; immerhin beschäftigt dieser Industriezweig aber auch heute noch gegen 8000 Arbeiter und Arbeiterinnen. Der Verkauf erfolgt durch Händler und Exporthäuser, in Oesterreich auch durch die Hausindustriellen selbst im Wege des Hausierhandels.

Nahe verwandt mit diesem Erwerbszweige des Erzgebirges ist die ebenfalls hier stark vertretene Stickereiindustrie. Als Hauptorte des Stickereidistrikts kommen Graslitz und Bäringen in Betracht, und zwar wird heute daselbst sowohl die Maschinenstickerei in 8 fabrikmäßigen Unternehmungen als auch in der näheren und weiteren Umgebung von Graslitz die Handtambourage ausgeübt. Hand- und Maschinenstickerei beschäftigen heute im böhmischen Erzgebirge ungefähr 4600 Personen, wovon mehr als 2500 noch immer als Hausindustrielle in ihren eigenen Wohnungen arbeiten.

Als wichtiger Erwerbszweig für diesen Teil Böhmens wäre

weiter noch hervorzuheben die Posamentenerzeugung in und um Weipert. Vorzüglich wurden anfänglich baumwollene Bettgimpen, Fransen und Borduren für Vorhänge erzeugt, denen später die sogenannten Drehfrans-Crepinen — aus Baumwolle, Wolle und Seide — und die unter dem Namen „Gorl" bekannten Besatzartikel für Damenkleider angereiht wurden. Die Erzeugung des letztgenannten Artikels fand bald überall in der ärmeren Volksklasse Eingang, weil derselbe hausindustriell herzustellen war und auch Kinder bei dieser Produktion mitverwendet werden konnten. Aus diesem Grunde verbreitete sich dieser Erwerbszweig rasch von Weipert aus über die Höhen des Gebirges und ins flache Land hinein, und trug sehr viel zur Linderung der Not dieser äußerst erwerbsarmen Gegenden bei, insbesondere als deren Erzeugnisse sich bereits einen Namen auf dem Weltmarkte gemacht hatten. Für die Bedeutung des Exportes spricht der Umstand, daß bereits im Jahre 1887 beim böhmisch-sächsischen Bahnhofamte in Weipert 408.182 kg Posamentenartikel aufgegeben wurden. Derzeit werden für die überseeische Ausfuhr zumeist Posamenterien in Verbindung mit Glas-, Stahl- und Wachsperlen — Erzeugnisse der Gablonzer Gegend — begehrt.

Wenn wir endlich noch der Hausindustrieen in Oberleutensdorf, Katharinaberg und Umgebung (Bez. Brüx) gedenken, welche Kinderspielwaren aus Holz und Küchengeräteschaften herstellen und gegen 2000 Arbeiter beschäftigen und noch die in den letzten Jahren in mächtiger Entwickelung begriffene Handschuhwarenerzeugung hervorheben, welche sich in Kaaden, Joachimsthal und Abertham konzentriert, daselbst fabrikmäßig, handwerksmäßig und durch Heimarbeiter betrieben wird und vielen Hunderten Menschen Arbeit und Verdienst gewährt, so hätten wir auch die bemerkenswertesten Hausindustrieen im westlichen Teile Deutschböhmens erschöpft.

Wir sind zu Ende mit unserer Schilderung. Möchte es uns gelungen sein, auch Fernerstehenden wenigstens einigermaßen klarzulegen, wie viel an deutscher Arbeitskraft in Böhmens Handwerk und Hausindustrie geborgen liegt. Wo so viele Kräfte wirken, muß auch die Zukunft dem deutschen Gewerbefleiße gehören.

Classe	Bezeichnung der Classe.		Anzahl der Gewerbebetriebe			
			in d. deutschen Bezirken des Handelskammerbezirks Reichenberg	im Kammerbezirke Eger	Zusammen	in Böhmen überhaupt
I	Gewerbe der Urproduktion	Groß-/Klein-Betr.	87	36	123	277
		Zusammen	87	36	123	
II	Hüttenbetrieb	Groß-/Klein-Betr.				2
		Zusammen				
III	Industrie in Steinen, Erden, Thon und Glas	Groß-/Klein-Betr.	189 2.539	ca. 33 1.033	222 3.572	7.412
		Zusammen	2.728	1.066	3.794	
IV	Metallverarbeitung	Groß-/Klein-Betr.	67 3.711	ca. 13 2.288	80 5.999	16.279
		Zusammen	3.778	2.301	6.079	
V	Erzeugung von Maschinen, Apparaten, Instrumenten und Transportmitteln	Groß-/Klein-Betr.	43 1.292	ca. 34 1.274	77 2.566	7.268
		Zusammen	1.335	1.308	2.643	
VI	Industrie in Holz und Schnitzwaaren	Groß-/Klein-Betr.	57 4.016	 2.581	57 6.597	15.782
		Zusammen	4.073	2.581	6.654	
VII	Erzeugung v. Waren aus Kautschuk, Guttapercha u. Celluloid	Groß-/Klein-Betr.	4 2	2	6 2	13
		Zusammen	6	2	8	
VIII	Industrie in Leder, Häuten, Borsten, Haaren, Federn und ähnlichen Materialien	Groß-/Klein-Betr.	27 613	ca. 16 425	43 1.038	3.232
		Zusammen	640	441	1.081	
IX	Textilindustrie	Groß-/Klein-Betr.	541 1656	ca. 147 703	688 2.359	5.822
		Zusammen	2.197	850	3.047	
X	Tapezierergewerbe	Groß-/Klein-Betr.	156	154	310	571
		Zusammen	156	154	310	
XI	Bekleidungs- und Putzwaren-Industrie	Groß-/Klein-Betr.	36 8.916	 6.932	36 15.848	41.230
		Zusammen	8.952	6.932	15.884	
XII	Papierindustrie	Groß-/Klein-Betr.	47 320	ca. 31 143	78 463	1.239
		Zusammen	367	174	541	
XIII	Industrie in Nahrungs- und Genußmitteln	Groß-/Klein-Betr.	239 6.321	ca. 32 4.824	271 11.145	30.864
		Zusammen	6.560	4.856	11.416	
XIV	Gast- und Schankgewerbe	Groß-/Klein-Betr.	8.195	5.993	14.188	39.822
		Zusammen	8.195	5.993	14.188	
XV	Chemische Industrie	Groß-/Klein-Betr.	63 228	ca. 20 157	83 385	1.364
		Zusammen	291	177	468	
XVI	Baugewerbe	Groß-/Klein-Betr.	46 1.929	 1.254	46 3.183	8.397
		Zusammen	1.975	1.254	3.229	
XVII	Graphische Gewerbe	Groß-/Klein-Betr.	22 212	 121	22 333	845
		Zusammen	234	121	355	
XVIII	Centralanlagen f. Kraftlieferung, Beheizung u. Beleuchtung	Groß-/Klein-Betr.	3 10	 3	3 13	14
		Zusammen	13	3	16	
XIX	Gewerbebetriebe im Umherziehen	Groß-/Klein-Betr.	24	16	40	267
		Zusammen	24	16	40	
	Summe:	Groß-/Klein-Betr.	1.384 40.227	ca. 328 27.937	1.712 68.164	180.700
		Zusammen	41.611	28.265	69.876	

Adel, Bürger- und Bauernstand in Deutsch-Böhmen.

Von

Joseph Bendel.

Die alte Dreiteilung des Volkes in Adel, Bürger und Bauern ist in unseren Tagen namentlich für jene Gegenden ziemlich hinfällig geworden, in welchen die Industrie eine stetig wachsende Bedeutung und Verbreitung gewinnt und der Ackerbau nur die Minderheit der Bewohner ernährt. Das ist aber in weiten Landesstrecken Deutschböhmens der Fall.

Der Adel allerdings behauptet seine Ausnahmsstellung, die in Oesterreich den hochgeborenen Großgrundbesitzern schon durch mancherlei politische und sonstige Vorrechte gesichert bleibt, auch in solchen Gegenden. Sie besteht jedoch trotz dieser Vorrechte nicht etwa in einem noch aus der Patrimonialzeit übrig gebliebenen Reste von thatsächlicher Oberhoheit über die nichtadelige Bevölkerung, sondern vor allem in der freiwilligen Absonderung des Adels vom „Volke". Man kann im allgemeinen von dem unter den Deutschen Böhmens ansässigen Hochadel sagen, daß er nicht sowohl über der Bevölkerung und an der Spitze derselben, als vielmehr außerhalb derselben steht und keinerlei Fühlung und Berührung mit ihr hat. Das mag auch darin seinen Grund haben, daß ganz Deutschböhmen keinen eigentlich „historischen", aus dem Volke hervorgegangenen Adel hat, sondern nur einen zu verschiedenen Zeiten zugewanderten, durch den kaiserlichen Hof, namentlich während und nach der Gegenreformation, aus aller Herren Länder in die entvölkerten Gegenden verpflanzten. Ein solcher Adel ist schon seinem Ursprunge nach gegenüber der heimischen Bevölkerung ein fremdes, kein Zutrauen erweckendes Element. Soweit die Bevölkerung nicht wirtschaftlich abhängig ist, kümmert sie sich auch thatsächlich um die unter ihr wohnenden

adeligen Geschlechter wenig. Leider ist in einigen Teilen des deutschen Gebietes die Abhängigkeit von den Latifundienbesitzern — und es ist eine der Folgen der gewaltsamen Gegenreformation, daß es übermäßig große Latifundien giebt — eine drückende, am drückendsten im südlichen Böhmen. Gehört ja der größere Teil des Böhmerwaldes den Fürsten Schwarzenberg, Herzogen von Krummau. Und doch bilden diese Besitzungen, obzwar den weitaus größten, so doch nur einen Teil des Besitzstandes der Primogenitur dieses Fürstenhauses, denn er umfaßt auch ausgedehnte Güter in Nieder-Oesterreich, Salzburg und Steiermark, sowie das Fürstentum Schwarzenberg in Baiern. In den deutschen Bezirken Südböhmens liegen die Domänen Krummau, Frauenberg, Winterberg, Wallern und Stubenbach. Zum Teil greifen aus dem tschechischen Landesteile über die Sprachgrenze in deutsches Gebiet hinein Wittingau, Netolitz u. a. Im deutschen Nordböhmen liegen die Domänen Postelberg und Lobositz. Die Gesamtfläche aller Schwarzenbergischen Besitzungen Böhmens macht den 30. Teil des ganzen Landes aus. Der prächtigste Herrensitz in Böhmen, entsprechend dem Reichtume und der Macht des Besitzers, ist das Schwarzenbergische Schloß Frauenberg bei Budweis.

Wie groß das wirtschaftliche Uebergewicht des Fürsten Schwarzenberg im Böhmerwalde ist, davon dürften folgende Zahlen eine beiläufige Vorstellung erwecken. Das Haus besitzt im südlichen Böhmen (das tschechische Gebiet mit inbegriffen) 6 Fideikommißgüter mit 127,140 ha und 4 Allodherrschaften mit 18,475 ha. Es hat daselbst 12, zum Teil mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattete Schlösser, 95 Meierhöfe, 85 Förstereien, 12 Brauereien, 2 Zuckerfabriken, 22 Brettsägen, zum Teil mit Dampfbetrieb, 3 Resonanzholzfabriken, die weltberühmten Graphitwerke von Schwarzbach, Stuben, Mugrau und anderen Orten, reiche Kalksteinbrüche bei Krummau, Goldenkron, Pozdieraz und Freiles, zahlreiche Kalkbrennereien und Ziegeleien, Stärke- und Thonöfenfabriken, 87 Kirchen und 73 Pfarreien unterstehen seinem Patronate, die Zahl seiner Beamten erreicht viertehalbhundert, in der Forstwirtschaft sind als Heger, Aufseher u. s. w. Tausende von Personen angestellt, andere Tausende in den Meierhöfen und Industrieunternehmungen. Zählt man

zu allen diesen noch die etwa 5000 Familien, welche Schwarzenbergische Grundstücke in Pacht haben, die vielen Industriellen, namentlich Glasfabrikanten und Holzindustriellen, welche auf den Bezug Schwarzenbergischer Rohprodukte angewiesen sind, so leuchtet ein, wie drückend die Uebermacht, wie überwältigend der Einfluß des Fürstenhauses Schwarzenberg auf die weitesten Kreise der Böhmerwaldbevölkerung ist. In den Steuerbezirken Oberplan, Winterberg, Bergreichenstein gehört ihm die Hälfte allen Grundes und Bodens. Es sieht in der That darnach aus, als ob in einem großen Teile des Böhmerwaldes die alte Patrimonialherrlichkeit noch fortbestände. Daß so viele Tausende von Familien, um auch nur eine kümmerliche Existenz fristen zu können, auf fürstliche Zinsgründe, auf die Tagelohnarbeiten in den fürstlichen Wäldern, der fürstlichen Landwirtschaft, in den verschiedenen Betrieben u. s. w. angewiesen sind, macht dieselben zu faktischen Unterthanen des Fürsten. Und die Beamten und Förster des Fürsten finden gar manchmal ein Gefallen daran, insbesondere bei Wahlen in die Reichs- oder in die Landesvertretung, den Leuten ihr Abhängigkeitsverhältnis recht fühlbar zu machen und sie in der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu bevormunden. Da ein nicht geringer Teil dieser Beamten und Förster auch in den deutschen Gegenden der tschechischen Nationalität angehört und seinem nationalen Eifer nicht immer Zügel anlegt, so wird hie und da das Vordringen des Tschechentums geradezu unter dem Scheine fürstlicher Patronanz gefördert. Jedoch soll nicht verkannt werden, daß in der jüngsten Zeit eine Wendung zum Besseren sich bemerkbar zu machen beginnt und der jetzige Fürst trotz seiner entschieden feudalen Gesinnung in nationaler Hinsicht Neutralität zu beobachten sich bestrebt.

Der zweitgrößte Grundbesitzer im Böhmerwalde ist das gräfliche Geschlecht von Buquoy. Es hat 2 Fideikommiß-Herrschaften, die eine (Gratzen, Kaplitz, Krumau) mit einem Flächenausmaße von 15,809 ha, die andere (Hohenfurt, Zartlesdorf) von 1698 ha; überdies, aber nicht im Böhmerwalde, sondern in Nordwestböhmen im deutschen Gebiete auch eine Allodherrschaft (Preßnitz, Kaaden, Sebastiansberg) 7350 ha. Der Besitz im Böhmerwalde ist vorwiegend Waldgebiet.

Besser bestellt ist es rücksichtlich des Verhaltens der herr-

schaftlichen Beamten und Diener gegen die deutsche Bevölkerung auf den Herrschaften Eisenstein und Bistritz (9298 ha) der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, schon aus dem Grunde, weil diese Beamtenschaft und das Forstpersonal sich nicht zum großen Teile aus den tschechischen Landesteilen, sondern aus Süddeutschland, der Heimat und dem Sitze des Fürstenhauses, rekrutieren.

Neben dem Feudaladel, welcher der deutschen Bevölkerung überall, wenn nicht offen feindselig, so doch wenigstens fremd und ablehnend gegenübersteht und dessen Besitz über das ganze deutsche Gebiet verteilt ist, den Löwenstein und Windischgrätz in Westböhmen, den Thun-Hohenstein in der nördlichsten Ecke Böhmens und den Harrach im Riesengebirge, steht der verfassungstreue Großgrundbesitz. Er huldigt moderneren Anschauungen, sucht mit dem deutschen Volke einigermaßen Fühlung und glaubt seine Standesinteressen nicht im Kampfe und Widerstreite mit seinen Stammesgenossen am besten geschützt und gesichert. Er unterstützt nationale Unternehmungen wirksam, wie z. B. den deutschen Theaterverein in Prag, und weicht der Berührung mit der übrigen deutschen Bevölkerung nicht aus, wenn er auch nicht gern aus seiner Sonderstellung allzuviel heraustritt.

Oesterreich ist im Vergleiche mit Deutschland und den anderen westlichen Staaten unseres Kontinents, die alle in ihrer kulturellen Entwickelung dem Osten weit vorangeschritten sind, ziemlich arm an größeren Städten. Verhältnismäßig am kräftigsten entfaltet sich das Städtewesen im deutschen Teile Böhmens.

Wohl der stärkste Verkehr im ganzen Lande herrscht auf und an dem größten Flusse desselben, der Elbe, von Aussig bis Tetschen und Herrnskretschen. Hunderte und Hunderte von Zillen, wie der landesübliche Name für die stattlichen Frachtkähne lautet, schwimmen auf dem breiten Rücken des Flusses, mit Kohlen, Obst, Steinen und anderer Fracht beladen, Tausende von Stämmen, namentlich aus dem Böhmerwalde, zu langgestreckten Flößen verbunden und manchmal mit Stößen von Scheitholz bedeckt, und ihnen entgegen pusten und rasseln Kettendampfer und mächtige Remorqueure, deren jeder ein halbes Dutzend Kähne oder noch mehr, hintereinander an starke Taue angehängt, stromaufwärts schleppt, daneben kreuzen sich zahl-

reiche Personendampfer, deren Endstation stromaufwärts die Stadt Leitmeritz ist, am rechten und linken Ufer ziehen sich die Schienenstränge der Nordwestbahn und der Staatseisenbahngesellschaft, auf denen zahllose Personen- und Lastzüge verkehren. Alle diese Verkehrsmittel, wie sie gleich zahlreich in keinem Teile Oesterreichs mehr vorkommen, rufen immer neue und immer großartigere industrielle Unternehmungen ins Leben. Die idyllische Ruhe ist aus dem romantischen, lieblichen Elbethale verscheucht und auch die landschaftliche Schönheit desselben erfährt durch die qualmenden Schlote und ausgedehnten Fabriksgebäude, die an manchen Stellen nur durch Felsensprengungen ermöglichten Schienenwege und staubigen Straßen, hie und da auch durch Steinbrüche empfindlichen Abbruch.

Dort, wo sich das Elbethal zu verengen beginnt und rechts und links die mächtigen, steilen Felsenwände des Elbsandsteingebirges bis nahe an die Ufer herandrängen, knapp unterhalb Tetschen, liegt der Umschlagplatz Laube, eine Verkehrsanlage in wahrhaft großartigem Stile.

Oberhalb Laube breitet sich die Stadt Tetschen und am anderen Elbeufer, mit ihr durch eine Ketten- und eine Eisenbahnbrücke verbunden, Bodenbach aus, ein mächtig aufstrebender Fabriksort. In beiden Städten, die sich immer weiter ausbreiten und durch die neuen Villenstraßen ein immer moderneres und freundlicheres Ansehen gewinnen, lebt ein betriebsames, rühriges, kerndeutsches Völklein, das stolz auf seine Zugehörigkeit zum deutschen Volke ist. Es sind weltgewandte Leute, es hat alles an ihnen einen gewissen Zug ins Großstädtische. Sie lieben nicht bloß muntere Geselligkeit, sondern auch prunkhafte Feste; der lebhafte Grenzverkehr, dazu die eigene Betriebsamkeit und Unternehmungslust haben ihren geistigen Horizont nach jeder Richtung erweitert und sie zu aufrichtigen Fortschrittsfreunden gemacht. Als solche nehmen sie an den öffentlichen Angelegenheiten einen oft leidenschaftlichen Anteil.

Etwa 20 km landeinwärts liegt am linken Elbeufer und an der Mündung der Biela in die Elbe Aussig, eine der hervorragendsten Handels- und Industriestädte nicht bloß Böhmens, sondern der Monarchie, seit der Vereinigung mit Schönpriesen die größte deutsche Stadt Böhmens mit mehr als

30 000 Einwohnern, worunter 900 zugewanderte tschechische Arbeiter. Nur Reichenberg kommt Aussig an Seelenzahl ganz nahe, ja würde es nach Einbeziehung eines Vorortes übertreffen. Ihren überraschenden Aufschwung verdankt die Stadt Aussig der Braunkohle im weltberühmten Kohlenbecken Teplitz-Dux-Brüx, für welche sie der Hauptstapelplatz ist. Feiner Kohlenstaub scheint allem, was das Auge sieht, gewissermaßen die Grundfarbe zu verleihen. Kohlenzüge auf Kohlenzüge keuchen auf der Aussig-Teplitzer Bahn heran. An den Elbelandungsplätzen herrscht ein sinnbetäubendes Treiben und Drängen. Bei gutem Fahrwasser werden mit Hilfe der Schleppbahnen an einem Tage bis 1200 Waggons Kohle in die Kähne verladen, und in einem Jahre werden über 30 Millionen Zollzentner Kohle und an 2 Millionen Zollzentner andere Güter verfrachtet. An 6000 Schiffe kommen alljährlich teils beladen, teils leer in Aussig an und verlassen es, mit Gütern belastet. An den Elbufern und im Hafen liegen an manchem Tage 400 Zillen mit ihren hoch aufragenden Masten und bunten Wimpeln vor Anker. Dazwischen fahren die schlanken grün-weißen Personen-Raddampfer der sächsisch-böhmischen Dampfschifffahrt und mächtige Remorqueure und schwimmen langgestreckte Flöße. Zugleich hat Aussig eine große Zahl bedeutender Fabriken. Mehr noch als in Tetschen ist der Gegensatz in das Auge fallend zwischen der alten Stadt mit ihren engen, winkligen Gassen und mit ihren zum Teil altertümlichen und bescheidenen Häusern und der „Neustadt" mit ihren großstädtischen Gebäuden, ihren regelmäßigen Straßenzügen und ihren schönen öffentlichen Anlagen. Aussig war bereits in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts ein Städtchen und hat eine reiche Geschichte. Die Hussitenstürme vertilgten die ganze Stadt bis auf einzelne unscheinbare Ueberreste ihrer Bauwerke vom Erdboden, jedoch schon wenige Jahre nach ihrer Zerstörung baute Jakobek von Wrschesowitz, ein fanatischer Parteigänger Hussens, die Stadt als ein rein tschechisches Gemeinwesen wieder auf. Heute ist von diesem tschechischen Charakter des nachhussitischen Aussig keine Spur mehr zu entdecken. Die Bürger der Stadt Aussig setzen ihren Stolz darein, den bedrohten Stammesgenossen an der Sprachgrenze, namentlich in Liboch und Trebnitz, allezeit mit Rat und thatkräf-

tiger Hilfe beizuspringen. Jedes Unternehmen zum Schutze und zur Erhaltung des Deutschtums erfährt bereitwillige und eifrige Förderung.

Ueberaus lohnend ist eine Dampfschifffahrt von Aussig stromaufwärts, vorüber an der nahegelegenen prächtigen Ruine am jenseitigen Ufer, dem Schreckenstein, durch fruchtbares, mit Obstbaumwäldern und freundlichen Ortschaften übersäetes Gelände nach dem gewerbefleißigen Städtchen Lobositz und weiter nach der Endstation der Dampfschiffe, der Schul- und Bischofstadt Leitmeritz.

Noch vor drei Jahrzehnten übertraf Leitmeritz an Einwohnerzahl Aussig, heute ist es von letzterem weit überholt worden, und doch kann auch bei Leitmeritz keineswegs von einem Stillstande in seiner Entwickelung gesprochen werden: ein ganz neuer Stadtteil ist seit wenig länger als zwei Jahrzehnten hinter den Parkanlagen und neben den Blumen- und Gemüsegärten gegen Pokratitz entstanden und erhöht den ohnehin so freundlichen und schmucken Charakter der Stadt erheblich, deren größerer Teil auf dem Rücken zweier Anhöhen liegt, die nach Süden hin langsam abfallen, nach den anderen Himmelsrichtungen allmählich in die formenreichen Basaltkuppeln des Mittelgebirges übergehen. In den reinlichen Straßen und Gassen der Stadt herrscht kein so lebhaftes Treiben und Hasten, wie es uns in Aussig begegnet. Auch die Bewohner selbst scheinen einen weniger ungestümen, mehr in sich gekehrten Charakter zu haben; ihr ganzes Gehaben mahnt an altbürgerliche Behäbigkeit und Schlichtheit, ohne daß ihnen der Sinn für Fortschritt und eine freiere Geistesrichtung abgeht, denn Leitmeritz hat trotz seiner zahlreichen Geistlichkeit und mehrerer Klöster eine durch und durch freisinnige Bürgerschaft, die zugleich eifrig darauf bedacht ist, den deutschen Charakter ihrer Stadt aufrecht zu erhalten, was keine leichte Aufgabe ist, da die Stadt ganz nahe der Sprachgrenze liegt.

Nachdem wir noch der etwa eine Stunde von Leitmeritz entfernten, an der Eger nahe bei ihrer Einmündung in die Elbe gelegenen, jetzt aufgelassenen, wenngleich noch von Wällen umgürteten Festung Theresienstadt einen flüchtigen Besuch abgestattet haben, wo jetzt das bürgerliche Element weit stärker

als früher neben dem militärischen nach Geltung ringt und die Deutschen wegen der unmittelbaren Nähe der Sprachgrenze nur mühsam die Oberhand behaupten, wenden wir uns nordwestlich zu dem größten der drei Braunkohlenbecken Böhmens, das sich zwischen dem Erz- und dem Mittelgebirge von der Aussiger Gegend über Teplitz, Dux, Bilin, Brüx bis gegen Komotau und Kaaden hinzieht. Selbst an den heitersten und sonnigsten Tagen breitet sich ein feiner, lichtgrauer, nach Bitumen riechender Rauch über die Gegend aus, der sich bei schlechtem Wetter empfindlich verdichtet und den Atem beklemmt. Dieser Rauch rührt hauptsächlich von der Lösche her, dem nicht zu verwertenden staubigen Abfall der Braunkohle, der auf die Halde gestürzt wird, hier an der Luft sich selbst entzündet und qualmenden Rauch entwickelt, der wie ein leichter Nebel die ganze Fläche überzieht. Weil in der weiten Bucht zwischen Dux und dem Mittelgebirge die Kohle unter der Erdoberfläche sehr seicht liegt, wird sie hier zumeist durch Tagbaue und wenig tiefe Schachtanlagen gewonnen. Das befördert noch die Rauchentwickelung, denn die bloßgelegte Braunkohle entzündet sich fast so schnell wie die Lösche, und es erfordert viel Aufmerksamkeit und Umsicht, größere Brände zu verhindern. Bei einer großen Anzahl solcher seichten Schachtanlagen bricht nach erfolgtem Abbau die Erdoberfläche ein, eine trichterförmige Erdsenkung schließt sich an die andere; so liegen heute schon viele Tausende Hektare ehemals fruchtbaren Ackerlandes als eine wildzerrissene, unzugängliche Wüste da, und es steht zu befürchten, daß diese Strecken nach und nach vollkommen versumpfen, und daß hierdurch die Gesundheit der Umwohner weit mehr gefährdet werde, als jetzt durch den Kohlenqualm. Ein großer, ja der größere Teil der Kohlenarbeiter rekrutiert sich nicht aus der von alters her hier ansässigen Bevölkerung, sondern besteht aus zugewanderten Tschechen. Darum gehören diese Landstriche zu den national bedrohtesten innerhalb des deutschen Sprachgebietes.

Die Stadt **Teplitz** mit dem angrenzenden Schönau ist eine Rivalin von Aussig sowohl in Hinsicht der Bevölkerungszunahme als noch mehr der raschen Entwickelung der Industrie. Wohl locken die segenspendenden Quellen jährlich noch Tausende

hierher, die Heilung von chronischem Rheumatismus, Gicht, Lähmungen, Nervenleiden und Gelenkskrankheiten, Beinfraß und von den Folgen schwerer Verwundungen suchen und finden, aber der Charakter einer Badestadt verwischt sich immer mehr und mehr, ein industrieller Großbetrieb entsteht nach dem andern, ohne jedoch die weitausgedehnten und wohlgepflegten Anlagen und Promenaden, wie sie zur Erholung der Kurgäste geschaffen worden sind, zu verdrängen. Obzwar Teplitz noch heute eine hervorragende Kurstadt ist und von zahlreichen Fremden aus aller Herren Länder besucht wird, hat die Stadt doch nicht den internationalen Anstrich, wie ihn sonst Badestädte mehr oder weniger aufweisen, sondern es herrscht daselbst ein reges nationalpolitisches Leben, weshalb diese Stadt wiederholt und gerade in den für die Deutschen kritischesten Zeiten der Sammelpunkt war für die Vertreter aus allen deutsch-böhmischen Gauen, die, von der gastlichen Stadt eingeladen, zusammentraten, um die gemeinsame Verteidigung der nationalen Rechte und Interessen zu organisieren.

Den Mittelpunkt des großen Aussig-Komotauer Braunkohlenreviers bildet die Stadt Dux, unter deren mehr als 10 000 Einwohnern über ein Drittel die zugezogenen tschechischen Arbeiter ausmachen. An zwanzig Kohlenwerke liegen in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Das gräflich Waldstein'sche Schloß, das nebst anderen Sehenswürdigkeiten manche Erinnerung an den großen Friedländer enthält, mit seinem Parke und dazu der neuangelegte Stadtpark mildern den nüchternen, ernsten Charakter des Stadtbildes.

Das unweit Dux gelegene freundliche Städtchen Bilin versendet jährlich über eine Million Flaschen seines weltbekannten, kohlensaures Natron und freie Kohlensäure enthaltenden Brunnens. Auch ist daselbst ein dem Fürsten Lobkowitz, dessen 1680 erbautes Schloß im Osten der Stadt sich erhebt, gehöriges Kurhaus.

Einen recht erfreulichen Aufschwung weist in den letzten Jahrzehnten Brüx auf, eine alte und wohlhabende Stadt mit zahlreichen Neubauten, schönen Straßen, mehreren geräumigen Plätzen und wohlgepflegten Anlagen, der Sitz eines Kreis- und

Handelsgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Revierbergamtes und guter Schulen. Zahlreiche industrielle Unternehmungen sowie die Menge Kohlenwerke in der nächsten Umgebung tragen zum Aufblühen von Handel und Wandel bei. Im Jahre 1876 kam im Mittelpunkt der seit 1835 trocken gelegten Gründe des ehemaligen Komorner Sees der „Brüxer Sprudel" zum Vorschein, eine rein alkalische Quelle, die einzige in Böhmen, welche nun in einer jährlich steigenden Menge in alle Weltgegenden versandt wird. Wie die Vergangenheit der Stadt Brüx eine national ruhmvolle ist, indem die Hussiten hier auf den entschiedensten Widerstand stießen und am 5. August 1421 vor den Mauern der Stadt eine empfindliche Niederlage erlitten, so bewährt sich Brüx auch in der Gegenwart als eine treudeutsche Stadt, welche mit Komotau die nationale Vorwacht für den Nordwesten bis gegen Eger und Asch hin übernommen hat.

Wie Brüx liegt auch Komotau an einem Knotenpunkte von Eisenbahnen und nimmt, wie es Brüx an Einwohnerzahl nahe kommt (an 15,000), eine ähnliche erfreuliche Entwickelung. Die Umgebung der industriereichen Stadt hat starken Obstbau.

Entfernter vom Fuße des Erzgebirges, südlich von Komotau erhebt sich in der Mitte einer fruchtbaren Ebene mit weit ausgedehnten Hopfengärten und starkem Gemüsebau an beiden Ufern der Eger, mit ihren Hauptteilen aber am erhöhten rechten Ufer die weltbekannte Hopfenstadt Saaz, wo nebst dem Hopfenhandel auch eine rege industrielle Thätigkeit herrscht. Der Saazer Rothopfen genießt wegen seiner Güte einen Weltruf. Eine mindere Gattung Hopfen, Grünhopfen, wird bei Dauba auf einer Fläche von nicht ganz 1000 Hektar gebaut. Nach dem Hopfen sind Gurken das Hauptprodukt der Saazer Ebene. Derjenige Bauer, der im Jahre auf seinem Felde die größte Gurke erzielt hat, wird unter vielen Ceremonien, auf welche eine ausgelassene Tanzunterhaltung folgt, feierlich in einem Saazer Gasthofe zum „Gurkenkönige" erklärt.

Unter den Badestädten Böhmens nimmt Karlsbad den ersten Rang ein. Es ist nicht Aufgabe dieser Darstellung, die Bedeutung von Karlsbad, als einem weltberühmten Kurorte, eingehend zu erörtern. Die gesunde und herrliche Lage der Stadt

in dem anmutigen, von hohen, schönbewaldeten Bergen umschlossenen Teplthale, die mit allem Komfort ausgestatteten Hotels und Privatwohnungen, die reinlichen, von prachtvollen Neubauten eingefaßten Straßen, die zahlreichen, lohnenden, gut hergerichteten und instand gehaltenen Spaziergänge, der ungezwungene, gesellige Verkehr machen Karlsbad während der „Saison" für jeden Fremden zu einem sehr angenehmen Aufenthalte. Die einheimische Bevölkerung zieht ihren Haupterwerb aus dem starken Fremdenverkehr. Im Kurorte wird ein schwungvoller Handel mit Kästchen, Kassetten und allerhand Nippsachen aus „Sprudelstein", dem Niederschlage der Ausdünstungen der Sprudelwässer, mit den so beliebten „Karlsbader Oblaten", mit Erzgebirgsspitzen, Glas-, Tischler- und Stahlwaren getrieben.

Indem wir unsere Wanderung die Eger aufwärts fortsetzen, statten wir zunächst dem an einem ellbogenförmigen Buge des Flußlaufes auf einem Granitkegel gelegenen Städtchen Elbogen, in dessen Mitte sich die alte, nun zum Teil als Gefängnis benützte Burg kühn und trotzig erhebt, einen kurzen Besuch ab, der sich hauptsächlich wegen der malerischen Lage des Ortes und der schönen Spaziergänge in der nächsten Umgebung lohnt.

Wir betreten dann das Braunkohlenrevier von Falkenau. Gleich Brüx, Dux und Aussig ist die Stadt Falkenau ein Brennpunkt des Braunkohlenbergbaues, insbesondere für den Westen Böhmens und für das benachbarte Sachsen, und ebenso, wenngleich noch in bescheidenem Maße, entwickelt sich hier die Industrie. Die vielen Neubauten verleihen der Stadt ein ganz modernes Gepräge. Ein Schloß mit vier Türmen und einem schönen Parke hebt noch den freundlichen Eindruck, den das ganze Stadtbild macht.

In der westlichen Ecke Böhmens, inmitten des vom Erz- und Fichtelgebirge, vom Böhmerwald und Kaiserwald umschlossenen Kessels, liegt am Fuße des Grünberges, eines Ausläufers des Fichtelgebirges, an dem Flusse gleichen Namens die ehemalige deutsche Reichsstadt Eger, die im Jahre 1322 von König Ludwig dem Baier, samt ihrer Umgebung, dem Egerländchen, an den Böhmenkönig Johann von Luxemburg für 20 000 Mark Silber

verpfändet und niemals wieder ausgelöst wurde. Noch bis zum Jahre 1848 hatte das Egerland seine eigene Verfassung und ist erst von da ab völlig in Böhmen aufgegangen. Die Erinnerung an die politische Unabhängigkeit von der Krone Böhmen ist in der Bevölkerung noch keineswegs verschwunden. In den letzten Jahrzehnten hat Eger als Grenzort und zugleich Knotenpunkt von sechs Eisenbahnlinien sich rasch entwickelt, auch seine Industrie wird immer bedeutsamer. Längst sind die Gräben ausgefüllt und die Mauern niedergerissen, welche ehemals die Stadt umgaben, und an deren Stelle erheben sich Villenviertel und Straßen mit stattlichen Neubauten. Aber die innere Stadt hat noch ihr reichsstädtisches Ansehen bewahrt. Hochgiebelige Häuser, mit roten Ziegeln gedeckt, mit gotischen Zieraten und mit Wappenschildern geschmückt, umgeben den geräumigen Ringplatz. Die uralte Stadt hat eine reiche geschichtliche Vergangenheit, Erinnerungen an den Staufenkaiser Friedrich I., Barbarossa, und viele andere Fürsten, insbesondere an den durch Schillers Drama dem ganzen deutschen Volke so bekannt und interessant gewordenen abenteuerlichen Heerführer im dreißigjährigen Kriege, Albrecht von Wallenstein, Herzog zu Friedland. Noch steht die damalige Wohnung des Stadtkommandanten, das jetzige Stadthaus, in fast unveränderter Gestalt, das Todeszimmer Wallensteins ist noch unverändert erhalten. Das sehenswerte, im Stadthause untergebrachte städtische Museum weist viele Wallensteinerinnerungen auf. Das ehrwürdigste Baudenkmal Egers, allerdings jetzt eine Ruine, ist die alte Kaiserburg, welche die Franzosen im österreichischen Erbfolgekriege im Jahre 1742 in Brand gesteckt haben. Noch erhalten ist der, wahrscheinlich im zehnten Jahrhundert aus Basaltschlackenquadern vom nahen Kammerbühl, einem einstigen Vulkan, erbaute „schwarze Turm" und die Doppelkapelle im romanischen Stile aus der Hohenstaufenzeit, während von dem alten Rittersaale nur kahle Mauern mit schönen romanischen Bogenfenstern und schlanken Marmorsäulchen übrig geblieben sind. Ein hervorragendes Denkmal gotischer Baukunst ist die Decanalkirche zu St. Niklas.

Bis in die jüngste Zeit hatte sich, wenn auch nicht in der Stadt Eger selbst, so doch im „Egerlandel" die alte Volkstracht erhalten, wovon bei dem Landvolke noch Ueberreste zu entdecken

sind, wie auch das ganze Völkchen heute noch nicht allein an seinem Dialekte, sondern auch an manchem alten Brauche und an mancher althergebrachten Sitte festhält.

Nördlich vom „Egerlandel" liegt das Ascher Gebiet im rauhesten und unfruchtbarsten Teile des Fichtelgebirges. Je karger der Boden, desto rühriger waren und sind die Menschen, ihren Unterhalt in der industriellen Thätigkeit zu finden. So hier in diesem rauhen Gebirgswinkel, wie ähnlich im Isergebirge und anderwärts. In den armseligen Dörfern wohnen zumeist Weber, welche die von ihnen verfertigten Woll- und Halbwollstoffe nach Asch und Roßbach abliefern. Die Stadt Asch, welche sich mit ihren engen und unregelmäßigen Gassen in das schmale Thal des Aschbaches zwängt, verrät sich schon durch die zahlreichen hohen Dampfessen zwischen den Häusern als eine hervorragende Industriestadt. Die Herrschaft Asch war früher reichsunmittelbares Gebiet, das dann im Jahre 1331 ein Lehen der Krone Böhmen, aber Böhmen selbst erst im Jahre 1770 und 1771 thatsächlich einverleibt wurde. Darum blieb das Gebiet von Asch von der Gegenreformation unberührt und behielt die Mehrheit seiner Bewohner bis heute das evangelische Bekenntnis. Also nicht bloß die geographische Lage, sondern auch die Geschichte trugen dazu bei, daß das Egerer und das Ascher Gebiet von der Durchsetzung mit slavischen Volkselementen sich vollkommen frei hielten.

Südlich vom „Egerlandel" zieht sich der nördliche Böhmerwald an der Grenze Böhmens (auch Pfälzer Wald genannt) bis zur Senke bei Neumark. Noch zu Anfang unseres Jahrtausends bedeckte undurchdringlicher Wald das Gebirge in meilenbreiter Ausdehnung. Nur Saumpfade führten über die Einsattlungen, und die Endpunkte dieser Saumwege bildeten sich zu bedeutenden Verkehrsplätzen aus, die zugleich eine starke Grenzwache besaßen. Bei Taus und Pfraumberg waren die Hauptübergänge, und die Bewohner der hier herum befindlichen Ortschaften erhielten, weil ihnen die Bewachung dieser Einfallspforten in das Land anvertraut war, von den böhmischen Herzögen und Königen wichtige Freiheiten und Rechte. Sie nannten sich „Choden", was wahrscheinlich so viel wie „Grenzbegeher" bedeutet (vom tschechischen choditi, begehen) und waren ursprünglich rein tschechischer Natio-

nalität. Aus der Zeit Johanns von Luxemburg haben wir die ersten Nachrichten von deutschen Ansiedlungen. Die weitere Germanisierung der Gegend ging insbesondere von dem Prämonstratenserstifte Tepl aus, das im Jahre 1197 von Hroznata von Guttenstein gegründet wurde.

Wohl führen heute in die noch immer weit ausgedehnten, großartigen Waldungen und über die Landesgrenze nach Baiern zahlreiche gute Straßen, aber die Eisenbahn überschreitet nur den Paß bei Furth a. W., eine zweite Linie, die einige Abzweigungen hat, geht auch von Pilsen aus in westlicher Richtung bis Mies, ändert dann dieselbe in eine nordwestliche und führt über Plan und Marienbad nach Eger. Die industrielle Entwicklung ist in dem ganzen Landstriche von keiner Bedeutung, die nicht allzudichte, in zahlreichen, aber wenig volkreichen Dörfern und einer nicht erheblichen Anzahl von Städten wohnende Bevölkerung beschäftigt sich vorwiegend mit Ackerbau, Viehzucht und Waldarbeit. Die erwähnenswerten Städte, von denen jedoch, abgesehen von dem weltbekannten Kurorte Marienbad, keine eine Einwohnerzahl von über sechstausend aufweist, sind: Tachau, der Sitz der Centralverwaltung der gleichnamigen fürstlich Windischgrätz'schen Domäne, zu welcher der größte Teil des nördlichen Böhmerwaldes gehört, Plan, das noch einige altertümliche Gebäude, einen herrlichen Schloßpark hat und wie Tachau sich allmählich für die Aufnahme von Sommerfrischlern einzurichten beginnt, Pfraumberg, eigentlich nur ein Marktflecken von kaum 2000 Einwohnern, nur wegen seiner Lage erwähnenswert. Es liegt auf einem ehemals wichtigen Uebergangspunkte nach Baiern und genau auf der Wasserscheide zwischen der Elbe und Donau. In der Umgebung sind mehrere Glashütten. Haid, dessen Weichbild ein Kranz von Teichen zwischen lachenden Feldern und üppigen Wiesen umgürtet, der Hauptort für die ausgedehnten Besitzungen des Fürsten Löwenstein, der hier auch ein sehenswertes Schloß hat, Bischofteinitz, ein freundliches, von Obstgärten umrahmtes Landstädtchen mit einem stattlichen Schlosse des Fürsten Trauttmansdorff, das alte Bergstädtchen Mies, bei dem heute noch, wenn auch in weit geringerem Umfange wie früher, der Bleibergbau betrieben wird, und endlich das eines raschen Auf-

schwunges sich erfreuende Nürschan, der Hauptsitz der Schürfunternehmungen im Pilsener Steinkohlenbecken, in dessen unmittelbarer Nähe sich auch neben den zahlreichen Schachthäusern große Eisenwerke und Glasfabriken befinden. Die schnelle Bevölkerungszunahme wird insbesondere durch die scharenweise herbeiströmenden tschechischen Arbeiter bewirkt, der deutsche Charakter dieser aufblühenden Industriekolonie wird von Jahr zu Jahr mehr verwischt.

Für Südböhmen und den deutschen Böhmerwald ist Budweis, am Zusammenflusse der Moldau und Maltsch in einer weiten Ebene gelegen, der Hauptort. Die Stadt zählt heute über 20 000 Einwohner, von denen mehr als die Hälfte sich zur tschechischen Nationalität bekennt. Trotzdem hat die Stadt eine deutsche Gemeindeverwaltung, wie sie auch im Landtage durch einen Deutschen vertreten ist. Budweis hat heute noch in seinem ganzen Aussehen und in seiner Anlage, mit seinem geräumigen viereckigen Ringplatz, um den an allen vier Seiten Laubengänge führen, in dem Stile seiner ziemlich zahlreichen älteren Gebäude den Charakter einer deutschen Stadt. Handel und Gewerbe, insbesondere der Großbetrieb derselben, liegen noch bei weitem vorwiegend in deutschen Händen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Tschechen es an planmäßigen und energischen Anstrengungen, konkurrenzfähig zu werden, nicht fehlen lassen. Die Deutschen in Budweis, welche den Grundstock der von alters her ansässigen Bevölkerung bilden, Handel und Industrie fast ausschließlich, das Kleingewerbe zum großen Teile in ihren Händen haben, besitzen eine vortreffliche nationale Organisation, deren Fäden alle in dem stattlichen deutschen Vereinshause zusammenlaufen. In Budweis ist auch der Sitz der Leitung des „deutschen Böhmerwaldbundes", der unter seinem langjährigen und um die deutsche Sache in Südböhmen so hochverdienten Obmanne Josef Taschek überaus segensreich sowohl für die wirtschaftliche Hebung der deutschen Bevölkerung des Böhmerwaldes als auch für die Kräftigung und Weckung des Nationalbewußtseins und den Schutz der nationalen Interessen wirkt.

Die deutsche Sprachinsel um Budweis erhält sich nur mühsam. Daß sie am Rande immer mehr abbröckelt und im Innern mit tschechischen Elementen durchsetzt wird, hat vor allem in

der wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung seinen Grund. Aus der tschechischen Nachbarschaft ist die Zuwanderung eine starke, weil in und um Budweis die Löhne höher sind, als sie der Grundbesitzer dem tschechischen Feld- und Waldarbeiter zahlt, während ein Teil der heimischen Bevölkerung vorübergehend oder dauernd nach Wien, Nieder-Oesterreich, auch nach Bayern verzieht, wo sie eben besseren Verdienst als zu Hause findet.

Wandern wir längs der mährischen Landesgrenze, so passieren wir nach einem kurzen Wege durch tschechisches Gebiet die Neuhauser Sprachinsel. Die Stadt Neuhaus, noch vor wenigen Jahrzehnten vorwiegend deutsch, ist so vollkommen in die Gewalt der Tschechen geraten, daß es dem kleinen Ueberreste der Deutschen (im Jahre 1880 wurden ihrer 976, zehn Jahre später nur noch 672 gezählt) nicht einmal gelingt, eine einklassige deutsche Volksschule ins Leben zu rufen. Die letzte Volkszählung wies für den Neuhauser Gerichtsbezirk über 10 000 Deutsche neben nahezu 28 000 Tschechen aus. Es ist ein reiner Agrikulturbezirk, und der Besitzer der Herrschaft Neuhaus gehört dem tschechischen Feudaladel an. Die politische Bildung der deutschen Bevölkerung liegt hier durchgehends im argen. Die unmittelbar an der Sprachgrenze lebende deutsche Bevölkerung pflegt, wie dies auch anderwärts vorkommt, das Deutsche und Tschechische gleich geläufig zu sprechen. Es besteht die Gefahr, daß auch dieser Utraquismus, wie das ja in Böhmen in der Regel geschieht, schließlich nur den Tschechen zu gute kommt. An den Neuhauser Bezirk schließt der vorwiegend deutsche Neubistritzer Bezirk. Die Herrschaft Neubistritz gehört deutschen Besitzern. Neubistritz ist ein stramm deutsches Städtchen. Industrie giebt es im ganzen Bezirke nur sehr wenig; derjenige Teil der Bevölkerung, welchem die Landwirtschaft nicht genügenden Unterhalt bietet, betreibt das Maurerhandwerk und die Weberei. Hunderte ziehen im Frühjahre als Maurer nach Wien und Niederösterreich, und mancher kehrt wohl nicht mehr heim, sondern läßt sich dauernd in der Fremde nieder. Die Heimgekehrten sitzen im Winter zu Hause hinter dem Webstuhle.

Von der Iglauer Sprachinsel gehört nur der kleinere Teil zu Böhmen. Die Bevölkerung, ein hochgewachsener, schöner

und kräftiger Menschenschlag, hat nicht allein die deutsche Sprache treu bewahrt, sondern zum großen Teile auch ihre kleidsame Volkstracht. Mädchen und Frauen haben ein rotes oder buntes Tuch so um den Kopf geschlungen, daß der größere Teil desselben als ein kunstvoll gewundener Zipfel über den ganzen Rücken niederfällt. Eine schwarze Jacke mit vielen Metallknöpfen und mit roten Maschen umhüllt die Taille. Im Sommer tragen die Mädchen statt der Jacke ein Leibchen, das nur bis unter den Busen reicht. Den Oberkörper bedeckt ein weißes Hemd mit kurzen, hochaufgebauschten Aermeln und einer gefalteten Krause am Halse. Die Träger des Leibchens sind über der Brust mit rotseidenen breiten Bändern verbunden. Ein blauer Rock über vielen Unterröcken, darüber eine schwarze oder dunkelblaue weite Schürze, reicht bis zu den halben, mit rotwollenen Strümpfen bekleideten Waden. Die Männer tragen kurze Jacken, hohe Stiefel und niedrige, breitkrämpige Filzhüte.

Die deutschen Bewohner von Landskron, einer Stadt von 6000 Einwohnern, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Gymnasiums und der Verwaltung der dem Fürsten Johann Liechtenstein, dem souveränen Herrn des Fürstentums Liechtenstein bei Vorarlberg, einem deutsch gesinnten Kavalier, gehörigen Majoratsherrschaft, und der weiteren Umgebung bilden einen Teil der größten deutschen Sprachinsel im tschechischen Gebiete, des Schönhengstgaues. Der andere, bei weitem größere Teil gehört zu Mähren. Die Bevölkerung ist in der überwiegendsten Mehrheit ein kerniges Bauernvolk.

Ein ähnlich abgeschlossenes Gebiet, das ebenso zeitweilig eine selbständige geschichtliche Entwicklung genommen hat wie „das Egerland", liegt im Nordosten Böhmens, „das Braunauer Ländchen", benannt nach seinem Hauptorte, der Stadt Braunau, welche wieder ihren Namen der rotbraunen Farbe des Erdreiches verdankt. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß das Ländchen sowohl gegen Böhmen, wozu es jetzt gehört, als auch gegen die Grafschaft Glatz und das übrige Schlesien, womit es zeitweilig vereinigt war, natürliche Grenzen besitzt.

Die Anfänge des Ortes Braunau weisen zurück bis in das zwölfte Jahrhundert. Es ist von flandrischen Tuchmachern ge-

gründet. Auf diese erste Einwanderung folgte bald eine zweite aus dem Franken- und Schwabenlande und aus Thüringen. Die berühmte rote Eigenfarbe der Braunauer Tuche weist auf Flandern hin, die Stilart der Häuser, die Laubengänge, der geschlossene Hof, die Trennung der Wohnräume von der Scheune u. a. m. auf die mitteldeutsche Einwanderung.

Die übergroße Mehrheit der Bewohner des Braunauer Ländchens findet heute noch in der Landwirtschaft ihren Erwerb. Wie der Egerländer Bauer ist auch der Braunauer heute noch ein nicht unbemittelter Mann und genießt den Ruf eines starken Selbstgefühls, strenger Rechtlichkeit und unermüdlicher Arbeitsamkeit, einer gewissen Anstelligkeit bei aller Einfachheit in Gesinnung und Sitte, eines regen Sinnes für den Fortschritt bei oft eigensinnigem Beharren beim Hergebrachten. Bei der abgeschiedenen Lage des Ländchens haben sich im Volke noch einige Reste alter Sitten und Gebräuche erhalten. Wir wollen hier nur eines solchen Ueberbleibsels gedenken. In die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fällt das Georgsberger Fest, ein wahres Volksfest. Der Ort des Festes ist vermutlich eine alte Malstätte, und das Herumtragen der Statue des heiligen Georg hat wohl das Herumtreiben des Viehes um die Malstätte in heidnischer Zeit, die Viehschau, abgelöst, die Ringelstecken erinnern an das Verteilen der Fluren durch die heidnischen Priester, die verschiedenen Glücksspiele, mit denen sich jung und alt unterhält, an das Losen um die Grundstücke. Althergebracht sind auch die Festspeisen: Hirsebrei, Kuchen, Honigfladen, auch in ihrer kleinsten Form „die Pfeffernüsse", Beugel und Kringel.

Nicht allein der Mittelpunkt des Leinengeschäftes im Riesengebirge, sondern der erste Flachsgarnmarkt des Kontinentes ist die westlich von Braunau, am Fuße des Riesengebirges gelegene Stadt Trautenau.

Indem wir an den Fuß des Riesengebirges gelangt sind, haben wir jenen breiten, bis an die äußerste Grenze im Westen Böhmens, bis nach Eger reichenden Streifen Landes betreten, welcher der eigentlich industrielle Teil Böhmens genannt werden muß. Es sind vorwiegend gebirgige, zum Teil recht rauhe und unwirtliche Gegenden, in denen sich die Landwirtschaft nur wenig lohnt und nicht imstande wäre, allein eine dichtere Be-

völkerung zu ernähren. Allein deutscher Unternehmungsgeist, deutsche Regsamkeit und Zähigkeit haben diese Landstrecken zu dem dichtest bevölkerten und bestkultivierten Teile Böhmens gemacht, und nirgends sonst im Lande ist eine gleiche Bevölkerungszunahme und ein gleicher wirtschaftlicher Aufschwung zu konstatieren. Eine Schattenseite desselben ist es aber unzweifelhaft, daß diese Gegenden einen immer stärkeren Beisatz von tschechischer Bevölkerung erhalten, denn die Industrie zieht täglich mehr Arbeitskräfte aus dem Innern des Landes, dem tschechischen Teile heran, und mag auch ein Teil der Arbeiterschaft fluktuierend bleiben, so macht sich doch ein großer Teil derselben seßhaft und findet alle Aufmunterung, sich der einheimischen Bevölkerung in Sprache und Sitte nicht anzubequemen, sondern sich national zu organisieren, gegen die angesessene deutsche Bevölkerung fremd zu bleiben, ja sich gar oft feindselig zu verhalten.

Nebst Trautenau, dem Hauptorte für die Gegenden am Fuße des Riesengebirges, dessen nächstgelegene Anhöhen in den wohlgepflegten Parkanlagen manches Erinnerungszeichen an den deutschen Bruderkrieg von 1866 enthalten, verdienen als hervorragende Industrieorte noch genannt zu werden: Arnau, die Stadt mit den zwei steinernen Riesen, das heißt mit zwei 5 m langen Bildsäulen am Rathause, geharnischte Ritter darstellend, in denen die Volkssage erhaltene Abbilder von Männern aus jenem Riesengeschlechte erkennen will, das in der Vorzeit in diesen Gegenden gehaust und dem Gebirge zu dem Namen „Riesengebirge" verholfen haben soll, und Hohenelbe, der Hauptausgangspunkt für die Partien ins Riesengebirge. Das stattliche gräflich Morzin'sche Schloß, ein quadratförmiger Bau mit Türmen an den vier Ecken, ist von einem schönen, allgemein zugänglichen Parke umgeben.

Als die größte deutsch-böhmische Stadt galt von jeher Reichenberg; in der jüngsten Zeit macht ihm Aussig, und zwar seit der Einbeziehung der Vororte Schönprießen und Kleische, diesen Rang streitig. Reichenberg liegt an der Neisse, deren Wasser hier durch die Abflüsse einer langen Reihe von Tuch- und Schafwollwarenfabriken und Färbereien schwarz wie Tinte gefärbt ist, auf bergigem Terrain in einem weiten, industriereichen Thale zwischen dem Jeschken- und dem Isergebirge, in

dem sich Ort an Ort und Fabrik an Fabrik reiht. Es ist nach Brünn die größte Industriestadt Oesterreichs. Vom Bahnhofe aus betrachtet, gewährt die Stadt mit ihrem prächtigen Rathause, mehreren Kirchen, vielen geschmackvollen Neubauten und ihren zahlreichen, zum Teil sehr ausgedehnten industriellen Baulichkeiten einen imposanten und überaus malerischen Anblick. In den winkligen, auf- und absteigenden und manchmal recht engen Gassen steht noch manches altertümliche Gebäude, aber es wird mit solchen ziemlich stark aufgeräumt, denn die Bauthätigkeit ist in und um Reichenberg eine überaus große. Unter den Neubauten ragt neben dem im Stile deutscher Frührenaissance erbauten Rathause das Stadttheater, das Post- und Telegraphenamt und das im prächtigsten Stadtteile gelegene neue Museumsgebäude hervor. Unter den älteren Gebäuden macht sich vor allen das gräflich Gallas'sche Schloß mit einem stattlichen Parke bemerkbar. Reichenberg zählt nicht wenige Familien, welche mit berechtigtem Stolze auf eine Reihe von Vorfahren zurückblicken, die durch ihre Tüchtigkeit und ihren Unternehmungsgeist den Grund zur heutigen Bedeutung der Stadt gelegt haben. Alle nationalen Bestrebungen finden bei der stramm deutschen Bevölkerung die lebhafteste Unterstützung.

Kaum mehr als eine Meile von Reichenberg entfernt liegt die Stadt Gablonz, der Hauptstapelplatz für alle jene in der Stadt selbst wie in der weiteren Umgebung, im Isergebirge und darüber hinaus, erzeugten Artikel, welche in Handelskreisen kurzweg „Gablonzer Artikel" benannt werden und sowohl die Produkte der eigentlichen Glasindustrie in allen ihren Zweigen als auch die Erzeugnisse der Gürtlerei und der mit ihr verwandten Gewerbe, die verschiedensten Glaskurzwaren und Schmuckwaren umfassen. Eine ausgezeichnete staatliche kunstgewerbliche Fachschule für Gürtler, Graveure und Bronzearbeiter, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine städtische Handelsschule kommen den Bedürfnissen von Handel und Gewerbe im besonderen entgegen. Daneben hat Gablonz noch ein Realgymnasium und vortrefflich eingerichtete und geleitete Bürger- und Volksschulen. Da die speziell Gablonzer Industrie in fast allen ihren Zweigen von der stetig wechselnden Mode abhängt, ist das rasche Emporkommen einzelner Unternehmer sowie plötzliche Ver-

armung anderer keine seltene Erscheinung. Ueberhaupt kann es nicht ausbleiben, daß der selten durch längere Zeit sich gleichbleibende Verdienst, bald ein flotter Geschäftsgang, bald zeitweilige Stockung, heute reichliches Einkommen, morgen ein kümmerlicher Erwerb, auf den ganzen Charakter der Bewohner einwirken. Eine gewisse Leichtlebigkeit ist die Folge davon, aber auch ein hoch entwickelter Wagemut und ein nie rastender Unternehmungsgeist. Und gerade der Umstand, daß die launenhafte Göttin Mode die Beherrscherin der Gablonzer Industrie ist, hat in weiten Kreisen der Bevölkerung einen Formensinn geweckt und großgezogen, der allein schon der Gablonzer Industrie die Behauptung ihrer Eigenart, die Unmöglichkeit, daß sie „verschleppt werde", in hohem Maße sichert. Daß unter allen diesen Umständen der Bildungstrieb sich auf das erfreulichste entwickeln und alles einen Zug ins Große, heraus aus jeder kleinstädtischen, spießbürgerlichen Beschränkheit, annehmen muß, ist selbstverständlich. Das Wachstum der Stadt erinnert an amerikanische Verhältnisse. Erst im Jahre 1866 wurde Gablonz vom Marktflecken zur Stadt erhoben. Noch im Jahre 1885 betrug die Einwohnerzahl nur 9000 und heute hat sie längst 20 000 überschritten. Noch steht im Neissethale hie und da ein bescheidenes, ebenerdiges Blockwandhaus als Denkmal an jene noch gar nicht ferne Zeit, wo Gablonz ein unansehnliches Dorf war, aber die übergroße Mehrzahl der Gebäude sind freundliche, nette, zum großen Teile recht stattliche, selbst prachtvolle Neubauten. Wohlhabenheit und ein erfreulicher wirtschaftlicher Aufschwung spricht aus allen Ecken und Enden der rasch anwachsenden Stadt. Von der Liebe der Bewohner zu ihrem Volkstum, von ihrer nationalen Opferwilligkeit und Hingebung zeugt schon der eine Umstand, daß die Ortsgruppen der nationalen Schutzvereine alljährlich Summen aufbringen, wie sie in gleicher Höhe nicht gleich anderswo erzielt werden. So stand die Gablonzer Ortsgruppe des Böhmerwaldbundes mit ihren jährlichen Beiträgen zu wiederholten Malen an der Spitze aller Ortsgruppen und sind auch die Summen, welche jährlich für den Schulverein aufgebracht werden, ganz ungewöhnlich hohe.

Der ursprüngliche Mittelpunkt der Glasindustrie im Mittel-

gebirge war Liebenau, jetzt ein Städtchen von über 4000 Einwohnern, von Gablonz etwas mehr als eine Meile entfernt, hart an der Sprachgrenze, das sich als ein standhafter und aufopfernder deutscher Vorposten bewährt.

Die süd- und norddeutsche Verbindungsbahn führt uns von Liebenau über Reichenberg nordwärts nach der nahe der Landesgrenze gelegenen Stadt Friedland. Schon von weitem grüßt uns das, auf einem aus der Ebene jäh aufstrebenden Basalthügel erbaute altertümliche Schloß, einst der stolze, allerdings von ihm selbst selten besuchte Herrensitz Albrechts von Wallenstein, der nach dieser Besitzung den Titel „Herzog von Friedland" führte, jetzt samt der Herrschaft im Besitze des Grafen Clam-Gallas. Die am nordwestlichen Fuße desselben sich ausbreitende gewerbefleißige Stadt macht mit ihrem prächtigen neuen Rathause, ihren geraden, reinlichen Straßen und netten Häusern einen sehr freundlichen, zu längerem Verweilen einladenden Eindruck. Besuchenswert ist nebst anderem das überaus reich und musterhaft ausgestattete landwirtschaftliche Vereinshaus, in dem auch eine Haushaltungsschule für Mädchen, die einzige derartige in Deutsch-Böhmen, eine Molkerei- und eine landwirtschaftliche Winterschule untergebracht sind.

Gleichsam ein Ausläufer des Reichenberger Industriebezirkes ist die aufstrebende Industriestadt Kratzau.

Wenden wir uns von Kratzau westwärts, so kommen wir über das Städtchen Gabel nach Zwickau, einem Hauptsitze der Webwaren-Industrie, sodann weiter zu dem Mittelpunkte der altberühmten nordböhmischen Glasindustrie, dem Städtchen Haida, das sich mit seinen freundlichen, von Ziergärten umgebenen, zum Teile recht stilvollen und stattlichen Häusern als ein anheimelnder, wohlbehäbiger Ort repräsentiert, und endlich über Steinschönau, das in der Glasindustrie mit Haida wetteifert, nach Böhmisch-Kamnitz. Dieses am Eingange in die sogenannte böhmische Schweiz idyllisch gelegene Städtchen eignet sich für den Ruhe, reine Luft und zugleich einigen Komfort verlangenden Großstädter trefflich zur Sommerfrische, obzwar es auch in seiner industriellen Entwicklung wacker vorwärts schreitet. Die Marienkapelle, ein ansehnlicher Kuppelbau, der

in den letzten Jahren renoviert und künstlerisch verschönert wurde, ist eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte.

Es geht die Sage, und diese Sage kommt der thatsächlichen Wahrheit viel näher als irgend eine andere, daß ein Wandersmann vom sächsischen Schandau an der Elbe quer durch das böhmische Niederland bis wieder hinaus nach Sachsen, nach Zittau, gehen könne, ohne aus den Häusern heraus zu kommen. Es entfallen in dem merkwürdigen Fleckchen Landes von Rumburg und Schluckenau bis Böhmisch-Kamnitz und Bensen über 22 000 Seelen auf die Quadratmeile. Und nicht bloß in den Städten finden wir prächtige, von der hohen Kulturstufe und der Wohlhabenheit ihrer Bewohner zeugende Häuser, zahlreiche Fabriken und stattliche Geschäftsgebäude, sondern auch in den Dörfern, und wo noch einfache Holzhäuser stehen, da ist wenigstens das frühere Strohdach durch rötlich braune oder graue Schiefer ersetzt und sieht es auch im bescheidensten Heim recht behaglich und anheimelnd aus, denn die Inwohner halten im allgemeinen peinlich auf Reinlichkeit und einigen Zierat, sie lieben es, ihren Häusern zum Schmuck und zu einigem Schutze gegen die Witterung einen Oelfarbenanstrich zu geben, ein Blumengärtchen vor dem Häuschen wohl zu pflegen oder wenigstens vor die blank geputzten Fenster Blumenstöcke zu stellen. Dennoch ist es ein wetterhartes, an Arbeit und Sparsamkeit gewöhntes Völkchen, das in diesem Landstriche so dichtgedrängt wohnt, das wohl manchmal bei Festen und Unterhaltung das Geld nicht ansieht, verschwenderischen Aufwand zu machen versteht und sich der ausgelassensten Lustigkeit hingiebt, dann aber an Werktagen um so fester bei der Arbeit zugreift, um so mehr sich schindet und plackt. Im ganzen Niederlande steht fast jedermann im Dienste der Industrie. Zugleich ist aber auch der Boden sorgfältig bebaut; fast jeder Hauswirt, so arm er auch sein mag, hat sein Stück eigenes, oder wenigstens sein Pachtfeld, auf dem er Kartoffeln, Roggen sowie Hafer baut, allein der Ertrag des Ackerbaues deckt kaum den Hausbedarf, er ist nur ein willkommener und in vielen Fällen höchst nötiger Zuschuß zu dem Einkommen, das die Arbeit in der Fabrik oder die Hausindustrie gewährt. Kann demnach von einer mäßigen Wohlhabenheit selbst der unteren Schichten der Bevölkerung im Durch-

schnitt gesprochen werden, so pocht doch bisweilen auch die Not an die Thür manches freundlichen und selbst manches schmucken Häuschens, dem man es nicht ansehen möchte, daß ein so ungebetener Gast sich Einlaß erzwingen kann; den armen Weber z. B. hält oft nur die äußerste Genügsamkeit und Sparsamkeit aufrecht, und nur diese Tugenden verhüten es, daß seine Armut und Dürftigkeit nicht gleich dem flüchtigen Blicke erkennbar wird.

Der hervorragendste Industrieort in diesem betriebsamen Erdenwinkel ist Warnsdorf, „das böhmische Manchester". Noch vor zwei Jahrzehnten war Warnsdorf das größte Dorf Oesterreichs. Auch die Erhebung zur Stadt hat nicht bewirkt, dem Orte allmählich ein städtisches Aussehen zu verschaffen, denn nirgends trifft man eine rechte und echte Gasse, nirgends Häuserzeilen, sondern fast jedes Haus steht für sich, ist mit einem Garten oder auch mit Feldern umgeben; neben zahlreichen ansehnlichen und stilvollen Gebäuden, die sich selbst in einer Großstadt sehen lassen könnten, stehen niedrige Holzhütten, neben großen industriellen Etablissements einfache Bauerngehöfte. Die mehr als 20 000 Seelen zählende Bevölkerung von Warnsdorf nimmt an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens den lebhaftesten Anteil. Von hier ging, hauptsächlich von Pfarrer Nittel gefördert, im Jahre 1871 die altkatholische Bewegung in die deutschen Gegenden Nordböhmens aus. Heute zählt dieselbe in Warnsdorf und Umgebung, in Arnsdorf bei Haida, Steinschönau, Meistersdorf, in den Elbegegenden, im Isergebirge und am Fuße des Erzgebirges über 14 000 Anhänger.

Neben Warnsdorf verdienen als Industrieorte genannt zu werden: Rumburg, Schönlinde, Kreibitz und Schluckenau, das ebenso wie Rumburg eine staatliche Webeschule hat.

Nixdorf (ehemals Nickelsdorf) genießt einen weitverbreiteten Ruf auch durch seine Stahlwarenfabrikation. In ganz Deutschland waren ehedem die Nixdorfer Scherenschleifer bekannt. Aus Nixdorf und den Nachbarorten desgleichen, aus Böhmisch-Kamnitz, Kreibitz und der Umgebung dieser Städte gingen jährlich zahlreiche Scherenschleifer aus nach Sachsen,

Preußen, Baiern und besonders in die Mecklenburgischen Herzogtümer, weshalb sie in ihrer Heimat gewöhnlich „Mecklenburger" genannt wurden. Nebst dem Schleifkarren führte mancher von ihnen, je nach seinen Mitteln, auch verschiedene Waren zum Verkaufe mit. Diejenigen, welche gute Geschäfte machten und mit ihren Einnahmen hauszuhalten verstanden, schafften sich dann größere Warenlager an und sandten von ihren Standorten damit Knechte zum Hausieren aus.

Ein eigentümlicher Industriezweig des Niederlandes ist die Holzweberei oder Sparterie. Der Hauptort derselben ist Ehrenberg bei Schluckenau. Aus weichem und elastischem Holze, das zum großen Teile aus dem Innern Rußlands bezogen wird, hobelt man Fäden und webt diese auf eigens dazu gebauten Stühlen oder sendet sie in das böhmische und sächsische Erzgebirge zum Verflechten.

In einem Landstriche, wo sich Ortschaft an Ortschaft reiht, Industrie und Handel so außerordentlich entwickelt sind und zugleich mit dem Nachbarlande ein so starker und vielseitiger Verkehr besteht, kann sich die volkstümliche Eigenart nur schwer und nicht in aller Schärfe behaupten, aber ganz verwischen läßt sie sich doch nicht, so wenig wie der Dialekt trotz allem Verkehr vollständig der Schriftsprache weicht. Der „Niederländer" bleibt bedächtig, berechnend, sparsam, unermüdlich, zähe, dabei, um ein Anzengruber'sches Wort zu gebrauchen, ein Sinnierer und ein Grübler über Gott und Welt. Und wie sich mitten unter den nüchternen Steingebäuden, zwischen kasernenartigen Fabriksgebäuden und Geschäftshäusern hie und da ein altertümlicher Holzbau oder sonst ein Baudenkmal aus jenen Tagen erhalten hat, wo nur der schwere Fuhrmannsgaul die Produkte der altheimischen Industrie verfrachtete, so haben sich auch einige volkstümliche Feste und Gebräuche mit ihrer urwüchsigen Lust und Heiterkeit hinübergerettet in die Tage der Turn-, Gesangs-, Feuerwehr- und anderer Vereinsfeste und Kommerse mit ihren oft so langweiligen und endlosen Reden und Toasten und ihrer forcierten Lustigkeit.

Am meisten verbreitet und gleichermaßen wie in dem benachbarten Sachsen gefeiert wird das Fest des „Vogelschießens",

„die Vogelwiese". An eine altheidnische Mythe, die erst später durch die Sage von einem „wilden Manne", der die ganze Gegend lange in Furcht und Schrecken hielt, ersetzt worden ist, dürfte die in mehrjährigen Intervallen in Schluckenau heute noch stattfindende Volksbelustigung, „die Jagd auf den wilden Mann" erinnern. Auf einen als „wilden Mann" Vermummten wird von einer zahlreichen Volksmenge, unter der sich viele Maskierte befinden, durch mehrere Gassen Jagd gemacht, bis es gelingt, „den Wilden" in eine enge Gasse zu treiben, die durch einen Strick abgesperrt ist. Ueber diesen Strick stolpert der Gehetzte, fällt zu Boden und wird von den Verfolgern gefangen genommen. Nun eilt der Scharfrichter herbei, durchsticht mit seinem Schwerte die blutgefüllte Blase, die der Wilde um den Leib gebunden hat, und der Wilde stirbt, indem ein Strom von Blut die Erde rötet. Hierauf wird er auf einen Schlitten oder eine Bahre gelegt und fortgeschafft. Am nächsten Tage aber wird eine Strohpuppe, die „dem Wilden" ähnlich sieht, auf einer großen Trage unter Begleitung einer zahlreichen Menge zu einem Teiche getragen, der Scharfrichter hält an das versammelte Volk eine eindringliche, launige Ansprache, nach welcher er „den Wilden" in den Teich wirft.

Wenn wir aus dem inneren Flachland Böhmens, nordwärts wandernd, von Melnik an dem Laufe der Elbe folgen, so grüßt uns bei der letzten tschechischen Stadt, bei Raudnitz, bevor wir in die gesegneten und anmutsvollen Gegenden des Mittelgebirges eindringen, als ein weit vorgeschobener trotziger Vorposten desselben der St. Georgsberg, eine glockenförmige. trotz ihrer nicht bedeutenden Höhe (250 m über der Umgebung) sich stattlich repräsentierende Basaltkuppe, die ein altes romanisches Kirchlein krönt. Der Sage nach soll hier der Stammvater der Tschechen auf seiner Wanderung Halt gemacht und, entzückt über die Fruchtbarkeit und Schönheit des ringsum sich ausbreitenden Landes, den Entschluß gefaßt haben, sich anzusiedeln und das Land für sich und seine Nachkommen in Besitz zu nehmen.

Die Gegend um Leitmeritz und das schöne Elbethal hinab bis gegen die sächsische Grenze wird mit Fug und Recht „das böhmische Paradies" genannt. Die meilenweit sich erstreckenden

herrlichen Obstwälder in den freundlichen Thälern zwischen den zahlreichen, meist kegelförmigen, teils einzeln aus der Ebene emporstrebenden, teils in Gruppen sich aneinander reihenden Höhen und an den Abhängen derselben, die getreidereichen Fluren, die an Felsen hängenden oder an sanfteren Höhenabdachungen sich gemächlich ausbreitenden Weingärten machen in der That diesen Teil Böhmens zu einem einzig lieblichen und großartigen Garten. In malerischer Anmut blinken aus dem dunklen Laube der dicht aneinander drängenden Obstbäume zahlreiche verstreute Dörfer hervor, in denen mit kleinen traulichen Häuschen, welche oft von sorgsam gezogenen Weinreben umhüllt werden, und Obstdörröfen stattliche und prunkende Villen vertrauliche Nachbarschaft halten. Das Klima ist wegen der niedrigen Lage dieses nördlichen Landstriches, da Böhmen eine nördliche Abdachung hat und überdies der Leitmeritzer Bezirk zum größten Teile gegen die rauhen Nordwinde geschützt ist, während er sich gegen Süden öffnet, ein so mildes, daß der Weinbau von Leitmeritz ab an beiden Ufern der Elbe mit ihren Umgebungen, wo Basalte, Phonolithe und Trachite das geeignete Erdmaterial liefern, sich reichlich lohnt und der Czernosecker seit Jahrhunderten den Ruf eines milden, wohlschmeckenden Weines genießt, obzwar Aeneas Sylvius Piccolomini von ihm boshaft witzelte: Crescit in Boëmia acetum, quod nominant vinum. Einen noch größeren und günstigeren Ruf genießt der sorgfältige Obstbau, wie er im ganzen Elbethale, am linken Ufer bis Milleschau, Lippai, am rechten bis in die Umgebung von Schüttenitz, Pitschkowitz, Triebsch u. a. O., wie auch im Konojeder Thale betrieben wird. Dieses ausgedehnte Gebiet ist die Obstkammer, aus der ganz Norddeutschland versorgt wird. Alle Straßen und Wege sind mit Obstbaumalleen eingefaßt, alle Felder, Wiesen und Gärten dicht mit Obstbäumen besetzt; gebaut werden je nach der Lage die verschiedensten Gattungen und Sorten, am meisten Pflaumen, dann Birnen, Aepfel und Kirschen, in geringerer Menge Nüsse, auch Pfirsiche und Aprikosen. In den Gegenden östlich und nördlich von Leitmeritz, namentlich bei dem Städtchen Auscha, ist der Hopfenbau bedeutend. Zur besseren Hopfenverwertung sind in Polep und Auscha Hopfensignierhallen errichtet worden. In erfreulichem Aufschwunge sind die Viehzucht und die Garten-

kultur; die Industrie entwickelt sich namentlich im Elbethale kräftig.

Soweit geschichtliche Erinnerungen reichen, war das ganze Erzgebirge bis auf wenige von den Lobkowitz von Hassenstein angelegte Kolonien, die jedoch bald germanisiert wurden, rein deutsch. Die Slaven drangen nur bis an den Fuß des Gebirges vor. Nur wenige Uebergänge führten durch den Urwald, der in grauer Vorzeit auch dieses Grenzgebirge in einer Ausdehnung von vielen Meilen bedeckte. An diesen Pässen mögen frühzeitig einzelne Ansiedlungen entstanden sein, aber erst die Entdeckung des reichen, lange für unerschöpflich geltenden Bergsegens lockte tausende von deutschen Einwanderern herbei. Schon im zwölften Jahrhundert wurde nach Erzen gegraben, und zwar bei Freiberg in Sachsen und bei Graupen in Böhmen bald nach der Auffindung der Silbergänge im Harze. Die Osseger Aebte ließen schon frühzeitig in Klostergrab, Riesengrund und wahrscheinlich auch zu Niklasberg schürfen. Um das Jahr 1272 beriefen die Herren von Plauen Bergleute aus dem Voigtlande und Meißen. Diese gründeten auch aller Wahrscheinlichkeit nach Graslitz, das Karl IV. zur Bergstadt erhob. Schon vor dem sechzehnten Jahrhunderte wurde der Bergbau rege betrieben auf den südwestlichen Ausläufern des Gebirges bei Graslitz und Neudeck, dann auf den nordwestlichen Endpunkten, Klostergrab, Osseg, und Zinnwald, sowie in der Umgebung von Preßnitz und Hassenstein durch die Herren von Riesenburg, von Hartenberg, Lobkowitz von Hassenstein und durch die Könige aus dem Hause Luxemburg, Johann und Karl IV. Am großartigsten und erfolgreichsten aber war die Thätigkeit der Grafen Schlick. Weder vor noch nach ihnen ist der Bergbau im Erzgebirge in gleicher Weise durch Heranziehung von Kapital und Arbeitskraft, durch tüchtige Gesetzgebung und Gründung von Städten gehoben worden. Reichbegütert, voll Unternehmungsgeist und Thatkraft, wagten sie es sogar, sich von 1471 — 1505 von der Krone von Böhmen loszureißen und sich mit dem Kurfürstentume Sachsen zu verbünden. Der Bergbau machte Gegenden von 600 m Seehöhe, in denen der unfruchtbare Boden und das rauhe Klima dem Ackerbau fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, zu den bevölkertsten und wohlhabendsten. Besonders ergiebig waren die

im Jahre 1470 entdeckten Silbergänge auf dem Schneeberge. „Der Kaiser Friedrich ist ein mächtiger Herr, aber solch einen Tisch, daran wir sitzen, hat er doch nicht," sagte Herzog Albrecht von Meißen zu seinem Gefolge, als er im Jahre 1477 in der Grube auf dem Schneeberge auf einer Silberstufe Tafel hielt, aus der man dann 400 Centner Silber schmolz. Von dem Erträgnisse des Bergwerkes wurde die Albrechtsburg zu Meißen erbaut. Bald erblühten die Städte Annaberg, Marienberg und Jöhstadt (Josefstadt). Jedoch in kurzer Zeit waren die zu Tage ausstreichenden Gänge abgebaut und überdies ersäufte im Jahre 1511 ein großer Wassereinbruch die besten Baue in den Schneeberger Gruben. Wenige Jahre später wurde bei Konradsgrün mit so außerordentlichem Erfolge nach Silber geschürft, daß Graf Schlick im Jahre 1516 beschloß, in der Nähe eine Stadt anzulegen, die schon 1520 zur freien Bergstadt erhoben wurde und, bis dahin schlechtweg „Thal" genannt, nun zu Ehren des heiligen Joachim den Namen „Joachimsthal" erhielt. Hiermit waren alle Glieder der heiligen Familie Patrone von Bergstädten geworden, jedoch huldigte die Bevölkerung, die sich niederließ, nicht durchaus der Heiligenverehrung, sie war aus aller Herren Länder zusammengelaufen, und so spiegelte sich denn in ihr im Kleinen die ganze Gährung des Reformationszeitalters wieder. Als Joachimsthal kaum zehn Jahre bestand, zählte es schon über 1200 Häuser und über 20 000 Einwohner. An der Lateinschule wirkte als Lehrer Johann Mathesius, ein Schüler Luthers und Melanchthons. Die im Jahre 1518 in Joachimsthal erbaute Münze prägte Silberstücke mit dem Bilde des heiligen Joachim auf der einen und dem des Königs Ludwig und des Grafen Schlick oder des böhmischen Löwen auf der anderen Seite, welche nach dem Orte ihres Ursprunges „Thalergroschen", auch „Schlickenthaler", „Löwenthaler" oder kurzweg „Thaler" genannt wurden. In dem kurzen Zeitraume von 1516 bis 1560 wurden nebst Joachimsthal noch zehn Bergstädte gegründet: Abertham, Bärringen, Gottesgab, Katharinaberg, Kupferberg, Platten, Sebastiansberg, Sonnenberg, Weipert und Wiesenthal. Auch schon bestehende Städte gelangten in diesem Zeitraume erst zur Blüte, so Graslitz und Schlaggenwald. Das ganze Erzgebirge wiederhallte im sechzehnten Jahrhunderte von geschäftigem und

frohem Leben. Unter der Erde wurde gegraben und gehämmert, die gewonnenen Erzschätze wurden zu Tage gefördert, in den Wäldern klang die Axt des Holzhauers, krachten und prasselten die niederstürzenden Bäume, denn man benötigte des Holzes die Fülle zu Stollenbau und in den Schmelzhütten, an den Bächen entstanden Pochwerke, Schmelzhütten und Drahthämmer. Die entkräftende Not und der hohläugige Hunger, die später und noch in unseren Tagen in den Hütten der Erzgebirgsbewohner so manchmal als unwillkommene Gäste sich einstellen, mieden jenes glücklichere Geschlecht oder fanden sich höchstens einmal auf kurzen Besuch als ernste Mahner zu Sparsamkeit und Mäßigkeit ein. Aber die Mahnungen fruchteten selten, denn die Bergarbeiter waren im ganzen ein leichtlebiges und bewegliches Völkchen. War der Erzreichtum irgendwo erschöpft oder bot die Gewältigung größere Schwierigkeiten, dann gab es unstäte Gesellen genug, die leichten Sinnes auszogen, um an einer anderen Stätte leichteren und reichlicheren Verdienst zu suchen. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts geriet jedoch aus mancherlei Gründen der Bergbau fast überall in Verfall. Das ganze Betriebssystem war irrationell, es war ein wahrer Raubbau, die Verwaltung schwerfällig, die Disziplin eine äußerst mangelhafte, ebenso mangelhaft die technischen und chemischen Kenntnisse, endlich sind die Silbergänge im oberen Erzgebirge außerordentlich unzuverlässig. Aber von noch verderblicherer Wirkung als all diese Uebelstände waren historische Ereignisse: die Gegenreformation und der dreißigjährige Krieg. Das ganze Erzgebirge war protestantisch geworden. Die Wahl zwischen Abfall vom Glauben und Auswanderung war aber um so leichter, weil die Landesgrenze nicht weit war, drüben ein Volk wohnte ganz desselben Stammes, verwandt wie im Glauben so in Lebensgewohnheiten und Sitten, und überdies die sächsische Regierung die Auswandernden bereitwillig aufnahm und allen ihren Wünschen nach Kräften entgegenkam. Damals wurde der Grund gelegt zur größeren Wohlhabenheit des sächsischen Teiles des Erzgebirges. Noch im Jahre 1728 gelang es den Mariascheiner Jesuiten, die letzten 800 protestantischen Bergleute zu vertreiben, die dann in Sachsen die beiden Orte Neugeorgenfeld und Gottgetreu gründeten. Nicht minder verderblich wirkte der dreißigjährige Krieg,

insbesondere hausten die Schweden, die unter Baner und dann unter Torstenson das Erzgebirge überfluteten und selbst die geheimsten und unzugänglichsten Schlupfwinkel der flüchtigen Einwohner aufspürten, barbarisch. Mit dem Abzuge der Schweden waren jedoch noch nicht alle Leiden beendet. Nach der rohen Soldateska trieb sich marodierendes Gesindel in ganzen Scharen herum. Gegen diese Räuberbanden frommte bisweilen Selbsthilfe; mancher verlassene Schacht wurde mit den Leichen solcher Landstürzer angefüllt, oder man ließ die Erschlagenen zum warnenden Beispiele unbeerdigt an der Straße liegen. Der Bergbau aber war und blieb vernichtet, nur der Eisensteinbergbau blühte später noch einigermaßen auf und rief neue Industrien ins Leben. Der Zinnbergbau steht mit geringer Ergiebigkeit noch an beiden Enden des Erzgebirges im Betriebe, bei Schlaggenwald und Schönfeld, bei Graupen und Zinnwald. Bleierze werden in den westlichen Ausläufern des Gebirges, namentlich bei Bleistadt gewonnen. Kupferbau wird am Eisenberge bei Graslitz betrieben. Graslitz und Schönbach sind heute die Hauptorte der böhmischen Instrumentenfabrikation. In Graslitz werden vorwiegend Blasinstrumente aus Holz und Blech nebst anderen, auch Mundharmoniken verfertigt, während in Schönbach die Fabrikation von Saiteninstrumenten vorherrscht. In Petschau ist eine vom Staate erhaltene Musikschule. In einigen Teilen des Erzgebirges wird Musik recht fleißig geübt, besonders in Preßnitz und Sonnenberg. Von da ziehen heute noch, wenn auch schon weniger häufig als noch vor einigen Jahrzehnten, Gesellschaften von vier bis zwölf Personen mit ihren Instrumenten auf Verdienst in die Fremde, nach Italien, Dänemark, Schweden, Rußland, selbst bis nach Konstantinopel, Kleinasien und Aegypten. Und da manche mit reichem Verdienste heimgekehrt sind und ein so abenteuerndes Leben viel Verlockendes hat, so kamen auch in anderen Bezirken, so in Joachimsthal und Sebastiansberg, die Musikantenreisen in Schwung. Es wird behauptet, daß bis auf vereinzelte Ausnahmen die herumziehenden Harfenistinnen aus Preßnitz, Sonnenberg und anderen Orten des Erzgebirges tugendhaft bleiben. Zum Beweise diene, daß manche, die als armes Harfenmädchen aus dem Erzgebirge ausgezogen, in Petersburg, in Moskau, in der Walachei oder ander-

wärts die Frau eines reichen Mannes geworden ist. Auch wird die treue Anhänglichkeit der Harfenistinnen an ihre Heimat und ihre Lieben gerühmt, die sie oft mit reichen Geldsendungen erfreuen. Es sollen jedoch gar viele Mädchen, die gar nicht aus dem Erzgebirge stammen, auch als „Preßnitzer Harfenmädchen" in der Fremde ihr Glück versuchen, und von diesen soll gar manche durch ihren lockeren Lebenswandel dem guten Rufe der „Preßnitzerinnen" mehr Eintrag thun, als durch ihre Kunstfertigkeit deren Erwerbe.

Im allgemeinen ist der Erzgebirgler nicht wanderlustig, sondern hängt vielmehr außerordentlich zäh an seiner Heimat, erträgt lieber Not und Entbehrung, als daß er sich anderwärts sein Brot suchte, wechselt viel leichter seine Beschäftigung als seinen Aufenthalt.

Der Ackerbau, der etwas Hafer und Korn, Flachs und Kraut und vor allem Kartoffeln erzielt, lohnt kaum die schwere Mühe, die er auf den steilen Gehängen und den rauhen Hochflächen erfordert, weit mehr lohnt sich der Wiesenbau, weshalb auch die Viehzucht ziemlich schwunghaft betrieben wird. Im Winter ziehen die Männer in den dichtverschneiten Wald, die Stämme und Scheite auf niedrigen Schlitten zu Thal zu schaffen, die Frauen und Kinder aber finden einen kargen Verdienst in der Hausindustrie. Das Spitzenklöppeln hat beinahe ganz aufgehört, ebenso das Spinnen; gegen die Konkurrenz der Maschinen ist nicht aufzukommen. Einen schwachen Ersatz bietet das Stroh- und Bastflechten und das Rohrsesselflechten. Viele Hände beschäftigt die Anfertigung von Kinderspielwaren und das Bemalen derselben. Der Hauptstapelplatz für dieselben ist das am Fuße des Gebirges gelegene Oberleutensdorf.

Ueber die Anlage der Städte und Dörfer im Erzgebirge, die auf der böhmischen Seite dieselbe ist wie auf der sächsischen, nur daß in Böhmen die Entwicklung weit zurückgeblieben ist, macht Gustav Laube in einem prächtigen Aufsatze über „Land und Leute im böhmischen Erzgebirge" in den Mitteilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen darauf aufmerksam, daß die Bergstädte nach ihrer Lage nach zwei Typen gebaut sind: entweder reihen sich ihre Häuser als eine

einzige lange Gasse zu beiden Seiten eines Thalgrundes auf, wie Joachimsthal und Graupen, oder ihre Häuser umsäumen einen meist quadratischen Platz, in dessen Mitte die Kirche steht und an dessen vier Ecken die Straßen einmünden. Diese Anlage findet sich auch sonst bei deutschen Städten. Die Häuser und Gehöfte der Dörfer liegen einzeln ringsum frei, oft über weite Flächen ganz regellos ausgestreut. Das findet sich auch anderwärts bei deutschen Dörfern. Wenn die Häuser eng zusammengebaut mit der Giebelseite gegen den Dorfplatz stehen, so ist das ein Beweis, daß ein solches Dorf, mögen auch seine jetzigen Bewohner durchaus deutsche sein, slavischen Ursprunges ist.

Der Erzgebirgler verfügt über einen unerschöpflichen Schatz von Genügsamkeit und Vertrauensseligkeit und verleugnet in seinem ganzen Charakter auch heute seine Abstammung von jenem betriebsamen aber auch leichtlebigen Volke der Bergleute noch nicht, das sich über die Zukunft niemals viel Kopfzerbrechen machte. Ein großer Hang zur Ungebundenheit und Freiheit hindert ihn, aus seinen Bergen herabzusteigen ins Thal, wo die Industrie ihm leichteren und reichlicheren Verdienst bieten würde. Er zeichnet sich aus durch eine große geistige und körperliche Beweglichkeit. Das macht ihn gelehrig und anstellig, geschickt zu allen möglichen Kunstfertigkeiten und Beschäftigungen. Dabei ist er in der Arbeit von großer Ausdauer. Dort allerdings, wo Beschäftigung und Lebensweise den Menschen in die dumpfe Stube bannen, reichen zu schwereren Arbeiten die Kräfte nicht aus, aber selbst aus blassen und hohlwangigen Gesichtern leuchten meistens lebhafte und freundliche Augen. Tausende armer Erzgebirgler können an Fleischspeisen kaum an hohen Festtagen sich stärken, die Hauptnahrung bilden Kartoffeln, Kraut und Brot. Mit dem Hange zur Ungebundenheit verbindet sich Freude an Geselligkeit, an Musik, Tanz und anderen Unterhaltungen. Ist auch vielen eine gewisse Neigung zur Spottsucht nicht abzusprechen, so ist diese doch vor allem nur eine Folge ihres natürlichen Mutterwitzes und ihrer geistigen Regsamkeit und kommt selten aus einem bösartigen Herzen. In Kollision mit dem Gesetze bringen den Erzgebirgsbewohner höchst selten schwerere Vergehen, nur über Walddiebstahl und Pascherei hat er seine

besonderen Rechtsanschauungen. Sonst trifft man Ehrlichkeit und Biederkeit überall, auch bei den Aermsten und Dürftigsten.

In den Böhmerwald sind die Deutschen auf dieselbe Weise gekommen wie in die übrigen Grenzgebiete Böhmens, berufen von den Herrschern und Großen des Landes und von den deutschen Klöstern. So gründete König Ottokar II. zur Erinnerung an seinen Sieg über die Ungarn im Marchfelde durch Berufung deutscher Mönche von Heiligenkreuz im Wienerwalde das Kloster Heiligenkron, später Goldenkron genannt, und beschenkte es mit dem ausgedehnten Gebiete der gegenwärtigen Gerichtsbezirke Oberplan, Kalsching, Krummau, Frauenberg, Netolitz und Prachatitz. In diesem ganzen Landstriche gab es nur wenige und unbedeutende tschechische Orte. Die Mönche beriefen darum Deutsche, Landsleute zum Teile, und nun entfaltete sich in den ungeheuren Stiftswaldungen noch im 13., dann im 14. Jahrhundert ein reges Leben. Bald entstanden zahlreiche deutsche Ortschaften, deren Namen bezeichnenderweise zumeist mit „Schlag" oder „Stift" endet. Mit dem deutschen Bauer zog auch der deutsche Bergmann in den Böhmerwald ein. So verdankt Bergreichenstein seine Entstehung dem durch deutsche Bergleute betriebenen Goldbergbau, der im 14. Jahrhundert seine Blütezeit hatte. Außer dem Goldbergbau wurde später auch die Eisenindustrie betrieben. Im 17. Jahrhundert und im folgenden entstanden dann viele Glashütten. Zum Sitze einer ausgebreiteten Glasfabrikation ist der Böhmerwald wegen des in der Gneisformation eingesprengten Quarzes und des unermeßlichen Waldreichtums vorzüglich geeignet. Jeder Glashütte wurde eine gewisse Fläche von bestocktem Waldboden angewiesen gegen Zahlung einer Einlösungssumme und eines geringen jährlichen Zinses. Die Glashüttenbesitzer, auch Glasmeister genannt, überließen einen Teil des ihnen zugewiesenen Grundes ihren Glasarbeitern zur Urbarmachung und Kultur. Bald genügte der zuerst einer Glashütte zugewiesene Umkreis nicht mehr, und so wurde ihr denn zur Gewinnung des nötigen Brennmateriales ein weiteres Stück Waldung zur Rodung überlassen. Die unkultivierten Grundstücke bildeten das „Zinsgereute", so genannt, weil sie den Glashüttenbesitzern gegen Zins in Pacht gegeben wurden. Da in den sich stetig vergrößernden Ansiedlungen der

Glasarbeiter auch der Viehstand sich vermehrte, so wurde den Glasmeistern und Glasarbeitern auf ihre dringende Bitte von den Herrschaftsbesitzern auch Gras- und Weideland zur pachtweisen Nutzung überlassen, das auf einfache Weise dadurch gewonnen wurde, daß man in den Rodungen das Reisig und Kleinholz an Ort und Stelle verbrannte, die losen Steine auf Halden zusammentrug oder daraus Einfriedungsmauern errichtete, die Stöcke verwesen ließ, die Quellen und Wildwässer einigermaßen regelte. Später baute man stellenweise auch Getreide, Kartoffeln und Kraut. Das ist der Grundtypus der Bewirtschaftung der „Zinsgereute" des Böhmerwaldes. Die Glashüttenbetriebe blühten im Böhmerwalde durch anderhalb Jahrhunderte.

Schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden namentlich von den Eggenbergen, den Vorgängern der Schwarzenberge, behufs besserer Verwertung der reichlichen Holzmassen deutsche Waldarbeiter aus Oberösterreich, Steiermark, Baiern und Schwaben angesiedelt und denselben Privilegien und Befreiungen vom Heimfallsrechte erteilt. Einen neuerlichen Zuzug von Arbeitern, denen sich auch Händler anschlossen, veranlaßte die Aufnahme der Potaschensiederei, der Köhlerei und Aschenbrennerei. Endlich wurden auch noch zu Ende des achtzehnten und im neunzehnten Jahrhunderte Holzhauerkolonien angelegt. Man zog Arbeiter aus fremden Gegenden heran, unter der kontraktlichen Verpflichtung zur Verhackung einer bestimmten Anzahl von Klaftern Holzes gegen einen bestimmten Lohn und zur Aushilfe bei der ins Leben gerufenen Scheitholzschwemme, und überließ ihnen teils schon gereuteten Grund, teils zur Bodenkultur geeignete Waldflächen gegen Leistung eines Material- und Geldzinses. Im Aufschwunge begriffen ist der Abbau der Moose oder Filze, und gewiß werden dereinst auch die tausende von Hektaren Moore des Böhmerwaldes zur Streugewinnung und Beschaffung von Komposmaterial ausgebeutet werden.

Da jedoch alle diese Beschäftigungsarten bei schwerer Arbeit nur eine kümmerliche Existenz gewähren, so ist es nicht zu verwundern, daß die Auswanderung aus dem deutschen Böhmerwalde fortwährend eine ganz beträchtliche ist, sowohl nach Amerika als nach dem benachbarten Oesterreich und Wien. Wer etwas gelernt, z. B. eine Mittelschule im Böhmerwalde durch-

gemacht und dann eine höhere Schule außer Landes, denn die deutschen Hochschulen in Prag erfreuen sich leider nur eines geringen Besuches aus dem Böhmerwalde, absolviert hat, kehrt selten wieder in die Heimat zurück, deren wirtschaftliche Zustände ihm so unerquicklich erscheinen müssen.

Zwei wichtige Handelswege des Böhmerwaldes sind der „Güntherſteig", der von Rinchnach über Zwiesel durch das Regenthal führend, bei Eisenstein nach Hartmanitz und Schüttenhofen einerseits, über den Spitzbergsattel und den Panzer nach Depoldowitz anderseits sich gabelt, und der „goldene Steig", dessen zum ersten Male in einer Urkunde aus dem Jahre 1088 Erwähnung geschieht. Er führt von Passau über Böhmisch-Röhren, Wallern nach Prachatitz. Die Endstation des „goldenen Steiges" in Böhmen, die Stadt Prachatitz, verdankt diesem ihre große Blüte in früherer Zeit, wahrscheinlich aber auch ihre Entstehung und ihren Namen. Zur richtigen Deutung des Namens führt wohl der Umstand, daß auf der bairischen Seite am „goldenen Steige" das Dorf Prag liegt, welcher Name nach Sanders so viel als Beschauamt, Ort, wo Waren einer Prüfung unterzogen werden, bedeutet. So mag auch am Ausgange des Steiges ein Beschauamt errichtet worden sein, ein Prag, welchem Worte von den Slaven die bei ihnen gebräuchliche Endsilbe für Ortsnamen dice angehängt wurde, so daß der Name Pragadice, Prachatitz, entstand. Im XIV. Jahrhundert, in welchem die Stadt sich eines großen Wohlstandes erfreute, war ihre Bevölkerung in ihrer entschiedenen Mehrheit deutsch. Der wachsende Reichtum ihrer Bürger prägte sich auch in deren Wohnhäusern aus, die ähnlich denen von Passau und Nürnberg mit Gemälden und Inschriften geziert, sich zumeist recht stattlich und prunkend repräsentierten. Einige wenige, aber recht beachtenswerte Ueberreste dieser Pracht sind heute noch zu sehen. Die Hussitenstürme und der dreißigjährige Krieg haben den Wohlstand der Stadt dauernd gebrochen, sie ist nie mehr zu dem alten Glanze und Reichtum gelangt, doch macht sich gerade in der jüngsten Zeit wieder ein Aufschwung bemerkbar. Sie ist wegen des so günstig gelegenen Margarethenbades eine stark besuchte Sommerfrische und endlich durch den Bahnbau von Wodnian, der nun seine Fortsetzung über Wallern nach Winterberg findet, wieder mit den größeren Ver-

kehrsadern verbunden. An die Glanzzeiten des „goldenen Steigs" erinnert heute noch in Prachatitz wie in Wallern die Sitte, daß in später Nachtstunde, um 10 Uhr, die Säumerglocke geläutet wird.

Das Gepräge einer echten, altertümlichen Gebirgsstadt hat noch, leider nur mehr zum Teile, Wallern. Die älteren Häuser haben ganz nach Oberbairischer Art einen gemauerten Unterbau und sind sonst durchaus aus Bohlen gefügt, mit weit vorspringenden, niedrigen Dächern und offenen Gallerien versehen, mit breiten Schindeln gedeckt, die mit Steinen beschwert sind. Solch ein Haus hat noch eine bestimmte Physiognomie und nimmt sich überaus freundlich und wohnlich aus, während die neueren Ziegelhäuser wie in anderen kleinen Städten langweilig und nüchtern aussehen.

Die Eingangspforten in den herrlichen Böhmerwald bilden die Städte Prachatitz, Winterberg und Bergreichenstein, drei wichtige deutsche Vorposten, alle ganz knapp an der Sprachgrenze gelegen. Ein ganz eigenartiger Industriezweig ist in Winterberg zu finden: die Gebetbuchfabrik der Firma Steinbrenner. Sie ist neben derjenigen in Einsiedeln in der Schweiz die großartigste auf dem Kontinente und stellt Gebetbücher, heilige Schriften, auch Kalender in allen Sprachen der Welt und für alle Konfessionen her. Bis auf das Papier wird alles, was zur vollen Ausstattung der Bücher gehört, in der Fabrik gemacht.

Nahe der Sprachgrenze, südöstlich von Prachatitz an einer starken Krümmung der Moldau (daher Krumme Au) liegt, höchst malerisch auf einer Insel und an den steilen Abhängen der Ufer die Stadt Krummau mit dem mächtig über die Stadt emporragenden altertümlichen Schwarzenberg'schen Schlosse, der Herzogsburg, denn von der Herrschaft Krummau, der größten des fürstlichen Besitzes, führt der Fürst von Schwarzenberg den Titel Herzog von Krummau. Die Domäne Krummau ist 8.6 Quadratmeilen groß und umfaßt den südlichsten Teil des Böhmerwaldes und dessen vielverzweigte Ausläufer. In ununterbrochener Folge schließen sich als Fortsetzung in nordwestlicher Richtung die mächtigen Forste der Domäne Wallern und Winterberg an. Noch weiter nordwärts, jedoch getrennt durch die gräflich Thun'schen Wälder der

Domäne Groß-Zdikau, reihen sich die Forste der Domäne Stubenbach-Langendorf an.

Südlich von Krummau, ganz nahe an der Landesgrenze, erhebt sich auf einem Felsenvorsprunge am rechten Moldauufer das stattliche Cisterzienserstift Hohenfurt, das, im Jahre 1259 von Wok von Rosenberg gegründet und mit deutschen Mönchen aus dem Stifte Wilhering an der Donau bevölkert, sich nebst dem schon in Oberösterreich gelegenen Kloster Schlägel bald große Verdienste um die Kolonisation des südlichen Böhmerwaldes und um die Ausbreitung des Deutschtums erwarb. Zehn Minuten davon entfernt und mit dem Stifte durch eine schöne, mit Villen eingefaßte Straße verbunden, liegt das freundliche Bezirksstädtchen gleichen Namens, eine vielbesuchte, angenehme Sommerfrische.

Den Mittelpunkt der Verwaltung der Buquoy'schen Herrschaft bildet das Städtchen Gratzen, das, eine Wegstunde von der Franz Josefsbahn entfernt, reizend auf einer Anhöhe gelegen ist, die nach Nord, West und Süd ziemlich steil abfällt und nur ostwärts sich verflacht. Sehenswert sind nebst der sogenannten Residenz an der Ostseite des Ringplatzes, die früher als Herrschaftssitz diente, jetzt die k. k. und die herrschaftlichen Kanzleien enthält, das noch mit Wall und Graben umgürtete, aus der Zeit der Rosenberge stammende alte Schloß und das an der Bahnhofstraße gelegene, in einfachem Renaissancestil gebaute neue Schloß mit einem prachtvollen Parke. Die Bewohnerschaft des Städtchens findet zum Teil im Dienste des Grafen Buquoy bei der Teich- und Forstwirtschaft ihren Lebensunterhalt, zum Teil im Kleingewerbe und Ackerbau, endlich der ärmste Teil derselben auch in der als Handarbeit betriebenen, schlecht entlohnten Zwirnknöpfchenerzeugung.

Als Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes verdient noch das zwischen Krummau und Gratzen gelegene Städtchen Kaplitz erwähnt zu werden, wo in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts der vom Grafen Johann Buquoy als Pfarrer dahin berufene vortreffliche Pädagoge und Reformator der Volksschule Ferdinand Kindermann die Ortsschule zu einer Musterschule einrichtete, in deren neuer Lehrmethode der ausgezeichnete Schulmann auch eine große An-

zahl Lehrer und Geistliche unterwies, die eigens zu diesem Zwecke nach Kaplitz gekommen waren.

Der Böhmerwald ist noch heutzutage ein rechtes und echtes Waldgebirge; nur im Distrikte der künischen Freibauern, auf dem südlichen Plateau und in einigen Partien des Vorgebirges nehmen Wiesen und Felder größere Flächen ein. Ganz Mitteleuropa hat keine zweite so großartige Wildnis, wie diejenige des großen Gneisplateaus, deren Mitte die Hochfläche von Außer- und Innergefild einnimmt. Wie weit der Wanderer seine Blicke schweifen läßt, er sieht nur dicht mit dunklen Fichten- und Tannenwäldern überkleidete Berge, in den Niederungen braunrot leuchtende, stellenweise von der am Boden hinkriechenden Sumpfkiefer bestockte Filze und in den tieferen Thalgründen brausende und schäumende Wildbäche. Die Fichten und Tannen haben bisweilen eine Höhe bis 50 m und einen Umfang, daß kaum vier Männer den Stamm umspannen. In die Gesellschaft dieser zwei- bis dreihundert Jahre alten Riesen mischen sich jüngere Bäume, aber die meisten an Wuchs mindestens den stattlichsten Bäumen in kultivierten Wäldern gleich. Wo der Hochwald weniger geschlossen ist, da wuchert ein Chaos von Unterholz, von Gestrüpp und Gesträuch, aus dem vereinzelte, oft entwipfelte und teilweise entrindete Baumsäulen hervorragen, während an anderen Plätzen wieder vom Sturme entwurzelte Stämme mit regellosem Gewirre den Boden decken, zwischen und auf denen Tannenschößlinge sprossen. Dort, wo eine kleine Lichtung sich zeigt, hat der üppigste Pflanzenwuchs den Boden überkleidet. Die unheimliche Stille des düsteren Waldes unterbricht nur selten das gellende Geschrei und das Hämmern eines Spechtes, im Frühlinge der Ruf des Kuckucks. Der Hochwald wechselt stellenweise mit Auboden und Filzen, von denen einige gegen die Mitte zu einen oder mehrere, oft ziemlich große Teiche haben.

Ende Mai und im Juni kommen ganze Wanderzüge von Holzhauern aus den Vorbergen und aus den wenigen, weit auseinander liegenden Dörfern des Gebirges in die Waldungen. Diejenigen, welche nicht zu weit in ihre Heimatsorte haben und wenigstens über den Sonntag zu den Ihren zurückkehren können, errichten sich einen primitiven Unterschlupf aus Stangen, Reisig

und Rinden. Für die Holzhauer aus den Vorbergen, die oft ihre Familien und ihren gesamten Viehstand mitbringen, stehen aus rohen, unbehauenen Stämmen gefügte Holzbaracken bereit, 12 bis 14 in einer Lichtung. Die Stallungen sind noch unvollkommener. Das Vieh bleibt bei heiterem Wetter stets im Freien. Unfälle beim Fällen der Bäume sind leider nicht allzu selten. Da große Stämme von Bergrücken herabzuschaffen unmöglich ist — müssen ja auch tausende von Windbrüchen liegen bleiben und verwesen — so werden die Stämme in Klötze zersägt, diese dann zumeist in Scheite gespalten und an gewissen Stellplätzen geschichtet. Mit Wagen kann nur weniges Holz fortgeschafft werden. Beim Herannahen des Winters kehren die Holzfäller mit den Ihren in die Heimat zurück. Auf den höheren Rücken und Kuppen des Gebirges fällt schon in der Mitte des Oktobers Schnee, bald darnach wird der Winter mit seinem dicken Nebel und unaufhörlichen Schneegestöber auch in den Niederungen und Thälern uneingeschränkter Gebieter. Aber, mag der Schnee auch hie und da selbst klafterhoch liegen, um Weihnachten herum wird es in den Wäldern wieder laut und lebendig. Der Holztransport beginnt. Hierzu werden äußerst haltbar gebaute Handschlitten mit stark einwärts gekrümmten Kufen verwendet. Zuerst muß eine Art Schlittenbahn an den abschüssigen Lehnen hergestellt werden, indem man die Vertiefungen mit Holzscheiten ausfüllt und dann mit Schnee überdeckt. Die Herrichtung der Bahn erheischt nicht geringe Sorgfalt, damit der Schlitten auf seiner jähen Fahrt nicht auf die Seite geschleudert und der Lenker entweder an einen Baumstamm zerschmettert oder von der schweren Last des Schlittens erdrückt werde. Der beladene Schlitten, zwischen dessen Kufen der Lenker sitzt, saust pfeilschnell zu Thal, obwohl, um die Schnelligkeit zu vermindern, Bündel von Scheitern und Spaltklötze an Ketten hinten angehängt sind. Durch Einstemmen der mit Steigeisen bewehrten Füße in den Boden und Einstemmen des „Kralles", einer an der rechten Kufe befestigten, mit starken Eisenhaken versehenen beweglichen Holzstange, bemüht sich der Lenker, dem Schlitten seine Richtung zu geben. Die Entlohnung für diesen Holztransport richtet sich nach der Größe der Gefahr. Das Holz wird an den Waldbächen aufgestoßt und später, wenn das Frühlingstauwetter eingetreten, in die Fluten ge-

worfen. Wo der Bach auch zur Zeit der Schneeschmelze nicht Wasser genug hat, da werden an mehreren Stellen Vertiefungen zur Ansammlung des Wassers, „Schwellen", gegraben und Schleusen angebracht, die dann zur rechten Zeit gezogen werden. Als natürliche Schwellen werden die Seen benutzt. Des Holzverschwemmens wegen sind viele Wildbäche geregelt und Kanäle gezogen worden. Der größte ist der 57 840 m lange Schwarzenberg-Kanal, der bei einem Bache am Fuße des Spitzberges beginnt und in Oberösterreich unter dem Markschlagerberge in den Buchenbach, ein Nebengewässer der Mühl, mündet, also die Moldau mit der Donau verbindet. Er ist über 2 m breit und 1 m tief und empfängt das Wasser von mehr als 20 Waldbächen. Beim Dorfe Hirschbergen, das erst nach der Anlegung des Kanals, nach dem Jahre 1789 entstanden ist und nur von Waldarbeitern bewohnt wird, läuft der Kanal durch einen 419 m langen Tunnel. Ein zweiter Holzschwemmkanal, der Tettauer oder Kaltenbrunner, bringt das Holz der Domäne Stubenbach mit Vermeidung der vielen Krümmungen und Hindernisse im Bette des Wydrabaches auf einem kürzeren Wege in den Kieslingbach und auf diesem wieder in die Wydra. Er hat eine Länge von 14 413 m.

In den Walddörfern blüht eine mannigfaltige, besonders im Winter betriebene Holzindustrie. Auch die Holzschnitzerei beginnt im Böhmerwalde heimisch zu werden. Der Einführung der Glasfabrikation ist schon Erwähnung geschehen. Bei Schwarzbach, Stuben, Mugrau, Krummau und anderen Orten blüht ein ansehnlicher Graphitbergbau. Die Viehzucht, deren Hauptzweig die Zucht des Rindviehes ist, steht im Böhmerwald noch nicht auf der erwünschten Höhe, jedoch ist ein energischer Fortschritt zum Besseren nicht zu verkennen. Anregend wirkt das Beispiel, welches die musterhaften Meiereien der großen Herrschaftsbesitzer geben, der Einfluß der landwirtschaftlichen Vereine und die fast jährlich veranstalteten Viehausstellungen. Der eigentliche Böhmerwaldschlag ist mittelgroß, aber kräftig, schwarz, weiß, rotweiß oder gefleckt. Auf den Schwarzenberg'schen Domänen sind schon seit vielen Jahren Schweizer und Steirische Rassen eingeführt, welche viel zur Veredlung der einheimischen beitragen. In den grasreichen Waldlichtungen weiden zahlreiche Herden während des ganzen Sommers. Auch Almenwirtschaft, ähnlich

wie in den Alpen, ist nicht unbekannt, so auf den Wiesen des Ossers und Arbers, des Stubenbacher und Salnauer Gebirges. Das Vieh wird Ende Mai oder im Juni hinaufgetrieben und bleibt oben, bis die Herbststürme sich einstellen. In vielen Gegenden macht der Dorfhirte schon einige Tage vor dem ersten Mai, mit einer Feile versehen, die Runde in allen Bauernhöfen. Er wird in jedem Hause auf das Freundlichste empfangen und bewirtet, worauf er an sein Geschäft geht. Vom Hauswirte begleitet, geht er entblößten Hauptes zum Stalle, auf dessen Schwelle er stehen bleibt und spricht:

Pfeit's Gott! dö Kalwla, Oechsla, Rößla ollö,
Dö Haißla (Füllen), Schafla, weis do san,
Wenn öba (jemand) schöd'n wöllt, strof dan Lollö (Lümmel),
Mia wissen's o, doß d' Läd' (Leute) gean (gern) nädö (neidisch) san.

Sodann tritt er in den Stall, stumpft mit der Feile die während des Winters scharf gewordenen Hornspitzen des Rindviehes ab und untersucht den Gesundheitszustand jedes einzelnen Tieres. Hierauf wird der Stall mit Weihwasser besprengt und das Vieh Stück für Stück vor das Haus geführt, wo sich unterdessen viele Neugierige versammelt haben, um über das Aussehen der Tiere nach der Winterfütterung zu urteilen. Wenn das erstemal ausgetrieben wird und der Hirt beim letzten Hause des Dorfes dreimal in sein langes Rohr aus Baumrinden stößt, ertönt überall der Ruf: „In Gotts Nom', da Heita träbt ös!"

Obzwar der Ackerbau sich in befriedigender Weise nur in den Vorbergen, dann in den Niederungen lohnt, so erobert er sich doch langsam ein immer größeres Terrain. Im Gebirge ist das Klima so ungünstig, daß oft die Fechsung, geringer Hafer und Erdäpfel, nicht hereingebracht werden kann, bevor der erste Schnee fällt, ferner ist der Boden oft von geringer Güte, drittens die Bearbeitung der Grundstücke auf den steilen Höhen äußerst mühsam. Aber nicht die Natur allein ist karg und streng, auch die geschichtliche Entwicklung hat den Böhmerwäldlern manches vorenthalten. Sie hat hier in manchen Gegenden Zustände geschaffen oder erhalten, die kaum besser sind als jene, unter denen der Bauernstand bis zur Zeit des unvergeßlichen Kaisers Josef seufzte. Auf vielen Rodungen ist der Bauer nur Pächter und

der Großgrundbesitzer der Grundherr. Die Vögte haben schon oft die Unterthänigkeit drückender gemacht, als es ihre Vollmachtgeber wünschten. So mag es auch hier in vielen Fällen sein. Zur Zeit der Wahlen in die Bezirksvertretung, den Landtag oder den Reichsrat hat mancher tschechische Herrschaftsbeamte unbedingte Botmäßigkeit gefordert und manchem Böhmerwäldler die Ueberzeugung beigebracht, daß für ihn die Stunde der vollständigen Erlösung aus der Hörigkeit noch nicht geschlagen. Auch die Robot existiert noch wie in der „guten, alten Zeit", nur führt sie einen anderen Namen — sie heißt Pacht. Dieselbe ist bisweilen auf Verträge hin abgeschlossen, die den Pächter zwingen, zur Erntezeit zuerst auf den Feldern der Herrschaft zu arbeiten, dann erst kann er — oft zu spät! — die eigene armselige Ernte von den Pachtgründen heimholen. Im ganzen Machtbereich des Schwarzenbergischen Hauses kann sich weder die Landwirtschaft, noch die Industrie, noch das Gemeindewesen entfalten und weiter ausgreifen, sie sind wie in eiserne Schranken eingezwängt.

Die Böhmerwäldler haben in ihrer Abgeschiedenheit sich viel Urwüchsigkeit in ihrem Sinnen und Trachten, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrer Sprache, in ihrem ganzen Wesen bewahrt. Sie sind unverdorbene, gerade, offene Naturmenschen. Die Schulbildung kann im allgemeinen bei den vielen Hindernissen, die einem regelmäßigen Schulbesuche im Wege stehen, keine glänzende sein. Fremden gegenüber sind sie in der Regel anfangs zurückhaltend und scheu, doch ist ihr Zutrauen durch freundliches Entgegenkommen leicht zu gewinnen. Bei einem heiteren und fröhlichen Temperamente lieben die Bewohner des Böhmerwaldes, wie alle weniger kultivierten Kraftnaturen, vor allem solche Lustbarkeiten, wo sie sich austoben und austollen können. Sie besitzen viel Vorliebe für Musik und Gesang. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten, das echte Volkslied klingt hier noch in aller Frische und Kraft. Der Jodler ist fast so bekannt wie in den Alpen. Auch sonst haben die Böhmerwäldler manchen verwandten Zug mit den Aelplern: ein frommer, kindlich gläubiger Sinn lebt in ihnen fast noch ungeschwächt, doch bewahrt sie ihre gesunde Natur vor aller dumpfen Bigotterie. Stets sind sie zu gegenseitiger, aufopfernder Hilfe bereit, so bei der Ernte,

bei Feuersnot und Ueberschwemmungsgefahr. Die Burschen sind oft händelsüchtig und zumal bei Tanzunterhaltungen raufluſtig, aber andererseits wieder leicht versöhnt und gutmütig. Bei ihrer großen Genügsamkeit, Anspruchslosigkeit und Arbeitsamkeit ist es nicht zu verwundern, daß es unter den deutschen Böhmerwäldlern fast keine Bettler giebt und Diebstahl so gut wie unbekannt ist. Selbst in einer Stadt wie Prachatitz denken viele Hausherren gar nicht daran, die Hausthür des Nachts zu verschließen. Nur Holz- und Wilddiebstahl kommen vor, weil sich aus den Köpfen dieser einfachen Leute die Idee nicht so leicht ausmerzen läßt, daß der liebe Gott wie Wasser und Luft so auch Holz und Wild zu Nutz und Frommen aller Menschen erschaffen habe. Ist auch das Wildern wie das Paschen oder Schwärzen viel seltener geworden, ja hat es auch in den weitesten Gegenden ganz aufgehört, so steht doch der Wilderer, schon wegen der Kühnheit und Waghalsigkeit, die zu seinem Geschäfte notwendig sind, beim Volke heute noch in einem gewissen Ansehen.

Von einer eigentlichen Volkstracht kann auch im Böhmerwalde nicht mehr gesprochen werden. Selbst die weibliche Bevölkerung kleidet sich schon „halbherrisch" und hat von der alten Tracht nur noch das Kopftuch behalten, ein großes schwarzes, vormals rotes Tuch, das so um den Kopf gebunden wird, daß zwei lange, flügelartige Zipfel sich über den Rücken ausbreiten. Die Männer tragen gewöhnlich einen kurzen Gehrock, an Sonntagen und bei festlichen Anlässen hohe Stiefel, einen mäßig breitkrämpigen Filzhut und bisweilen nach Art der Aelpler einen Ledergurt. Eine eigentümliche Fußbekleidung für Männer und Frauen, die besonders im Winter auf dem Lande fast allgemein, aber auch in Städten häufig getragen wird, sind die Holzschuhe. Verwundert schaut der Fremde auf, wenn er die Leute in den unförmlichen Holzschuhen auf der Straße daherklappern hört, und nicht weniger überrascht ist er, wenn er auf den Gängen vor den Schulzimmern viele Dutzend Paare solcher Schuhe reihenweise aufgestellt sieht, denn um durch das Geklapper den Unterricht nicht zu stören, müssen die Schulkinder unbeschuht, mit dicken Wollstrümpfen an den Füßen, das Lehrzimmer betreten.

Das Riesengebirge hat noch weit entschiedener als das Erzgebirge den Charakter der Abgeschlossenheit. Ueber die ungeheuren, langgestreckten Gebirgsmassen, aus denen sich einzelne Kuppen erheben, führen nur wenige, nicht allzu unbequeme Uebergänge. Die Abhänge sind steil und weisen zahlreiche schroffe Klüfte und finstere Abgründe auf. Die Thäler zwischen den einzelnen Höhenzügen dehnen sich stundenlang aus und sind dabei so schmal, daß sie nur für die Anlage von Dörfern, deren Häuser weithin zerstreut sind, genügenden Raum bieten. Der Ackerbau ist nur in der Vorkette lohnend, denn hier gedeihen Weizen, Gerste, Korn, Hülsenfrüchte und Obst, das jedoch in der Regel nur um die Wohngebäude und Gehöfte herum angebaut ist. Das Klima ist in den Vorbergen fast so mild wie im Innern des Landes, weil die hohen Gebirgsrücken des eigentlichen Riesengebirges Schutz vor Nordwinden gewähren. Der Getreidebau geht nicht weit über eine Höhenlage von 570 m hinaus, zuletzt kommen nur noch Hafer, Erdäpfel und Kraut fort. Ueber 850 m hinauf ist vom Feldbau keine Spur mehr, breiten sich an den waldfreien Plätzen nur saftige Wiesen aus. Die Abhänge des Gebirges sind zum großen Teile mit Fichtenwäldern bekleidet, welche zwar namentlich an den Thalabhängen schöne alte Bestände langschäftiger Bäume aufweisen, sich aber mit den Waldbeständen des Böhmerwaldes in keiner Weise messen können. Je höher wir emporsteigen, desto niedriger werden die Fichten und desto schütterer ihre Bestände, bis endlich nur noch einzelne Exemplare und Gruppen kurzschäftiger, wipfeldürrer, reich mit lang herabwallenden Bartflechten versehener Bäume, ja endlich niedriges, struppiges Strauchwerk, dem sich hie und da Knieholzbüsche beigesellen, übrig bleiben. Bei einer Seehöhe von über 1100 m beginnt die Region des Knieholzes, der Zwergkiefer, welche sich von der gewöhnlichen Kiefer dadurch unterscheidet, daß ihre Stämme, deren mehrere aus einer Wurzel zu kommen pflegen, auf dem Boden liegen und sich knieförmig emporrichten und insbesondere, daß die beiderseitig gleichfärbig grünen Nadelpaare viel dichter stehen, die viel größeren weiblichen Blütenzäpfchen violettblau sind und die eiförmigen, meist dunkel- oder zimtbraunen Zapfen nach oben abstehen. Das Knieholz überzieht sowohl trockene, kiesige Bodenstrecken als auch sumpfige,

torfige Triften und Wiesen, ja sogar tiefgründige Hochmoore; doch wird es auf solchen, besonders wenn sie naß sind, oft zu einem kaum fußhohen Zwergstrauch. Es liefert nicht allein ein ausgezeichnetes Feuerungsmaterial, sondern eignet sich auch ganz vortrefflich zu Schnitz- und Drechslerarbeiten. Die verschiedenen Nippsachen aus solchem Holze, welche nebst wohlriechendem, in kleinen Schachteln verpacktem Veilchenmoose den Touristen an vielen Punkten zum Kaufe angeboten werden, sind alle in Preußisch-Schlesien verfertigt, auf der böhmischen Seite wird die Holzschnitzerei und Drechslerei nur von sehr wenigen betrieben. Der ganze Kamm des Riesengebirges und seiner Verzweigungen ist, die aus ihm sich erhebenden Kuppen ausgenommen, moorig, torfig und sumpfig. Es giebt auch weitausgedehnte Torfmoore, sogenannte „Wiesen". Die höchsten Spitzen des Gebirges sind kahl und öde, von einem wüsten Gewirre größerer und kleinerer Felsblöcke bedeckt.

Die Bevölkerung des Gebirges ist im Durchschnitte recht arm. Ein großer Teil derselben sucht seinen Erwerb in der Weberei, und diese gewährt nur ein sprichwörtlich gewordenes karges Einkommen. Besser, wenn auch keineswegs glänzend, ist der Verdienst, den die Waldarbeiter haben, allein der Wald ist, wie erwähnt, im Riesengebirge bei weitem nicht so ausgedehnt und großartig wie im Böhmerwalde, darum ernährt auch die Holzschlägerei weit weniger Leute. Der Ackerbau ist im Gebirge von keiner Bedeutung, weit mehr die Viehzucht. Der Mensch selbst hat sich seinem Vieh zu Liebe weit hinauf ins Gebirge gezogen und dort seine Wohnung aufgeschlagen, seine „Baude". Der größere Teil derselben ist der Unterbringung und Verpflegung des Viehes eingeräumt.

Die Bauden sind in der Regel aus Holz gefügt, nur der Unterbau aus Steinen aufgemauert. Sind die Wände auch aus Stein, dann pflegen sie wenigstens auf der Innenseite mit Holz verkleidet zu sein, denn Holz hält trocken und warm. Für den Winter schützt man überdies die Baude durch außen an den Wänden aufgespeichertes Brennholz und Reisig. Neben der geräumigen Wohnstube liegt zuweilen noch eine kleine Kammer, vor der Stube ist ein enger Hausflur, hinter diesem die Milchkammer. Durch dieselbe ist immer Wasser geleitet, das den Raum,

in welchem auch Butter und Käse aufbewahrt wird, kühl erhält. Den größten Teil zu ebener Erde nimmt der Stall ein. Er hat zwei Thüren, die eine in den Hausflur, die andere an der Vorderseite des Hauses zum Aus- und Eintreiben des Viehes. Das schindelgedeckte Dach ist nicht flach, sondern ziemlich steil; ist die Baude dem Sturme ausgesetzt, dann ist das Dach an der Giebelseite gewöhnlich geöffnet, damit der Wind freien Durchgang hat, überdies mit großen Steinen beschwert. Der Aufstieg zum Dachraume, eine hölzerne Treppe, in manchen Bauden bloß eine Leiter, geht von der Hausthüre aus. Das Heu wird jedoch auf einer auswärts angebrachten hölzernen Stiege hinaufgetragen. Wo das Haus an einem steilen Abhange steht, ist die äußere Stiege meist entbehrlich und führt eine Thür direkt auf die Lehne. Der Heuboden dient auch zur Schlafstätte entweder für alle Hausgenossen oder wenigstens für das Gesinde. Viele vereinzelt und zerstreut hoch oben im Gebirge liegenden Bauden werden nur im Sommer benützt. Sie sind leichter und luftiger gebaut, auch minder geräumig als die Winterbauden. Doch giebt es auch in beträchtlicher Höhe Bauden, die das ganze Jahr hindurch bewohnt werden. Sie sind gewöhnlich zugleich Herbergen für die Touristen, die hier in Dachkammern ein ganz behaglich eingerichtetes und billiges Nachtquartier finden. Meistens liegen die Winterbauden an den Abhängen und in den Thälern dorfmäßig beisammen. Die vereinzelt stehenden Bauden sind, bis auf wenige Ausnahmen, nach ihrem Besitzer oder nach ihrem Erbauer benannt.

Der weitaus größte Teil der Baudenbesitzer ist überaus arm, der Viehstand weist nicht mehr als drei bis vier Stück Kühe und einige Ziegen auf, in einzelnen Fällen nicht einmal so viel. Wohlhabendere haben bis zwanzig Stück und noch mehr großes und beinahe gleich viel kleines Vieh im Stalle, das heißt Ziegen, denn Schweine und Schafe, welch letztere auch hier immer seltener werden, halten nur die größeren Wirtschaften in den Thälern. In diesen pflegt das Vieh von der Mitte des Monats Mai an auf die Weide getrieben zu werden, im Hochgebirge um einen Monat später.

Der Tag, an welchem die Sommerbauden bezogen werden,

ist ein allgemeiner Festtag. Man bäckt Kuchen, mit denen Nachbarn und Verwandte einander beschenken, man singt und jauchzt, die Hirten wetteifern mit ihren langen, hölzernen Schalmeien, Hellahörner genannt, und durch all den frohen Lärm hindurch tönt das Geklingel der Glöckchen, von denen jedes Rind eines am Halse trägt. So übersiedeln aus den äußeren Thälern nicht wenige Familien auf die Berge, und sie bringen nicht bloß ihr eigenes Vieh mit, sondern haben auch einen Teil des Viehstandes aus den umliegenden tieferen Gegenden in der Miete. Auf die Weide wird das Vieh gegen sechs Uhr morgens getrieben und zurück in die Ställe um dieselbe Stunde abends. Die Ställe werden tagsüber sorgsam gereinigt und gelüftet. Den Vortrab bildet beim Aus- und Eintreiben die Ziegenherde, mit hell klingenden Glöckchen am Halse, dann folgen die Rinder, jedes mit einer Glocke aus Eisenblech, die oben weiter als unten am Rande ist und einen gedämpften, melancholischen Ton giebt. Die Glocken werden dem Vieh auch im Stalle während der Nacht nicht abgenommen. Auf allen Lehnen und Hängen und selbst oben auf dem Kamme weiden im Sommer zahlreiche Viehherden, und nebst dem Geläute der Glocken der Herden schlägt auch das muntere Jauchzen und Jodeln und der Gesang der Hirten an das Ohr des Wanderers. Gegen Ende September werden die Sommerbauden wieder verlassen.

Wo nicht eine nackte, unfruchtbare Steinlehne sich ausbreitet, auch nicht Wald oder Strauchwerk die Abhänge überzieht, da wird jedes Fleckchen Boden, falls es sich nicht mehr zum Feldbau eignet, als Wiesenland, oder, wenn es steinicht und uneben ist, als Hutweide benutzt. Wo es angeht, werden die Hutweiden allmählich in Wiesen umgewandelt. Viele Wiesen sind mit Mauern eingesäumt, die aus aufgelesenem Gerölle und mitunter auch aus großen Steinblöcken aufgeschichtet sind, denn der Riesengebirgler scheut keine Mühe und keine Arbeit, wenn er eine größere Fläche gewinnen kann, die ihm Futter für sein Vieh bietet. Der Landbewohner im Hochgebirge lebt oft einzig von der Viehzucht. Der Ertrag derselben ist seine einzige Einnahmequelle. Getreide, Mehl und was er sonst für seine geringen Bedürfnisse nebst den unmittelbaren Produkten seiner Viehzucht braucht, muß er in den niedriger gelegenen Ortschaften

und im Thale kaufen und auf seinem Rücken hinauf in die Baude schleppen.

Die Bewässerung und Düngung der Wiesen bereitet nirgends Schwierigkeiten, denn das Riesengebirge ist außerordentlich reich an Quellen und Bächen und hat auch einige Teiche. Weite Strecken sind, wie erwähnt, sumpfig und morastig, andere mit dichter Waldung bedeckt, die Winterfeuchtigkeit ist viel größer als in der Ebene und hält länger an, der Nachtthau ist viel häufiger und stärker und kommt selbst in den Sommermonaten vor. Darum ist auch die Vegetation an den Abhängen und in den Thälern so überaus üppig und die Luft selbst in den Sommermonaten selten schwül und drückend, sondern frisch, in leichter, fächelnder Bewegung und durch den würzigen Wohlgeruch, welchen die unzähligen Blumen aushauchen, wahrhaft herzerquickend. Jede Baude hat ihre reichlich fließende Quelle. Ihr Wasser, in die Milchkammer oder den Milchkeller geleitet, erhält Milch, Butter und Käse frisch, wird dann weiter in die Mistlake unter dem Stalle geführt und verbreitet sich dann als Jauche in kleinen Gräben über die Wiese.

Bei halbwegs beträchtlichem Viehstand wird täglich gebuttert. Die Arbeit des Butterns wird vielen Orts durch eine einfache, zweckmäßige Vorrichtung erleichtert. Der Stößer des Butterfasses wird mittelst eines an der Stubendecke angebrachten Hebels durch einen daran befestigten Schwungkolben in Bewegung gesetzt. Es giebt Bauden, wo ein an dem vorüberfließenden Bache angebrachtes Wasserrad mit dem nötigen Gestänge und einer Kurbel die Dienste der Menschenhand verrichtet. Der Käse ist das zweite Haupterzeugnis der Gebirgswirtschaft. Aus fetter, unabgerahmter Kuhmilch, in die man ein aus allerlei aromatischen Bergkräutern bereitetes Pulver mengt, wird der vortreffliche Kräuterkäse hergestellt. Fetten, lecker schmeckenden Käse giebt der Milchertrag der Ziegen.

Im Winter, der im Gebirge sehr schneereich zu sein pflegt und von Anfang November bis in den März hinein dauert, ist manche Baude wochen-, auch monatelang bis zum Dache eingeschneit, und da auch auf dem Dache der Schnee fußhoch liegt, so kann man buchstäblich richtig eine solche Baude als im Schnee begraben bezeichnen. Nur der aus der Feuereſſe aufsteigende

Rauch verrät von ferne das Vorhandensein einer Baude. Während dieser Zeit ist der Verkehr mit der Außenwelt, die Verbindung in die Thäler für die Bewohner einer solchen Baude vollständig aufgehoben. Selbst Leichen müssen wochenlang im Schnee aufbewahrt werden und können erst bei eintretender milder Witterung nach dem oft mehrere Stunden entfernten Friedhofe gebracht werden. Ist der Verkehr mit den benachbarten Bauden unumgänglich notwendig, dann werden entweder Stolken durch den Schnee gegraben, oder der Ausgang wird durch eine Luke im Dache bewerkstelligt und es wagt dann ein beherzter Mann mit Hilfe der sogenannten Schneereifen den Weg über den klafterhohen Schnee. Auf den gangbarsten Gebirgssteigen werden im Winter zur Orientierung für den Wanderer sechs bis acht Fuß hohe Stangen mit Strohwischen an den Spitzen angebracht. Es kommt in manchem Winter vor, daß eine zweite Stange an die erste angesetzt werden muß, weil die erste bis an die Spitze im Schnee steckt. Schneestürze, Lawinen kommen häufig genug vor, und man hört nur deshalb selten von einem größeren Unheil, das sie angerichtet, weil keine Menschen an den von Abstürzen bedrohten Stellen zu wohnen pflegen. Ebenso setzt man keine Baude nahe an einen Gebirgsbach, denn die Bäche schwellen im Frühjahre und ebenso nach einem langen oder besonders heftigen Regen zu reißenden Gebirgsströmen an, die einen breiten Saum der Uferfläche verwüsten und bisweilen dem Gewässer sogar ein neues Bett aufwühlen.

Obzwar die Viehzucht mit die Hauptnahrungsquelle der Riesengebirgsbewohner bildet, so steht ihr Ertrag doch bei weitem nicht auf jener Höhe, auf welcher er stehen könnte. Das Augenmerk wird viel weniger auf Mastvieh als auf die Erzeugung von Milch, Butter und Käse gerichtet, aber die mangelhafte Zubereitung der Butter und des Käses läßt keinen rechten Aufschwung des Handels mit denselben zu. Der Schlag des Hornviehes ist weder groß noch besonders schön und steht dem der Alpenländer weit nach, doch bemühen sich die landwirtschaftlichen Vereine mit Erfolg, die Viehzucht in bessere Bahnen zu lenken.

Bei der hochentwickelten Industrie in den Thälern des Riesengebirges finden Tausende in den zahlreichen Fabriken

Arbeit und Verdienst. Im Gebirge selbst ist nur selten ein mäßiger Wohlstand anzutreffen, aber die Armut ist mit Mäßigkeit und äußerster Genügsamkeit verschwistert, und diese helfen ihr zu Lebensmut und Lebensfreude. Hier unter diesen schlichten und fleißigen Menschen kann man lernen, wie wenig zum Auskommen hinreicht. Der Körper wird von frühester Jugend gegen die Unbilden der Witterung abgehärtet, der Magen niemals überladen, und darum erreichen viele Riesengebirgler, weil sie bei ihrer einfachen Lebensweise sich von Unordnung und Unmäßigkeit fern halten, ein hohes Alter und sind noch im hohen Alter überraschend körperlich rüstig und geistesfrisch. Brot, Milch, Käse und Butter, Erdäpfel, Sauerkraut und Wasserrüben, das sind fast die einzigen Nahrungsmittel, Erbsen, Hirse und sonstiges Gemüse kommen nur selten, Fleisch nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Ein dem Riesengebirge eigentümliches Gericht ist der sogenannte „Sauerkübel". Er besteht aus einem Gemenge von Hafermehl, Sauerteig, Erdäpfeln, sauren Molken, Butter und Schmalz; als ein Leckerbissen wird ein aus Mehl und Milch gekochter und mit geriebenem Lebkuchen bestreuter Brei geschätzt. In den Ehestand treten die meisten Riesengebirgler, sobald sie durch die Militärpflicht nicht mehr daran gehindert werden. Wie dies auch anderwärts bei der Landbevölkerung der Fall ist, stehen die beiden Gatten fast immer in gleichem Alter. „Ormer Leute Segen es ne an Feld, es ei da Wiege gelegen," lautet ein Sprichwort. Eine zahlreiche Familie ist leichter fortzubringen, denn die Kinder sind leicht aufzuziehen, Nahrung und Kleidung kosten wenig, und je mehr fleißige Hände eine Familie zählt, desto höher beläuft sich ihr Verdienst. Jedermann ist arbeitsam und thätig, der Mann, das Weib, sogar die Kinder, sobald sie nur einigen selbständigen Gebrauch von ihren Händen und Füßen machen können; jedes greift zu, regt sich und rührt sich ohne Unterlaß. Die anstrengendsten Arbeiten übernimmt der Mann: er holt schwere Lasten aus dem Thale, mäht das Futter, knetet auch wohl das Brot und schwingt den Kolben, der den Stößer des Butterfasses in Bewegung setzt, verfertigt und bessert die einfachen Hausgeräte aus; die Weiber beschicken und melken das Vieh, bereiten Butter und Käse, kochen, waschen, reinigen und dergleichen mehr. Von Kindesbeinen an sind

alle Riesengebirgler das Bergsteigen gewohnt; ihre ganze Konstitution richtet sich darnach ein: feste Knochen, kräftige Muskeln und ein starker, untersetzter Körper, der nie durch Wohlbeleibtheit an Gelenkigkeit und Beweglichkeit verliert. Alle Bewegungen sind lebhaft und energisch. Große Lebhaftigkeit des Geistes, unbefangener Frohsinn, Lust an Neckereien verschönern das Leben, die Spottsucht, welche manche als Charakterzug anführen, ist selten bösartig. Dem Fremden tritt der Riesengebirgsbewohner mit einer gewissen Scheu und Schüchternheit, niemals aber mit Mißtrauen entgegen und läßt es niemals an freundlichem Entgegenkommen fehlen.

Wie ein Volk und die Natur, in der es lebt, so seine Götter, und dem Riesengebirgsbewohner sind auch nach der Einführung des Christentums seine Götter nicht sogleich verschwunden, sondern haben sich, hauptsächlich einer aus der alten, heidnischen Sippe, wenn auch verkleidet und unter einem Spitznamen bis in unsere nüchterne, phantasielose und verstandeshelle Welt hineingerettet. Rübezahl trägt nicht allein, wie L. F. Richter nachweist, viele wesentliche Züge der von allen Deutschen verehrten Hauptgötter, Wuotans, Donars und Balders, sondern ist auch eine spezifisch schlesische Nationalgottheit, welche in der christlichen Zeit nicht zur Teufelsfratze mißbildet worden ist, sondern als Schutzgeist des Gebirges bis in unsere Tage hinein fast göttliches Ansehen genießt. In seinem Charakter spiegelt sich darum auch die Eigentümlichkeit der Natur des Riesengebirges wieder. Heiterer Sonnenschein wechselt in den Bergen oft ganz unvermutet mit Sturm und Unwetter, und mancher, der die Wanderung zur Schneekoppe antritt, während das Firmament in reinster Bläue glänzt, sieht sich auf der Höhe des Gebirgskammes plötzlich von so dichtem Nebel umhüllt, daß er kaum die nächste Hecke von Zwergkiefern erkennt. Und wie schnell wechselnd und übermütig zeigen sich des Wetters Launen erst im Frühlinge, Herbst und Winter! Bald flockt der Schnee in dichten Massen herab und hüllt alles in eine weiße Decke, dann blickt plötzlich wieder die Sonne vom reinen, wolkenlosen Himmel, und bald erhebt sich ein Sturmwind, der gewaltige Schneelawinen in die Tiefe wälzt und die Wipfel der Bäume wie leichte Grashalme beugt; oft wechselt die heftigste Kälte mit mildem

Thauwetter, und bald schäumen und tosen die mächtig angeschwollenen Sturzbäche und reißen Felsblöcke und Steingerölle in ihrem ungestümen Laufe mit fort. Darum erscheint auch Rübezahl als ein launenhaftes, übermütiges Wesen, das den Menschen manchen neckischen, aber auch manchen bengelhaft rücksichtslosen Streich spielt. Aber wie der Riesengebirgler seine Berge liebt, so mühsam er sich auch auf ihnen seine Nahrung erwirbt, und so oft ihn auch trotzige, unbezähmbare Naturgewalten seine Ohnmacht und Hilflosigkeit fühlen lassen, so sieht er auch in dem Herrn des Riesengebirges nicht bloß ein tolles, schreckhaftes Gespenst, sondern auch ein wohlwollendes und menschenfreundliches Wesen. Wie jedoch der Dichter in seinen vollendetsten und herrlichsten Gestalten uns seines eigenen Wesens schönste Vorzüge enthüllt, uns sein tiefstes Denken und innerstes Empfinden offenbart, so erfährt in Rübezahl auch das ganze Seelenleben des schlesischen Volkes seine Veranschaulichung und poetische Verklärung: die gutmütige Treuherzigkeit, der gesunde, oft etwas üppige Humor und die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die Sittenreinheit und strenge Rechtlichkeit.

Die Kurorte Deutsch-Böhmens.

Von

Prof. Dr. E. Heinrich Risch.

Auf einem der Grenzgebiete des Böhmerlandes, der von deutschen Stammesgenossen bewohnt wird, in der langen Thalspalte, die vom Erzgebirge, Quader- und Lausitzergebirge im Nordwesten und Norden, vom Mittelgebirge, Dupau- und Karlsbadergebirge im Süden begrenzt wird, und andrerseits dem Senkungsterrain zwischen dem Teplergebirge, dem westlichen Böhmerwalde und dem Fichtelgebirge, entspringen die herrlichen Mineralquellen, welche an chemischer Zusammensetzung und Temperatur überraschenden Wechsel bietend, einen Weltruf errungen haben.

Soweit ärztliches Können und Wissen reicht, sind die böhmischen Mineralquellen unentbehrliche Hilfsmittel des therapeutischen Heilschatzes geworden, und aus allen Weltgegenden strömen alljährlich Tausende von Heilbedürftigen in die deutschböhmischen Kurorte, um dort an den frischsprudelnden Bornen Genesung zu finden. Für die verschiedenen Heilzwecke verwendbar, den mannigfachen Heilanzeigen entsprechend, strömen hier auf einem verhältnismäßig kleinen Terrain aus der Tiefe die stoffreichsten aller bekannten Glaubersalzwässer, in merkwürdigen Kombinationen Salze und Eisengehalt verbindend, oder durch hohe Wärmegrade ausgezeichnet. Dann quellen wiederum Mineralwässer empor, reich an Eisen und sprudelnd von Kohlensäure, als reine, kräftige Eisenwässer hochgeschätzt. Eine weitere Gruppe bietet in glücklicher Zusammensetzung Alkalien mit Kohlensäure vereint, oder dringt stoffarm, aber nicht kraftlos mit hoher Temperatur aus dem Erdinnern empor. An anderen Stellen wird dem Boden durch angesammeltes Wasser eine Fülle von wirkungsreichen Salzen entzogen und jenes zu einem Heilwasser umgestaltet, während

wiederum in solchen Gegenden, wo seit Jahrtausenden Torfgründe von reichen Mineralwässern durchströmt werden, sich an Eisenverbindungen und organischen Säuren mächtige Heilmoorerden bilden. An unzähligen Stellen, wo dem Boden kohlensaures Gas entströmt, treten erfrischende Säuerlinge zu Tage.

Es sind nur wenige Dezennien, daß all' diese Heilschätze Böhmens eine großartige Verwertung, und die böhmischen Kurorte den mächtigen Aufschwung zu Weltbädern genommen haben. Der ernste Sinn und rührige Fleiß der kerndeutschen Bevölkerung dieser Gegenden, die opferwillige Thätigkeit der Gemeindevertretungen, die wissenschaftliche Bedeutung und litterarische Thätigkeit einzelner hervorragender Aerzte, die weitausgreifende industrielle Bethätigung der Quellenbesitzer haben zu diesem Emporblühen in einträchtigem Zusammenwirken beigetragen, welches in der allgemeinen Vermehrung der Kommunikationsmittel und der größeren Verbreitung der Kenntnis von der Bedeutung hygienischer Maßregeln eine wesentliche Förderung fand. Die moderne Richtung der Medizin, welche den physikalischen Heilmitteln besondere Beachtung schenkt, schätzt mehr denn je die deutschböhmischen Kurorte als prachtvolle, von der Natur mit verschwenderischem Glanze eingerichtete Hospitäler für chronische Kranke. Die überaus glücklichen klimatischen und sanitären Verhältnisse dieser Kurorte, ihre herrliche Lage im Gebirge, die Reinheit der ozonreichen Waldesluft finden neben der eigentlichen Bedeutung der Mineralquellen stets wachsende Wertschätzung, so daß die weitaus größere Zahl der Kurgäste nicht aus Oesterreich-Ungarn, sondern aus dem Auslande stammt, unter welchem das deutsche Reich in hervorragendster Weise vertreten ist.

Die deutschböhmischen Kurorte repräsentieren für Oesterreich während des Sommers ein Stück „Ausland im Inlande", welches nicht nur in medizinischer Beziehung ein hochbedeutsames Interesse für den Arzt und Kranken bietet, sondern auch einen großartigen nationalökonomischen Wert für den Staat besitzt. Die Summe, welche das Ausland in den deutschböhmischen Bädern verbraucht, ist nicht zu hoch mit 12 Millionen Gulden veranschlagt, eine stattliche Summe ausländischen Kapitals, das mit

jedem Frühjahre seinen Einzug in Böhmen hält und sich von hier über das ganze Land, ja über das ganze Reich verbreitet. Die Bewohner der deutschböhmischen Kurorte erfreuen sich durchschnittlich eines Grades von Wohlhabenheit, wie er selbst in den großen Städten des Landes selten gefunden wird. Für die heimische Industrie haben die deutschböhmischen Kurorte die Bedeutung von Monate lang anhaltenden Märkten, auf denen ein lebhafter Umsatz in den verschiedensten Waren, besonders Glaswaren, Bijouterien, Spitzen und Leinen, Galanterieartikeln und Kleiderstoffen stattfindet.

Die Versendung der deutschböhmischen Mineralwässer und Mineralprodukte, sowohl der eigentlichen Heilwässer, wie der als Tafelwässer sehr geschätzten Säuerlinge bildet einen mächtigen Exportartikel, der in den österreichischen Handelsausweisen einen hohen, alljährlich sich steigernden Wert repräsentiert und in den letzten Jahren eine eigene Großindustrie geschaffen hat.

Außer diesen eigentlichen Quellenschätzen Deutschböhmens und ihrer medizinischen, wie wirtschaftlichen Verwertung ist aber auch das Entstehen von Sommerfrischen auf dem Boden Deutschböhmens von wachsender Bedeutung. Die mannigfache Bodengestaltung dieses Landteiles, die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse vom warmen trockenen Thallande bis zu den kühlen feuchten Gebirgskämmen und Gipfeln, der Wechsel des Florencharakters mit seiner Fülle von Laubholz und Nadelholz, die mannigfache Verteilung von Feld und Wald, die abweichende Formation von klippigem Terrain und trockener Ebene hat eine große Zahl von Luftkurorten und Sommerfrischen erstehen lassen, die je nach der Lage den Genuß einer reinen frischen Luft bieten oder sogar ein ausgesprochenes Höhenklima besitzen.

Die reichen Gebirgswasseradern dieser Gegenden bieten endlich eine Fülle frischen, klaren gewöhnlichen Quellwassers, das in gut eingerichteten Kaltwasserheilanstalten zu mannigfachen hydriatischen Kuren benutzt wird.

Der hervorragendste der deutschböhmischen Kurorte, ein Weltbad ersten Ranges, ist das, in der engen, von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Teplitz Thalschlucht, 370 Meter über

der Meeresfläche gelegene Karlsbad. Wiewohl schon die erste urkundliche Nachricht über Karlsbad aus dem Jahre 1325 datiert, ein Privilegium des Königs Johann, mittels dessen er den Kurort „Warmbad" mit dem Dorfe „Thiergarten" belehnt, und Kaiser Karl IV. im Jahre 1358—1364 ein kaiserliches Lustschloß auf dem Felsen nächst dem Sprudel erbauen ließ und der nach ihm benannten Ansiedlung „Karlsbad" die kaiserlichen Stadtrechte verlieh, so ist der Aufschwung dieses Kurortes zu einem Weltbade erst vom Beginne der Vierzigerjahre dieses Jahrhunderts zu rechnen. Die älteren Schriften über Karlsbad zeigen, daß die Quellen damals ausschließlich zu Bädern benützt wurden. Erst um das Jahr 1520 begann man auf Anraten des Arztes Wenzl Payer das Wasser auch zum Trinken zu benützen. Der Kurgebrauch war aber bis ins XVII. Jahrhundert hinein ein sehr komplizierter. Trinken, Baden und Anwendung von Abführmitteln wechselten in bunter Reihenfolge, wobei enorme Quantitäten des getrunkenen Wassers bis zu 40 Bechern täglich verbraucht wurden. Der Arzt David Becher war es, welcher im Jahre 1766 die erste wissenschaftliche, physikalisch-chemische Untersuchung der Karlsbader Quellen vornahm, ihre Wirkungsweise und Heilanzeigen gründlich erörterte und die übliche große Menge des zu trinkenden Mineralwassers verminderte. Die wissenschaftliche Entwickelung der Medizin im Beginne des XIX. Jahrhunderts förderte auch die Erkenntnis von der Wirkung der Karlsbader Wässer ganz wesentlich. Die Versendung des Karlsbader Wassers hat verhältnismäßig spät begonnen, sie wurde hauptsächlich durch die Bemühungen des Dr. Hlavatschek im Jahre 1844 zustande gebracht und hat seitdem einen ungeahnten großartigen Aufschwung genommen.

Die Stadt Karlsbad, ihre Vertreter und Bewohner haben in den letzten Jahrzehnten keine Kosten und Mühen gescheut, den Weltruf dieses Kurortes durch Ausgestaltung der Kuranstalten, hurch hygienische Maßnahmen für die Salubrität der Stadt zu wahren und die Kenntnis von der Wirksamkeit der Thermalquellen in die entferntesten Länder weiter zu verbreiten. Es herrscht darin ein großer Stil, und das Bewußtsein, durch eigene Kraft das Höchste zu erreichen. Für vortreffliches Trink- und Nutzwasser wird gesorgt, ein vollständiges Netz der Kana-

lisation angelegt, Parkanlagen und Promenaden erweitert, eine sorgfältige Kontrolle der Lebensmittel eingeführt und die Badeeinrichtungen werden mit allen Fortschritten der Neuzeit ausgestaltet.

Seitdem der Anschluß Karlsbads an das Eisenbahnnetz 1871 erfolgte, hat sich die Frequenz der Kurgäste von 14 000 auf 47 000 Personen erhöht. Die Kurzeit erstreckt sich gegenwärtig nicht bloß vom Beginne des Aprilmonates bis zum Oktober, sondern dauert eigentlich das ganze Jahr hindurch.

Die Karlsbader Quellen brechen aus zwei parallelen Spalten im porphyrartigen Karlsbader Granit, der die Sohle des Teplthales zusammensetzt, hervor, und bilden auf diese Weise zwei Quellenzüge, die von Südost nach Nordwest streichen; der Sprudel bezeichnet den unterirdischen Hauptherd der Quellenbildung. Sämtliche Quellen sind Thermalquellen von fast vollkommen gleicher chemischer Zusammensetzung, in welcher das schwefelsaure Natron, kohlensaure Natron und Chlornatrium die vorwiegenden Bestandteile sind und unterscheiden sich nur durch ihre Temperaturgrade. Der heißeste Quell, der Sprudel, hat eine Temperatur von 59° R.

Der Kreis der Heilanzeigen für die Karlsbader Quellen umfaßt die verschiedensten Magen- und Darmkrankheiten, Lebererkrankungen, Nierenleiden, sowie verschiedene Stoffwechselerkrankungen, darunter besonders Zuckerkrankheit und Gicht.

Der zweitgrößte der deutschböhmischen Kurorte, Marienbad, ist ein junger Emporkömmling, denn erst im Jahre 1818 wurde er als öffentlicher Kurort erklärt. Die „Tepler" Mineralquellen waren allerdings schon um die Mitte des XVII. Jahrhunderts bekannt, und der „gesalzene Säuerling" (Kreuzbrunnen) wurde zum erstenmal im Jahre 1749 in Holz gefaßt. Allein erst im Beginne des XIX. Jahrhunderts wurde, namentlich durch die Bemühungen des Doktors Nehr, die medizinische Wichtigkeit der Quellen erkannt, während zu gleicher Zeit auf dem Stiftstuhle zu Tepl sich ein Mann befand, Abt Reitenberger, der die Entwickelung des Kurortes mit großen Opfern förderte. Die Entwickelung Marienbads nahm namentlich in den letzten 40 Jahren einen so raschen Aufschwung, daß die Zahl

der Kurgebrauchenden bereits auf mehr als 20 000 Personen gestiegen ist.

Marienbad liegt in duftiger Waldschlucht, überragt von fichtenbewachsenen Bergen, einen weiten Thalkessel bildend, an der südwestlichen Abdachung des nordwestlichen Mittelgebirges, 620 Meter über der Meeresfläche. Der von anmutigen Spazierwegen durchzogene, mit prächtigen Parkanlagen versehene Kurort bietet ein äußerst wohlthuendes und erfrischendes Bild. Das Klima trägt den Charakter eines gemäßigten Gebirgsklimas. Die Mineralquellen zeichnen sich durch ihre große Verschiedenartigkeit aus, indem die stärksten kalten Glaubersalzwässer (Kreuzbrunn und Ferdinandsbrunn) neben kräftigen reinen Eisenwässern (Ambrosius- und Karolinenbrunn), erdigen kohlensäurereichen Mineralquellen (Rudolfsquell) und milden Säuerlingen (Waldquelle) vorkommen, während das Marienbader Moor eines der heilkräftigsten, an Eisensalzen reichsten Mineralmoore darstellt.

Die Marienbader Quellen entspringen sämtlich, mit Ausnahme des Ferdinandsbrunnens, der aus dem Glimmerschiefer hervorströmt, aus dem Granit. Die Entstehung dieser Heilquellen dürfte in dieselbe Zeitperiode fallen, wie jene der Karlsbader Thermen und auf demselben geologischen Agens beruhen, denn die Basalte erstrecken sich bis in die unmittelbare Nähe Marienbads; ihr Bildungsherd ist nur in einer weit geringeren Tiefe zu suchen. Der Marienbader Kreuz- und Ferdinandsbrunn werden als besonders heilkräftig geschätzt bei den Stoffwechselerkrankungen: Fettsucht, Gicht, harnsaure Diathese, ferner bei Erkrankungen der Verdauungsorgane, Magen- und Darmleiden, während die an Kohlensäure außerordentlich reichen Bäder sich besonders bei Herzkrankheiten, Nervenleiden, die Moorbäder bei Frauenkrankheiten, rheumatischen und gichtischen Beschwerden, sowie Lähmungen einen großen Ruf erworben haben.

Die kurörtlichen und städtischen Angelegenheiten leitet der Bürgermeister, die Badehäuser sind im Besitze und in der Verwaltung des Prämonstratenser-Stiftes Tepl, ebenso die Versendung der Mineralwässer und des Mineralmoores; die sanitären, wie Kureinrichtungen sind vollkommen auf der Höhe der Zeit, das Neubad ist eine der großartigsten Badeanstalten

des Kontinents; Trink- und Nutzwasser sind in vorzüglichstem Stande, die Stadt elektrisch beleuchtet.

Franzensbad, als Frauenbad weithin berühmt, im Jahre 1793 zum öffentlichen Kurorte erklärt, hat in dem Jahrhunderte seines Bestandes eine hohe Bedeutung erlangt, sowohl durch die Wirksamkeit seiner Heilmittel, wie durch die umsichtige Leitung seiner Kuranstalten. Der liebliche Kurort liegt an der westlichen Spitze Böhmens im sogenannten Egerländchen, eine Stunde von der Stadt Eger entfernt, 420 Meter über der Meeresfläche, auf einem fruchtbaren, hügeligen Plateau zwischen den Ausläufern des Fichtelgebirges, des Böhmerwaldes und des böhmisch-sächsischen Erzgebirges. Die Kurmittel Franzensbads bestehen in den Quellen: schwachen Glaubersalzwässern (Salzquelle, Wiesenquelle) und kräftigen Eisenwässern (Franzensquelle, Louisenquelle, Stahlquelle), zahlreichen kohlensauren Gasquellen und dem mit Recht berühmten Moore, der sich durch seinen großen Reichtum an Eisen und freier Säure auszeichnet. Das Franzensbader Moorlager erfüllt den ganzen Teil der Niederungen, welcher eine halbe Stunde westlich von Franzensbad beginnt und sich bis zu dem Egerflusse hinzieht, von mächtiger Tiefe ist und in seinem ganzen Bereiche an zahllosen Stellen Mineralwässer hervortreten läßt, welche die Moorsubstanz durchtränken. Aus dem Moore wird auch das für Bäder Verwendung findende Moorsalz gewonnen. Die Badehäuser sind wahre Musteranstalten, die Besucherzahl des Kurortes betrug im letzten Jahre mehr als 7200 Personen, unter ihnen sind besonders die verschiedenartigsten Frauenkrankheiten, sowie krankhafte Veränderungen der Blutbildung und Erkrankungen des Nervensystems am zahlreichsten vertreten, demnächst auch Leiden der Verdauungs- sowie der Atmungsorgane bei schwächlichen, blutarmen Individuen.

Hohen Alters und großen Ansehens erfreuen sich die Thermalwässer von Teplitz, die schon im XVI. Jahrhundert medizinisch beschrieben wurden und bis in die neueste Zeit ihren Rang als heilkräftige Thermen behauptet haben. Ein unglückliches Ereignis, welches im Jahre 1879 die „Urquelle" von Teplitz betraf, hat nur vorübergehend eine Störung im Entwickelungsgange dieses Kurortes gebracht. Die „Urquelle"

von Teplitz blieb nämlich am 13. Februar 1879 ganz plötzlich zum allgemeinen Schrecken der Ortsbewohner aus. Die Ursache lag in unvorsichtigen Manipulationen in den Bergwerksschachten bei Dux, woselbst ein Wasser angehauen wurde, das sich in die Tiefbaustrecken rasch ergießend, die über dem Einbruchsort ausfließenden Thermalwasser zum Versinken brachte. Doch schon nach 17 Schreckenstagen gelang es, durch Teufungen an den Wasserspiegel der Urquelle zu gelangen und das Wasser durch Pumpen wieder in die Bäder von Teplitz zu befördern. Seit der Zeit sind Vorsichtsmaßregeln und Uebereinkünfte mit den Bergwerksbesitzern getroffen worden, um die Wiederholung eines ähnlichen Unglücksfalles zu verhindern. Das Teplitzer Thermalwasser fließt nun mit derselben chemischen Beschaffenheit und Temperatur, wie früher.

Die Zahl der Teplitzer Quellen beträgt elf, von denen fünf in Teplitz und sechs in dem mit Teplitz vereinigten Schönau liegen, und deren Wasser aus den Klüften des den Boden der Teplitzer Gegend bildenden Felsitporphyrs hervorströmt. Die Temperatur des Wassers differiert von 39,5—22,8° R., ihrer chemischen Beschaffenheit nach gehören sie zu den an festen Stoffen armen, sogenannten Ateratothermen (Wildwässern) von hoher Temperatur. Unter diesen zeichnet sich aber das Teplitz-Schönauer Thermalwasser dadurch aus, daß es reicher als alle anderen Wildbäder an festen Bestandteilen, besonders an kohlensaurem Natron ist. Tausendfältige Erfahrung hat die großartige Wirksamkeit der Thermen von Teplitz-Schönau erwiesen, auch wenn es Chemie und Physiologie noch nicht gelungen ist, hiefür einen ausreichenden Erklärungsgrund zu geben.

Diese Thermen werden meist in der Form von Bädern, Halb- oder Vollbädern, und Douchen gebraucht und erweisen sich besonders wirksam bei gichtischen und rheumatischen Erkrankungen, Lähmungen und den mannigfachen Folgezuständen äußerer Verletzungen.

Die Lage von Teplitz-Schönau in dem weiten Bielathale, im Norden und Westen vom Erzgebirge, im Süden und Osten vom böhmischen Mittelgebirge umgeben, 230 Meter über dem Meere, ist eine günstige, das Klima recht milde. Die Badeanstalten sind vortrefflich eingerichtet, das Teplitzer Wasser

wird mit Kohlensäure imprägniert als ein wohlschmeckendes, bakterienfreies Tafelwasser versendet.

Ein Wildbad mit stoffarmem Thermalwasser, jedoch von wesentlich geringerer Temperatur, als Teplitz, ist das liebliche Johannisbad, in einem westlichen Ausläufer des schönen, zwischen der Riesenkoppe und dem Brunnenberge gebildeten Aupathales, 630 Meter über dem Meere, gelegen. Das Johannisbader Wasser, für dessen medizinische Bekanntmachung besonders Professor Löschner gewirkt hat, ist ein Wildbad mit der konstanten Wärme von 23° R. Die „Sprudelquelle" dringt aus einem weißen Grundkiese hervor und hat einen sehr geringen Gehalt an festen Bestandteilen. Das Klima ist ein Gebirgsklima, die Nadelwälder erhalten die Luft rein und würzig; durch den Schutz, den die waldbedeckten überragenden Berge von drei Seiten dem Orte gewähren, ist die Luft in Johannisbad nicht so rauh und stürmisch, wie sonst im Riesengebirge. Diese Luftbeschaffenheit und Höhenlage sind ganz dazu angethan, Johannisbad eine bevorzugte Stelle unter den Luftkurorten einzuräumen, während auch die Bäder einen beruhigenden und stärkenden Einfluß auf das Nervensystem üben. Die Badeeinrichtungen sind zweckentsprechend. Die Johannisbader Kur ist besonders für Nervenleiden, Frauenkrankheiten und Schwächezustände angezeigt, ferner als Nachkur nach den angreifenderen Kuren in Karlsbad und Marienbad. Die Ziffer der Kurgäste beläuft sich auf etwa 2800 Personen, darunter mehr als zwei Drittel aus dem deutschen Reiche.

Der Kurort Königswart liegt, eine Stunde von Marienbad entfernt, auf der Südwestseite eines weitgestreckten, mit Nadel- und Laubholz dicht bewaldeten Gebirgszuges, 720 Meter über dem Meere. Seine Quellen, erst seit dem laufenden Jahrhunderte bekannt, gehören zu den kräftigsten reinen Eisenwässern, sowie zu den einfachen Säuerlingen, auch ist eine an Säuren reiche Moorerde zur Benützung vorhanden. Sowohl wegen des reichen Eisengehaltes dieser Wässer bei großen Mengen freier Kohlensäure, als wegen der hohen Lage in waldreicher Gegend verdient Königswart als Kurort für blutarme und nervenschwache Personen große Beachtung. Die Quellen

werden zu Trink- und Badekuren benützt, die Badeanstalt ist gut eingerichtet und wird von etwa 500 Personen besucht.

In der Umgebung von Königswart tritt in dem Kessel, der von den Abhängen des Königswarter und diesem gegenüberliegenden Gebirges gebildet wird, eine größere Menge von noch nicht näher untersuchten Mineralquellen zutage, die ihrer Verwertung erst harren.

Einer größeren Wertschätzung in der Zukunft sieht auch das Königswart benachbart gelegene Sangerberg, 730 Meter über der Meeresfläche, entgegen, welcher Ort auf einem Plateau des Kaiserwaldes zahlreiche Mineralquellen, darunter reine, kohlensäurereiche Wässer besitzt. Wegen der hohen Lage, der klaren, salubren Luft, des erquickenden Fichtennadelduftes und der stärkenden Wässer wäre Sangerberg als Höhenklima für Lungenschwindsucht wohl empfehlenswert.

Rascher in Aufnahme kommt das Eisenbad Neudorf (Constantinbad) im Egerer Kreise, in einer von waldigen, engen Thälern durchschnittenen, gegen Süden und Osten sich sanft abdachenden, gegen Westen und Norden durch das Erzgebirge des Kaiserwaldes geschützten Hochebene, 520 Meter über dem Meere. Die Quellen Neudorfs, reine Eisenwässer, werden zum Trinken und Baden benützt, und eine an organischen Substanzen und Eisensalzen reiche Moorerde hat ihrer Wirksamkeit wegen rasch sich einen großen Ruf erworben. Ein gut eingerichtetes Kurhaus bietet eine angemessene Unterkunft.

Hingegen ist ein anderes deutschböhmisches Stahlbad, welches zu einem günstigen Aufschwunge berechtigt schien, in den letzten Jahren in der Entwickelung zurückgeblieben; es ist dies Liebwerda an der preußisch-schlesischen Grenze, am Südabhange der Tafelfichte des Isergebirges, in einem Gebirgsthale, 420 Meter über dem Meere. Die Liebwerdaer Quellen, aus dem Glimmerschieferlager entspringend, an Alkalien und Eisen gehaltreich, würden eine bessere Wertschätzung verdienen, als ihnen gegenwärtig zu teil wird. —

Die litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschböhmischen Bäder ist eine sehr rege und die Badeverwaltungen sind in der großen Mehrzahl bemüht, neben den erhöhten balneotechnischen Anforderungen, auch den Ansprüchen der Mode

auf diesem Gebiete gerecht zu werden. So entstehen in mehreren dieser Badeorte jetzt medicomechanische Institute, um die Methode der mechanischen Uebung mit dem Gebrauche der Bäder zu vereinigen; so ist auch dem allerneuesten Verlangen nach elektrischen Lichtbädern durch Einrichtung solcher in diesen Kurorten Sorge getragen worden. Einen glänzenden Beweis für die rastlose Arbeit der Deutschböhmen zur Verbreitung der Kenntnis von ihren heimischen Heilquellen giebt die in den letzten Jahren riesig anschwellende Ziffer der Versendung der auf dem Boden Deutschböhmens entspringenden vorzüglichen Tafelwässer und Säuerlinge nach allen Weltgegenden. So wird der gehaltreiche Sauerbrunn von Bilin in mehr als 3½ Millionen Flaschen verschickt, so hat der Gießhübler Sauerbrunn es zu einer Verbreitung in etwa 7½ Millionen Flaschen gebracht, und diesen eifert der Krondorfer Sauerbrunn mit einer Zahl von 3½ Millionen versendeter Flaschen und die Teplitzer Stadtquelle mit einem Absatze von mehr als 1¼ Millionen Flaschen erfolgreich nach.

Mit Stolz kann die Bevölkerung Deutschböhmens auf solche Erfolge blicken, denn, was die Natur ihr gespendet, hat deutscher Fleiß emsig verwertet und Großes geschaffen aus eigener Kraft.

Das deutsche Prag.

Von

Prof. Dr. Alfred Klaar.

Der deutsche Prager, der seiner Heimat gedenkt, empfindet eine seltsame Mischung von Wehmut und Stolz, von Entsagung und Genugthuung. Was ist auf diesem Boden, auf dem vor mehr als sechs Jahrhunderten die deutsche Kulturkraft mit ihrem Werke einsetzte, nicht an deutscher Kraft und deutschem Arbeitsertrag verloren gegangen und entfremdet worden! Und mit welcher Zähigkeit hat sich trotz alledem und alledem nicht nur der unverwischbare deutsche Charakter einer großen Vergangenheit, der unverkennbar zu den Sinnen spricht, sondern auch der Kern pulsierenden deutschen Lebens in allen Bedrängnissen und Widerwärtigkeiten erhalten! Sich die ungeheuren Verluste zu verhehlen, hieße der Geschichte ins Gesicht schlagen, tieftraurige, aber auch wertvolle Erfahrungen von sich weisen und auf einen Sporn zu zielbewußter Thätigkeit verzichten. Aber die Tapferkeit verkennen, mit der nichtsdestoweniger manches überkommene Gut gewahrt, eine große Ueberlieferung erhalten und ein kaum mehr zu schmälerndes Erbteil nationaler Güter in die Gegenwart hinüber gerettet wurde, wäre eine noch verhängnisvollere Selbstverkennung, die zur Selbstpreisgebung, zur Entmutigung, Erniedrigung und schweren Verlusten führen müßte. Nach beiden Seiten hin gilt es, der Wahrheit mutig und bewußt ins Auge zu sehen, wenn aus solcher Rück- und Umschau die Selbsterkenntnis, die die Kräfte hebt und lenkt, hervorwachsen soll.

Alle Blätter dieses Buches werfen ein unmittelbares oder mittelbares Licht auf die Geschichte des deutschen Prag, die in guten und schlimmen Tagen immer wieder in den Mittelpunkt der Geschicke von Deutschböhmen rückt. Fassen wir hier in einem Blick auf die Gegenwart die Ergebnisse noch einmal zusammen, so können wir die Zeugen der Vergangenheit nicht zum Schwei-

gen bringen. Da handelt es sich nicht um „unnütz Erinnern" und „vergeblichen Streit", sondern um nachwirkende Kraftäußerungen, die mit dem Leben und den Lebensrechten aufs innigste verknüpft sind. Wer durch die Straßen von Prag wandert, von Süd gegen Nord, quer durch die Stadt, vom Porzitsch, der vor der Ausgestaltung des großen Gemeinwesens eine selbstständige Niederlassung bildete, über den Altstädter Ring und die steinerne Brücke zum Hradschin empor, der mit seinem Schlosse einst eine Stadt für sich war, der thut einen Gang durch die deutsche Kulturgeschichte, deren Entwickelung hier nicht etwa bloß versteinert, sondern auch in fortquellendes Leben umgesetzt erscheint. Die öffentlichen Gebäude, Kirchen und Türme, die als Wahrzeichen emporragen, erzählen von zwei großen Perioden deutscher Baukunst, der karolinischen und rudolphinischen, die Laubengänge des Altstädter und Kleinseitner Rings vom urdeutschen Charakter des Bürgertums, die merkwürdige Brücke mit ihren Denkmalen von deutscher Kaiserherrlichkeit, von gotischer Anlage und deutschem Barockschmuck, die Paläste jenseits des Flusses mitsamt dem Schlosse, um das sie sich wie stolze Vasallen scharen, von einem großen Stücke deutscher politischer Geschichte. Einseitig tschechische Straßentafeln und Aufschriften öffentlicher Gebäude können diesen Eindruck nicht verwischen, Jahrhunderte reden lauter als das Gezeter des Tages, und wer immer mit unbefangenem Blicke die Stadt durchstreift — er braucht noch lange kein Kenner der Kunstgeschichte zu sein, sondern nur Empfindung für nationalen Charakter zu besitzen, — der empfängt den Eindruck des urdeutschen Wachstums, in dem sich das alte Prag herausgestaltet hat. Die Erinnerungen an die deutschen Lebensquellen dieses Gemeinwesens aber knüpfen nicht an längst vergangene Tage und „verfallene Schlösser" an, sie reichen in das Gestern hinein und begründen den Anspruch auf das Heute. Erst vor vierzig Jahren begannen jene radikalen Aenderungen des öffentlichen Lebens in Prag, die anfangs unter dem trügerischen Zeichen des „Utraquismus", dann unter dem Feldgeschrei der eingestandenen, rücksichtslosen Tschechisierung darauf abzielten, der Stadt einen einseitig slavischen Charakter aufzudrücken und die durch terroristische Mittel, gegen die kein ausreichender Schutz beim Staate

zu finden war, andererseits freilich auch durch große tschechische Regsamkeit, die man den Volksmassen mitzuteilen wußte, in manchem Betrachte ihren Zweck erreichten. Noch um das Jahr 1860 herum war Prag eine überwiegend deutsche Stadt mit einem allerdings demotisch-tschechischen Untergrunde, der sich indes in den deutschen Aufbau der Kultur einfügte und ihn willig tragen half. Nicht nur die Sprache der Wissenschaft und der Kunst, auch die der Bildung und der Gesellschaft war deutsch wie die des Staates. Was zu einer höheren Kultur emporstrebte, eignete sich das Deutsche an, die Vertreter des Gewerbes und der industriellen Arbeiterschaft, das Heer der dienenden Menschen und die ganze zu höherer Lebensstellung emporstrebende Jugend. Die von der tschechisch-nationalen Propaganda ausgehenden Gegenstöße gegen diesen Zustand begannen mit den Rufen nach Utraquisierung auf allen Gebieten, die zunächst die Billigkeit für sich zu haben schienen und darum auch von vielen arglosen Deutschen mit Zustimmung aufgenommen wurden. Ausnahmslos aber war diese Utraquisierung der Weg, die autonomen Behörden, die Vereine und Anstalten den Tschechen derart vollständig auszuliefern, daß den Deutschen jeder Einfluß verloren ging. Diese Umgestaltung, bei der es nicht ohne Gewaltsamkeiten abging, begann zu Anfang der Sechzigerjahre mit dem Gewerbeverein, der als eine der wichtigsten Associationen im verjüngten Staatswesen von Deutschen begründet war und bald darauf auf dem bezeichneten Wege vollständig tschechisiert wurde, und wiederholte sich dann mit methodischer Regelmäßigkeit in unzähligen Fällen. So geht um die Wende der Sechzigerjahre das Stadtverordneten-Kollegium, das auf Grund einer Kompromiß-Liste gewählt werden sollte, in die Hände der Tschechen über, die zuletzt keinen Deutschen mehr im Kreise der städtischen Verwaltung duldeten, so wird das Museum und die Museumsgesellschaft slavisiert, die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde und der Kunstverein der deutschen Verwaltung entfremdet, eine ganze Reihe von Vereinen, die von Deutschen begründet waren, auf gleichem Wege dem deutschen Bürgertum entzogen. Von den Achtzigerjahren an kommt die Willfährigkeit der meisten Regierungen hinzu, den Prozeß der Tschechisierung zu beschleunigen. Das klassische Beispiel dafür ist das Schicksal der Prager

Handelskammer. Die Wahlordnung dieser Körperschaft sollte der gesetzlichen Bestimmung gemäß nur „im Einvernehmen" mit dieser Körperschaft selbst geändert werden können. Das Wort „im Einvernehmen" wurde in der Aera Taaffe offiziell dahin gedeutet, daß es denselben Sinn habe wie „Nach Einvernehmen", und auf Grund dieser Deutung wurde gegen das Gutachten der Handelskammer eine neue Wahlordnung für diese Körperschaft erlassen, und so auch auf dem Gebiete der Industrie und des Handels, wo die Deutschen seit jeher die führende Rolle hatten und diese im praktisch wirtschaftlichen Leben auch heute noch behaupten, der Einfluß auf Regierung und Gesetzgebung, wie er durch die Gutachten und die Parlamentswahlen der Kammer vermittelt wird, einer tschechischen Mehrheit überantwortet. Was sonst geschah, um das Deutschtum einzuschränken, in seiner Entwickelung und Bethätigung zu gefährden, ist auf manchem Blatte dieses Buches verzeichnet. Es giebt in der alten und neuen Zeit nur dort ähnliche Beispiele der Unterdrückung eines nationalen Elementes, wo etwa eine Regierung mit allem Aufgebot ihrer Machtmittel ein Volkstum mit der Wurzel auszuroden versucht und diese Tendenz einbekennt und rücksichtslos bethätigt. Daß aber eine deutsche Stadtbevölkerung, die zu den centralen Ueberlieferungen des Staates hält und durch lange Jahre im Einklang mit den leitenden Grundsätzen des Staates und seinen Bedürfnissen von vielen großen Gebieten des öffentlichen Lebens Besitz genommen hat, durch eine gewaltsame nationale Gegenbewegung fast aus allen diesen Stellungen verdrängt wird, ohne staatlichen Schutz zu finden, das ist das beispiellose Schicksal des deutschen Prag, das noch vor einem halben Jahrhundert der tonangebende und entscheidende Teil des ganzen Gemeinwesens war, und seither in die Stellung einer in steter Verteidigung begriffenen Sondergemeinde innerhalb der böhmischen Hauptstadt gedrängt worden ist.

So viel in diesem Prozesse, in dem freilich auch von den Deutschen selbst manches verfehlt und verabsäumt worden ist, und namentlich oft genug das Erbteil einer kosmopolitischen Richtung dem nationalen Leben gefährlich war, verloren gegangen ist, so wesentlich sind die Errungenschaften und Kraftproben jener neueren Zeit, in der das deutsche Prag, gezwungen

mit den einmal gegebenen Zuständen zu rechnen, seine letzte Zuflucht in der Selbsthilfe suchte und mit endgültiger Aufgabe des alten Utraquisierungswahns auf Grundlage des Sonderungs- und Teilungsgedankens die noch erhaltenen Güter zu sammeln, zu mehren und zu schützen suchte. Ungefähr zwanzig Jahre währt diese hingebungsvolle, ja mitunter heroische Arbeit, die vielleicht erst eine späte Zukunft ihrer ganzen Bedeutung nach schätzen und würdigen wird, weil der Blick der Gegenwart durch die Gewohnheit gegen das Außerordentliche dieser Kraftbethätigung abgestumpft ist und mancherlei kleine Fraktionswirren den Kern der großen Arbeit, die da geleistet wurde und immer noch geleistet wird, verschleiern.

Viele Halbdeutsche und Auchdeutsche, eine beträchtliche Anzahl Familien von gemischtem Blute und eine große Schar von Strebern sind unter dem Eindrucke des Erfolges, den die tschechische Agitation zu verzeichnen hat, der autonomen Machtfülle, die die Gegner an sich zogen, und der schwanken Regierungssysteme, die dem Anschluß an das Tschechentum materielle Vorteile zu verheißen schienen, vom Deutschtum Prags offiziell abgefallen. Als — allerdings unter der Leitung eines tschechischen Magistrats — im Jahre 1890 eine Volkszählung nach Nationalitäten vorgenommen wurde, wurden 30 000 Deutsche in Prag gezählt. Wem die Vorgänge bei der damaligen Zählung und die gerechten Beschwerden, die hinterher erhoben wurden, nicht aus der Erinnerung entschwunden sind, der weiß, daß die Zahl derjenigen in Prag, die sich rückhaltlos zum Deutschtum bekennen, fraglos höher anzuschlagen ist. Rechnet man obendrein mit den zahlreichen Deutschen in den mit Prag innig zusammenhängenden Vororten, namentlich in Smichow und Weinberge, wo ein großer Teil des Grundbesitzes in deutschen Händen ist, so kann man die Zahl der Deutschen in Prag, die ihre Nationalität einbekennen und bethätigen, getrost auf 40 bis 50 000 veranschlagen. Dennoch bleibt es erstaunlich, was eine Bevölkerung von dieser Zahl in Prag an wirtschaftlicher und geistiger Bethätigung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu Wege bringt.

Es giebt keine Seite des wissenschaftlichen und kulturellen, des sozialen und künstlerischen Lebens, die nicht nach wie vor

in Prag durch das Deutschtum in hervorragender Weise vertreten wäre. Gegenüber dem gekennzeichneten Andrang, der den Deutschen den Boden streitig machte, waren nach der Natur der Sachlage zwei Wege gegeben, die ererbten geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Güter zu behaupten. Die erfolgreiche Verteidigung des Ganzen, das durch deutsche Kulturkraft geschaffen und ausgebildet worden und infolgedessen auch lange Zeit das deutsche Gepräge an sich trug, war ausgeschlossen; der tschechische Massenandrang auf der einen, der Mangel eines staatlichen Schutzes, der z. B. durch die Anerkennung der deutschen Staatssprache zu erreichen war, auf der anderen, machte einen wirksamen Widerstand dieser Art unmöglich. So blieben nur jene zwei Wege übrig: zunächst das opferwillig tapfere, ja man kann sagen heroische Auskunftsmittel, die deutschen Schöpfungen, die in die Hände der Tschechen gerieten, und die sich zum Teil der Unterstützung aus öffentlichen Fonds erfreuten, durch neue deutsche Gründungen, die aus privaten Mitteln bestritten und gehalten werden mußten, zu ersetzen, und in späterer Zeit, als man auf deutscher Seite erkannte, daß friedlichere und ersprießlichere Verhältnisse nur durch eine reinliche Scheidung herbeigeführt werden können, die Teilung der überkommenen Güter, die freilich infolge des tschechischen Widerstandes, der in den Wunsch nach dem Alleinbesitz begründet ist, und der ungünstigen politischen Verhältnisse, nur auf wenigen Gebieten, vor allem auf jenem der Schule, zu erreichen war. Auf beiden Wegen hat das Deutschtum von Prag, soviel es in früheren Zeiten durch kosmopolitische Vertrauensseligkeit, durch Lässigkeit und Mängel an politischer Vorsorge verschuldet haben mag, in den letzten Jahrzehnten durch kräftige Initiative, durch hingebungsvolle Selbstbesteuerung, durch geistige und kulturelle Regsamkeit im Verhältnis zu der Zahl seiner Bekenner so Außerordentliches geleistet, daß nur Ungerechtigkeit ihm die Anerkennung versagen und nur pessimistischer Kleinmut ihm eine nationale Zukunft absprechen kann.

Schwierig und sorgenvoll war vor allem der Kampf um die Behauptung zweier Centren des geistigen Lebens, die für das nationale Leben in Prag ausschlaggebend waren und geblieben sind, die darüber hinaus nationale Bollwerke und

Stätten der fruchtbarsten Anregung für ganz Deutschböhmen bedeuten, und die an der Entwickelung des gesamten deutschen Geisteslebens mitzuwirken berufen waren und sind: der Universität und des Theaters. Im Kampfe um die Universität, der an anderer Stelle dieses Buches ausführlich geschildert wird, gelang es in bewegten Tagen, in denen der deutsche und der wissenschaftliche Charakter der Hochschule zugleich gefährdet war, durch die Teilung den Schutz der rühmlichen Ueberlieferung und des nationalen Charakters zu erwirken. Die Namen der Professoren Knoll, Hering und Krasnopolski sind mit dieser klugen und tapferen Trennungsthat, die ein lebendiges Wirken und ein großes Ansehen vor dem Verfall bewahrte, rühmlich verknüpft. Die seit 17 Jahren selbständig bestehende deutsche Carolo-Ferdinandea kann sich selbstverständlich in der Hörerzahl mit der alten Prager Universität, aus der sie hervorgegangen ist, und die noch vor einem halben Jahrhundert an Haupt und Gliedern eine rein deutsche war, nicht messen. Aber sie zählt noch immer zu den stark besuchten Hochschulen deutscher Zunge und hat die Höhe ihres wissenschaftlichen Ranges vollständig behauptet. Kraft der nationalen Mission, die freilich jedem wissenschaftlichen Wirken innewohnt, aber auf so umstrittenen Boden deutlicher in das Bewußtsein tritt, ist sie freier von Parteiungen und inneren Zerklüftungen als manche Schwesteranstalt in Oesterreich und im Deutschen Reiche, und um den Bau ihrer streng geordneten Lehrthätigkeit herum hat sich eine Reihe von freien Vereinigungen angesetzt, die gleichsam die Vorwerke dieser Hochburg des deutschen Geisteslebens bilden und die stetige Vermittelung zwischen der gelehrten Welt und der großen Menge der Gebildeten herstellen.

Wenn es in Angelegenheit der Universität und der technischen Hochschule, die gleichfalls durch rechtzeitige Scheidung nach nationalem Einteilungsgrund zu ungehemmten wissenschaftlichen Wirken und Bewahrung des nationalen Charakters gelangte, der Teilung zu danken war, daß das Deutschtum in gewisser Umgrenzung zwei wichtige Positionen behauptete, so trat in jenen stützenden und fördernden Körperschaften die große Opferwilligkeit der akademischen Bürger und ihrer Freunde in Kraft. Die Gesellschaft des böhmischen Museums, die

unter Goethes Patronanz von dem deutschen Grafen Kaspar Sternberg angeregt und in den ersten Jahren ihres Bestandes geleitet wurde, ist den Deutschen verloren gegangen; das mit einem vom Lande bewilligten Kostenaufwande von Millionen erbaute neue Museum, dessen Inhalt freilich in keinem rechten Verhältnis zu den imponierend prächtigen Räumen steht, hat kein deutsches Element mehr in seiner Verwaltung. Die Königlich Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, in der ehemals Deutsche und Tschechen saßen, ist unter Palackys langjähriger Leitung vollständig slavisiert worden, und wenn auch einzelne deutsche Mitglieder noch von altersher in der Liste fortgeführt werden, trägt sie doch in ihren Veröffentlichungen und in der Zuwendung ihrer Benefizien einen tschechischen Charakter. Auf dem ganzen Gebiete der gelehrten Gesellschaften, zu denen sich in der rein tschechischen, vom Staate begünstigten Franz Josefsakademie, die auch nach der künstlerischen Seite hin den Slaven einen reichen Strom der Förderung zuführt, eine große Hilfskraft hinzugesellte, waren die Deutschen darauf angewiesen, aus eigenster Kraft neue Anstalten zu begründen und zu erhalten. Ein Teil dieser Anstalten wurde schon in den Sechzigerjahren mit nationaler Begeisterung und weitblickender Fürsorge ins Leben gerufen. Vor allem der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", der zugleich einen wissenschaftlichen und nationalen Zweck erfüllt, indem er durch reiche Forscherarbeit die historische Entwickelung des Deutschtums im Lande feststellt, und dem treffliche Männer, wie Konstantin von Höfler, Ludwig Schlesinger, Wilhelm Wiechowsky, Biermann, Chevalier und Gustav Laube, ihre besten Kräfte widmeten. Mit seinen größeren Werken, namentlich der Geschichte Böhmens von Schlesinger, und seinen geschichtlichen „Mitteilungen", deren Bogenzahl weit über eine Million beträgt, hat dieser Verein, der in ganz Deutsch-Böhmen seine Vertreter hat, das Bewußtsein der Heimatsrechte, der erbgesessenen Stellung und der großen deutschen Kulturarbeit bei allen Volksgenossen des Landes gehoben und gestärkt, zugleich aber wichtige Beiträge zur allgemeinen deutschen Geschichte geliefert und sich zu Ehren des deutschböhmischen Namens eine geachtete Stellung in der wissenschaftlichen Welt gesichert. Sein Archiv und seine

Sammlungen sind geeignet, den Grundstock eines geschichtlichen Museums, das sich hoffentlich mit der Zeit herausgestalten wird, zu bilden. Gleich in diesem Zusammenhange sei auch des vortrefflichen, in seiner Art mustergültigen „Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" gedacht, der die hohe und wichtige Aufgabe erfüllt, den Strom des Wissens von den Hochquellen der gelehrten Forschung in das weite Gebiet der volkstümlichen Kreise zu leiten und der dieser Bestimmung mit einem großen Aufwand von wissenschaftlicher und organisatorischer Kraft seit nun bald vierzig Jahren gerecht wird. Ausgezeichnete kulturgeschichtliche Werke und hunderte von trefflichen populären Vorträgen, die in Millionen von Exemplaren im Lande verbreitet werden und die weit über Böhmen hinaus dankbare Leser und Anerkennung gefunden haben, sind im Verlage dieses Vereines erschienen. Der auf vielen nationalen Gebieten überaus regsame Ritter von Dotzauer, der allen edlen nationalen Veranstaltungen gleich förderlich zugeneigte Dr. Schmeykal, der gelehrte und geistvolle Julius Lippert, dessen wirksamste Schriften im Verlage des genannten Vereins erschienen sind, der langjährige Geschäftsführer Dr. Holzamer, der mit treuer Hingebung bis an den Tod heran seines Amtes waltete, und im letzten Jahrzehnte Professor Knoll haben sich die größten Verdienste um die stille, aber hochbedeutsame Wirkung dieses deutschen Volksbildungsvereins erworben.

Professor Knoll, der feingeistige, treue und positiv denkende Freund des Deutschtums in Böhmen, der namentlich auf die geistige Förderung des Volks hinwirkte und dessen Hingang vor kurzem von allen deutschen Heimatsgenossen aufs tiefste beklagt wurde, war es auch, der in der Zeit, in der er sich vom politischen Leben zurückzog, seine ganze Kraft dafür einsetzte, an Stelle der den Deutschen verloren gegangenen gelehrten Körperschaften eine wohl fundierte und trefflich gegliederte Neugründung zu setzen, die zugleich bestimmt war, der neu entstandenen tschechischen Akademie das Gleichgewicht zu halten. Er rief zu Beginn der Neunzigerjahre die nach Art einer Akademie organisierte „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" ins Leben, eine Körperschaft, die die

berufensten Vertreter der Wissenschaft und der Kunst im Lande als ordentliche Mitglieder in sich schließt, die hervorragendsten Deutschböhmen in der Ferne als korrespondierende Mitglieder herangezogen und für die ihr Begründer bei Staat und Land sowie bei hochherzigen Freunden aller geistigen Bestrebungen Deutschböhmens, wie namentlich bei Friedrich Tempsky, die Mittel zur Bildung eines Fonds, der den Beginn lebendiger Wirksamkeit gestattete, erwirkt hat. In einer kaum zehnjährigen Thätigkeit hat die Gesellschaft eine Fülle von strebsamen Talenten, die im deutschböhmischen Boden wurzeln, auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete unterstützt, die Herausgabe tüchtiger Werke deutschböhmischer Autoren gefördert oder selbst besorgt und eine Reihe bedeutender Unternehmungen, wie die ethnographische Durchforschung der deutschen Landesteile, eingeleitet. Ausgezeichnete kunstgeschichtliche Werke Neuwirths, der als berufener Nachfolger Woltmanns mit unermüdlichem Forschereifer die Geschichte der deutschen Kunst im Lande klarstellt, sind mit ihrer Hilfe erschienen, der berühmte deutschböhmische Arabienforscher Eduard Glaser wurde durch sie in den Stand gesetzt, sich an eine neue Expedition heranzuwagen, und die reiche Geschichte der nationalen Litteratur des Landes wird von ihr durch die Herausgabe einer Bibliothek deutschböhmischer Schriftsteller neu belebt und wissenschaftlich vertieft. An die Gesellschaft, die das ganze Gebiet geistigen Lebens in Deutschböhmen umspannt, hat sich eine Reihe wissenschaftlicher Vereinigungen angegliedert, die in stiller und reger Thätigkeit besondere wissenschaftliche Gebiete bebauen, wie die „Deutsche Gesellschaft für Altertums-Kunde", der „Wissenschaftliche Verein für Linguistik und Volkskunde", der seit langer Zeit bestehende, aber in den letzten Jahren durch frische Kräfte verjüngte naturwissenschaftliche Verein Lotos, der das besondere Verdienst hat, im Verein mit der Gesellschaft für Volkskunde nach Art der englischen „University Extension" für regelmäßig wiederkehrende, weiten Kreisen zugängliche Hochschulvorträge in allen bildungsbeflissenen Städten Deutschböhmens zu sorgen. Aber auch der junge Teil der akademischen Bürgerschaft, die deutsche Studentenschaft von Prag, trägt seit einem halben Jahrhundert unter den schwie-

rigsten Verhältnissen, in denen die jugendlichen Gemüter ebensoviel Tapferkeit wie Besonnenheit zu bewähren haben, wesentlich dazu bei, die großen geistigen Ueberlieferungen des Deutschtums lebendig zu erhalten und ihrer Neubelebung immer wieder frische Kräfte zuzuführen. Ihre korporative Einigung, die auf dem Prager Boden eine ganz besondere Bedeutung in Anspruch nehmen darf, hängt noch mit dem geistigen Aufschwung des Jahres 1848 zusammen. In diesem Sturmjahre festbegründet, hat die „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten" alle tieferen geistigen Anregungen der Zeit, der sie entstammt, in sich zur Blüte gebracht und allen Stürmen standgehalten. Vor zwei Jahren konnte sie unter lebhafter Teilnahme ihrer ehemaligen und jetzigen Mitglieder und der akademischen Bürgerschaft Deutschösterreichs und des Deutschen Reiches das Jubiläum ihres halbhundertjährigen Bestandes begehen. Eine lange Reihe hervorragender und tüchtiger Männer, die zum Wohl ihres Volkstums wirkten und wirken, ist aus dem Kreise dieses Studentenvereins, dessen Einrichtungen vorbildlich für viele andere wurden, hervorgegangen und bekennt sich treu und dankbar zu den Anregungen, die seit jeher auf diesem Boden durch die Pflege der Bildungsmittel und durch den treu nationalen, in den drangvollsten Zeiten bewährten Zusammenhalt geboten wurden. Die Erinnerung an glanzvolle, lange nachwirkende Momente des nationalen Lebens in Prag, wie an die begeisterte Schillerfeier im Jahre 1859, bei der Professor Brinz unter freiem Himmel auf dem Waldsteinplatze die Hörer durch seine zündenden Worte mit sich fortriß, an die Kaiser Josef-, Scheffel- und Hamerling-Feier, an zahlreiche Universitätskommerse, auf denen die Führer des deutschböhmischen Volkes in Gemeinschaft mit den Professoren und Studenten nationale Verbrüderungsfeste begingen, hängt mit der Geschichte der „Halle", wie sie kurzweg im Volksmunde heißt, zusammen. Für die stetige, auf die Zukunft bedachte und geistig tief greifende Wirksamkeit des Vereines spricht die Bibliothek, die auf mehr als 45 000 Bände angewachsen ist, alle wissenschaftlichen Gebiete in sich schließt und von den Studenten auf das eifrigste benutzt wird, und das in Sektionen gegliederte, reich entfaltete Vortragswesen der Redehalle, an dem sich die jungen For-

scher wetteifernd beteiligen. In den letzten Jahren haben Parteiungen dahin geführt, daß sich ein Teil der Studentenschaft unter dem Namen „Germania" von der Halle abgegliedert hat, um verwandte Zwecke in besonderer Vereinigung zu verfolgen; aber es ist begründete Aussicht vorhanden, die gesamte deutsche Studentenschaft Prags bald wieder unter der alten Fahne vereinigt zu sehen. In stetiger Berührung mit den großen Studentenvereinen blühen in Prag die deutschen Farbenverbindungen, voran die Burschenschaften, die mit Stolz und Genugthuung auf eine rühmliche Vergangenheit zurückblicken, sich im nationalen Geiste mit allen ähnlichen Vereinen deutscher Gebiete eng verbunden fühlen und ebensoweit davon entfernt sind, fremdnationale Elemente herauszufordern, wie die deutschen Farben, zu denen sie sich bekennen, zu verleugnen.

Die merkwürdige Geschichte des deutschen Theaters in Prag, das im Mittelpunkte des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens steht und durch nahezu 120 Jahre in allen Wechselfällen der Politik und des nationalen Kampfes seine rühmliche Ueberlieferung bewahrt hat, finden die Leser an anderer Stelle dieses Buches verzeichnet. Hier sei vor allem der außerordentlichen Kunstliebe des deutschen Publikums gedacht, das trotz seiner bescheidenen Zahl in seiner Wirksamkeit für die Erhaltung der Kunstanstalt mit der Bevölkerung großer deutscher Städte wetteifert und durch seine Opferwilligkeit den Fortbestand eines deutschen Bühnenwesens ersten Ranges in der böhmischen Landeshauptstadt ermöglicht. Dieses tapfere und kunstfreudige Publikum, das sich durch trübe Erfahrungen weder ernüchtern noch einschüchtern läßt, hat durch nahezu beispiellose Opferwilligkeit, unter Führung von Männern wie Graf Oswald Thun-Hohenstein, Alexander Richter und Franz Schmeykal, eine die deutsche Bühne schützende und fördernde Körperschaft ins Leben gerufen, die auch die Zukunft der Kunstanstalt, soweit menschliche Voraussicht reicht, sicher stellt. Dieser Gesellschaft, dem „Deutschen Theaterverein" gelang es, durch freiwillige Beiträge — zu Beginn der Achtzigerjahre — gegenüber der Ungunst politischer Verhältnisse, die die angestrebte Hilfe des Landes vereitelte — die Mittel für ein neues deutsches Theater zu beschaffen, das in ästhetischer und technischer Beziehung auf der

Höhe der modernen Anforderungen steht, dessen Interieur zu den schönsten in deutschen Landen gehört, und dessen Raumverhältnisse dem größeren Zuge der Theaterführung entsprechen. Dieses Publikum, das, beiläufig bemerkt, in den Sommermonaten auch noch eine kleinere deutsche Bühne, das „Deutsche Volkstheater", zu erhalten imstande ist, und das nicht selten drei deutsche Theater (das alte Landestheater, das neue deutsche Theater und das eben erwähnte Volkstheater) an einem Abend füllt, bewährt eine Treue und geistige Lebenskraft, durch die es sein Anrecht auf nationale Gegenwart und Zukunft unwiderleglich beglaubigt. Die bei den Tschechen beliebte und von den Fernerstehenden oft gläubig hingenommenen Vergleichungen der Prager Verhältnisse mit jenen von Budapest, Lemberg und anderen Städten, die gleichfalls ihr befruchtendes Kulturelement zuerst von den Deutschen empfangen, das Deutschtum aber später in sich aufgesogen oder zur Stellung einer Fremdenkolonie herabgedrückt haben, sind hinfällig für jeden Beobachter, der die Thatsachen unbefangen ins Auge faßt. Das Deutschtum Prags hat auch heute in keinem Zuge das Wesen einer Kolonie, die aus einem großen fremdartigen Ganzen die materielle und geistige Lebensnahrung zieht, sondern behauptet sich innerhalb der slavisch geleiteten Stadt trotz der Unbilligkeit, die dem steuerkräftigsten Teil der Bevölkerung jeden Einfluß auf die Gemeindeverwaltung entzieht, im lebendigen Zuge geschichtlicher Ueberlieferung als ein starkes Gemeinwesen, das alle wirtschaftlichen und moralischen Bedingungen eines reichen Kulturlebens aus eigener Kraft herbeischafft. Was auf tschechischer Seite durch achtbare volkstümliche Anstrengung, aber auch von Staat, Land und Stadt begünstigt, neu entstanden ist, soll gewiß nicht verkleinert werden; aber es stellt sich im allerbesten Falle nur neben das alte deutsche Vorbild und kann es keineswegs in den Schatten stellen, in vielen wesentlichen Beziehungen reicht es an das unbestrittene Kulturmuster nicht heran, weil die geschichtlichen Bedingungen dafür fehlen. In den äußerlichen Beziehungen, in den Formen des Wirkens ist ein in seiner Art wohl einziger Parallelismus entstanden. Prag ist ein Unikum, als die Stadt zweier Universitäten, zweier technischer Hochschulen und zweier großer Opern, die beispielsweise gleichzeitig zwei „Lohengrin"-Aufführungen veranstalten.

Dieselbe Tapferkeit, die das deutsche Theater auf der Höhe erhalten hat, bestreitet neben dem reichgegliederten deutschen Schulwesen, das unter staatlicher und kommunaler Leitung steht, dessen Kosten aber durch die Steuerleistung der deutschen Prager nicht nur gedeckt, sondern bezüglich der kommunalen Schulen nachweisbar überboten werden, aus freiwilligen Beiträgen und privaten Fonds eine Fülle von Unterrichtsbedürfnissen, die dem Charakter eines großen Gemeinwesens entspricht. Der Verein für eine höhere deutsche Töchterschule hat ein blühendes Lyceum ins Leben gerufen, dem sich in jüngster Zeit ein deutsches Mädchengymnasium angegliedert hat. Kraft einer Vereinbarung mit dem großen „Deutschen Schulverein" erhalten die Prager Ortsgruppen und deren Helfer, die eine besondere Vereinigung bilden, aus eigenen Mitteln deutsche Volksschulen im Stadtbezirke Bubna-Holleschowitz und im Vororte Wrschowitz. Außerdem sorgt ein deutscher Schulpfennigverein für Kindergärten und ein deutscher pädagogischer Verein für die geistige Förderung der deutschen Lehrerschaft. So tritt auf allen Gebieten die deutsche Association hilfreich ein, um für Verlorenes Ersatz zu schaffen, Erhaltenes zu behaupten und, wo die Quellen der öffentlichen Fonds sich den Deutschen verschließen, durch Selbstbesteuerung den Forderungen der Zeit gerecht zu werden.

Diese noch nicht genug gewürdigte vereinsbildende Kraft des Prager Deutschtums wurzelt in einer Reife und Festigkeit des nationalen Bewußtseins, wie sie sich schwerlich auf einem anderen Boden in so hohem Grade entwickelt hat. Wenn die üppige Entfaltung des Vereinslebens an anderen Orten oft, über das Notwendige und Nützliche hinausgreifend, dem Spieltriebe der Erwachsenen dient, so hat hier die harte Schule des öffentlichen Lebens und die Fülle schmerzlicher Erfahrungen einerseits einen Ernst gezeitigt, der auf das Wesentliche gerichtet ist, anderseits eine nationale Solidarität herbeigeführt, die in der gegenseitigen Förderung der Vereine, im Ineinandergreifen ihrer Bestrebungen und in der Bereitwilligkeit der Deutschen, den verschiedenartigsten Vereinen zugleich zu dienen, ihren ganz ungewöhnlichen praktischen Ausdruck findet.

Prag besitzt — von kleinen Verbindungen zu freundschaftlichen und geselligen Zwecken abgesehen — an 80 deutsche Vereine, die zum weitaus größten Teil eine ernste nationale Aufgabe erfüllen. Der bedeutendste und wichtigste ist das „Deutsche Kasino", das im Zusammenhang mit der Entstehung einer bewußten nationalen Partei im Jahre 1861 begründet und im Oktober 1862 eröffnet wurde. Damals fand es sein Heim in einem bescheidenen Restaurant auf dem Roßmarkt und zählte etwa 400 Mitglieder, heute besitzt es einen Palast mit prächtigem Garten auf dem Graben, in der vornehmsten Straße der Stadt, hat eine Mitgliedschaft, die nach Tausenden zählt, und Mittel, die ihm gestatten, an die Neuerrichtung eines den Fortschritten der Zeit entsprechenden Klubhauses auf seinem Grund und Boden zu denken. Unter der Leitung Schmeykals, der von der Eröffnung bis an seinen Tod (1894) heran an der Spitze des Kasinos stand, hat dieses die große Entwickelung genommen, und das Testament eines seiner treuesten Verwalter, des trefflichen Dr. Hancke dem Verein die Mittel weiterer Entfaltung gesichert. Das Kasino bildete den Grundstock aller nationalen Vereinigungen, ist die gastliche Stätte für jede nationale Zusammenkunft der Deutschen, auch für die Vertrauensmännerversammlungen von ganz Deutsch-Böhmen — es gestaltete sich so recht zu einem deutschen Rathaus und ist zugleich die Stätte edlen Vergnügens, schöner Geselligkeit, nationaler Feste und unzähliger geistiger Anregungen. Hier werden die meisten Vorträge abgehalten, hier findet alljährlich das deutsche Frühlingsfest statt, das durch künstlerische und heitere Veranstaltungen aller Art belebt, dem Fonds des deutschen Schulvereins immer wieder große Beiträge zuführt, hier hat eine Anzahl der wichtigsten deutschen Körperschaften ihr sicheres und behagliches Heim gefunden. Das gesellschaftliche Leben, das sich im Sommer allabendlich unter den alten Bäumen des lichtdurchströmten, reich geschmückten Gartens entfaltet, gehört zu den interessanten Besonderheiten des Prager Bodens und wäre allein geeignet, für die großstädtische Entfaltung des nationaldeutschen Lebens in Prag Zeugnis abzulegen.

Im innigsten Zusammenhange mit diesem Centralverein wirkt eine große Reihe von Körperschaften, die den verschie-

denen Aufgaben des nationalen Lebens gerecht werden. Der zu Beginn des Jahres 1871 gelegentlich der Grillparzerfeier begründete Verein deutscher Künstler und Schriftsteller: „Concordia" faßte, nachdem ähnliche Versuche in den Vierziger und Fünfzigerjahren gescheitert waren, zum erstenmal die litterarischen und künstlerischen Kräfte zu wirksamer und dauernder Bethätigung im Sinne der Selbsthilfe sowie der gegenseitigen und nach außen wirkenden Anregung zusammen. Von diesem Centralverein, der in der Unterstützung bedrängter Standesgenossen Bedeutendes leistet, das Vortragswesen in Prag eingebürgert und in den letzten 30 Jahren eine Fülle geistiger Anregung geboten hat, und der noch heute in voller Blüte steht, haben sich „Der Verein deutscher Journalisten in Böhmen", der eine Pensionskasse begründete, und der „Verein deutscher bildender Künstler", der Ausstellungen in Prag und im ganzen Lande veranstaltet, abgegliedert, um den reichen Aufgaben der Sondergebiete um so wirksamer gerecht zu werden. Auf musikalischem Gebiet ragen „Der deutsche Männergesangsverein", der Verein „Tauwitz" und der „Kammermusikverein", dessen Konzerte musikalische Ereignisse von Prag sind, hervor. Auf allen diesen Kunstgebieten sind die ersten Anregungen zu dauernden Leistungen von Deutschen ausgegangen. Deutsch war ursprünglich die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, die eine ständige Gemäldegalerie schuf, und die das musikalische Konservatorium ins Leben rief, und der mit dieser Gesellschaft zusammenhängende „Kunstverein für Böhmen", der seit mehr als 60 Jahren die großen Jahresausstellungen veranstaltet. Allgemach gerieten diese Körperschaften auf dem schon gekennzeichneten Wege in die Hände tschechisch gesinnter Männer, wozu namentlich der feudale Teil der Aristokratie ein Wesentliches beigetragen hat. Deutsche Arbeit hat noch immer ihren lebendigen Anteil an den meisten Veranstaltungen dieser alten und reichen Körperschaften; der Deutsche Adalbert Ritter von Lanna, der bedeutendste und kunstverständigste Sammler von Böhmen, dessen Heim selbst ein unschätzbares Museum bildet, ist noch heute eifrigster Förderer aller musealen Bestrebungen auf dem alten Boden. Aber der deutsche Charakter dieser Veranstaltungen ist leider nicht zu

halten, und so haben sich auch hier neue Vereine gebildet, die das Recht der deutschen Kunst in Böhmen zur Geltung zu bringen versuchen. Unter den deutschen Vereinigungen künstlerischer Natur darf die „Schlaraffia" nicht vergessen werden, die im Beginn der Sechzigerjahre von dem Theaterdirektor Thomé begründet wurde, um in originellen, launigen Formen Humor, Gemütlichkeit und künstlerische Anregung zu pflegen, die im Stillen bedeutende Aufgaben der Humanität erfüllt und „in deren Reich die Sonne nicht untergeht", da sich nicht nur in vielen deutschen Städten und Kolonien Europas, sondern auch in Amerika nach den Satzungen des Stammvereins Schlaraffien gebildet haben, die sich in Treue und Verehrung zu der „Allmutter Praga", die sich vor einigen Jahren ein prächtiges Haus erbaute, bekennen.

Es ist nicht möglich, das ganze Bild des reich verzweigten deutschen Vereinslebens von Prag hier aufzurollen. Das Bewußtsein, daß Selbsthilfe und Zusammenhalt not thut, um allen Bedürfnissen eines größeren Gemeinwesens gerecht zu werden, hat starke Impulse nach allen Seiten hin gegeben und selbst in den Tagen der nationalpolitischen Bedrängnis und des tschechischen Aufschwungs den Deutschen den Vorrang der geistigen Initiative auf vielen Kulturgebieten gewahrt. Der unmittelbaren Beteiligung am öffentlichen Leben sind der politische „Deutsche Verein", der unter der Leitung Schmeykals und Forchheimers ernste nationale Arbeit verrichtete, und der im letzten Jahrzehnt entstandene „Deutsche Verein für städtische Angelegenheiten" gewidmet. Der letztere hat den Doppelzweck, den Einfluß der Deutschen auf das kommunale Leben wieder zu gewinnen und die Verbesserung der städtischen Verhältnisse anzuregen. Und schon während seines kurzen Bestandes hat er sich das Verdienst erworben, viele hygienische Uebelstände ans Licht gezogen und die lange vernachlässigte Frage des Armenwesens in ein neues Stadium der Entwickelung gebracht zu haben. Auf einer alten rühmlichen Tradition fußt der im Jahre 1862 begründete „Deutsche Turnverein", der nicht nur für Pflege der körperlichen Kraft, sondern auch für die Erhaltung wehrhafter deutscher Gesinnung sorgt und der unter der Leitung von trefflichen Männern derart erstarkte,

daß er sich zu Beginn der Achtzigerjahre ein schönes selbstständiges Heim errichten konnte. Der in den Siebzigerjahren gegründete „Deutsche Frauenerwerbsverein", um dessen Entstehung der unvergessene Nationalökonom und Poet Professor Dr. Karl Thomas Richter sich die größten Verdienste erwarb, gab auf böhmischem Boden zuerst den Anstoß zu einer Bewegung für die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frauen. Ein jüngerer deutscher Verein „Frauenfortschritt" sorgt für die lebhafte geistige Bethätigung in weiblichen Kreisen, und zu den schönsten Schöpfungen der mütterlichen Frauenmilde und -Güte zählt der „Verein für deutsche Ferienkolonien", der zuerst einen aus dem Herzen kommenden Gedanken humaner Fürsorge für die Jugend verwirklichte.

Mit alle dem sind nur Formen angedeutet und Umrisse gezogen. Das Wesentliche ist der reiche Inhalt der Gefäße, das Leben, das sich in all diesen Körperschaften entfaltet. Es ist ein ernstes und reiches, wenn auch nicht prunkendes Leben, das mit ausgesprochenen großstädtischen Zügen die Besonderheit vereint, die verschiedenartigsten Kreise zu nationalen Unternehmungen zusammenzuschließen. Fernerstehende, die unbefangen in dieses Getriebe eintraten, haben oft ihre Ueberraschung über das in der Welt draußen zu wenig gewürdigte, wenn nicht gar völlig verkannte nationale Leben der Deutschen in Prag ausgesprochen. Moritz Jokai brach unter dem Eindrucke des Empfangs, den er als Dramatiker in Prag bei dem deutschen Publikum fand, in einer Dankrede in die bezeichnenden Worte aus: „Die Deutschen dieser Stadt stellen ihr Licht unter den Scheffel!" Das thun sie freilich nicht; denn man kann wohl sagen, daß manche nationale Anregungen in erwärmenden und anfeuernden Strahlen auf das ganze österreichische Gebiet hinauswirken; aber mit durchaus notwendiger positiver Arbeit beschäftigt, haben sie weder Zeit noch Neigung, nach außen zu prunken, und schicken keine werbenden Sendboten, die ihre Leistungen in das Licht des Fabelhaften setzen sollen, in die Ferne. Wer zu ihnen kommt, den wird das Deutschtum nicht nur im Worte, sondern auch in Errungenschaft, That und Charakter begrüßen. Aber auch für ein Spiegelbild des geistigen Lebens, das weithin erkennbar ist, wird durch eine so reicher Bethätigung entspre-

chende Presse gesorgt. Auch hier wird ein bedeutendes Erbe bewahrt und gut verwaltet. Die Richtung, die auf politischem Gebiete einst durch Männer wie Kuh und Klutschak, auf litterarischem und kunstkritischem durch Kräfte wie Bernhard Gutt, A. W. Ambros, Josef Bayer und S. Heller gewiesen wurde, bestimmt auch heute noch die überwiegend ernste und gediegene deutsche Presse Prags, die durch zwei weitverbreitete Tageblätter und viele andere publizistische Erscheinungen vertreten ist, und die namentlich durch die politisch führende „Bohemia" mit Beruf eine schwierige Aufgabe auf gefährdetem Boden erfüllt.

So wie ganz abnorme Verhältnisse zu den großen Verlusten führten, die das Deutschtum in Prag zu beklagen hat, so hat sich die Rettungs- und Erhaltungsarbeit, die einen Kern bewahrte und Ersatz für manches Verlorene bot, unter ganz eigentümlichen Bedingungen vollzogen. Es sind keine gewöhnlichen Kräfte, die da, durch die Not gespornt, sich so opferwillig bewährten, und es ist keine gewöhnliche Verteilung der Leistungsfähigkeit, die in einer Gemeinschaft von ungefähr 50 000 Menschen so Merkwürdiges bewirkte. Das wurde nur dadurch möglich, daß der heftige Ansturm gegen das Deutschtum auf den Höhen des wirtschaftlichen und geistigen Lebens keine Verheerungen anrichten konnte, daß sich ein wohlhabendes und intelligentes Bürgertum in allen Kämpfen und Wechselfällen auf deutscher Seite behauptete. Die Steuerleistung der Deutschen Prags beträgt nach der Berechnung eines Fachmannes noch immer etwa die Hälfte aller Abgaben, und das wirft ein Licht auf die Leistungen im Großgewerbe und im Handel. Im Zusammenhange damit erhalten sich geistige Institutionen, die denen in großen deutschen Städten ebenbürtig sind und den heranwachsenden Geschlechtern den Zug einer höheren Bildung und Anregung vermitteln. Opferwilligkeit und Wetteifer haben diese Kräfte derart angespannt und erhöht, daß der deutsche Boden Prags, so sehr er materiell auch eingeschränkt sein mag, die große nationale Empfänglichkeit und Ergiebigkeit nicht verloren hat. Als vor einigen Jahren unter dem Eindruck schlimmer Gewaltthätigkeiten gegen die deutsche Studentenschaft in deutschen Kreisen der Gedanke auftauchte, die Universität von Prag nach

einer rein deutschen Stadt Böhmens zu verlegen und so aus freien Stücken eines der traurigsten Ereignisse der Hussitenzeit zu erneuern, sprach sich der treue Schutzwart des deutschböhmischen Hochschulwesens, Professor Knoll, in ebenso besonnener wie warmherziger Weise dagegen aus, indem er hervorhob, daß dadurch nicht nur unzählige „Imponderabilien", geschichtliche Privilegien und starke Ueberlieferungen, sondern auch unersetzliche greifbare Güter der Hochschule verloren gingen. Und ähnlich verhält es sich mit jeder anderen Anregung, irgend ein Prager Gebiet des Deutschtums als unhaltbar oder belanglos preiszugeben. Jede Kapitulation dieser Art würde einen unersetzlichen Verlust für ganz Deutschböhmen bedeuten. Was sich da im Laufe von Jahrhunderten trotz aller Hemmungen und Vergewaltigungen an geistigen und wirtschaftlichen Institutionen und an verfeinerter Kultur entwickelt hat, ist für Deutschböhmen nicht zu entbehren und in absehbarer Zeit nicht zu ersetzen. Ein politisches Primat nimmt das deutsche Prag schon lange nicht in Anspruch, aber kraft seiner centralen Lage wird ihm immer ein gewichtiger Teil des Geschäftsträgertums in allen nationalen Angelegenheiten Deutschböhmens zufallen, wird es immer einen natürlichen Sammelpunkt für die Vertrauensmänner der Deutschböhmen bilden und mitberufen sein, an der Stelle, wo wohl noch auf lange hinaus die höchsten staatlichen und autonomen Verwaltungsbehörden des Landes ihren Sitz haben, das deutsche Interesse des ganzen Landes zähe und wirksam zu vertreten. In seinen intellektuellen Leistungen noch immer dazu angethan, die geistig aufstrebenden Kräfte zu heben, ist das deutsche Prag zugleich ein wichtiger Vorposten im Kampfe um den berechtigten Einfluß im ganzen Lande, und es wird immerdar seiner Pflicht eingedenk bleiben, ein großes Erbe deutscher Kultur zu wahren und im Goetheschen Sinne immer neu zu erwerben, um es zu besitzen.

Kulturbilder und litterar-historische Schriften.

Alexis, Willibald. Erinnerungen. Herausgegeben von Dr. Max Ewert. Gr. 8°. Geh. Mk. 6.—, in Leinwandband geb. Mk. 7.—, in Halbfranz geb. Mk. 8.—.

Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von R. Baumbach, Felix Dahn, G. Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit 19 Jugendbildn. der Dichter. Gr. 8°. 19 Bog. eleganter Ausstattung. Geh. Mk. 6.—, höchst eleg. geb. Mk. 7.50.

Franzos, Karl Emil. Die Juden von Barnow. Geschichten. Sechste Aufl. Gr. 8°. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Inhalt: Der Shylock von Barnow. — Nach dem höheren Gesetz. — Zwei Retter. — Der wilde Starost und die schöne Jütta. — Das „Kind der Sühne". — Esterka Regina. — „Baron Schmule." — Das Christusbild. — Ohne Inschrift.

Franzos, Karl Emil. Moschko von Parma. Erzählung. Dritte Aufl. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Franzos, Karl Emil. Judith Trachtenberg. Erzählung. Vierte Aufl. Gr. 8°. Geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 5.—.

Franzos, Karl Emil. Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. Erzählung. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Franzos, Karl Emil. Tragische Novellen. Zweite Aufl. Gr. 8°. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Inhalt: Melpomene. — Der „Stumme".

Franzos, Karl Emil. Heine's Geburtstag. Geh. 75 Pfg.

Franzos, Karl Emil. Conrad Ferdinand Meyer. Geh. Mk. 1.—.

Franzos, Karl Emil. Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Vierte umgearbeitete Auflage. (A. u. d. Titel: Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa. I. und II. Band.) Gr. 8°. Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

Inhalt: Einleitung. I. Aus Galizien. Der Aufstand von Wolowce. — Der Richter von Biala. — Wladislaw und Wladislawa. — Schiller in Barnow. — Jüdische Polen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei. — II. Aus Süd-Rußland: Im Hafen von Odessa. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Nikolaj Pawlow. — III. Aus Rumänien: Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Tote Seelen. — IV. Die k. k. Reaktion in Halb-Asien: Kossuthjagden. — Allerlei Hochverräter. — Der lateinische Kanonier. — V. Aus der Bukowina: Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Kulturfest. — Die Leute vom wahren Glauben.

Franzos, Karl Emil. Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. Zwei Bände. Zweite gänzl. umgearb. und vermehrte Aufl. (A. u. d. Titel: Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa. III. und IV. Band.) Gr. 8°. Geh. Mk. **10.**—, geb. Mk. **12.60.**

Inhalt: Zur zweiten Auflage. — Markttag in Barnow. — Die Gezwungenen. — Mein Onkel Bernhard. — Martin der Rubel. — Die Litteratur der Kleinrussen. — Das Volkslied der Kleinrussen. — Taras Szewczenko. — Thodika. — Rumänische Sprüchwörter. — Aus Pest's Verbrecherhöhlen. — Der Ahnherr des Messias. — Die Kulturentwicklung in Halb-Asien.

Franzos, Karl Emil. Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. Zweite, gänzlich umgearb. Aufl. Zwei Bände. (A. u. d. Titel: Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa. V. und VI. Band.) Gr. 8°. Geh. Mk. **6.**—, geb. Mk. **7.**—.

Inhalt: Vorwort. — Der deutsche Teufel. — Volks- und Schwurgerichte im Osten. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Der Galilei von Barnow. — Der Fehlermacher. — Ein Zündhölzchen. — Nathan der Blaubart. — Im „Cheder". — Wunderkinder des Ghetto. — Namensstudien. — Abraham Geiger. — Der Geistertöter. — Eine Unglückliche. — Lateinische Mädchen. — Frauenleben in Halb-Asien.

Grün-Frankl. Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und L. A. Frankl. (1845—1876.) Herausgegeben von Dr. Bruno von Frankl-Hochwart. Geh. Mk. **8.**—, in Halbfranzband Mk. **10.**—.

Inhalt: I. Vormärz und März (1845—1848). — II. Ueber Lenau, Hebbel, Halm und Heine (1850—1855). — III. Reisen. Persönliches (1856—1859). — IV. Auersperg als Politiker (1860—1865). — V. Nach Königgrätz (1866—1867). — VI. Das Schillerdenkmal (1868—1871). — VII. Letzte Jahre (1872—1876). — Register.

Scherzgeschichten von Josef Wilkomitzer.

Das unheimliche Gebiß und Anderes. Gr. 8°. Geh. Mk. **3.**—, geb. Mk. **4.**—.

Inhalt: Das unheimliche Gebiß. — Kratochwil, der Briefträger. — Das Herz war klüger. — Amandas Prophezeiung. — Schwedischer Punsch. — Ihr Hals und seine Hand. — Der Ahnherr. — Die Seifen-Madam. — Die Geschichte der Comtesse Gisa. — Die Hellseherin. — Romulus und Remus. — Am Strande. — Das Hochzeits-Carmen. — Der Ueberfall. — Die Geschichte des Namenspatrons. — In der Neujahrsnacht. — Raummangel.

Ins Blaue hinein! Gr. 8°. Geh. Mk. **2.50,** geb. Mk. **3.50.**

Inhalt: Das Geheimnis des Schutthaufens. — Der schöne Hugo. — Der Löwenbändiger. — In der Sturmnacht. — Ein Schauspiel für Götter.

Lauter Unica. Gr. 8°. Geh. Mk. **2.**—, geb. Mk. **3.**—.

Inhalt: Lauter Unica. — Der schwarze Fisch. — Gespenster auf vier Füßen. — Die „Benehmität" bei Tische. — Habakuk der Prophet. — Der Mann unterm Bett. — Der Papagei. — Nach dem Balle. — Wenn man bei offenem Fenster schläft. — „Nun sitzt er da mit das Talent . . ." — Schlaflose Nacht. — Goldene Herzen.

475346
Bachmann, Hermann (comp.)
Deutsche Arbeit in Böhmen.
HG
B1244d

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED